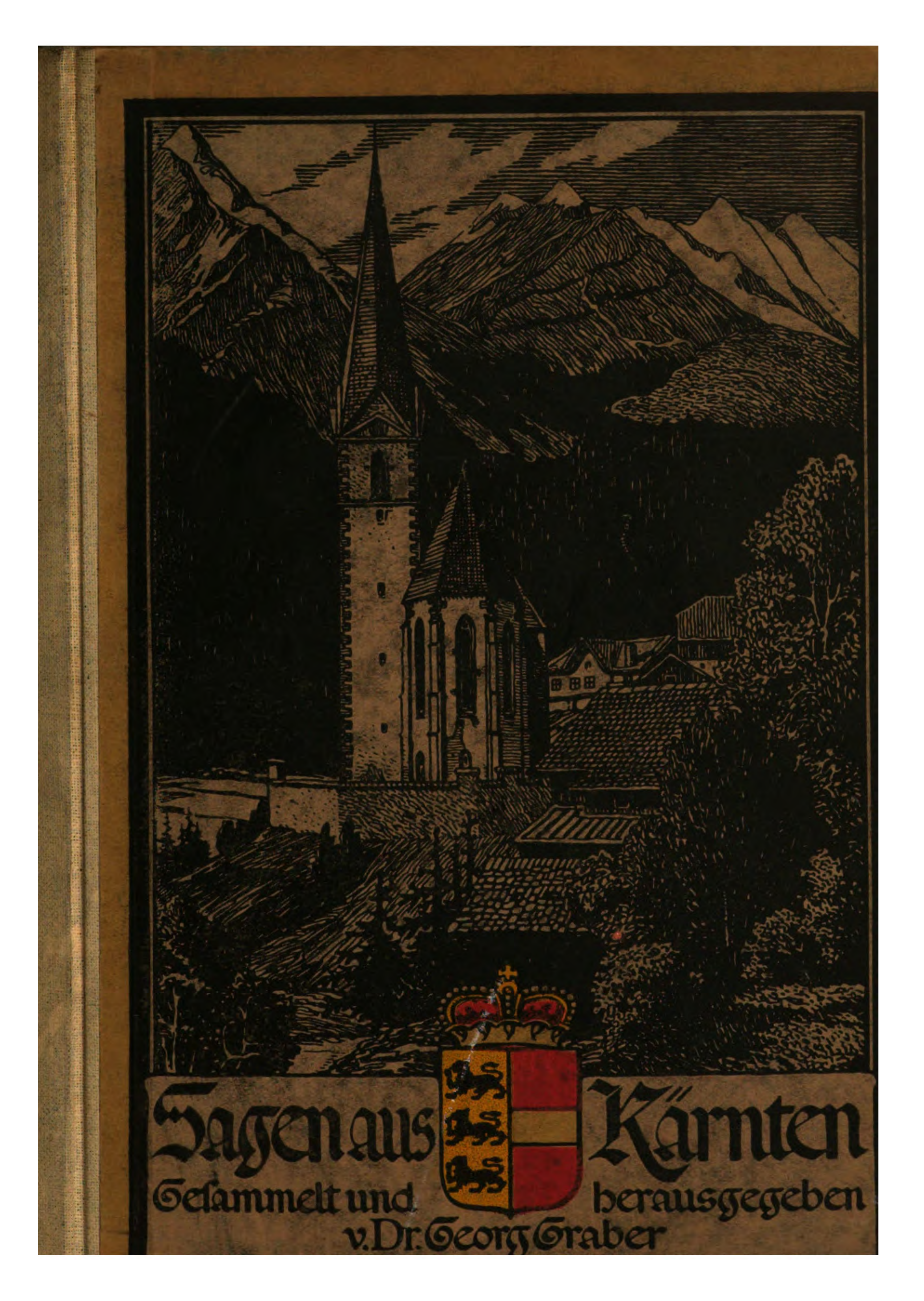
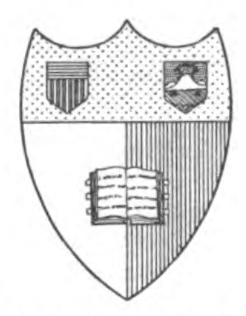
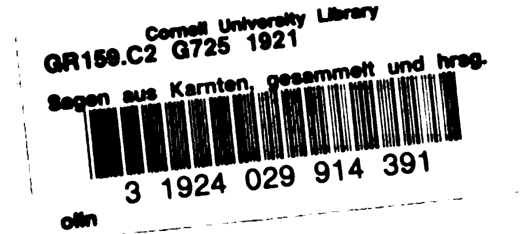

Sagen aus Kärnten
Gesammelt und herausgegeben
v. Dr. Georg Graber




Cornell University Library
GR159.C2 G725 1921
Sagen aus Karnten, gesammelt und hrsg.
3 1924 029 914 391
olin

Sagen

Sagen aus Kärnten

Gesammelt und herausgegeben von

Dr. Georg Graber

3. unveränderte Auflage



Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
1921

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Vorwort.

Seit Rappolds „Sagen aus Kärnten“ vergriffen sind, machte sich das Bedürfnis nach einer neuen Sammlung, die einen Überblick über den gesamten Sagenschatz des Kärntner Landes bietet, immer stärker geltend. Rappold schöpfte zwar nicht aus der lebenden Volksüberlieferung, doch gebührt ihm das Verdienst, die in älteren Druckschriften zerstreuten Sagen ausgehoben und zum erstenmal zu einer Sammlung vereinigt zu haben. Aber nur wer die unaufhörlich zeugende schöpferische Kraft des Volkes mißverkennt, vermöchte zu behaupten, daß mit seinem Buche der Born kärntischer Sagen erschöpft worden sei. Abgesehen davon, daß Rappold nicht alles brachte, was er vorfand, und seit 1887 viel Neues, meist in der Zeitschrift Carinthia des historischen Vereines zu Klagenfurt, aber auch anderwärts, veröffentlicht wurde, hat die sagenbildende Kraft des Volkes nur wenig nachgelassen. Auf dem alten Baume mythischen Denkens haben sich bis auf unsere Tage immer und immer wieder neue Triebe und Blüten angesetzt.

Es ist nämlich eine bedeutsame sagengeschichtliche Tatsache, daß die Sage mit der ihr eigenen Triebkraft ihre Keime fast unabhängig von den äußeren Verhältnissen zu entfalten pflegt. Will man also diese poetischen Äußerungen volkstümlichen Denkens und Empfindens nicht beiseite lassen, will man auch dem Landvolk von heute in die Seele schauen, so muß vor allem aufgezeichnet werden, was in der mündlichen Überlieferung Kärntens noch fortlebt. So habe ich denn seit mehreren Jahren, anfänglich mehr dem Zufall folgend, bald aber planmäßig forschend, die Quellen kärntischer Volksüberlieferung an Ort und Stelle aufgesucht und auch gesammelt, was andere mit rühriger Sorgfalt auf dem Heimatboden aufgelesen; und es ist immerhin erstaunlich zu sehen, über welche Fülle köstlichen Gutes das kleine Land verfügt, so daß von einem Schwinden der poetischen Fähigkeit unseres Volkes auch heute noch nicht zu reden ist.

Dies erklärt sich daraus, daß der Hauptgedanke einer Sage nicht so leicht verloren geht, wenn diese auch von der großen Menge nahezu vergessen sein sollte; nur noch von wenigen gekannt, wird sie nur mehr wenigen mitgeteilt, bis der rechte Anlaß sie wieder aus der Stille hervorholt. Dann erscheint sie in alter, und doch neuer Gestalt, an der die wesentlichen Umrisse gleich geblieben sind, nur daß die schöpferische Phantasie ihr ein neues Bunttüchlein umgehängt hat. „Es ist dieselbe Sage, derselbe Volksgedanke in immer anderer Gestalt, der so Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch ein periodisches Leben führt.“ (Wehrhan.)

Wohl fließen die Quellen heute in Kärnten wie überall spärlicher als einst, wohl ist manche versiegt und für uns verloren, wo man ihre köstliche Spende nicht zuletzt noch in rettende Schalen aufgefangen hat, wohl scheint im gegenwärtigen Geschlecht die Freude am Überlieferten geringer zu sein. Allein man täte unrecht, das Volk selbst dafür verantwortlich zu machen. Die Sage heischt vor allem Glauben, weil sie immer meint, ein wirkliches Geschehnis zu erzählen. Und weil dies so ist, droht ihr von der im Landvolk fortschreitenden Aufklärung die größte Gefahr. Wer an die

Sagengestalten nicht mehr glaubt, erzählt auch keine Sagen oder verachtet sie gar wohl als törichte Erfindungen. Die vorwiegend verstandesmäßige Bildung zerstört die Freude an dem Überlieferten. Und was der Sage noch verhängnisvoller ward als fortschreitende Bildung, als das Vordringen städtischer Lebensformen in ländliche Kreise, das ist der ungeheure wirtschaftliche Umschwung, welchen unser Bauer jetzt erlebt: Arbeiten, die einst zu beschaulichem Nachdenken anregten, werden heute schon vielfach von knarrenden und knatternden Maschinen besorgt; die trauliche Spinnstube oder die behaglichen Lichtabende, an denen sich die ganze Nachbarschaft zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenfand, wo die Lust zum Erzählen sich regte und durch gegenseitige Aussprache gefördert wurde, sind fast abgekommen. Die neue Zeit stellt neue Anforderungen an den Bauer, die Teuerung und Leutenot zwingt ihn zu einem billigeren, moderneren Betrieb der Wirtschaft.

In mancher Gegend haben die Fabriken die alte Lebensweise der Dorfbewohner zum Teil umgestaltet. Noch mehr aber der auch in Kärnten erfolgte Aufschwung des Verkehrswesens, das manche abgeschlossene Gegend mit der Außenwelt in Verbindung gesetzt hat. Vielleicht hätte auch die Schule durch stärkeres Betonen des heimatlich-bodenständigen Elementes im Unterrichte den Verfall der heimischen Überlieferung, wenn nicht verhindern, so doch aufhalten können.

Was von der einstigen Überfülle von kärntischen Sagen gerettet worden, stammt aus Kreisen, wo der Sinn für schlichtes Wesen noch nicht völlig abhanden gekommen ist, von den Kindern und Alten. „Die einen erzählen aus glücklicher Freude an den seltsamen, außergewöhnlichen Dingen, die anderen aus Wertschätzung und weil sie fürchten, alles bald zu verlieren.“ Bei dem Großteil des Volkes ist der Glaube an das Erbteil der Ahnen geschwunden, von den Städten auf das Land und von hier in die abgelegensten Winkel gewichen. Hier aber, unter den Leuten, die in harter Arbeit ums tägliche Brot ringen, ist manchmal ein rechter Mann zu finden, der zu guter Stunde einen spärlichen Bericht gibt, wie er ihn in jungen Jahren vom Vater oder Großvater empfangen hat, eine alte „Gästin“, ein Almer, Holzknecht oder Auszügler, der mit dem Ausspinnen alter Mären sein lang entflohenes Kinderglück bannt und sich ganz dem Augenblicke hingibt, wo der zarte, verjährte Sonnenschein der Sage flüchtig durch seinen grauen Alltag huscht.

Wer je mit Leuten aus dem Volke verkehrt hat, weiß, wie schwierig es ist, in ihr Seelenleben, ihr Denken und Dichten einzudringen, wie verschlossen und zurückhaltend sie sich Ortsfremden gegenüber benehmen. Wenn es dennoch gelang, eine verhältnismäßig große Anzahl heimischer Sagen aufzubringen, so ist ein Teil dieses Erfolges meinen Schülern und Schülerinnen zuzuschreiben. Mit jugendlichem Eifer und inniger Freude an dem Schönen, das oft verkannt und wenig geschätzt abseits des Weges liegen bleibt, schaffte so mancher von ihnen aus der Umgebung seiner Heimat Sagen herbei oder gab Fingerzeige, wo mit der Nachforschung einzusetzen sei. Einige besonders verdienstliche Sammler, die Herren Josef Moser, Lehrer in Malta, und Oswald Moro, Lehrer in Zell, sowie die Fräulein Leopol-

dine Sternweiß und Marie Leist, dürfen nicht ungenannt bleiben. Ihnen allen, die zur Sammlung beigesteuert haben und denen dieses Buch zur Hand kommt, möchte es stillen Dank sagen und neue Lust zu weiterer Sammelarbeit auf dem Gebiete kärntischer Volksüberlieferung erregen. Dank gebührt ferner Herrn Prof. Dr. Albert Matschnigg in Villach dafür, daß er mir eine Reihe von volkskundlichen Aufsätzen seiner Schüler freundlich überlassen hat; und nicht zuletzt allen Einsendern, deren Namen hier nicht Platz finden. Für die letzte Fassung sämtlicher Sagen ist jedoch der Herausgeber allein verantwortlich.

Obgleich ich von dem Plane ausging, nur solche Sagen zu veröffentlichen, die noch nirgends abgedruckt sind, findet der Leser hier eine Sammlung, die auf größtmögliche Mannigfaltigkeit Anspruch erhebt; bei einer beschränkten Auswahl aus dem Vorhandenen hätte der Leser doch immer wieder das Bedürfnis nach weiteren Quellen empfunden, und es war mit Recht zu befürchten, daß mancher Sagenfreund in einer solchen vielleicht gerade die gangbarsten und bekanntesten Stücke am schwersten vermißt hätte. Freilich konnte auch so nicht alles gebracht werden, und viel muß noch zurückstehen.

Da die Sage zu den geistigen Äußerungen gehört, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bedingt sind, und anderseits die Berührung der beiden Volksstämme, welche auf kärntischem Boden wohnen, soweit es sich zurückverfolgen läßt, seit jeher die engste war, entspricht es den historischen Verhältnissen, wenn die Sammlung die deutsche wie die slawische Überlieferung des Landes in gleicher Weise berücksichtigt. Was den Anteil betrifft, den die Slowenen Kärntens an seinem Sagengute besitzen, so steht fest, daß sie wie in anderen kulturellen Belangen auch in ihrem Sagenschatz viel reindeutsches Gut bewahrt haben. Am offenkundigsten tritt dies hervor bei den Žalk žane, beim Schimmelreiter, Škrat und Škopnjak, der Truta mora, der Pechtra baba, den Movje, Billeweiß und Pslainar, den slowenischen Sagen vom schlafenden Kaiser im Berge und in vielem anderen. Sowie sich der deutsch-kärntische mit dem Sagenbestande des gesamtdeutschen Sprachgebietes enge berührt, so innig ist die Verwandtschaft zwischen dem geistigen Besitzstande der zwei kärntischen Siedelungsvölker. Bei dem starken Einfluß, den der Deutsche seit jeher auf seinen slawischen Nachbar geübt hat, kann nur auf Grund sorgfältiger Einzeluntersuchungen festgestellt werden, was rein slawischer Herkunft und was aus dem gemeinsamen deutschen Untergrund entsprossen ist.

Eine besondere Ableitung und Entwicklung der kärntischen Sage aus dem Leben, den Schicksalen und Sitten des Kärntner Volkes wäre jedoch schon darum bedenklich, weil die Sage selbst vielfach älter ist als die geschichtlichen Zustände, aus denen wir sie zu erklären vermögen, so daß diese ebensowohl aus ihr beleuchtet werden können.

Die überall angestrebte Mannigfaltigkeit bringt ferner mit sich, daß Sagen aufgenommen wurden, die an andere schwächer oder stärker anklingen, daß neben episch breit ausgeführten Stücken skizzenhaft dürftige Angaben und Bruchstücke stehen, je nachdem eben der Erzähler gestimmt war und die

Quelle voll ausströmte oder nur mehr in einem versiegenden Äderchen rieselte. Aus eben diesem Grunde glaubte ich, die Kirchengründungssagen und Legenden mit lokalem Charakter nicht ausschließen zu dürfen.

Für die Auswahl der neuen Stücke war in erster Linie das Merkmal der Echtheit, der Volkstümlichkeit in Form und Inhalt maßgebend. Der Ton volkstümlicher Erzählung wird nach Möglichkeit festgehalten, die Sage, wie sie im Volksmunde lebt, soll zu Worte kommen, ohne sentimentale oder romantische Zutaten, wie sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts Mode waren. Dieser Grundsatz der Wahrhaftigkeit erstreckt sich sogar auf die wenigen Stücke, welche bereits literarisch festgelegt und anderwärts veröffentlicht waren. Diese galt es in die schlichte Ausdrucksweise der Volkssage zurückzubringen, ihren Inhalt und ihre Form nach der lebenden Volksüberlieferung teils zu ergänzen, teils zu berichtigen. Nicht selten wird daher der Leser, der meine Fassung mit ihrer gedruckten Quelle vergleicht, starke Abweichungen finden. Derselbe Grundsatz erforderte die Ausschließung aller Gedichte, welche Sagenstoffe behandeln, und deren die ältere literarische Produktion Kärntens genug aufweist. Solche Gedichte bedeuten neben den ungekünstelten Volkssagen nur „eine Trübung trefflicher, einfacher Poesie, die keines Behelfes bedarf". (Grimm.) Daher wurde entweder unmittelbar auf die älteren Quellen oder — wie in dem weitaus überwiegenden Teile — auf die lebendige Überlieferung zurückgegriffen. Von rund 700 Stück, die in mehr als 600 Nummern enthalten sind, stammt, wie der Quellennachweis zeigt, etwa ein Siebentel aus der älteren Literatur, alles andere beruht auf eigener Sammlung.

Daß es bei den einzelnen Stücken auf Namen, Stand und Herkunft des Erzählers nicht so sehr ankommt, kann trotz der Forderung mancher Herausgeber ohne weiteres behauptet werden. Auch die Frage nach Dichtern und Verfassern ist auf die Sagenpoesie nicht anwendbar. Was Uhland von der Heldensage behauptet, gilt im selben Maße von der Volkssage: Das allmähliche Wachstum dieser Poesie in mündlicher Überlieferung läßt den Anteil des einzelnen nicht unterscheiden, und sie erscheint als Erzeugnis des gemeinsamen Volksgeistes. Die Form ihrer jeweiligen Fassung entstammt ganz dem Zufall. Es gibt keinen einheitlichen Sagenstil. Da ferner der erste Ursprung des Sageninhaltes niemals zu erreichen und jede zugängliche Behandlung desselben auf ein Früheres, Gegebenes hinweist, kommt auch die Technik der älteren oder jüngeren Fassung für die Sagenkunde nicht in Betracht. Die Sage selbst ist ein Schwebendes, Fließendes, das wir, von jeder beengenden Form abgelöst, in seinem freien Elemente verfolgen müssen. (Zur Geschichte der Dichtung und Sage B. 7, S. 674.) Wohl aber weist sie gewisse Stilgesetze auf und hält diese, weil das Volk zur assoziativen Denkweise neigt, immer streng ein. (Axel Olrik, Epische Gesetze. Zeitschr. f. deutsch. Altertum 51, 1.)

In den Überschriften gelangt meist der hervorstechendste Zug aus dem Inhalt der einzelnen Sagen zum Ausdruck. Besondere Ortsangaben findet man nicht am Schluß vermerkt, sondern es wird meist am Anfang genau und gewissenhaft angegeben, wo sich die Erzählung abspielt. Ein besonderes Ortsregister enthält alle in dem Buche vorkommenden geographischen Eigen-

namen, und dies dürfte seine Brauchbarkeit wesentlich erhöhen. Endlich behandelt ein eigenes Kapitel die wichtigsten Probleme der Sagenforschung an der Hand des vorliegenden Stoffes, mit besonderer Rücksicht auf die kärntische Geschichte, und bringt die nötigsten Literaturangaben, so daß es jedem möglich gemacht wird, eigene Streifzüge in das Land der Sagen zu unternehmen.

Was inhaltlich zusammengehört, wurde — soweit überhaupt möglich — zusammengestellt. Mit Rücksicht auf diese Anordnung, die am klarsten im Inhaltsverzeichnisse zum Ausdruck kommt und die dem Forscher wie dem Laien eine bequeme Übersicht bietet, wurde von einem Sachregister abgesehen. Freilich kann die Einteilung der Natur der Sage nach keine feste genannt werden. Denn oft verschwimmen die Sagenzüge ineinander, und die Entscheidung über ihre Zugehörigkeit ist nicht selten schwierig. Im allgemeinen gab das stärkste Motiv für die Zuweisung einer Sage den Ausschlag. Aber manche, die sogenannten „Mischsagen", welche verschiedene Züge in sich vereinigen, hätte man, um sie sachlich richtig einzuordnen, in mehreren Gruppen wiederholen müssen. Schwierigkeit bereitet ferner die Scheidung solcher Stücke, worin sich mehrere Motive kreuzen. Bei der Anordnung der Sagengruppen wurde alles vermieden, was an ein bestimmtes mythologisches System erinnern könnte. Daher beginne ich nicht, wie vielfach üblich, mit den primitiven Gebilden des Seelenglaubens, sondern mit den Naturdämonen, (die jenen an Alter wahrscheinlich nicht nachstehen), und suche von hier aus die sich von selbst ergebenden Übergänge zu den anderen Gruppen zu gewinnen.

Berechnet ist das Buch zunächst für das Land Kärnten. Wenn die Sagen, in denen ein gut Teil kärntischer Lebensauffassung liegt, den Weg wieder zurückfänden ins Volk, wo sie ungezählte Geschlechter hindurch zur Ergötzung und Erbauung der Menschen, zur Erklärung der sie umgebenden Dinge gepflegt wurden; wenn die Sammlung im Lande selbst zu erhöhter, umfassender Sammeltätigkeit und zur Freude am eigenen Volke anregte: so hätte sie ihre schönste Aufgabe erfüllt. Jede, auch die kleinste Einsendung, nimmt der Herausgeber mit Dank entgegen. Die lückenlose Zusammenstellung aller noch lebenden Volksüberlieferung würde erst ein richtiges Bild geben von den wirtschaftlichen, psychischen und historischen Voraussetzungen des gegenwärtigen Volkslebens; denn das Neue ringt sich aus dem Alten, und Vertrauen auf die Zukunft schöpfen wir aus der Vergangenheit.

Das Buch möchte aber auch weiteren und weitesten Kreisen des deutschen Volkes einen Begriff von der Schönheit und Eigenart des Kärntnerlandes, von der Reichhaltigkeit seiner Sagenwelt gewähren, in der mehr noch als in Lied und Brauch das innerste Wesen des hier seit länger als einem Jahrtausend ansässigen Volksschlages Ausdruck findet. Was uns Kärntner mit tausend Fäden an die Heimat bindet und uns in dem großen Gefüge des Vaterlandes unser fest ausgeprägtes, beharrliches Wesen verleiht, das spiegelt hell und klar die Heimatsage wieder.

Leipzig, im Februar 1914.

Inhalt.

VIII. Schlafende Helden. Totenseelen im Berg.

IX. Schätze und Schatzgeister.

X. Schlangen. Verwunschene Seelen.

XI. Wandelnde Seelen. Die Toten.

XII. Heilige Zeiten und Bräuche in der Sage. Zauberer und Hexen.

Seite

XIII. Walische Mandel. Venediger.

XIV. Von großen Freveln und ihrer Strafe.

XV. Teufelssagen.

XVI. Kirchengründungssagen. Legenden.

XVII. Tiersagen.

XVIII. Geschichtssagen.

1. Türkensagen.

2. Franzosensagen.

Seite

3. Andere Geschichtssagen. Ortssagen.



Zur Einführung.

Das Volk selbst nennt seine einfachen, schmucklosen Erzählungen, die bei beschaulicher Beschäftigung, wie sie die ländliche Wirtschaft früher so häufig mit sich brachte, meist vor einem größeren Zuhörerkreise vorgetragen wurden, „Geschichten“. Sie haben keinen anderen Zweck, als für den Augenblick zu unterhalten und die innerhalb und außerhalb des Menschenlebens zu beobachtenden rätselhaften Vorgänge aus den Anschauungen zu erklären, „die im Volke umlaufen und auch auf jeden einzelnen Fall anwendbar sind“. Wenn nicht einmal das Volkslied mit seiner gebundenen Form vor Erweiterung oder Verstümmelung geschützt ist, so noch weniger die Volkssage in ihrer freien, von dem Augenblick geschaffenen Gestalt. Sie haftet auch nicht durchwegs an dem Ort ihrer Entstehung, sondern löst sich oft von dem Boden, aus dem sie erwachsen, los und flattert gleich Blütensamen über die Lande, um manchmal an weit entlegener Stelle wieder Wurzel zu fassen und aufzukeimen. Das ändert nichts an ihrem Wesen; wo sie sich ansetzt, nimmt sie die Farbe der Landschaft, die Eigenart des dortigen Menschenschlages an und erlangt Heimatberechtigung. Das sind die sog. **Wandersagen**[1]). Nur wenige Beispiele mögen dies zeigen.

Unsere Nummern 166—169 sind aufs engste verwandt mit einer weit verbreiteten Geschichte, die auf ein Original des 12. Jahrhunderts zurückgeht und auf dem Umwege über Frankreich zu uns gekommen ist. Sie behandeln das Motiv des im Traum geschauten Schatzes. Eine Brücke als Ort des regsten Menschenverkehrs war für die sagenhafte Begegnung am besten geeignet (Regensburg, Lübeck, Kempen, Prag[2])). — Die ergötzliche Geschichte von Petrus (Nr. 332), dem es unter den Maltaberger Holzknechten übel ergeht, nimmt einen ganz ähnlichen Verlauf wie eine elsässische Sage; und doch kann man ihr nicht absprechen, daß sie den Charakter des Landes, wo sie sich ansetzte, angenommen habe[3]). — Die Sage von dem kostbaren Goldring, der in die Flut geworfen, vor der Katastrophe wieder zum Vorschein kommt (539, 540), enthält das bekannte Motiv aus der Geschichte des Polykrates. In immer neuer Lokalisierung hat sie sich über das ganze Abendland verbreitet[4]). — An steil abfallende Felswände knüpft die Sage überall die gleiche Erzählung, daß ein kühner Reiter oder eine verfolgte Jungfrau (594—596) den tollkühnen Sprung in den Abgrund gewagt habe und wie durch ein Wunder heil davongekommen sei[5]). — Überwindung des Todes und Eingehen zum ewigen Leben sind die Motive der Sage vom Schmied am Rumpelbach (428, 429). Dieser Mythus, erwachsen aus dem Nachdenken über das Rätsel des Todes, schuf die Sage vom Schmied, der an seinem

---

[1]) Trefflichen Einblick in das Wesen, Werden und Wachsen der Sage und die ihr zugrunde liegenden Vorstellungen gewähren: F. Ranke, Die deutschen Volkssagen. (Deutsches Sagenbuch von F. v. d. Leyen, 4. Teil), München 1910. O. Böckel, Die deutsche Volkssage. Leipzig 1909. F. Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. München 1912. K. Wehrhan, Die Sage. Leipzig 1908. Eine reiche Bibliographie der deutschen Sagen und Märchen gibt John Meier, Grundr. d. germ. Philol. II[2], S. 1219—1258.

[2]) J. Bolte, Zur Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 19, S. 289.

[3]) W. Hertz, Deutsche Sagen im Elsaß. Stuttgart 1872, S. 39.

[4]) Grimm, D. Sagen, 239. A. Wünsche, Die Sage vom Ring des Polykrates in der Weltliteratur. Beil. z. Allg. Zeitung 1893, Nr. 179, 180, 185, 188.

[5]) Böckel, Anm. 581. Laistner, Nebelsagen, S. 109. Wehrhan, S. 37.

Lebensabend vom Tod oder Teufel geholt wird. Das bekannteste Seitenstück zu unserem bietet die Sage vom Schmied zu Jüterbog, bei R. Kühnau, Schles. Sagen II, Nr. 1318, sie kommt aber auch sonst häufig vor[6]). —

Wenn sich hier noch in der unbestimmten Ortsbezeichnung Rumpelbach die Abstammung der Sage von einem weitverbreiteten Märchen verrät, so fehlt bei einer Reihe anderer, deren Hauptmotiv von außen hergekommen ist, nicht die bestimmte Angabe. Es ist die alte Flutsage, an die sich örterweise das Motiv von dem durch die Flut getrennten Liebespaare angeschlossen hat. Ihr Kern ist etwa folgender: ein breites Wasser trennt zwei Liebende; allnächtlich schwimmt der Mann, von dem treuen Licht einer Lampe geleitet, zur Geliebten. Aber jäh endet das Glück, und in einer stürmischen Nacht ertrinkt der kühne Schwimmer. In den verschiedensten Sprachen und zu verschiedensten Zeiten wurde diese Geschichte erzählt[7]). Ihre klassische Prägung erhielt sie unstreitig in der Sage von Hero und Leander. Wie kaum ein anderer Stoff zeigt dieser die Schaffenslust und Gestaltungskraft der volkstümlichen Phantasie. In immer neuen Variationen verwandelt sie den Stoff und zieht neue Motive in den alten herüber. Durch Ansetzen an bestimmte Örtlichkeiten gewinnt die Volkssage Heimatrecht in verschiedenen Gegenden; in Kärnten allein an mehreren Stellen (561—564). — Eine der schönsten Wandersagen — um mit einem andern Beispiele zu schließen — ist die von der treuen Herrin auf Taggenbrunn (536). Es ist ein Preis der treuen Gattin, die als Harfnerin verkleidet, schweren Versuchungen widersteht und ihren Gemahl aus der Sklaverei des Sultans befreit. Schon ein Volkslied, das im 16. Jahrhundert viel gesungen wurde, behandelt dieses Thema. Die Sage hat sich an vielen Orten festgesetzt[8]).

So kann es nicht wundernehmen, daß selbst das freie Spiel der Phantasie, das Märchen, welches heimatlos über die Erde schwebt, bald da, bald dort auf seiner Wanderschaft innehält und vom festen Boden der Sage Besitz ergreift. — Es gibt in Nord- und Mitteleuropa eine Reihe kurzer Erzählungen, in denen ein harmloser Unhold (Riese, Kobold, Waldfrau, Teufel) von einem Menschen körperlich verletzt, geklemmt oder gebrannt wird, der sich „Selbst" oder so ähnlich nennt (Nr. 37). Das zugrundeliegende Märchenmotiv ist schon in der Polyphemepisode der Odyssee verwertet[9]). — Die Sagen von der Entstehung des Raiblersees (Nr. 359) und des Kraigersees (Nr. 45) wären ausgesprochene Märchen, wenn die genaue Beziehung auf eine Gegend fehlte; an ein Märchen aus 1001 Nacht erinnert Nr. 357.

Was nebst der örtlichen und zeitlichen Gebundenheit der Sage festeren Halt verleiht, ist der Glaube an die Wirklichkeit des Erzählten, den sie bei

---

[6]) J. G. Gräße, Der Sagenschatz des Kgr. Sachsen, S. 364. A. Kuhn, Märk. Sagen und Märchen, S. 88. Bechsteins Märchenbuch 1848, S. 44. Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 89ff. F. Panzer, Bayerische Sagen I, S. 94; vgl. Grimm Märchen, zu Nr. 82. R. Köhler, Kleinere Schriften I, S. 297, 303.

[7]) M. H. Jellinek, Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung. Berlin 1890.

[8]) Erk-Böhme, Liederhort I, 93. Grimm, D. Sagen, 537. J. W. Wolf, Hessische Sagen, 147.

[9]) W. Grimm, Die Sage von Polyphem. Berlin 1857. O. Hackman, Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung. Helsingfors 1904.

ihren Zuhörern voraussetzt. In alter Zeit glaubte man an den Inhalt der Sage überhaupt. Ganz besonders forderte die sog. **mythische Sage** (unsere Kapitel I—XII) unbedingten Glauben, um so mehr, als diese in vielen Fällen geradezu die Beispiele für die Wirklichkeit und Wahrheit des Volksglaubens zu erbringen hatte[10]). Seit W. Schwartz wissen wir, daß der Volksglaube und die übersinnlichen Vorstellungen in Sage und Märchen eine ältere, einfachere Art mythischer Dichtung darstellen, die in ihrer Wurzel Volksdichtung sind und in denen die älteste Schicht altgermanischen Glaubens und Kultes fortlebt. Aus dem Untergrunde des Volkstums entsprossen, saugen diese Sagen daraus stets neuen Saft und verjüngen sich. Obwohl sie die primitivsten religiösen Vorstellungen enthalten, gehen doch keineswegs alle mythischen Sagen in das Heidentum zurück; sondern die sagenbildende Phantasie schafft derartiges fortzeugend immer wieder aufs neue. Aus einem gewissen Grundbestand von Motiven entstehen fortwährend neue Sagen, aber nicht jede läßt ohne weiteres den Gedanken, in dem sie ihren Ursprung hat, erkennen.

Welchen **Wandlungen** die Sage im Volksmund ausgesetzt ist, zeigt die Geschichte von dem Riesenfräulein der Rödernwand (Nr. 60). Die Heidin läßt sich des „Flachses Qual", d. h. den Hergang bei der Bearbeitung des Flachses erzählen. Sie verschwindet nicht, wie unsere Sage erzählt, weil ihr das zu langwierig vorkommt, sondern, wie viele Parallelen zeigen, weil die Bäuerin das Gespräch bis zum Ablauf der Zeit, während welcher die Unholdin Macht über sie hat, hinzuziehen weiß[11]). — In den Bergen und in der Erde wohnen die Zwerge in ähnlichen Gemeinschaften wie der Mensch. Wenn nun aus Acker und Wiese feuchte Nebel aufsteigen, so ist das Rauch, der aus der Zwergenküche kommt. Kann man aus solchen Sagen noch den Naturvorgang, der zur mythischen Vorstellung führt, erkennen, so liegen beide schon ganz weit voneinander ab in der Geschichte von dem Zwerg, der aus des Bauers Pfeiflein mächtige Rauchwolken in die Luft (Nr. 30) oder über das Erzlager hin bläst (Nr. 43). — Wie grausam scheinen die Leute zu handeln, welche den armen Wechselbalg ins Wasser werfen (Nr. 54, 3), und wie herzlos die Saligenmutter, welche ihr eigenes Kind über die Brücke hinabstößt (Nr. 65). In der älteren Zeit jedoch scheint die Auffassung bestanden zu haben, daß die Geisterkinder gleich nach der Geburt dem Elemente, wo die Ihrigen hausen, übergeben werden müssen. — Der Alp, die Mahre oder Trude sind Quälgeister, welche auf Erfahrungen des Traumes zurückgehen. Sie setzen sich dem Schlafenden auf die Brust, drücken und würgen ihn, daß er schweißgebadet und matt erwacht. Oft entledigt sich der Träumende der beängstigenden Last des Alpdruckes durch einen heftigen Ruck, einen Aufschrei, der ihn aus dem Schlafe weckt und das Gespenst verscheucht. Daraus schließt die Sage, daß der Alp entflieht, sobald er mit Namen genannt wird, weshalb gefangene Alpweiber ihren Namen verhehlen. Denn der Name ist ein Teil seines Trägers und ver-

[10]) Über den Ursprung des mythischen Denkens, seine Formen und Gestalten in Sage und Kult Eugen Mogk, Germanische Mythologie. Straßburg 1907. In populärer Weise behandelt der Verf. das Thema im gleichnamigen Büchlein, Samml. Göschen. Leipzig 1906.

[11]) L. Laistner, Das Rätsel der Sphinx I, S. 8.

leiht Macht über diesen. Von hier aus versteht man, warum durch Nennung des Namens auch andere Unholde und Geister verscheucht werden: der Wechselbalg (Nr. 54), die Hexe (Nr. 310), der Teufel (Nr. 431); und schließlich erkennen wir dasselbe Motiv in den Geschichten, wo die Salige durch eine falsche Handbewegung oder Schelten verscheucht wird: (Nr. 65, 66, 72). Ebenso verschwinden die Wundergaben, der nie endende Flachsknäuel, sobald Vorwitz oder Ungeduld nach dem Woher der wunderbaren Erscheinung zu grübeln beginnt: (Nr. 61, 63, 73.) —

Vergrabene Schätze kommen zuzeiten an die Oberfläche und „blühen". Wer sie bannen will, daß sie nicht wieder in die Tiefe sinken, muß irgend etwas in die Flamme werfen, sein Messer oder einen Schuh, oder ein Tuch überbreiten. In Nr. 157 wirft der Pfleger seinen Schuh auf die Schatzkiste; aber das Motiv wird nicht mehr verstanden, und so heißt es, er habe für diesen Frevel sein Bein eingebüßt. —

Alte Heiligtümer waren vielfach mit Ketten umspannt. Diese Umhegung war ein Bindezauber, der die geweihte Stätte und damit die Gemeinde vor Unheil schützen sollte. Da nun zufällig in Kärnten mehrere Leonhardkirchen solche Ketten aufwiesen, setzte sich an diesen in mißverständlicher Auffassung der Tatsache die Sage von der wunderbaren Befreiung eines Gefangenen fest (Nr. 463, 510). Dazu kam, daß in Frankreich, woher der Leonhardkultus um das Jahr 1000 nach Deutschland drang, der Heilige durch volkstümliche Deutung seines Namens Lienard aus lien „Band", lier „binden" zum Patron der Gefangenen geworden war[12]). —

Mit diesem Stück geraten wir in das Gebiet einer anderen Art von Sagen, deren Eigentümlichkeit nicht so sehr im Stoffe selbst als in der Auffassung des Stoffes beruht: die **„ätiologischen Sagen"**[13]). Sie sind vom Volke zur Erklärung des Ursprungs irgend eines auffallenden Ausdruckes, einer Erscheinung, eines Brauches erdichtet. Die Deutungskraft des Volkes übt sich besonders gern an auffallenden Ortsnamen und bildet entweder eine neue „etymologische" Sage, um durch diese den Namen zu begründen; (der Ort Danz habe seinen Namen von dem Tanz, den einst die Saligen hier aufführten; Nr. 66; andere Deutungen enthalten die Sagen von Würmlach Nr. 200, Rubland Nr. 50 und 516, Schintemunt Nr. 606, Annabichl und Emmersdorf Nr. 297 und Schwarzenbach Nr. 607); oder sie bringt eine bereits vorhandene Sage mit dem Ort in Verbindung. So bestanden zwar aus der Zeit Rudolfs von Habsburg Verordnungen, daß Missetäter ohne weiteres gehängt werden durften; aber die Herleitung des Namens Klagenfurt, wie sie Äneas Sylvius erzählt, ist in Klagenfurt nicht bodenständig (Nr. 570). Die Sage von dem Bäckerjungen, der ohne Untersuchung verurteilt und gerichtet wird, kommt u. a. auch in Venedig vor.

Ferner erfand man Geschichten, um verdunkelte Personen- und Geschlechternamen zu erklären: Landskron Nr. 556, Ungnad Nr. 555, Anderwald Nr. 608, Deutschpeter Nr. 557. Aus Grabdenkmälern las das Volk manches heraus, was geschichtlich nicht begründet ist. Von einem Stein, der an der Außenwand der Kirche zu Ossiach eingemauert ist, hat die

---

[12]) H. Bertsch, Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch. Dortmund 1910. S. 46.

[13]) E. Mogk, Zur ätiologischen Sagenbildung. Mitteil. d. Ver. f. sächs. Volkskunde 1897, S. 10. Bethe, Mythus, Sage, Märchen. Blätter f. hess. Volkskunde 4, S. 97.

gänzlich erfundene Geschichte von Boleslavs, des Polenkönigs Büßerleben im dortigen Kloster seinen Ausgang genommen (Nr. 471). Nach der Ermordung des Bischofs Stanislaus von Krakau wird er 1079 aus Polen vertrieben und stirbt 1081 in Ungarn. Erst im 15. Jahrhundert läßt ihn ein Chronist über Ungarn hinaus westwärts bis nach Wilten ziehen. Ossiach nennt zuerst Matthias de Michovia 1521. Im selben Jahr erwähnt J. L. Decius zum erstenmal das Seekloster Ossiach als Boleslavs Grabstätte. Der angebliche Grabstein ist ein Römerstein mit der oft vorkommenden Darstellung eines gesattelten Pferdes und einer Mannesgestalt. Zur Beglaubigung der Sage wurde daran eine falsche Inschrift angebracht, die schon im 16. Jahrhundert bei Megiser erwähnt wird. Auch der Ossiacher Nekrolog nennt Boleslavs Todestag nicht[14]).

Die allegorischen Tiergestalten an Säulen des Millstätter Klosters, einen Löwen-, Wolfs- und Ziegenkopf, erklärt die Sage für die letzten Überreste heidnisch-slawischer Götzenbilder. Diese habe der sagenhafte Herzog Domitian, ein Bekenner des Christentums, in den See gestürzt und dafür eine dem göttlichen Erlöser geweihte Kirche erbaut (Nr. 473 und 533). Von jenen **Bildwerken** ist die Sage ausgegangen[15]).

Alte **Wappenbilder** regten, da man ihr Dasein erklären wollte, gleichfalls zur Sagenbildung an. (Das Wappen von Klagenfurt Nr. 530, der Spanheimer Nr. 534, der Keutschacher Nr. 538, des Ehrenreich von St. Veit, Nr. 537. Selbst religiöse Bilder unterlagen der Erklärung durch die Sage. In der Nähe von Maria Zell sahen die alljährlich zu Pfingsten hierherkommenden Wallfahrer aus Diex ein auffallendes Standbild, Maria mit dem Jesukind auf einem Pferd reitend. Was bedeutet dieses von den üblichen Darstellungen so abweichende Bild? Die Heilige hat den Ort, wo sie für ihr segensreiches Wirken nur Undank geerntet hat, verlassen und ist bei Nacht und Nebel hierher geritten. So erklärt das Volk nicht nur das sonderbare Bild, sondern auch die Tatsache, daß die Diexer noch immer jährlich nach Maria Zell wallfahren (Nr. 439).

Wieder ein anderer **Brauch**, das Anzünden der Frühjahrsfeuer in der Osternacht, wird mit der Türkennot in Verbindung gebracht. Damals hätten die Lavanttaler Bauern angefangen, durch mächtige Feuer von Berg zu Berg das Herannahen der gefürchteten Horden bekanntzugeben (Nr. 508). Auch sonst gewahrt man, daß der eine oder andere Brauch vom Volk zu irgend einem historischen Ereignis in Beziehung gesetzt wird, um ihm so gewissermaßen einen festeren, glaubhaften Hintergrund zu geben: Zu Weitensfeld im Gurktal hat sich ein sinniger Volksbrauch, der weitum in deutschen Landen bekannt ist, der alte Wettlauf nach dem Maibaum, in

---

[14]) A. v. **Jaksch**, Carinthia I, 1892, S. 127.

[15]) Die Quellen zur Sage von Domitian bestehen in den Hausüberlieferungen des Klosters Millstatt, welche dem Berichte der Acta Sanctorum, Febr. I, S. 693 zugrunde liegen; ferner in den Inschriften und Grabdenkmälern der dortigen Kirche. Eine sagenkundliche Kritik dieser Quellen gibt V. **Pogatschnigg**, Car. 1867, S. 36. Ganz richtig sagt der Verfasser, daß der Glaube an die der Tradition zugrunde liegenden Tatsachen sehr alt und verbreitet war und daß man sich darum veranlaßt sah, ihm durch Errichtung von Denkmälern eine künstliche Stütze zu geben. In historisch-kritischer Weise behandelt den Ursprung der Domitianlegende R. **Eisler**, Mitt. des Inst. f. österr. Geschichtsforschung, Bd. XXVIII.

eigenartiger Form erhalten. An Stelle des einfachen Maibaumes ist hier eine künstlerisch ausgestaltete Brunnenfigur aus Holz getreten, und der Sinn des alten Pfingstrennens ist längst vergessen. Da hat denn die Sage freien Spielraum (Nr. 576); sie weiß, daß die hölzerne Jungfrau dem Andenken eines Burgfräuleins gilt, das nach dem Aufhören der Pest, welcher fast die ganze Bevölkerung des Tales zum Opfer fiel, dem von den drei überlebenden Bürgersöhnen die Hand reichte, der bei einem verabredeten Wettlauf nach der auserwählten Jungfrau den Sieg davontrug.

In einem altheidnischen Kult, den die ersten Besiedler der Umgebung von Sachsenburg aus dem Norden mitbrachten, wurzelt die Sage vom heiligen Mann der Niklai (Nr. 468)[16]. —

Zu den ätiologischen Sagen im weiteren Sinne gehören auch die von großen Freveln und ihrer Strafe (Kapitel XIV). Denn in diesen handelt es sich meistens um die phantasievolle Erklärung von Naturerscheinungen: Was mag an Stellen, die heute von großen Wassermassen bedeckt sind, einst vorgegangen sein? Wie ist das Vorhandensein ausgedehnter Schneefelder und Gletscher oder die Schuttmassen von verheerenden Bergstürzen und Lawinen zu erklären? Warum gibt es im Lande so viel aufgelassene Bergwerke und halbverschüttete Stollen? Was bedeuten die Felsen, in denen die Phantasie menschliche Gestalten zu erblicken glaubt? Die Sage ist geneigt, in ihnen die Spuren göttlicher Strafgerichte für sündhaften Übermut oder Herzlosigkeit der früheren Geschlechter zu erblicken. Wo der Pflug Mauerreste und andere Zeugen alter Ansiedlungen zutage fördert, da muß einst eine Stadt gestanden haben, deren Bewohner den Zorn Gottes herausforderten (Nr. 368—370, 494). Frevler aller Art wurden auf der Stelle zu Stein (Nr. 345—353). Eine sündhafte Stadt (Nr. 360, 362, 363, 368), das Schloß eines Sonntagsschänders (Nr. 365), das Dorf, wo lauter Hartherzige wohnten (Nr. 359) sind von den Fluten verschlungen worden. Bei den Sagen dieser Gruppe kommt hinzu, daß die lautlose Stille, die über einer breiten, ruhigen Wasserfläche brütet, oder der Sturmwind im naiven Menschen auch Klangwirkungen ausgelöst haben mag. Gleich halb vernehmbaren, fernen Glockentönen klingt es aus dem See zu gewissen Zeiten an das Ohr des einsamen Fährmanns, und wer mag es ihm verdenken, daß er in solchen Augenblicken von Städten träumt, die vom Wasser verschlungen wurden, oder von Glocken, die sich selbst vor Gram ins Wasser gestürzt?[17]) (Nr. 362 b.)

Hoch oben in den Bergen tritt an Stelle des Wassers das Eis des Gletschers. Was solchen Sagen im Volk eine starke Wirkung sichert, ist, daß sie an die Stätte der Öde und Verlassenheit früheren Reichtum und Wohlstand setzen und von einem goldenen Zeitalter erzählen, das die Menschen durch eigene Schuld verscherzt haben. Mag in den übrigen Fällen, und es gibt deren überall genug, jene rein psychologische Erklärung ausreichen, so fehlt wenigstens den kärntischen Sagen dieser Art nicht ein tatsächlicher Kern.

Durch Hunderte von Jahren galt der Erzreichtum Kärntens als unerschöpflich Bewohner und Fürsten schenkten dem Bergbau ihre höchste Auf-

[16]) G. Graber, Der heilige Mann der Niklai. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 19, S. 136.

[17]) P. Sartori, Glockensagen und Glockenaberglaube. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 7, S. 113. L. Laistner, Nebelsagen, S. 173.

merksamkeit. Insbesondere Oberkärnten mit seinen unzähligen Bauten auf Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Blei und Eisen war in früheren Zeiten auf die Ausbeutung seiner natürlichen Reichtümer angewiesen. In den unfruchtbaren Gebirgsgegenden, aber auch in den Tälern waren die Einwohner ihrer Mehrzahl nach mit dem Betrieb der Gruben beschäftigt, da die beschwerliche Bearbeitung des Bodens nur kärgliches Auskommen darbot. Bis in die höchsten Gebirge, die unzugänglichsten Gegenden erstreckte sich die Tätigkeit der Bergleute, ja gerade dort scheinen sie die größte Ausbeute gemacht zu haben. Im Katschtal, im Gmünder Tal, Elendtal, Gail-, Gitsch- und Mölltal, zu Steinfeld im Drautal geben verfallene Stollen, Ruinen von Grubenhäusern, Poch- und Schmelzwerke und Trümmer von Gewerkshäusern noch jetzt der Phantasie mächtige Anregung. An zahlreichen Gebirgsflüssen gab es Goldwäschereien. Im Rosental, Kanaltal und Lavanttal sind die Bergwerke uralt, in der Hüttenberger Gegend kann der Eisenbergbau auf ein hohes Alter zurückblicken. Die Ausläufer dieser „Haupteisenwurzen" des Landes benutzte man im oberen Lavanttal; in Oberkärnten blühte der Eisenbau in der Krems. Zahlreiche Hammerwerke verarbeiteten das Eisen[18]).

Das Aufhören dieser gewinnbringenden Tätigkeit ist den unseligen Ereignissen des 16. und 17. Jahrhunderts, den religiösen Verfolgungen der Gewerken und Bergleute, welche meist lutherisch waren, zuzuschreiben; als Hauptursache des Verfalls der heimischen Bergbetriebe gilt jedoch die Einführung des billigeren Goldes aus Amerika und die sinkende Ergiebigkeit der Erzgruben. An alte, verfallene Schächte, die Spuren der ersten Bauten (ein solcher ist der Ausbiß beim heutigen Lehen Jangen am Erzberg, an welches unsere Sagen Nr. 339, 340 anknüpfen) schließt sich die häufig auftretende Sage vom Reichtum und Übermut der Knappen. Wirklich kam es im Laufe des 11. Jahrhunderts vor, daß die ausgelassenen und mutwilligen Hüttenberger Knappen, damals noch großenteils selbst Eigentümer der Gruben, sich zusammenrotteten und nur mit Mühe bewältigt und im Zaume gehalten werden konnten[19]).

Wenn man auch den Sagen über den Reichtum des einen oder andern Ortes nicht allzuviel Glauben beimessen darf, so fehlt es doch auch nicht an Angaben, daß da und dort einzelne Leute Erze geholt und damit gute Geschäfte gemacht haben. In den Tauern gab es Gruben mit einer lehmigen, bläulichen Substanz, unter dem Namen „Goldlasur" bekannt, (sie spielt in manchen Sagen eine wichtige Rolle), die ungeheuer reich an Freigold war, daß sogar der an der Sohle des Stollens gefundene Schlamm von Goldsuchern fortgetragen wurde. Ist der „Wegweiser zur Freimannshöhle" phantastisch-sagenhaft aufgeputzt, so wurde doch eine Beschreibung des Weges zu den „Goldlasurgängen" tatsächlich vorgefunden[20]). Neue Nahrung fand die Sage von dem Übermut der Knappen, der vom Himmel mit der Ent-

[18]) C. Rochata, Die alten Bergbaue auf Edelmetalle in Oberkärnten. Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1878, 28. Bd., S. 225ff. Car. I, 1907, S. 193. H. Hermann, Handbuch der Geschichte Kärntens I, S. 532ff.

[19]) F. Münichsdorfer, Geschichte des Hüttenberger Erzberges. Klagenfurt 1870, S. 23.

[20]) Rochata, S. 293.

ziehung der Erzadern bestraft wird, in alten Standbildern, wie sie hie und da noch in Orten mit altem Bergbau anzutreffen sind: eine eherne Bruthenne, das Sinnbild des über seinem Reichtum brütenden Berges. Mit einem wirksamen Fluche soll das Gebilde von der schwergekränkten Frau in den Stollen gesetzt worden sein.

In Gegenden mit altem Bergbau tritt ferner häufig die Sage von den Walischen oder Venedigern auf. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts nahm der kärntische Bergbau einen wahrhaft großartigen Aufschwung, und die reichen Metallschätze des Landes lockten viele Ausländer aus Venedig, Nürnberg, Augsburg und anderswoher ins Land[21]). Mag also manche Sage von den Wälschen immerhin durch solche Vorkommnisse veranlaßt worden sein, so ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß sie im Volksmunde schon frühzeitig durch Züge aus den Geschichten vom Teufel und den Schwarzkünstlern bereichert wurden. —

Ebenso enthalten bei aller Phantasie die Vergletscherungssagen ein Körnlein Wahrheit. Es steht z. B. fest, daß der alte Goldbergbau mitten im Gletscher zwischen dem Kloben und Brennkogel, wo bedeutende Reste von Bauwerken, Gebeinen, herausgeförderte Erze, Mundlöcher und eine Knappenstube gefunden wurden, durch ein gewaltiges Naturereignis, und zwar wahrscheinlich durch einen Schneesturm oder eine Lawine plötzlich zerstört worden ist und die dort aufgehäuften Schneemassen sich allmählich vereist haben[22]). Im uralten Bergbau am Kölnbrein im hintersten Maltatal (Sage Nr. 331) wurde noch im 19. Jahrhundert gearbeitet; die Bergleute führten hier schon lange vor dem Aufhören des Bergbaues einen harten Kampf gegen die drängenden Gletschermassen und suchten die Stolleneingänge künstlich zu schützen, bis das vorrückende Eis ihnen ein Ziel setzte[23]). Schneelawinen nötigten 1876 auch im Mölltal zur Einstellung des Goldbergbaues; zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde das Bergwerk in Kleinitz (Nr. 333) aufgelassen, da man keine Ausbeute mehr erwarten konnte; es soll später „ersoffen" sein[24]).

Ein wirkliches Ereignis wird auch den Anlaß zu einer andern Bergwerkssage gegeben haben. Viele Jahre nach einem Grubenunglück wird die Leiche eines Bergmannes zutage gefördert und von einem alten Mütterchen als ihr einstiger Bräutigam erkannt[25]). In der Sage (Nr. 339) wird der Verschüttete durch ein Bergmännlein gerettet, bleibt aber sieben Jahre, nicht, wie er glaubt, sieben Tage aus; denn im Reiche der Unterirdischen gilt unser Zeitmaß nicht.

Doch meist sind es die Erscheinungen in der freien Natur, die den Menschen zum Nachdenken reizen, seine Phantasie beschäftigen und sagenbildend wirken. Indem er die Ergebnisse der eigenen Erfahrung auf seine Umgebung überträgt, stattet er die Welt um sich mit einer Reihe von lebenden Wesen aus: im Wiegen der Äste großer Laubbäume sieht er das grüne Waldmännlein, den Schrat, tiefer drin hausen die Zwerge, der

[21]) Rochata, S. 220. [22]) Rochata, S. 242.
[23]) Jaksch, Car. I, 1905, S. 30. [24]) Carinthia I, 1907, S. 193.
[25]) Ein solcher Fall soll sich 1719 in dem schwedischen Bergwerk Fahlun und schon im 16. Jh. im oberen Erzgebirge zugetragen haben. (G. Friedmann, Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Fahlun. Berlin 1887.)

Waldmann, der Wilde Mann, die Wilde Frau; die elementaren Gewalten des Hochgebirges in ihrer Feindschaft und Gleichgültigkeit gegen den Menschen sieht er als Riesen oder Heiden. Eine riesige Gestalt muß es auch sein, die Unbilden des Wetters in Winter und Sommer sowie verheerenden Sturm erzeugt. Wenn zu Zeiten an sanften Berglehnen weiße Nebel aufsteigen und leise wallend dahinziehen, so haben die Saligen oder Guten Leutlein ihre Wäsche ausgehängt oder wandeln die Weißen Frauen umher; wenn über See und Fluß die Nebelschwaden durcheinanderwallen, so sieht der Mensch wohl Nixen über den Wellen schweben und den Reigen tanzen[26]). In dem Wildwasser, das aus unzugänglichen Schluchten hervorbricht, den Anwohnern Verderben bringt und allen Anbau vernichtet, sieht die Volksphantasie ein schlangenartiges Untier. Durch phantastische Vergrößerung erwächst aus diesem Bild der Drache oder Lindwurm (Kapitel VI). Im abgelegenen Alpensee lauert er auf seine Beute; wenn er den Damm oder Felswall, der die Fluten zurückhält, durchbeißt, stürzen sie sich verheerend über menschliche Ansiedlungen. Der Drache aber, der im stillen Talsee haust (Nr. 74 und 530) und alles verschlingt, was sich ihm nähert, bedeutet wohl den dichten Nebel, der aus solchen Gewässern häufig aufzusteigen pflegt und die ganze Umgebung bedeckt.

Hinwieder sind es Erscheinungen im menschlichen Leben: Schlaf, Traum und Tod, auf deren primitiver Deutung die vielen Sagen von den Seelen, den verwunschenen, auf Erlösung harrenden Menschen, den Schatz- und Spukgeistern u. a. beruhen (Kapitel IX—XI).

Es bleibt aber in der Sage fast nie bei der Erfindung einfacher Motive, sondern diese werden zueinander in mannigfache und reizvolle Verbindung gesetzt. Das Volk hat an gewissen Vorstellungen besondere Freude und leitet aus seiner autoritativen Stellung gegenüber dem Sagengute das Recht ab, sie nach freier Wahl zu immer neuen Gebilden zu verschmelzen, sie gegenseitig zu durchkreuzen; damit betätigt es seine freie Schaffenslust. Wieder sollen einige Beispiele dies deutlich machen.

In vielen Sagen harrt eine verwunschene Seele, eine zur Schlange verwandelte Jungfrau oder sonst ein unseliger Geist auf Erlösung; sie kann ihnen durch fromme Werke oder eine mutige Tat zuteil werden. Wenn aber der Versuch gescheitert ist, klagt die Seele häufig, sie könne nun erst erlöst werden durch ein Kind, das in der Wiege gelegen habe, welche aus dem Holze eines bestimmten, erst in weiter Zeitenferne aufsprießenden Baumes gefertigt werden soll. Dieses Motiv hat sich in viele heimische Sagen gedrängt; es entstammt der Erzählung des Nikodemusevangeliums, wonach Adam in der Vorhölle jubelt, als seine an das Aufwachsen des Baumes geknüpfte Erlösung sich vollziehen soll[27]).

Etwas schwieriger fällt es, die ursprünglichen Motive aufzufinden, wenn die Sage historische Vorgänge und Personen behandelt.

Ereignisse, die sich an der Wende des 10. und 11. Jahrhunderts im Jauntal abspielten, sowie die Erinnerung an die Taten gewaltiger Persön-

[26]) W. Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen. Berlin 1904²; L. Laistner, Nebelsagen. Stuttgart 1879.)

[27]) F. Ranke, Der Erlöser in der Wiege. Untersuchungen zur Sagen- und Märchenkunde. München 1911.

lichkeiten des 12. Jahrhunderts haben offenbar die schwermutvolle Erzählung von der seligen Hildegard zu Stein (Nr. 352) schaffen helfen. Obwohl die Namen der Haupthelden, Albwin und Hildegard, für Mitglieder eines kärntischen Adelsgeschlechtes mehrere Male bezeugt sind, gibt es weder genauere Nachrichten über das Leben und das Todesjahr noch über eine fromme Stiftung der Hildegard unserer Sage. Eine genaue Analyse der Sagenmotive vermag jedoch das Geheimnis, das über ihrer Gestalt schwebt, teilweise zu lüften.

Ankershofen[28]) erklärt jene Hildegard vom Stein, welche dieses Gut zur Zeit besaß, als ihr Sohn, seit 975 Bischof von Brixen, noch Diakon war, für die Heldin der Sage; wenn es dieselbe ist, die in der Kirche zu Stein begraben liegt, von der eine Urkunde aus dem Jahre 1238 sagt: „alwo Hildegardis leib ruhet", während eine zweite[29]) von Wunderzeichen spricht, die dort geschehen, so bleiben noch andere Fragen zu lösen. Tatsache ist, daß auch der Gemahl dieser Hildegard Albwin hieß[30]).

Aber nunmehr erhebt sich die Frage, warum ihn die Sage als Pilger den Namen Paulus annehmen läßt; ob etwa darum, weil die von ihm angeblich nach seiner Rückkehr gegründete Kirche in Möchling dem heil. Paul geweiht ist (Gründungssage), oder in Rücksicht auf die mittelalterliche Sitte, daß manche Kreuzfahrer und Pilger vor Antritt ihrer Reise Namen und Wappen zu ändern pflegten? Angesichts der Ortsüberlieferung gibt sich Hildegards Zuname Agatha[31]) allerdings als eine gelehrte Übersetzung ihres volkstümlichen Beinamens „die Gute" zu erkennen; doch was soll der Name Liharda, d. i. Luitgard, wie sie bei den Slowenen des Jauntales heute noch heißt? Und vor allem, wie ist die Erzählung über die Vorgänge, welche sich vor der Gründung von Stein abgespielt haben sollen, zu erklären: die Ränke des lüsternen Verwalters, die verleumderische Magd, der Fenstersturz Hildegards und Albwins Buße? Hier liegt ein typischer Fall vor, der so recht deutlich zeigt, wie ungebunden die Volksphantasie mit dem ihr unterkommenden Stoffe schaltet und waltet. Aus historischen Ereignissen und Sagenüberlieferungen setzt sich unsere Geschichte zusammen.

Vorgänge, welche in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Volkes erregt haben, müssen den Anlaß zur Sagenbildung gegeben haben. Wir finden sie in einer seltsamen Urkunde vom Jahre 1135 angedeutet[32]). Hier erheben die Mönche von Reichersberg heftige Klage gegen Liutkard von Stein und ihre Söhne, weil sie ihnen mehrere Huben entfremdet hat. Die Mönche drohen ihr mit dem himmlischen Strafgericht und erklären die schweren Schicksalsschläge, von denen die Frau bisher betroffen wurde, als einen warnenden Fingerzeig des Himmels: Albwin von Stein, Liutkards Bräutigam, starb eines plötzlichen Todes und hinterließ ihr sein Erbe. Später war sie zweimal verheiratet; ihr erster Gatte erlitt einen gewaltsamen Tod, ihr zweiter starb an Aussatz. Hier fand die Phantasie reiche Anregung, hier sind die Grundlinien für eine interessante epische Geschichte vorgezeichnet:

[28]) Kärnt. Geschichte, Regesten, S. 29.
[29]) Jaksch, Monumenta ducatus Carinthiae IV, I, Nr. 2157 und 2161.
[30]) Ebenda Nr. 138 und 218.
[31]) Acta Sanctorum Febr. I, S. 721.
[32]) Jaksch, Mon. Car. Nr. 650.

eigenherrliche Persönlichkeiten, Krankheit und Tod und Trennung als Folge von Gewalttaten. Zur Vollendung und Abrundung des von der Volkssage aufgegriffenen Stoffes bot nunmehr die mittelalterliche Crescentialegende brauchbare Motive[33]). Es ist dies die Erzählung von der treuen Frau, die von mehreren abgewiesenen Liebhabern fälschlich angeklagt und in Verdacht gebracht wird und bei der schließlich, da sie Krankheiten zu heilen vermag, alle, die sich an ihr versündigt haben, auch ihr Mann, zusammenkommen. Einzelne Züge daraus findet man in der Genovefalegende wieder.

Die Volkssage von der sel. Hildegard ist also weit entfernt, wirkliche Begebenheiten wiederzugeben, vielmehr enthält ihr erster Teil, der vom Schicksal Liutkards ausgeht, starke Anklänge an die Crescentia- und Genovefalegende und wurde zudem an einem Ort lokalisiert, wo ein auffälliges menschenähnliches Gebilde, die „steinerne Melk", wieder seinerseits nach einer Erklärung verlangte; der zweite knüpft an jene historische Hildegard an und klingt in einer der häufig vorkommenden Gründungslegenden aus. —

Zwei altbiblische Motive: der Becher in Benjamins Sack (Genesis 44, 1—17) und die Rachsucht des verschmähten Weibes (Potiphar, Genesis 39), beide ursächlich miteinander verknüpft, gesellen sich einem dritten, volkstümlichen Motiv zu, das aus dem Volksglauben von der Verwandlungsfähigkeit der Seele stammt. Zu einem harmonischen Ganzen vereinigt finden sich diese Züge in der Sage „Die weißen Tauben zu Tiffen" (Nr. 577). Hier weist die Sage selbst noch auf ein Bild hin, das den Anlaß zu ihrer Entstehung gab; sie ist aber trotz der genauesten Beziehung auf Tiffen nichts anderes als die auch außerhalb Kärntens, so in Sachsen, lokalisierte alte Legende vom geretteten Pilger, der unschuldig gerichtet, am Galgen lebendig blieb[34]).

In einem Falle haben wir bereits bemerkt, daß auch epische Lieder unter Umständen in die Volkssage eingehen können (Nr. 536). Das geschieht zu einer Zeit, wo das Verständnis für die künstlerische Form und den rhythmisch-melodischen Wohllaut, die Freude am Lied abhanden gekommen ist. Dann fristet sein epischer Gehalt als simple Geschichte noch eine Zeitlang sein Dasein und heftet sich an eine Örtlichkeit, die dafür — wir wissen nicht immer warum — besondere Eignung besitzt. Solcher Sagen, die auf epische Lieder zurückgehen, bringt die Sammlung mehrere: das schon erwähnte „Weiße Hemd" (Nr. 536), Heimgekehrt (Nr. 487), einzelne Geschichten aus dem Sagenkreis von König Matthias (Nr. 125), der Totenritt (Nr. 237), vom Blaubart (Nr. 586) u. a. Dagegen wurzelt die Sage vom ewigen Juden (Nr. 610) in dem alten Volksbuche, das weit verbreitet war und auch in Kärnten einst viel gelesen wurde. —

Nach diesen allgemeinen Erörterungen, die uns schon vielfach auf die Frage nach dem **Zusammenhang von Geschichte und Sage** geführt haben, soll schließlich eine gedrängte Betrachtung der sogenannten „Geschichtssagen"

---

[33]) A. Mussafia, Über eine italienische metrische Darstellung der Crescentiasage. Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Kl. 1865. Orientalische, tatarische, türkische und griechische Versionen der Sage sind bekannt. Vgl. R. Köhler, Kl. Schr. I, S. 392.

[34]) A. Meiche, Sagenbuch des Kgr. Sachsen, 639.

erfolgen. Was sich bei diesen dem Leser zuerst aufdrängt, ist wohl die Frage, ob die geschichtlichen Namen und geographischen Bezeichnungen, welche dem Verständnis einer Sage die erste Handhabe zu bieten scheinen, wirklich auf innerem Zusammenhang der Sage mit historischen Personen und Ereignissen beruhen. Ist die Dichtung wirklich aus dem Grunde der Geschichte entsprossen oder verfährt sie willkürlich mit ihrem Stoffe? Für diese Sagen gilt im allgemeinen der Grundsatz, daß jede einzelne erst sorgfältig auf ihren historischen Gehalt und nach inhaltlichen und stilistischen Merkmalen auf ihre Verwandtschaft mit außerkärntischen Überlieferungen geprüft werden muß, ehe sie als geschichtliches Zeugnis in Anspruch genommen werden darf[35]). Irgend ein Geschehnis, das in der Erinnerung des Volkes haften bleibt, dessen tiefere Ursachen aber unbekannt geblieben oder vergessen sind, regen seine Phantasie zu einem Wiedererschaffen der wirklichen Geschichte in der Sage an. Je länger diese lebt, je weiter sie sich von der Zeit und dem Schauplatze des historischen Geschehnisses entfernt, desto mehr tritt in ihr die Erinnerung an die Verhältnisse und Personen zurück, desto freier wird der überkommene Stoff vom Dichter gehandhabt, desto mehr dringt das Typische, Poetische in den Vordergrund und verdunkelt die Tatsachen. Der geschichtlichen Sage fehlt die objektive Wahrheit, deshalb ist sie als Geschichtsquelle unbrauchbar.

Sie setzt schon in den Zeiten der ersten Ausbreitung des Christentums in Kärnten ein. Die Sage läßt den heiligen Rupert, Bischof von Salzburg, der tatsächlich im Tauerngebiete als Missionär gewirkt hat, die heidnischen Slawen bekehren und über die Verstockten ein Strafgericht Gottes herabbeschwören (Nr. 106). Auch den slawischen Herzog Domitian zu Millstatt soll er getauft haben. In Wahrheit wurden die karantanischen Slawen erst unter Thassilo von Bayern und Karl dem Großen durch geistliche Sendlinge des salzburgischen Bischofs Virgilius bekehrt. Jaksch hält den vielbesprochenen Ingo (Nr. 526) für einen solchen karolingischen Sendboten. Aus der Art, wie dieser Sagenheld seine heidnischen Unterhäuptlinge demütigt, klingt vielleicht die Tatsache nach, daß bei mehreren slawischen Stämmen die Supane dem neuen Glauben den stärksten Widerstand entgegensetzten. Auch die Kämpfe der ersten deutschen Ansiedler mit den Slawen haben in der Sage Spuren zurückgelassen (Nr. 527—529). — Nach Arnulfs Tode benutzten die Magyaren die schwache Regierung und den Zerfall des Karantanerreichs zu Einfällen und dehnten ihre Verheerungszüge durch Deutschland bis Italien und Frankreich aus. Nur einzelne Horden wurden von deutschen Streitkräften unschädlich gemacht, auf kärntischem Boden ließen sie sich überhaupt nicht blicken. Es sind also die allgemeinen Zustände des Reiches, welche die Sage von der angeblichen Schlacht des Herzogs Rathold (Nr. 532) veranlaßt haben. —

An die Totenberge knüpft vielfach die geschichtliche Sage von dem im Berginnern schlafenden Kaiser an. War ein großer Herrscher schon bei Lebzeiten der Lieblingsheld des Volkes geworden, so mochte man, wenn er gestorben war, nicht an seinen Tod glauben, wie bei Karl dem Großen,

[35]) Erschöpfenden Aufschluß über alle für die ältere Zeit in Betracht kommenden Fragen verspricht die von dem verdienstvollen Kärntner Landesarchivar Dr. A. R. v. Jaksch bald zu gewärtigende Geschichte Kärntens zu bringen.

Friedrich Rotbart und Friedrich II. Sie sind mit ihren treuen Scharen, welche sie im Leben von Sieg zu Sieg geführt, in den Berg gezogen und harren dort schlafend mitten in ihrem Hofstaate der Wiederkehr. An diese heimischen Überlieferungen schloß sich die aus dem Morgenlande eingewanderte Sage von einem mächtigen Fürsten, der einst wiederkommen wird, um sein Volk aus Gewissensnot und Glaubenskampf zu befreien[36]). In Kärnten tritt sie an mehreren Orten auf. Es ist bemerkenswert, daß die Überlieferung von Karl dem Großen, in Deutschland nicht sehr häufig, sich in der Nockgegend festgesetzt hat und in den Sagen vom „Freimann" Carolus zum Ausdrucke gelangt. Obwohl gerade die Gestalt des sog. Freimanns von einer Fülle anderer, zum Teil erklärender Geschichten überwuchert ist, und die Phantasie des Volkes sich darin kaum genugtun konnte, scheint das Bild, das die Sage von ihm entwirft, und das so gar nicht auf einen Freimann zutrifft, von dem ursprünglichen Gedanken an den schlafenden Kaiser angeregt zu sein: er sitzt an einem steinernen Tisch, in einen Purpurmantel gehüllt, ein blankes Schwert in der Hand (Nr. 118, 2); ein andermal erscheint er als Mann mit grauem Bart und der „Würde eines Königs" (Nr. 118, 5). Man darf diese Sagen um so eher auf den großen Karl beziehen, als auch Ortsnamen wie Karlnock und Karlbad, beide in unmittelbarer Nähe des Stangnocks, seine Erinnerung festzuhalten scheinen. Wahrscheinlich gehört auch die mythische „Kaiserburg"[37]) auf dem Wöllanernock in den Kreis der Karlsage (Nr. 120). — Ähnliche Sagen gehen von den beiden Hohenstaufen Friedrich, wobei es sich nicht jedesmal bestimmt unterscheiden läßt, welcher der zwei berühmten Namensträger gemeint ist. Beide haben nachweislich vorübergehend in Kärnten geweilt: Rotbart erschien am 3. März 1170 mit glänzendem Gefolge in Friesach[38]); Friedrich II. schlug bei seinen Reisen nach Deutschland 1235 und 1236 den Weg durch Kärnten ein[39]). — Der Held der slowenischen Kaisersage (Nr. 125) ist König Matthias Corvinus von Ungarn, ein kriegerischer Herrscher, der tatsächlich im Besitze von Österreich, Steiermark und Kärnten stand, als ihn 1490 mitten in kühnen Entwürfen der Tod überraschte[40]). — Wie anderwärts haben sich in Kärnten an die Kaisersage Prophezeiungen vom Weltende, von der letzten, großen Schlacht, in der die Ungläubigen von den Christen geschlagen werden, sowie von verborgenen Schätzen angeschlossen. —

Was weiß das Volk nicht alles von der seligen Hemma zu erzählen, welches üppige Geranke umgibt die Person der Stifterin des Gurker Nonnenklosters! Hemma war die Witwe des in Untersteiermark begüterten Grafen Wilhelm und gehörte selbst der Sippe der Grafen von Friesach-Zeltschach an. Auf ihr Geschlecht sind die Güter in Friesach, im Metnitztal, Gurktal und in Admont, auf das ihres Gatten die in Trixen, Diex und die ausgedehnten Besitzungen in Untersteier und Unterkrain zurückzuführen. Ihren Sohn Wilhelm verlor sie 1036 tatsächlich durch Mord, aber nicht Bergleute, son-

[36]) F. Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896.

[37]) Die heute vergessene „Khaisersburg" begegnet in einem Kärntner Taiding 1599. (M. Wutte, Kärntner Gerichtsbeschreibungen, S. 250.) In Prozeßakten wird sie als Versammlungsplatz der Hexen 1653 erwähnt.

[38]) Jaksch, Mon. Car., Nr. 1138, 1139.

[39]) Ebenda, Nr. 2105, 2131.

[40]) F. M. Mayer, Geschichte Österreichs. Wien 1909³, I, S. 405.

dern der abgesetzte Herzog Adalbero von Kärnten vollbrachte die Tat. (Vgl. Nr. 333 und 472, 3.) 1043 opfert sie ihren reichen Güterbesitz an zwei fromme Stiftungen, deren eine das Nonnenkloster in Gurk ist. Von diesem Punkte aus geht wohl die reiche Überlieferung von ihrem heiligmäßigen Leben und den Wundern, die ihre Person umgeben. Es sind die einzigen urkundlich beweisbaren Ereignisse in ihrer Lebensgeschichte; auch der heutige Gurker Dom stammt aus späterer Zeit[41]).

Einen gewissen Kern geschichtlicher Vorgänge, aber sagenhaft verändert, enthält ferner die Gründungssage des Klosters Viktring (Nr. 470). Der Zisterzienserabt Heinrich von Weiler-Bettnach in Lothringen, ein Sohn Herzog Engelberts von Kärnten, sendet auf Bitten seines Vaterbruders, des Grafen Bernhard und dessen Gattin Kunigunde, aus seinem Kloster einige Laien, Mönche und Konversen nach Kärnten; diese nehmen am 20. April 1142 von ihrem Mutterkloster Abschied und gelangen glücklich nach Kärnten, wo ihnen Graf Bernhard den Ort Viktring schenkt und sie reichlich mit Gütern ausstattet[42]). Ein Zusammenhang zwischen dem Kloster Viktring und Villars bestand also wirklich, die Geschichte des Löwenkampfes beruht jedoch auf der gelehrten Erfindung eines Mönches, der zu diesem Zweck den Ortsnamen aus dem lateinischen victoria erklärt, während dieser doch mit viel größerer Wahrscheinlichkeit von dem alten slawischen Worte für „Wetter" herzuleiten ist und den Ort als „Wetterwinkel" bezeichnet. (Vgl. dazu die Sage vom Wettermacher beim Bau von Viktring, Nr. 304.) —

Ein eigentümliches Gemisch von Sage und Dichtung weist die Volksüberlieferung über Margareta Maultasch, die Enkelin Herzog Meinhards, auf. Margareta war mit Johann, des gleichnamigen Böhmenkönigs Sohne, vermählt. Die Kämpfe von 1336 zwischen Johann und den Habsburgern Albrecht und Otto endigten noch im selben Jahre mit einem Frieden, nach welchem jener für sich, seinen Sohn und dessen Gemahlin auf Kärnten, Krain und die windische Mark verzichtete. Wie wenig aber dieser und Margareta die Friedensbedingungen achteten, zeigen ihr ausdrücklicher Widerspruch und die ernsten Anstalten, welche sie wiederholt zur Wiedererlangung Kärntens trafen. Ihre Versuche, in das Kärntnerland einzudringen, scheiterten jedesmal an dem Widerstand, den ihnen die Görzer Grafen an den Grenzburgen und Engpässen des Landes boten. Erst die spätere Volkssage schildert Margarete als wildes Mannweib (Nr. 548—552) und läßt sie, nicht wie in Wahrheit nach ihrem Schlosse, sondern wegen ihres breiten Mundes „Maultasch" genannt sein; das böse Ende, das sie nach der Sage (Nr. 552) findet, ist ein aus der Alptraumsage wohlbekannter Zug. Die Belagerung von Dietrichstein und Hoch-Osterwitz sowie anderer kärntischer Burgen, welche die Sage nennt, gehört gleichfalls in das Gebiet späterer Erfindung. Aber die Erbauer des Schlosses Neu-Osterwitz hielten es für eine Ehrensache, die Sage von der Belagerung ihrer Burg durch Bild und Inschrift zu verewigen[43]). Die List der Belagerten, wie sie durch

[41]) Jaksch, Mon. Car. I, 1 f. [42]) Jaksch, Mon. Car., Nr. 749.
[43]) G. v. Ankershofen, Über den historischen Anlaß zur Sage von den Verheerungszügen der Margaretha Maultasch in Kärnten. (Schriften des hist. Verf. f. Innerösterreich I, S. 111.) Graz 1848.

Prahlen mit den letzten Vorräten die Feinde täuschen und zum Abzug bringen, kehrt auch an anderen Orten wieder und bedeutet das Ende der Belagerung[44]. —

Das Andenken an den einstigen Reichtum der Grafen von Keutschach bewahrt heute noch die Volkssage. Leonhard von Keutschach, seit 1495 Erzbischof von Salzburg, brachte viele Schlösser an sich und legte mit den reichen Erträgnissen der Gasteiner Bergwerke den Grund zu ihrem großen Vermögen. Auf Tanzenberg begann damals ein festfrohes Leben. Aber wie sind die Dinge in der Sage verschoben! (Nr. 538.) Ein Schloß, das so viele Fenster hat als das Jahr Tage, so viel Zimmer als dieses Wochen und so viel Tore als das Jahr Monate, kennt schon ein gälisches Märchen[45]. —

Für kleinere Geschichten, die Taten beherzter Männer und Frauen, außerordentliche Erlebnisse und Schicksale von Menschen, die sonst im Ablauf der Werkeltage in der großen Masse verschwinden, geben bedeutende weltgeschichtliche Ereignisse einen prächtigen Hintergrund ab. Schwere Bedrängnisse, wie die Türkennot (1473—1492) und die Zeit der französischen Durchzüge und Besetzung (1797—1813) hinterlassen tiefe Spuren im Gedächtnis der Menge (Kapitel XVIII, 1. und 2. Abschnitt), so daß frühere und spätere Überlieferung gern in solche bedeutsame Zeiten verlegt werden[46]. Ja, es kann dabei sogar geschehen, daß ein und dieselbe Geschichte auf zwei ganz verschiedene Anlässe bezogen wird: Nr. 486 und 517.

In älteren Volksliedern begegnet schon das Grundthema unserer Sage Nr. 487. Dort ist es der Bräutigam oder Gatte, hier die Frau, welche nach langer Abwesenheit gerade noch rechtzeitig in die Heimat zurückkehrt, um eine zweite Heirat des anderen Gatten zu verhindern. Den historischen Hintergrund für die ganze Begebenheit bildet einer der vielen Türkeneinfälle, bei dem die Frau in Gefangenschaft gerät und nach Konstantinopel geschleppt wird. Heimlich entflieht sie, entgeht allen Gefahren und gelangt glücklich in die Heimat. Auf der Rückreise wird sie von den sagenhaften „Hundsköpfen", den Pflajnar, verfolgt; diese nun stammen, was seltsam genug ist, aus der langobardischen Volkssage. Das Langobardenreich erstreckte sich einst im Norden bis an die Drau. — Als den Langobarden in Skoringa von ihren Feinden eine Schlacht angeboten wurde, gaben sie vor, daß sie „Kynokephaler", Menschen mit Hundeköpfen, in ihrem Lager hätten und sprengten das Gerücht aus, diese kämpften mit größerer Hartnäckigkeit, tränken Menschenblut, und wenn sie keine Feinde erjagten, ihr eigenes. Die alte Fabel fand bei den Feinden Glauben, sie ließen sich einschüchtern und zogen ab. (Paulus Diaconus I, 11.) —

Auch das Aussterben bekannter Geschlechter, der Tod ausgezeichneter

---

[44]) Alpenburg, Deutsche Alpensagen 2, S. 268. Simrock, Mythologie[4], S. 200. L. Laistner, Nebelsagen, S. 246.

[45]) R. Köhler, Kl. Schr. I, 268, 586.

[46]) Statt weitere Einzelheiten anzuführen, sei auf die Literatur verwiesen, wo alle einschlägigen Fragen behandelt sind: J. Ure, Bauernkriege, Türkennot und ungarische Besitznahme in Kärnten unter Kaiser Friedrich III. Programm der k. k. deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1912 und 1913. H. Hermann, Handb. der Geschichte des Herz. Kärnten I. 254 ff. Den besten Überblick über die geschichtlichen Ereignisse, die sich während der Franzosenzeit auf kärntischem Boden abspielten, bieten die Jahrgänge 1909 und 1913 der historischen Zeitschrift Carinthia.

Männer geht an der Sage nicht spurlos vorüber. In ihrer reflektierenden Art berichtet sie die Tatsache, daß das mächtige und reiche Grafengeschlecht der Ortenburger 1420 erlosch (Nr. 541). Ebenso ruft das Aussterben der Salamanca, welche die Herrschaft der Ortenburger übernahmen, in phantasiebegabten Gemütern nach einer Erklärung (Nr. 571). Aber keine einzige Urkunde bestätigt, was die Sage von der letzten Salamanka zu erzählen weiß; nur daß Georg 1640 als Letzter seines Stammes kinderlos starb, entspricht der Wahrheit. — Oder wie war es möglich, daß der vom Glück so gesegnete Wilhelm von Scharfenberg in der Schlacht am Wallersberg (14. März 1293) sein Leben verlor? Die Sage (Nr. 546 und 547) erklärt diesen plötzlichen Umschwung des Glücks mit dem Zauberring, den der Ritter von einem Elfenweib erhalten, und der ihm Glück und Macht, Reichtum und Ehren brachte, so lange er seinem Herrn die beschworene Treue hielt. —

Zu Beginn des 2. Jahrtausends begannen in Frankreich und Deutschland blutige Judenverfolgungen, hervorgerufen durch den Rassenhaß und den von den Juden betriebenen Geldwucher, und genährt durch den Glauben, daß die Juden Christenkinder raubten und deren Blut zu ritualen Zwecken verwendeten. Im 14. Jahrhundert wird gegen sie der Vorwurf erhoben, daß sie geweihte Hostien raubten und schändeten, was in Österreich mehrfach zur Austreibung der Juden führte. Aus Wolfsberg sollen sie verjagt worden sein, weil sie eine Hostie durchstachen, bis sie blutete (Nr. 559 und 560)[47]). — Da dieser Zug in der Überlieferung des 14. und 15. Jahrhunderts zur Zeit der Judenverfolgungen sehr häufig wiederkehrt und in der Sage von Briccius und Heiligenblut (Nr. 467) den Mittelpunkt bildet, dürfte auch diese in den Verhältnissen jener Zeit ihren Ursprung haben. Dazu stimmt die Baugeschichte der dortigen Kirche. Die Heiligenbluter beabsichtigten schon 1273 an Stelle einer baufällig gewordenen alten Kirche den Neubau einer Basilika, errichteten jedoch wegen Geldmangels nur eine Kapelle und begannen erst 1484 mit dem Bau der gotischen Basilika, die jetzt noch steht, und an die sich unsere Sage knüpft[48]). Die Auffindung der Leiche und ihre Überführung durch ein freigehendes Ochsengespann, die Wahl des Platzes durch die Tiere sind lauter Motive, die auch in anderen Gründungslegenden (Gräbern Nr. 472, 6, Gurk Nr. 472, 2, Pusarnitz Nr. 468) häufig begegnen.

Auf geschichtlichen Vorfällen beruht die Sage vom Kornett auf Waldenstein (Nr. 578). Der bambergische Vizedom Dornbach in Wolfsberg läßt den Kornett Peter Eckhardt aus Eifersucht heimtückisch überfallen und auf Schloß Waldenstein in Gewahrsam bringen, wo der Unglückliche 1669 durch die Schuld des Kerkermeisters verhungert. Den Beweggrund der Eifersucht läßt sich die Sage nicht entgehen, den Zufall aber schaltet sie als unbrauchbar aus[49]). Dagegen sind der schriftliche Protest des Eingekerkerten

[47]) F. G. Hann, Car. I, 1898, S. 8 ff. H. Hermann, Gesch. Kärntens I, S. 559.

[48]) Zur ältesten Geschichte der Kirche Jaksch, Car. I, 1904, S. 71. Die ganze bekannte Literatur über Briccius, Car. I, 1894, S. 129—148. Über Bricciusakten aus dem Pfarrarchiv in Gmünd Jaksch, Car. I, 1898, S. 138.

[49]) Der Stoff ist von dem Abt von St. Paul Anselm Edling 1782 im Sinne des Sturmes und Dranges dramatisch bearbeitet worden. Über dies Werk und die ihm zugrundliegende Geschichte schreibt F. G. Hann bei Nagl-Zeidler, deutsch-österr. Literaturgeschichte, S. 386.

und die unverlöschlichen Blutzeichen an der Wand Motive, die auch anderwärts vorkommen. —

Fast ganz verwischt sind in den betreffenden Sagen die Vorgänge während der religiösen Bewegungen des 16. und 18. Jahrhunderts. Schon sehr früh hatte der Protestantismus in Kärnten Eingang gefunden und bald solche Fortschritte gemacht, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts fast das ganze Land der neuen Lehre anhing. Zu dieser Zeit war es im slowenischen Teil des Gailtales besonders die Herrin Anna Neumann auf Wasserleonburg, sehr reich und angesehen, welche den neuen Glauben eifrig unterstützte und verbreiten half. In der Sage, welche sie als Erbauerin einer Kirche auf dem Dobratsch nennt (Nr. 461), ist der tiefere Hintergrund ihres Handelns bereits vergessen. —

Mit dem Jahre 1600 trat eine gewaltsame Wendung der Dinge ein; die Gegenreformationskommission erschien in Kärnten. Wer sich nicht belehren lassen wollte, wurde „emigriert oder transmigriert". In Oberkärnten blieb trotzdem fast die Hälfte der Bewohner insgeheim protestantisch und schien durch die Kommission nur noch verstockter geworden zu sein[50]). Noch 100 Jahre nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die österreichische Regierung, die den Kampf um die religiöse Freiheit völlig abgetan wähnte, durch ein neues Aufflackern der religiösen Leidenschaften überrascht[51]). Weiß Nr. 343 noch von Bergknappen, die wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, so erinnert die Sage von der Bibel zu Kaning (Nr. 611) an die Tage, da Jesuiten und Missionäre unter dem Landvolk eifrig nach lutherischen Schriften und Bibeln fahndeten; freilich hat sich in ihr die Masse der solcherart zustande gebrachten ketzerischen Bücher zu einer einzigen großen Bibel verdichtet; diese wird dem Bauer abgenommen und im Klosterhof verbrannt. — Dagegen kommt eine andere Sage (Nr. 579) der Wahrheit ziemlich nahe. Denn der Aufstand der Millstätter Bauern hatte tatsächlich in der wirtschaftlichen Bedrückung durch die Jesuiten seinen Grund; die Erstürmung des Schlosses, seine Wiedereroberung durch Spittaler Bürger sowie die Hinrichtung der drei Rädelsführer sind geschichtliche Tatsachen[52]).

Wie im Volkslied bemerkt man auch in der Sage, daß das Volk in seiner Vorliebe für das Außerordentliche offen für Männer Partei ergreift, welche die menschliche Gesellschaftsordnung übertreten, kühne Räuber und geniale Betrüger. Häufig besitzen solch gefährliche Gesellen, wie es meint, die Gabe der Zauberei. Dieser seltsamen Vorliebe für alles, was das gewöhnliche Durchschnittsmaß überragt, ist es zuzuschreiben, daß an manchen Orten sich alte Lokaltraditionen erhalten haben. So standen die Bürger von St. Veit zu Beginn des 19. Jahrhunderts im dringenden Verdacht, es mit den Räubern zu halten, die im Wolschart hausten und die ganze Gegend unsicher machten (Nr. 582). Es läßt sich sogar nachweisen, daß richterliche Behörden vor 1848 mit diesen Gesellen im Einvernehmen standen. Erst durch die Neueinrichtung der Gendarmerie ward dem Räuberunwesen im Lande ein

---

[50]) F. G. Hann, Klagenfurt und seine evangelische Gemeinde im Zeitalter der Reformation. 1914.

[51]) H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Dorfleben im 18. Jahrhundert. Wien 1877.

[52]) Zwiedineck a. a. O. S. 140.

Ziel gesetzt. Mehrere Sagen huldigen der Abenteuerromantik des Räuberlebens von damals (Nr. 582—586).

Daß bei einem so beliebten Thema sich auch Wandermotive einstellten, liegt auf der Hand: den Räuber, der seine Frauen tötet, und dem sein letztes Opfer nach langer Gefangenschaft entläuft (Nr. 585), kennt auch die norddeutsche Sage[53]. — Weit verbreitet ist die Geschichte von der jüngsten klugen Tochter, welche allen Räubern die Köpfe abschlägt, die Leichen nacheinander in den Keller zieht, aber von dem entkommenen Räuber bestraft wird (Nr. 586). Sie geht zurück auf eine arabische Erzählung. —

Ein Ausnahmsmensch von der angegebenen Sorte war der Graf von Bohr, dessen Namen eine Rosegger Sage bewahrt (Nr. 581). Sie möge diesen Abschnitt beschließen, da man an ihr so recht die mannigfaltigen Wechselbeziehungen zwischen Geschichte und Sage, den Tatsachen und ihrer dichterischen Erfassung beobachten kann. Bohr, ein flandrischer Edelmann, der nach wechselvollem Leben zu Wien frühzeitig die Höhen des Daseins erklomm, besaß ausgezeichnete Eigenschaften, die ihm die Gunst der vornehmsten und höchsten Kreise gewann, und ungewöhnliche Kenntnisse auf wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten. Was seit jeher an ihm auffiel, war, mit welch fabelhafter Geschwindigkeit er sich ein großes Vermögen zu verschaffen wußte. Seit 1821 lebte er mehrere Jahre in Klagenfurt und erstand bei der Versteigerung des Rosenbergschen Besitzes nebst anderen Gütern in Kärnten auch Rosegg, übersiedelte aber, nachdem er diese Herrschaft an den Fürsten Liechtenstein verkauft hatte, bald nach Wien. In der Residenzstadt entlud sich das seit langem über seinem Haupte schwebende Verhängnis. Er wurde als einer der raffiniertesten, aber auch gewandtesten und gebildetsten Banknotenfälscher entlarvt und starb 1846 im Gefängnis[54].

Daß ihn die Sage nach der Entdeckung seines Verbrechens zum kaiserlichen Münzamtdirektor erhebt, ist darauf zurückzuführen, daß Bohr im Gefängnis dem Generalsekretär der österreichischen Nationalbank die verblüffendsten fachmännischen Ratschläge zur Herstellung von Banknoten und zur Verhütung von Fälschungen erteilt hat. Ferner hat ihn nicht ein Augenleiden, wie die Sage will, bei der Herstellung gelungener Fälschungen beeinträchtigt, was zur Entdeckung seines Frevels geführt haben soll; wohl aber wußte er lange Zeit eine solche Krankheit geschickt vorzutäuschen und dadurch jeden Verdacht von sich abzulenken. —

Es ist unmöglich, auf diesem eng bemessenen Raume mehr als dürftige Andeutungen zu geben; doch gedenkt der Herausgeber demnächst — vielleicht in der Carinthia — eine zusammenhängende Darstellung der kärntischen Sagengeschichte zu veröffentlichen.

---

[53]) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen Nr. 186. Literatur zur Sage vom Blaubart, der der gefangenen Jungfrau eine Tür zu öffnen verbietet, bei R. Köhler, Kl. Schr. I, S. 128, 256.

[54]) Eine aktenmäßige Darstellung seines Lebens gibt der Polizeikommissär, der die ganze Untersuchung geführt hat, R. v. Felsenthal in seinem Buche „Aus der Praxis eines österreichischen Polizeibeamten“, I. Wien 1853.

* * *

I. Wassergeister.

1. Das Kirchlein von Tauern.

Am Südufer des Ossiachersees erhebt sich ein waldiger Bergzug, im Volksmunde „Die kleinen Tauern“ genannt. Auf der Anhöhe steht ein Heiligtum, das Tauernkirchlein. Von seiner Entstehung weiß man folgendes zu erzählen.

In alten Zeiten, als noch Nixen mit süßen Melodien die Menschen in die Tiefe lockten, als noch Elfen im Walde ihren Reigen drehten und Zwerge im Schoße der Berge ihre goldenen Schätze hüteten, geschah es einmal, daß ein Fischer und eine Fischerin abends über den See fuhren. Es war gerade Vollmondzeit. Sie begannen, während der Kahn mitten im See auf glitzernden Wellen schaukelte, zu tändeln und zu kosen, als neugierig eine Nixe herbeigeschwommen kam und mit freudigem Staunen das seltsame Spiel der verliebten Menschen beobachtete. Die nächste Nacht fuhr der Fischer allein in den See hinaus. Da hörte er dicht neben sich einen wunderbaren Gesang — er lauschte atemlos. Plötzlich teilte sich die Flut und ein Weib von blendender Schöne stieg beim Mondesglanze zu ihm in das Boot. Mit süßen Tönen und schmeichelndem Gekose bestrickte sie sein Herz. Treue und Heimat vergessend, warf er sich in die Arme des schönen Wasserweibes.

Von dieser Stunde an war der Jüngling wie umgewandelt. Frohsinn und Lebenslust waren dahin, düster und verschlossen wandelte er am Tage einher, wenn er an seine Geschäfte ging. Die fremde Frau hatte es ihm angetan, ihr Bild schwand nicht mehr aus seinem Sinne. Jeden Abend fuhr er hinaus auf den See, doch nimmer wollte sich die Schöne zeigen. Darüber war ein Monat vergangen, der Mond hatte seine Gestalt erneut und spiegelte wieder sein volles Angesicht im Wasser. An diesem Abend erschien auch die Nixe wieder und stieg zu ihm in den Kahn. Doch sie schien ihm nicht mehr die gleiche zu sein, er empfand nicht mehr den holden Zauber, der ihn bei ihrem ersten Anblicke so gefesselt hatte. Dagegen quälte ihn ein brennendes Weh, und die Sehnsucht zog ihn nach der verlassenen Fischerin, die in ihrer Hütte um den Treulosen weinte. Laut aufschluchzend warf er sich der schönen Nixe an die Brust und hoffte bei ihr Trost in seinem Leide zu finden. Doch sie verstand seine Tränen nicht. Sie hatte nur lachen gelernt und erwiderte auch jetzt seine Klagen nur mit einem silberhellen Lachen. Darüber geriet der Fischer in flammenden Zorn und stieß die Nixe in das Wasser, worauf er eilig davonfuhr.

Sie aber fluchte ihm nach und beschloß Rache am Menschengeschlechte zu nehmen. Da sie jedoch gar wohl wußte, daß der Beherrscher des Wassers, dem alle Nixen untertan waren, keinen Zwiespalt mit den Menschen duldete, erdachte sie eine List. Sie bereitete einen Schlaftrunk und mischte ihn unter den Wein, den der Alte beim Mittagsmahle zu trinken pflegte. Da schlief der Greis ein und schlief bis zum Abende. Die böse Wasserfrau schlich allsogleich zur Schleuse und drehte sie auf, daß das Wasser des Sees freien Weg ins Land fand. Mit Schnelligkeit ergossen sich die unheimlichen Fluten über die Gegend; die Bewohner ließen ihre Arbeiten im Stiche und flüchteten eilends auf die nächsten Anhöhen. Die aber vom Wasser überrascht wurden, stiegen

angsterfüllt auf die Dächer ihrer Häuser. In den treibenden Wogen sah man einen totenblassen Fischer auf eines der noch übriggebliebenen Häuser zuschwimmen. Auf dem Dache, das schon vom Wasser bespült wurde, saß ein trauerndes Mädchen. Als es den Knaben erblickte, vergaß es Todesnot und Pein und sprang, ein Lächeln der Freude auf dem Antlitze, zu ihm hinab. Eng umschlungen wurden sie beide das Opfer der Fluten.

Als nun am Abende der Alte endlich erwachte und das Unglück gewahrte, zürnte er gewaltig über die schreckliche Tat der ungehorsamen Nixe, schaffte wieder Ordnung und bestrafte das Weib. Es ward aus den Reihen seiner Schwestern ausgeschieden und erhielt eine menschliche Seele.

Da kam ungeheures Leid über sie. Alle Abende klagte sie am Ufer des Sees ihr Los den Schwestern vor und weinte bitterlich. In einer schönen Sommernacht vernahm der Beherrscher des Wassers ihre Klagen und erbarmte sich der Unglücklichen. Doch straflos durfte sie nicht bleiben und so trug er ihr auf, zur Sühne für ihre Untat ein Kirchlein zu erbauen, das von luftiger Waldeshöh' den Wandrer grüße. Gleichen Schmerz, wie sie den Menschen angetan, sollte sie nun selbst erdulden und den Mörtel für den Bau mit ihren Tränen anfeuchten.

Nun kamen für die Nixe lange, leidvolle Tage der Arbeit. Doch willig fügte sie sich dem harten Gebote des Wassermannes, da ihr das Werk Erlösung bringen sollte. Immer höher stiegen die Mauern und endlich war das tränenreiche Werk vollbracht, das Kirchlein stand fertig auf der Höhe, und die Nixe kehrte zu ihren Schwestern in den See zurück.

2. Nixenrache.

Vor alter Zeit hauste auf der Burg Leonstein, die den Waldrücken hinter Pörtschach krönt und weithin über den Wörthersee blickt, ein Ritter mit seinen Mannen. Er besaß eine einzige Tochter, welche eben in den Jahren war, sich zu vermählen. Ihr Bräutigam hatte sich einst in eine schöne Nixe verliebt und dieser Treue schwören müssen, dachte aber jetzt nicht mehr an jenes Erlebnis. An einem Sommerabende fuhr nun die junge Leonsteinerin allein in einem Kahn; sie überließ ihn sinnend den sanften Wellen und trieb in der Bucht oberhalb des „Seebauers" ins Uferschilf. Da tauchte vor ihr eine schöne Wasserfrau empor und machte der Erschrockenen Vorwürfe, daß sie ihr den Ritter abspenstig gemacht habe.

Unterdessen bemerkte man auf der Burg des Fräuleins Abwesenheit und begann es überall zu suchen. Der Bräutigam, der wußte, daß sie sich manchen Abend zum See begab, eilte hinab ans Ufer. Er spähte über das Wasser hin und horchte gespannt, ob er nicht das Rauschen von Ruderschlag vernehme. Aber es war stockfinster und totenstill auf dem See. Da plötzlich ein Schrei. Von schlimmer Ahnung getrieben, bestieg er schnell ein Boot und ruderte zur Stelle, woher der Schrei gedrungen war. Als er näher kam, sah er einen Menschen mit dem Wasser ringen; eben sank er unter. Sein Herz wollte stille stehen vor Schreck und Leid — es war das Fräulein, seine Braut, die der Rache des Wasserweibes zum Opfer gefallen war. Aus dem Wasser aber

rief eine Stimme: „Das habe ich getan, weil du auch mir Treue versprochen hast.“ Da ging der Ritter betrübt nach Hause und betrat seitdem nie mehr die Schwelle von Leonstein.

3. Der „schwarze Felsen“ vom Wörthersee.

Dort, wo sich aus den Fluten des Wörthersees wild verstreute Felsstücke emportürmen, stand einst ein mächtiger Felsen, dessen steile Wände in den See abfielen. Er war durch seine schwarze Färbung gekennzeichnet und wurde von Menschenfuß fast nie betreten, denn alte Sagen woben sich um den Felsen, der die Gestalt einer Nixe gehabt haben soll. Prächtige Seerosen wuchsen am Grunde des Sees, doch keine Menschenhand hatte noch eine gepflückt. Ein fürchterlicher Strudel, der sich in der Nähe befand, war daran schuld, daß es noch niemand gewagt, eine Rose zu pflücken. Vom Lande her war die Annäherung fast unmöglich, denn drohend blickte der Felsen zum Himmel empor, dessen steile, zerklüftete Wände von der Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens zeugten. — Diesen Felsen suchte einst ein Jäger aus dem Lesachtale auf. Eine besondere Aufgabe führte ihn hierher: Als Jüngling in den schönsten Jahren hatte er um die Hand einer Lesachtalerin angehalten, die ihm auch nicht verweigert worden wäre, hätte er nicht einen Nebenbuhler gehabt, der sich wie ein böser Geist zwischen ihn und seine Braut drängte. Dieser riet ihr nun, ihn erst eine Probe seiner Kühnheit und seines Mutes ablegen zu lassen, und zwar sollte er ihr eine Seerose vom Wörthersee heimbringen. Voll Hoffnung trat der Gesundheitsstrotzende, als er den Wunsch aus dem Munde seiner Braut erfahren hatte, den Weg an, den schon viele vor ihm mit dem Leben bezahlt hatten, denn die Flut duldete einen solchen Raub nicht.

Dunkles Gewölk hatte sich zusammengeballt, als er den See erreichte. Trotzdem wollte er von seinem Vorhaben nicht abstehen und begab sich auf die Suche nach einer Rose. Da führte ihn das Schicksal dem sonderbar geformten Felsen zu. Als er nähergekommen war, erblickte er mit Staunen die prächtigen Seerosen, die da unten in der stillen Flut wuchsen. Ein kalter Schauer überlief jedoch den beherzten Mann, als er die Umgebung betrachtete. Er erkannte bald in voller Form die Gefährlichkeit seines Unternehmens; trotzdem wollte er sich davon nicht abhalten lassen und suchte nur eine passende Stelle, den Fuß des Felsens zu erreichen. Mit Schauder erblickte er jetzt die steile Wand, deren dunkle Färbung ihm mahnend entgegensah. Fast wollte er umkehren; da sah er eine Spalte, durch welche er zu den Seerosen zu gelangen glaubte. Mit der größten Vorsicht begann er sein Werk, währenddessen ihm die Blütenkelche der Seerosen wie Todeskerzen entgegenzuleuchten schienen. Er war nun am Fuße des Felsens angelangt und hatte das zustande gebracht, was schon viele vor ihm mit dem Leben büßen mußten. Nun kam aber der schwerste Teil seiner Arbeit, nämlich eine Rose zu erreichen. Unheimlich drangen ihm die gurgelnden Laute des Strudels entgegen. Mit Vorsicht setzte er seinen Fuß in das seichte Uferwasser und griff nach einem Blütenkelche. Schon hielt er ihn in der Hand, als eine Nixe auftauchte und den Verwegenen in die kalte Tiefe

hinabriß. Der See schäumte auf, haushohe Wellen schlugen dem Felsen entgegen und mit einem donnernden Getöse stürzte die Wand dem Jäger nach. Die Seerosen aber waren verschwunden. —

4. Die Elfenkönigin.

Ein lustiger Jäger, der in Hartelsberg wohnte, liebte ein reiches und hübsches Bauernmädchen derselben Ortschaft und sollte es in Kürze ehelichen. Als er eines Tages die Wälder an dem Gehänge der Koralpe durchstreifte und gerade beim „Elfenbrunn", einer eiskalten, kristallhellen Quelle anlangte und sich mit einem vollen Trunk labte, erschien ihm ein verlockend schönes Weib, welches leutselig mit ihm zu sprechen begann und ihm gar bald Herz und Sinn verrückte. Es trug am blendenden Leibe ein langes, seegrünes Kleid und im wallenden Haare einen Schilfkranz. Sie küßten und herzten sich und als er fortging, mußte er ihr versprechen, bald wiederzukommen und keinem Menschen das Geheimnis seiner neuen Bekanntschaft zu verraten.

Als er wieder nach Hause kam und von seiner Braut, in deren Augen ein ganzer Himmel von Liebesglück sich spiegelte, umarmt wurde, vergaß er des gegebenen Wortes und erzählte ihr sein Erlebnis mit der Elfenkönigin.

Eine geraume Zeit war seither verstrichen; längst dachte er nicht mehr des lieblichen Wasserweibes, der Tag der Hochzeit brach an, die Ringe wurden gewechselt und am Abende begann im Wirtshause der übliche Hochzeitstanz. Plötzlich erschien unter den Tanzenden ein wundersames Weib, mit einem weißen Kleide angetan, einem grünen Kranz in den blonden Locken und mit einem Schleier, so zart wie duftiger Nebel. Kaum erschaute der Jäger die holde Gestalt, so stürzte er auf sie zu und begann mit ihr den Reigen. In leidenschaftlichem Tanze sauste das Paar dahin, dann wirbelte es aus dem Saale und war alsbald den Augen der Hochzeitsgesellschaft entschwunden.

Von bleichem Schreck befallen, verfolgte die Braut mit den Hochzeitsgästen die Davontanzenden, doch umsonst, sie konnten nicht mehr eingeholt werden. Als man am Morgen nach dem Neuvermählten weiter forschte, fand man ihn tot neben dem „Elfenbrunn" liegen. Die Elfenkönigin — sie war an dem feuchten Saum ihres Kleides erkannt worden — hatte ihren Liebsten geholt.

5. Die Nixe im Koralpensee.

In einer Almhütte, es mag wohl die Hipflhütte gewesen sein, saß eine gar lustige Gesellschaft, Almer und Jägerleut'. Ziemlich laut ging es zu, bis ein langhallendes, donnerähnliches Geräusch alle verstummen ließ. „Hui," rief ein alter Senne, „das Wasserweib da oben hat lange Weil', hat sie wohl schon lange niemand heimgesucht! Haha! Wird sich wohl jeder hüten." — „Erzähl', erzähl'!" riefen viele Stimmen; denn die Gebirgler lieben Märchen und Sagen und manch einer war darunter, der von dem Wasserweibe noch nichts wußte. „Wohl, wohl, Zeit lassen!" war die Antwort. Der Alte stopfte sich sein Pfeifchen, nahm einen tüchtigen Schluck

Schilcher und begann: „Hab' sie ja mit eigenen Augen gesehen. Wird wohl schon vierzig Jahre her sein — damals war ich noch ein frischer Bursche — hat mich einmal die Sennerin zur Bodenhütte geschickt. Heiß und schwül war's, da hab' ich mich für einen Augenblick ins Gras gelegt, nicht weit vom See. Ganz unvermerkt bin ich eingeschlafen. Da auf einmal fangt's zu singen an, und ich schau' auf. Der See wirft starke Wellen, sonst ist alles still. Das Singen hat fortgedauert, und jetzt hab' ich mich beim Ohr gerissen, ob ich nicht träume, denn aus dem Wasser ist ein Weibsbild gestiegen, so schön hab' ich noch keines gesehen. So schön, daß ich sie euch nicht beschreiben kann." — Der Alte schwieg. Einer der Burschen, ein rechter Raufbold, brach endlich den Bann, der die stämmigen Älpler gefangen hielt: „Die möcht' ich auch sehen!" — „Ich rat' dir's nicht!" fuhr nun der Alte auf. „Wirf nur einen Stein in den See, so siehst du sie gleich, aber ich rat' dir's nicht!"

Niemand merkte während der Wechselrede, die nun folgte, daß einer die Hütte in Hast verlassen hatte. Dieser eine hatte mit brennenden Augen der Erzählung des Alten gelauscht. Es war Franz, ein schmucker Jäger. Wohl war er keck und verwegen, wenn es ein kühnes Wagestück galt, doch kein Mädchen im ganzen Gebirge konnte sich rühmen, von ihm je ein Sträußchen Edelweiß oder Kohlröslein oder auch nur eine einzige tiefblaue Enzianglocke, einen einzigen Stengel Speik erhalten zu haben. Und jetzt irrte er durch die sinkende Nacht dem See zu, manchmal vor sich hinmurmelnd: „Die Wasserfrau will ich sehen." — Da lag der See vor ihm, doch finster war die Nacht und nur wenige Sterne spiegelten sich in der schwarzen Flut. Schon hob seine Hand den Stein, da ging plötzlich ein Schauer durch seine Gestalt, aber nur einen Augenblick — der Stein fiel in weitem Bogen in den See.

Drunten in der Hütte hörte man ein fürchterliches Donnern, das nimmer enden wollte und so schaurig klang wie noch nie. Der alte Senne, der gerade eine Geschichte beendet hatte, sagte: „Heut' gibt sie schier nimmer Ruh', die Wasserfrau da oben."

Am nächsten Morgen fand man den Jäger tot am Ufer des Sees. Aber seine starren Augen waren weit geöffnet nach dem See gerichtet, als sähen sie noch immer die schöne Wasserfrau.

6. Der Brennsee und der Afritzersee.

Im Gegendtale liegen zwei kleine Seen, der Brennsee und der Afritzersee. Sie sollen früher ein einziges großes Seebecken ausgefüllt haben. In einer der Fischerhütten, die am Ufer standen, wohnte ein liebliches Mädchen, die Braut eines schmucken Bauernsohnes aus Afritz. Doch ehe der Tag der Hochzeit kam, wurde sie von einem Riesen, der in einer Höhle auf dem Mirnock hauste, entführt. Kaum hatte der Bräutigam von dem Unglücke seiner Braut gehört, als er sich auf den Weg machte, um sie zu befreien. Unterwegs kehrte er bei einem alten Weiblein ein, das wegen seiner Künste weit und breit bekannt war. Dieses gab ihm einen Betäubungstrank, den sie selbst gebraut hatte. Als nun der Bursche vor die

Höhle des Riesen kam, stürzte sich dieser auf ihn und wollte ihn über den Felsen in den See schleudern. Doch auf den Knien bat ihn der Bräutigam um Schonung und erzählte ihm von dem Trank, den er mitgebracht habe und der die Kraft besitze, jedem, der davon koste, die Schätze der Erde zu zeigen. Bei diesen Worten wurde der Riese milder gestimmt, ergriff hastig die dargebotene Flasche und leerte sie mit einem Zuge. Einen Menschen hätte eine solche Menge Gift auf der Stelle getötet und auch der Riese fiel wie tot zu Boden, doch war er nur schwer betäubt. Schreckensbleich kam das Mädchen aus der Höhle, umarmte ihren Retter und dann liefen beide, so schnell sie kannten, seinem Elternhause zu.

Nach einigen Stunden erwachte der Riese aus seinem todähnlichen Schlafe und vermißte mit Schrecken das geraubte Kind. Er stieg zur Fischerhütte hinab und da er die Verlorene auch dort nicht fand, geriet er in solche Wut, daß er den mächtigen Berg erfaßte und mit beiden Händen schüttelte. Die Felsen bebten und lösten sich; große Steintrümmer kollerten den Abhang hinunter, stürzten in den See und teilten ihn in zwei Hälften. Aber auch der Riese verlor in den rollenden Steinmassen seinen Halt, geriet unter stürzende Felsen und fand dabei den Tod. Die beiden Menschen hielten Hochzeit und verlebten nun Tage des Glückes und ungestörten Friedens.

Ähnlich lautet folgende Sage. An Stelle der zwei Seen, welche heute einen freundlichen Schmuck der „Gegend“ bilden, breitete sich in grauer Vorzeit eine einzige große Wasserfläche aus, in deren klarem Spiegel der Mirnock sein Haupt beschaute. In dem See lebte eine schöne Nixe, die gerne einsame Fischer anlockte und jeden, der in ihre Nähe kam, zum Grunde zog. Eifersüchtig beobachtete ein scheußlicher Drache, der auf den Geländen des Mirnocks hauste, ihr Treiben; er liebte das herrliche Weib, hatte es aber immer nur aus der Ferne gesehen. Allein die Nixe verabscheute den häßlichen Gesellen, da ihr die lustigen Landburschen besser gefielen. Gerne lauschte sie ihren Gesängen. Besonders einer der Jünglinge, welcher in einer nahen Hütte wohnte, lag ihr am Herzen. Kam der Abend, so fuhr er mit seinem Schifflein auf den See hinaus, dort erwartete ihn das Wasserweib und zog ihn brünstig an den schönen Leib. Ging es dem Drachen schon nahe, sich von der Nixe verschmäht zu wissen, so grämte er sich noch mehr, als er in einer schönen Mondnacht einen Kahn über die schimmernden Wellen gleiten sah und darin den Burschen erblickte, um den die Nixe ihre weißen Arme schlang. Bei diesem Anblicke schüttelte er sich vor Wut und schlug in jäh aufwallendem Zorne mit dem Schwanze so heftig auf den Berg, daß dieser erbebte und große Felsblöcke niederstürzten. Das Liebespaar im Kahne wurde von den herabfallenden Felsen erschlagen und das Becken des großen Sees von den Schuttmassen zum Teile verschüttet. So entstanden aus dem einen zwei Seen, der Brennsee und der Afritzersee. Seit jener Zeit war auch der Drache verschwunden. Heute spiegelt sich der Mirnock nur mehr im Afritzersee. Zwischen diesem und dem Brennsee breitet sich jetzt ein Wiesen- und Ackergürtel, Wiesen genannt. Man glaubt, daß ein tiefer Tümpel, der sich dort befindet, unterirdisch mit dem Afritzersee in Verbindung stehe.

7. Pfarrer und Nixe.

Auf dem kahlen, zackigen Felsen, der sich beim Dörflein Rottenstein im Rosental erhebt, stand vorzeiten eine halb verfallene Burg gleichen Namens, in deren Gemäuer Raubvögel aller Art nisteten. Fast stolz ragte daneben die schlanke Turmspitze des Dorfkirchleins zum Himmel empor. Ein enger Platz trennte die Kirche von dem breiten Pfarrhause, darin ein reicher, aber geiziger Pfarrherr wohnte. Ein Bedrücker seiner Gläubigen, verlangte er für eine Messe doppelt soviel als andere und hatte daran nicht genug, sondern suchte sich auch durch unerlaubte Mittel zu bereichern, indem er unter dem Schutze der Nacht auf Diebstahl ausging. Mancher, der ihm zu später Stunde begegnete, hielt ihn für den Teufel selbst und ging ihm scheu aus dem Wege, so daß der Pfarrer in seinem lichtscheuen Handwerke niemals gestört wurde. Er wickelte sich derart in seinen Talar, daß es im Dunkeln schien, als ob er Flügel hätte, und schwärzte sein Gesicht, um nicht erkannt zu werden. So trieb er jahrelang schändlichen Unfug. Es gab in der ganzen Gemeinde kein sicheres Versteck für Geld oder Kostbarkeiten, der schlaue Dieb entdeckte es und trug seinen Raub in die finsteren Keller und geheimen Gänge der Burg, wo er sich häufig aufhielt.

Eines Tages erfuhr er, daß der arme Fährmann des Dorfes eine größere Erbschaft gemacht hatte. Sogleich beschloß er, ihm bei Nacht einen heimlichen Besuch abzustatten. Gesagt, getan. Der Fährmann zählte bei dem Licht einer kargen Lampe sein Geld, als der Pfarrer am Fenster erschien und ihn mit gierigen Augen beobachtete, wie er den Geldbeutel ins Bettstroh steckte und sich schlafen legte. Kaum hatte der Fährmann die Augen geschlossen, als er durch einen eigentümlichen Ruf erwachte und eben eine Gestalt durchs Fenster flüchten sah. Rasch sprang er hin und erfaßte sie noch am langen Rocke, doch hielt er nur einen schwarzen Lappen in der Hand, während der Dieb entwischte. Erst am Morgen bemerkte er, daß das Geld fehlte; er durchsuchte alle Winkel, aber vergeblich, es war dahin. Nun betrachtete er das Tuch von gestern genauer und entdeckte, daß es ein Stück aus dem Talar des Pfarrers war. Aber wie hätte er bei der Behörde gegen den mächtigen Pfarrer etwas ausrichten können? Er mußte wohl alle Hoffnung fahren lassen, daß er das Geld, das schöne Erbe, je wieder erhalte. Traurig schlich er an sein Tagewerk und setzte sich am Ufer der rauschenden Drau auf einen Stein, um ungestört sein Unglück zu überdenken; helle Tränen brachen aus seinen Augen und verzweifelt senkte er den Kopf. Da riß es ihn empor. Aus den Fluten ertönte derselbe seltsame Ruf, der ihn in der Nacht aus dem Schlafe geweckt. Eine Wasserfrau schaukelte auf den Wellen und sprach mit lieblicher Stimme: „Traure nicht um das verfluchte Geld, es stürzt so viele Menschen in das Unglück! Aber weil du arm bist und es in Ehren erworben hast, will ich dir noch mehr verschaffen, als du verloren hast, und den sündhaften Pfarrer strafen. Nimm dieses Schilfgras; wenn du es ißt, wirst du dich in eine Fliege verwandeln. Dann setze dich dem Pfarrer auf den Rücken, wenn er wieder zur Burg geht, und merke genau, wo er das gestohlene Gut verborgen

hält. Was du findest, soll dir gehören, aber vergiß der Armen nicht!" Damit verschwand sie in den Fluten.

Dem Fährmann bot sich bald Gelegenheit, den Rat der Wasserfrau zu befolgen. Eines Tages sah er den Pfarrer auf dem Wege zur Burg und schnell entschlossen kaute er das Gras, um sich in eine Fliege zu verwandeln. Alsbald setzte sich eine summende Fliege auf des Pfarrers Rock. Dieser war heute bei guter Laune, denn er wandelte vergnügt zur Burg und machte einen Rundgang durch seine sämtlichen Schatzkammern, bald da, bald dort in einem Haufen Geldes wühlend. Mit Staunen betrachtete der Fährmann die Schätze, soviel Geld hatte er sein Lebtag nicht gesehen. In einer der Kammern, da hätte er wohl einen Freudenruf ausgestoßen, wäre er nicht eine Fliege gewesen; denn er erblickte auf einem großen Haufen Gold- und Silbertaler seinen Beutel. Nun hieß es genau darauf zu achten, welchen Rückweg der Pfarrer einschlug, damit er sein Eigentum wieder finde. Als der Pfarrer ins Freie trat, flog eine Fliege zur Drau, tauchte den Rüssel in die Flut und schon stand der Fährmann in seiner früheren Gestalt am Ufer.

Am folgenden Tage begab sich der Pfarrer auf einen Versehgang in das nächste Dorf, der Fährmann aber eilte zur Burg, fand all die Gänge und Kammern, die er gestern gesehen, und schleppte die Schätze in sein Haus. Als der Pfarrer wieder in sein Versteck kam und sah, was vorgegangen, stieß er einen schrecklichen Fluch aus und rannte mit seinem Kopfe gegen die Mauer; im selben Augenblicke erhob sich ein fürchterliches Getöse, die Burg versank und nur ein kahler Fels blieb zurück. Der Fährmann lebte jetzt sorgenfrei, er vergaß in seinem Reichtum nicht der Armen und zahlte auch für den unseligen Pfarrer manchmal eine Messe. Der Fels, auf dem die Burg gestanden, ist noch jetzt zu sehen. Er weist ein großes Loch auf, in welchem undurchdringliche Finsternis herrscht. Zu gewissen Zeiten vernehmen Vorübergehende darin ein lautes Beten.

8. Der böse See.

In der Umgebung von Millstatt erzählt man von einem See, welcher sich auf der Millstätteralpe befinden und bodenlos sein soll. Wenn man aus Mutwillen einen Stein hineinwirft, entsteht ein heftiges Ungewitter. Solcher Wetterseen gibt es im Unter- und Oberlande eine größere Anzahl: der See auf der Koralpe, die Seen am Kreuzkopf südlich vom oberen Mölltale, der Wolayasee südlich von St. Jakob im Lesachtale, einer in der Mallnitz und der Turracherseee an der Südostseite des Eisenhut, wo insbesondere die über Klagenfurt sich verbreitenden Gewitter der Volksmeinung nach ihren Ursprung haben.

9. Eine Drautaler Sage vom Wettersee.

Ein alter Mann wollte sich überzeugen, ob das Gerede der Leute denn auch wahr sei. Er ging deshalb zum See hin und schleuderte einen Stein hinein. Nicht lange, so fing es zu donnern, zu blitzen und zu regnen

an. Der Regen wurde immer heftiger, der See schwoll an und trat über die Ufer. Da hielt sich der Alte nicht mehr recht sicher, floh von dannen und kam zu einer Alpenhütte. Hier glaubte er Obdach und Schutz zu finden. Aber auch hierher war ihm das Wasser gefolgt. Und plötzlich kam im ärgsten Sturm und Regen ein ungroßer Mann, halb nackt und mit langem grünem Gras bewachsen, auf ihn zu. Es war der Wassermann. Zornig verwies er ihm sein Beginnen und sagte: „Ist's nicht genug, daß mich die Kinder beständig beeinträchtigen und stören, mußt nun es auch noch du tun, der doch schon so alt ist?" Dann nahm er den Alten an der Hand und führte ihn mit sich. Bei einem Felsen, der sich auf ein paar Streiche von selbst öffnete, hielten sie an. Durch diesen führte ihn nun der Wassermann in einen langen, unterirdischen Gang, ihn fortwährend an der Hand haltend. Anfangs war es sehr finster, aber je weiter sie gingen, desto lichter wurde es; denn die ganze Wand war Karfunkelstein und dieser leuchtete wie das hellste Licht. Endlich kamen sie auf einen freien, weiten Raum, in dem viele tausend Menschen beschäftigt waren und an einer großen Maschine arbeiteten, um das Wasser in die Höhe zu treiben. „Jetzt schau einmal," sagte der Wassermann zu dem Alten, „was ihr den Leuten für Arbeit macht. Wie lange müssen die pumpen, um soviel Wasser hinaufzubringen. Die Leute aber, die du da siehst, sind alle im See ertrunken." Hierauf warnte er ihn abermals und trug ihm auf, auch seinen Kindern zu verbieten, daß sie Steine in den See würfen. Dann führte er den Alten wieder zurück und erlaubte ihm, mitzunehmen, was er einstecken könne. Als der Alte nach Hause kam, erfuhr er, daß er schon einen ganzen Monat ausgewesen sei, während ihn die Zeit kaum einen Tag dünkte. Die Sachen aber, die er mitbrachte, waren viele Millionen wert.

10. Das Ochsenjoch im Falkerer See.

Etwa eine Stunde oberhalb St. Oswald bei Kleinkirchheim ruht der kleine Falkerer See, welcher nach der Meinung des Volkes ein Meerauge besitzen soll. Als einmal ein Bauer mit einem Paare eingejochter Ochsen zu diesem Wasser kam, verspürte er heftigen Durst und begab sich ans Ufer, um aus der schönen, klaren Flut zu trinken. Auch die Ochsen, welche er indessen frei stehen ließ, gingen dem Wasser zu, traten mit den Vorderfüßen hinein und begannen gierig zu schlürfen. Nachdem der Bauer seinen Durst gelöscht hatte, betrachtete er seine Ochsen. Da ereignete sich etwas Schreckliches. Die Tiere wurden von einem plötzlich entstandenen Strudel erfaßt und vor den Augen ihres Besitzers, der wie versteinert dastand, in die Tiefe gerissen. Doch bald ermannte er sich und lief wie rasend nach Hause, wo er auf die erstaunten Fragen der Seinen kein Wort zu erwidern vermochte. Auch später, wenn man ihn um seine Ochsen befragte, konnte er keine Auskunft geben.

Viele Stunden vom Falkerer See entfernt liegt im Tale das Oswaldikreuz, neben diesem spendet ein guter Brunnen köstliches Wasser. Als nun der Knecht des Bauers lange Zeit nach jenem Vorfalle einmal vom Viehmarkt heimkehrte, setzte er sich, müde wie er war, am Brunnentroge zur

Rast nieder. Wie er eben sich zum Wasser neigte, um zu trinken, blieb sein Auge auf einmal an etwas haften, das ihm bekannt vorkam. Beherzt griff er danach und erkannte es als das Ochsenjoch seines Bauers. Jetzt erst wurde diesem jene schreckliche Begebenheit klar.

11. Der Wassermann am Ursulaberge.

In den Ausläufern der Karawanken, gegen die untersteirische Grenze zu, erhebt sich der Ursulaberg. Dort lag vor Zeiten ein wasserreicher See, dessen Ufer zum großen Teile mit Sumpf und Moor bedeckt waren. Nicht weit davon stand ein Bauernhaus.

Eines Tages bemerkte der Bauer, daß seine Ochsen im Stalle erhitzt und mit Schweiß bedeckt waren, wie wenn sie eben von schwerer Zugarbeit kämen. Dies beobachtete er mehrere Tage hindurch, ohne der seltsamen Erscheinung auf den Grund zu kommen. Da ging er einmal abends in den Stall, um sich zu überzeugen, was da schuld sei, und harrte gespannt, was da kommen würde. Als die mitternächtliche Stunde nahte, hörte er draußen schwere Tritte und bald darauf erschien ein Mann von ungeheurer Gestalt im Stalle. Ohne sich um den Bauer zu kümmern, band er die Ochsen ins Joch und führte sie fort. Dieser verhielt sich ruhig und ließ ihn seines Weges gehen, um das weitere abzuwarten. Einige Stunden nach Mitternacht kam der Mann mit dem Gespanne endlich zurück und stellte die Ochsen an ihren Stand. Eben wollte er sich, wie er gekommen, fortschleichen, da trat ihm der Bauer in den Weg und fragte, was dies bedeuten solle. Der Wassermann sagte: „In der Nähe von Windischgraz ist große Trockenheit eingetreten, der Boden ist ausgebrannt und die dortigen Leute sehen dem Hungertode entgegen. Da beteten sie um Hilfe. Weil mich die Armen dauern, wie sie sich vergeblich plagen, nahm ich bei Nacht deine schönen Ochsen und führte Wasser aus dem See hinunter in jene trockene Gegend. Damit du aber keinen Schaden erleidest und mir nicht fluchest, will ich dir den Schaden ersetzen. Deine Felder werden allezeit reichliche Ernte bringen und das Glück wird nie von deinem Hause weichen." Damit gab sich der Bauer zufrieden und erfreute sich von nun an des besten Ertrages. Aber auch die ganze Gegend wurde durch die Wohltat des Wassermannes fruchtbar und besitzt noch heute wohlhabende Leute.

12. Der Wassermann zu Feistritz im Rosentale.

In vielen Sagen Kärntens, eines an Seen und Flüssen reichen Landes, spielt die Gestalt des Wassermannes eine bedeutende Rolle. Eine Sage aus der Gegend von Feistritz erzählt folgendes: In den Drauauen dieser Gemeinde hielt sich vor Jahren ein gewaltiger Wassermann auf. Er trug eine aus Schilfgras geflochtene Kleidung, hielt sich jedoch abseits und verkehrte wenig mit Menschen. Einmal jedoch kam er, wahrscheinlich vom Hunger getrieben, zu einem Bauernhause in der Ortschaft Sala. Die Leute empfanden zuerst Furcht vor dem riesenhaften Manne, erbarmten sich aber schließlich des Armen, der mit ungeschickten Gebärden seinen Hunger zu erkennen gab, und setzten ihm zu essen vor. Der Wassermann

ließ es sich wohl schmecken und kam von nun an immer häufiger wieder. Schließlich wurde er täglicher Gast im Hause, was dem Bauer sehr zur Last fiel, da jener ziemlich viel verzehrte, ohne hierfür eine Gegenleistung zu bieten. Um ihn endlich loszuwerden, griff die Bäuerin zur List. Als der Wassermann wiederkam, wurden ihm heiße Nudel vorgesetzt. Gierig griff er mit seinen ungeschlachten Fingern in die Schüssel und verschlang den ersten Bissen, verbrannte sich aber dabei Mund und Finger. Ergrimmt über diese Bosheit der Menschen, verließ er das Haus und ließ sich dort nimmer blicken. Er wurde zwar noch wiederholt in der Gegend gehört, doch bekam ihn keiner mehr zu Gesicht, da er sich vor den Leuten, welche dem lauten Klange seiner Stimme nachgingen, zu verbergen wußte. Schließlich verschwand er ganz aus der Gegend.

Im Jahre 1910 wollen Bauern in der Umgebung des Gösselsdorfer Sees einen Wassermann gehört haben, der gräßliche, weithinschallende Rufe ausstieß. Von weit und breit kamen Leute zum See, um ihn zu sehen; einige paßten ihm sogar mit Flinten auf, um ihn zu erschießen, wenn er auftauche. Doch zeigte er sich nicht.

13. Der Wassermann zu St. Jakob.

In einem Orte bei St. Jakob im Rosentale glückte es einst einem Bauer, namens Wolf, den Wassermann der Drau zu fangen. Er hielt ihn lange Zeit in sicherem Gewahrsam und viele Neugierige kamen täglich herbei, um seinen Erzählungen zu lauschen; denn der Gefangene wußte gar seltsame Dinge, die sich in der Umgebung abgespielt hatten, zu erzählen. Wenn er gefesselt durch das Dorf geführt wurde, staunten die Leute, daß ihm alle Geheimnisse des Ortes bekannt waren, ja sogar Geschehnisse, an welche sich nur mehr die ältesten Bewohner erinnern konnten. Aber alle Geschichten, die er vorbrachte, klangen in die flehentliche Bitte aus, ihn doch wieder freizulassen. Nach langer Zeit ließ sich der Bauer endlich erweichen und beschloß, ihm die Freiheit zu schenken. Da führte man ihn zum letztenmal durch das Dorf. Als sie am Friedhofe vorüberkamen, befragten ihn die Leute über so manchen Toten, der dort seit langem ruhte. Der Wassermann wußte genauen Bescheid, wie und warum der und jener gestorben sei. Die Bauern gerieten in sprachloses Erstaunen und wurden nicht müde, an ihn immer neue Fragen zu stellen. Er zählte die Leute namentlich auf, welche zu langem Leben bestimmt, durch geheime Verbrechen vorzeitig gestorben waren. Mittlerweile war der Zug über den Friedhof hinaus vor das Dorf gelangt, und der Wassermann entlief in weiten Sprüngen, der köstlichen Freiheit froh. Doch bevor er ihren Blicken entschwand, rief er ihnen noch zu, sie hätten so viele Fragen an ihn gestellt, aber die wichtigste vergessen: was nämlich das Kreuz in der Nuß zu bedeuten habe. Seither ward er nicht wieder gesehen.

14. Der Wassermann des Wörthersees.

In den heißen Tagen des Juli und August sucht man gerne die erquickende Kühle eines Bades auf und der Schwimmer fühlt sich in einem

See am wohlsten. Leute, welche wegen der Arbeit tagsüber nicht baden können, gehen in der Dämmerung oder bei Mondschein nachts ins Bad, wie das bei Knechten und Mägden vorzukommen pflegt.

Auch eine junge Dirne, die bei einem Pörtschacher Bauer im Dienste stand, ging an einem Samstagabend allein in den Wörthersee baden. Sie mochte schon eine Weile im Wasser gewesen sein, als sie plötzlich von der Mitte her etwas heranschwimmen sah. Der See warf hohe Wellen und mit riesiger Eile nahte sich der Schwimmende. Sie erkannte an dem Schilfkranz in den Haaren und dem grünlichblassen Gesicht den ihr so häufig geschilderten Wassermann. Schreck und Angst erfaßte sie, und wie sie war, lief sie ihrem Wohnhause zu. Atemlos erreichte sie es, trat durch die Haustür und schlug sie gleich hinter sich zu, daß sie in Schloß und Riegel fiel. Kaum war dies geschehen, vernahm sie auch schon den Wassermann vor der Tür, durch die er nicht eintreten konnte, weil ihm ein C† M† B† den Eingang verleidete. Der Wassermann, gewohnt, alle Jahre ein paar hübsche Mädchen in sein kristallenes Schloß am Seegrunde zu ziehen, hatte diesmal das Nachsehen. Das Mädchen aber war zum letztenmal im See baden gewesen.

15. Der Wassergeist im Živomoos.

Im oberen Jauntale liegen in ländlicher Einsamkeit drei schöne kleine Seen, der Kleinsee, der Klopeinersee und der Sablatniggsee. Die Ufer des letzten sind versumpft. Der Wanderer, welcher dieses weite Moos von einer Anhöhe aus betrachtet, fragt sich wohl, warum die Bauern dieses Stück Land nicht für Weidezwecke nutzbar machen. Kehrt er aber bei einem ein und erkundigt sich über das Moorland, so erzählt man ihm folgende Sage. Nicht weit vom Ufer des Sees liegt ein Bauernhof, im Volke Živo genannt. Die Weideplätze und Wiesen dieses Hofes grenzen an das Moos. Vor vielen Jahren lebte auf dem Anwesen ein tüchtiger, fleißiger Bauer, der sein Gütchen allmählich vergrößerte. Besonders zeichnete er sich als Viehzüchter aus. Er hatte im Umkreise von mehreren Meilen die schönsten Rinder, den schönsten Zuchtstier. Kein Wunder daher, wenn dem Bauer dessen Verlust zu Herzen ging, denn eines Abends war dieser verschwunden. Die Spuren führten in das Moos. Nie war es dem Bauer früher eingefallen, dieses in ertragfähigen Boden umzuwandeln, aber jetzt ließ ihn der Gedanke nimmer ruhen. Da keiner der Nachbarn dafür zu gewinnen war, machte sich der Živobauer allein an die schwere Arbeit. In kurzer Zeit hatte er Abflußgräben gezogen und schon wollte er an die eigentliche Trockenlegung schreiten. Als der Bauer wieder einmal — es war am frühen Morgen, nach dem Ufer des Sees ging, begegnete ihm ein Mann in fremder Tracht. Der Bauer wollte nach kurzem Gruße an dem Fremden vorübergehen, als dieser stehen blieb und fragte, wer denn die Bearbeitung des Mooses, das schon seit Jahrhunderten unberührt daliege, begonnen habe. Seiner Meinung nach sei dies ein Werk der Habsucht und werde nie zu einem Erfolge führen. Der Bauer hatte bisher den Fremden nicht unterbrochen; als er aber von „Habsucht“ und „vergeblicher Mühe“ reden hörte,

schwoll ihm die Zornesader auf der Stirne und er entgegnete in gereiztem Tone: „Dieses Moos will ich zu dem schönsten Weideplatze der Gegend machen; im übrigen habe ich deinen Rat nicht begehrt.“ Aber freundlich erwiderte der Unbekannte: „Ich würde dich von deinem Vorhaben nicht abhalten, wenn der Boden dein wäre; er gehört vielmehr den Wassergeistern dieses Sees und du forderst durch dein Vorgehen ihre Rache heraus.“ Anfangs hatte der Bauer staunend zugehört, dann aber setzte er lachend seinen Weg fort. Er beschloß, der Warnung des Fremden zu trotzen. Am nächsten Morgen zog er mit seinem größten Pfluge und drei Paaren starker Ochsen zum Moose. Kaum hatte er dort die erste Furche gezogen, hörte er hinter sich eine Stimme. Er sah sich um und erblickte den Mann von gestern. Dieser forderte ihn nochmals auf, von seinem Vorhaben abzustehen, aber wie zum Hohne trieb der Bauer die Zugtiere zu noch größerer Kraftanspannung an. Da senkte sich urplötzlich der Boden und der Bauer versank mitsamt dem Gespanne im unergründlichen Sumpfe. Dann schloß sich die Furche wieder und keine Spur war vom Geschehenen mehr sichtbar. Bald danach fand ein Bauer in einem anderen Sumpfe drei Joche und man will in ihnen die des Zivobauers erkannt haben. Seit dieser Zeit hat niemand mehr versucht, das Moor zu entwässern.

16. Der Moosgeist von Enderswert.

An den dunklen Moosteich, der sich unterhalb des Dörfchens Enderswert bei Berg ausbreitet, knüpft sich folgende Sage. Vor vielen Jahren lebte in diesem Orte ein überaus reicher Bauersmann, mit Namen Dietrich. Trotz seines Reichtums war er nie froher Laune und gewährte armen Reisenden niemals Unterkunft. Nur hier und da öffnete er einem Freunde sein ungastliches Haus, doch für die karge Bewirtung wurde der Gast vom Hausherrn und Gesinde weidlich geneckt. In dieses Haus kam einst bei später Nacht ein wandernder Bettelmönch, unbekannt mit Dietrichs wildem Brauche, und erbat sich eine Nachtherberge und milde Gaben für sein Kloster. Ausnahmsweise fand er Aufnahme. Nachdem der Mönch ein kärgliches Mahl zu sich genommen hatte, führte ihn der Wirt in eine Kammer, wo ein Linnen, über wenige Strohhalme gebreitet, ihm als Ruhestätte dienen sollte. Genügsam streckte sich der Mönch darauf hin und verfiel vor Müdigkeit auch bald in Schlaf. Da öffnete sich die Tür und Dietrich kam mit seinem Gesinde herein, um mit dem frommen Manne schändlichen Schabernack zu treiben. Die verzweifelten Gebärden des Mißhandelten ergötzten das Gesinde. Am folgenden Morgen wurde er unter schallendem Jauchzen des Hausherrn durch einen schwarzen Hund aus dem Hause gejagt. Doch der Mönch hielt am Hoftore an und während der Hund winselte und scheu vor ihm zurückbebte, sprach er mit tränenden Augen und zitternden Lippen: „So elend es mir unter deinem Dache ergangen ist, so elend wird es dir einst gehen unter Gottes weitem Himmelsbogen. Wie dein Hund mich über die ungastliche Schwelle deines Hauses jagt, so wird dich die blasse Verzweiflung aus dem Leben hetzen. Du hast übel getan an meinem grauen Haar, darum kann es dir nicht wohl ergehen auf Erden!“ Alle fühlten sich

bewegt, nur Dietrich ging in seine Stube und jubelte über den gelungenen Scherz.

Doch bald darauf ereilte ihn das Unglück. Ein Schlag folgte auf den andern und in kurzer Zeit war Hab und Gut dahin. Nach zwei Jahren wanderte Dietrich am Bettelstabe, von allen Nachbarn gehaßt und verachtet. In seiner Verzweiflung verschrieb er dem bösen Geiste seine Seele, um dem unseligen Leben ein Ende zu bereiten. Seine Seele wurde aber in der Hülle eines schadenfrohen Gespenstes in den nahen Moosteich gebannt; dort sollen ihn die Leute noch lange zur Nachtzeit gesehen haben. Er trug das Gewand eines Hirten, hielt eine Peitsche in der Hand und versuchte die Vorübergehenden in den weiten Sumpf zu locken. Vor allem strafte er Toren und Verbrecher und warnte die Menschen vor frevelhaftem Übermut; wenn er jedoch eine Wohltat erzeigte, geschah dies immer auf höhnische, neckende Weise.



II. Baumgeister.

17. Der Fichtling.

Geht man von Haimburg nach Diex, so erblickt man links vom Wege auf der Anhöhe, der Wandelitzen, zwei riesengroße Fichtenbäume, die ganz vereinsamt dastehen und weithin sichtbar sind. Das Volk erzählt, daß in diesen Bäumen ein Zwerg hause, der von den Bauern kurzweg der Fichtling genannt wird. Seine Gesinnung gegen die Menschen hängt ganz von ihrem Verhalten ab.

Ein armer Keuschler, dessen Grundstück an die Anhöhe grenzte, worauf die beiden Fichten stehen, hatte bei seiner Arbeit gar kein Glück. In einem Jahre vernichtete der Hagel seine Saaten, im folgenden Jahre verlor er durch eine Seuche den ganzen Viehstand. Da es mit der Wirtschaft nicht gehen wollte, suchte er auf andere Art sein Brot zu verdienen und verdingte sich als Holzknecht, wobei er oft mehrere Tage nicht nach Hause kam. Eines Tages ersuchten ihn mehrere Bauern, die beiden Fichten zu fällen, weil sie wegen ihrer bedeutenden Höhe eine ständige Gefahr für die Umwohner bildeten; denn gerne schlägt der Blitz in einzelstehende Hochbäume. Es gibt aber Leute, die mit solcher Zähigkeit am Alten hängen, daß sie daran nicht rühren wollen; das war auch hier der Fall. Der Keuschler ließ sich weder durch Bitten noch durch barschen Befehl dazu bewegen. Er sollte dafür reichlich belohnt werden.

Der Fichtling befahl ihm nämlich aus Dankbarkeit, in der Heiligendreikönigsnacht die abgefallenen Nadeln zu sammeln. Nachdem der Keuschler diesen Auftrag befolgt hatte und am Morgen die Nadeln besah, glitzerten ihm statt der dürren Fichtennadeln zu seinem Erstaunen silberne entgegen und er war mit einem Schlage ein reicher Mann. Lange kümmerten sich die Leute nicht um ihn, bis es endlich auffiel, daß der arme Keuschler vollauf lebe, trotzdem er weder pflügte noch säte. Dadurch noch mehr neugierig gemacht, forschten sie weiter und entdeckten, daß seine Hütte mit schönem, kostspieligem Hausrat ausgestattet war. Bald verbreitete sich die Kunde von seinem Reichtum in der ganzen Gegend, aber wie er dazu gelangt war, blieb ein Rätsel. Viele Vermutungen wurden laut, aber keine traf das Richtige.

Als der Keuschler auf dem Sterbebette lag, rief er seinen Sohn zu sich, übergab ihm das Häuschen als Erbe und zeigte auf einen bis zum Rande mit Geldmünzen gefüllten Schrein. Dann sprach er: „Höre, mein Sohn! Solltest du einmal in Unglück geraten, so nimm dies Säckchen und geh zum Fichtling, der wird dir helfen!" Dann starb er und wurde in Ehren begraben. Sein Sohn, des Reichtums ungewohnt, vergaß bald die gute Lehre seines Vaters und begann ein schleuderisches Leben zu führen, das so lange dauerte, bis der Schrank geleert war. Nun gedachte er der Worte des Verstorbenen, schnallte ein Ledersäckchen um den Leib und wanderte zum Fichtling, um den Schatz zu erneuern. Ein schweres Gewitter war im Anzuge; laut rollte der Donner und Blitz auf Blitz fuhr zur Erde nieder. Ganz durchnäßt langte der Bauer endlich bei den zwei

Fichten an. Statt das erhoffte Geld zu finden, vernahm er aus den Bäumen ein höhnisches Gelächter und mußte unverrichteter Dinge abziehen. Der Fichtling hatte ihm seine Hilfe versagt, da er durch eigenes Verschulden des Reichtums ledig geworden war, und fortan mußte er wieder mit schwerer Arbeit seinen kärglichen Unterhalt verdienen.

18. Der Ahornbaum am Millstätter See.

In der Nähe des Klosters Millstatt standen vor alter Zeit nur wenige ärmliche Hütten, in denen Untertanen des Klosters wohnten, und mehrere Häuschen, deren Besitzer meist freie Bauern oder Fischer waren. In einer der Hütten lebte eine alte Mutter mit ihrer schönen Tochter Rolanda. Das Mädchen führte die ganze kleine Wirtschaft allein, arbeitete auf dem Acker, in dem Gärtlein oder fuhr hinaus auf den See, um Fische zu fangen. So brauchten die zwei nicht Not zu leiden, sondern trugen saubere Kleider und hielten ihr Häuschen nett und rein. Viele Burschen bewarben sich um die Gunst des schönen, arbeitsfrohen Mädchens, doch jeder wurde lachend abgewiesen.

Da kam ein schmucker Soldat, Richard, der Sohn eines benachbarten Bauers, auf Urlaub in die Heimat und fühlte sich beim Anblicke der erblühten Jungfrau mächtig zu ihr hingezogen, ohne daß es ihm anfänglich besser ergangen wäre als den übrigen Freiern. Sie stand täglich nach dem ersten Hahnenrufe auf, begab sich ans Ufer und fuhr hinaus zu den aufgestellten Netzen, ob keine Fische sich gefangen hätten. Auf dem stillen See begann sie zu singen, daß es an den Ufern klang wie Lerchentriller und Nachtigallenschlag. Erst nach mehreren Tagen wagte es Richard, wieder zu grüßen. Eines Morgens erwartete er sie beim Kahne und fragte flehend, ob er ihr behilflich sein dürfe. Sie konnte seinem treuherzigen Flehen nicht widerstehen und ließ sich hinausrudern auf den See. So hatte er die Schöne errungen.

Aber bald ging die Zeit heimlichen Glücks zu Ende und beim Abschiede sprach Richard: „Übers Jahr komme ich zurück und mache dich zu meinem Weibe.“ Das war ein süßer Trost für sie; der Gedanke an seine Worte beschwichtigte ihr nagendes Gewissen und gab ihr Mut und Frohsinn wieder. Sie arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend und verschwieg geheimes Leid. So schlich das Jahr herum. Noch sang sie zwar, aber mit steigender Verzweiflung blickten ihre Augen in die Ferne und immer ungestümer regte sich das Gewissen: „Wehe mir gottvergessenen Sünderin!“ An einem Nachmittage fand sie sich im Beichtstuhle der Klosterkirche ein und gestand errötend dem Priester, einem jungen Mönche, ihre Liebe ein. Da sprach eine ernste Stimme hinter dem Gitter: „Du hast eine schwere Sünde begangen; tue Buße und sage dich los von dem Manne, bis die Kirche euren Bund gesegnet.“ Da sie aber erklärte, Richard immer treu zu bleiben, fuhr der Mönch fort: „So kann ich dich der Sünde nicht lossprechen und du bleibst verdammt für alle Zeit und Ewigkeit.“ Diese Worte fuhren ihr wie ein Donnerschlag durch das gequälte Herz, die Sinne schwanden ihr. Als sie wieder erwachte, wußte sie nicht, wie lange sie vor dem Beichtstuhle ge-

legen, denn der Priester war verschwunden und die Kirche leer. Da erhob sich Rolanda, ging schnurstracks ans Ufer und lenkte den Kahn hinaus auf den abendlich schimmernden See. Immer noch klangen ihr die fürchterlichen Worte des Mönches im Ohre; der Tod allein konnte sie noch vor Schande bewahren. Schon spielten die Wellen um ihren Leib, da kamen die Wasserweiber, welche im Abendscheine ihren Reigen beginnen, herangeschwommen und trugen das unglückliche Menschenkind ans Land. Die Königin der Elfen sang: „Kind, werde doch ein Ahornbaum, denn bei den Menschen findest du kein Erbarmen!" und berührte sanft mit ihrer Hand das Mädchen. Alsbald erstarrten Hände und Füße, ein Schauer ging durch den jungen Leib, das Antlitz erblaßte — ein stummer Ahornbaum stand an dem Ufer. Rolanda blieb seit jenem Abende verschollen, ihre Mutter wie die Dorfbewohner glaubten, sie sei im See ertrunken.

Darauf vergingen einige Jahre. Längst ruhte das alte Mütterlein in der Erde, doch auch der Friede war wieder eingezogen, und Richard kehrte mit einer Wunde, die er sich auf dem Schlachtfelde geholt, zurück. Da er seine Braut nicht fand, zog er als Musikant von Ort zu Ort und spielte auf der Geige, um sein Leben zu fristen.

Nach vielen Jahren, da der Vorfall schon längst vergessen war, kam eines Tages ein alter Spielmann ins Dorf. Die Sonne brannte heiß, und er lenkte seine müden Schritte in den Schatten des alten Ahornbaumes am Ufer. Dort saß er, das greise Haupt auf die Hände gestützt, und blickte mit tränenumflorten Augen auf den See hinaus. Dann zog der alte Mann, der niemand anderer war als Richard, seine Geige und begann zu spielen. Auf einmal zerbrach der Bogen, und Richard schnitt sich einen neuen aus einem Zweige des Ahornbaumes. Da floß rotes Blut daraus, und er vernahm Rolandas Stimme: „Schneide getrost aus meinem Leibe einen Bogen, geh dann ins Kloster und spiele so lange, bis dich ein Mönch fragt, woher du den Bogen hast."

Der Alte ging mit bebendem Herzen in den Klosterhof und begann dort zu spielen; das klang wie Lerchentriller und Nachtigallenschlag. Ein alter Mönch — der einstige Beichtvater Rolandas — saß in seiner Zelle und erwartete den Tod. Als er den wunderbaren Geigenton vernahm, raffte er seine letzten Kräfte auf, schleppte sich in den Hof und fragte den Spielmann: „Woher hast du den Bogen?" — „Aus Rolandas Leibe." — Mit einem Schrei sank er zu Boden und wurde von den Ordensbrüdern hinweggetragen. Richard kehrte zum Ahornbaum zurück und jetzt hörte das Holz zu bluten auf. „Habe Dank, spiel' uns nur noch das Grablied!" sprach der Baum. Da setzte er den Bogen an und spielte laut und kräftig, aber allmählich sanfter und schwächer, endlich ganz leise, leise, bis ihm der Bogen aus der Hand fiel. Richard neigte sein Haupt und schlummerte hinüber. Vereint fuhren die Seelen der Treuen in die Ewigkeit.

Der Mönch war aus seiner Ohnmacht bald erwacht, aber er wartete noch viele Jahre auf den erlösenden Tod. Erst als der Ahornbaum von einem Sturme niedergeworfen ward, schlug auch ihm die letzte Stunde. Gott hat seine Seele nicht erlöst, denn noch heute wandelt sie bei Nacht als Geist in den finsteren Gängen des Klosters Millstatt.

19. Die Geldlärche.

In der Nähe von Meiselding liegt das Besitztum des alten Steinbauers in der Leiten. Dieser hat folgende Geschichte erlebt. „Es war," erzählte er, „anfangs der fünfziger Jahre, wahrscheinlich im Jahre 1850 oder 1851. Ich war ein Bub von 11 Jahren und versah das Amt eines Schafhüters bei meinem Vater, dem „Steinbauer in der Leiten". Damals stand noch das alte Haus, eine baufällige Hütte, an deren Stelle er später das gegenwärtige Haus erbaut hat. Da kam eines Tages — es war ein Montag — während des Essens ein fremder Mann daher und bat um den Rest des Mahles, falls etwas übrig bliebe. Mein Vater sah ihn an und sprach: ‚Wie kannst du, ein so starker Mensch, bitten gehen, warum willst du nicht arbeiten?' ‚Bitt' gar schön, Bauer,' erwiderte der Mann und faltete die Hände, ‚gebt mir Arbeit.' ‚Ja,' meinte mein Vater, ‚ich habe keine Arbeit für dich.' Die Mutter, welche am Herde stand, sprach jedoch: ‚Du hast doch unlängst gesagt, es wäre recht, ein Kohlholz gehackt, damit du den Kohlhaufen machen könntest. Vielleicht kann er Holz hacken?' — ‚Das ist auch wahr, das ja! Kannst wohl Holz hacken?' wandte er sich an den Fremden. ‚O ja, freilich,' erwiderte dieser; ‚wieviel habe ich etwa schon Holz gehackt in meinem Leben!' — ‚Nun, so bleib halt da, sitz her und iß aus!' Dies ließ sich der Fremde nicht zweimal sagen, setzte sich mit neuer Bitte in Wort und Gebärde, nahm den Hut vom Kopfe, verrichtete ein stilles Gebet und aß mit sichtlichem Behagen die vier übriggebliebenen Knödel mit der Suppe aus. Dann wischte er sich den Mund und auch den Löffel ab und wandte sich dankend gegen Vater und Mutter. Mein älterer Bruder war unterdessen bemüht, für den Ankömmling eine Axt hervorzusuchen. Dieser nahm sie und das dargebotene Stück Brot für die Nachmittagspause, schob es in die Rocktasche und ging mit dem Bruder an die nahe gelegene Arbeitsstelle. Er war in der Tat ein geschickter und fleißiger Holzhacker, arbeitete still und in sich gekehrt bis zum Abend. Da ging er nach Eintritt der Dunkelheit, die Hacke unter dem Arme, den Hut in der Hand, still betend hinter meinem Bruder her nach Hause. Nach dem Nachtmahl und dem darauf folgenden Abendgebete blieben die Männer sitzen, und es entwickelte sich ein Gespräch. Der Fremde wußte vieles zu erzählen und brachte die Rede endlich auf vergrabene Schätze; viele Burgruinen und andere Orte konnte er nennen, wo Schätze verborgen sein sollten. Endlich ging man doch schlafen.

Der folgende Tag verging wie der erste; an diesem Abend kam der Mann wieder auf sein Lieblingsgespräch zurück und wußte noch vieles, mitunter recht Unglaubliches vorzubringen. Als er damit so ziemlich zu Ende gekommen war, sagte mein Vater: ‚Schau, du weißt so viel zu erzählen; aber von der Lärche auf dem Nußberg, scheint es, weißt du nichts.' — ‚Von der Lärche auf dem Nußberg? Nein! Was es damit für eine Bewandtnis hat, weiß ich nicht,' war die Antwort. ‚Nun, auf dem Nußberg steht hoch oben auf einem steilen, freien Platze eine große Lärche. Man sieht sie von unten deutlich, es ist weitum kein so großer Baum. Geht man aber hinauf auf den Platz, wo man sie stehen sah, so sieht man sie nimmer. So habe ich erzählen hören.' Unser neuer Hausgenosse riß Mund und Augen

weit auf und starrte sprachlos den Vater an. Endlich äußerte er laut seine Verwunderung und konnte dafür nicht genug Worte finden, was denn das ‚lauter' sein sollte und daß er noch nie ähnliches gehört habe. Nach seiner Meinung war dort ganz sicher ein Schatz begraben. ‚Das wüßte ich nicht,' antwortete darauf mein Vater, ‚ich halte nicht viel von solchen Sachen.' — ‚Ganz bestimmt, Bauer, ganz bestimmt ist es so.' Bald trennte man sich und jeder suchte gedankenvoll sein Lager auf.

Am nächsten Morgen war weiter keine Rede mehr von der Lärche; der Mann hackte fleißig Holz, kam zu Mittage zum Essen heim und ging dann wieder an seine Arbeit. Um drei Uhr etwa kam er aber von dem Walde ins Haus, suchte den Vater auf, der in der Hausschmiede arbeitete, und sprach: ‚Bitt' gar schön, Bauer, erlaubt mir, daß ich zur Lärche schauen gehe, mir läßt es keine Ruh'.' Mein Vater fand keinen Grund, ihm die Bitte abzuschlagen, und sagte: ‚Magst ja schauen gehn; komm bald wieder heim und erzähle mir, ob es so ist oder nicht. Schneid' ein Stück Brot ab und nimm es mit.' ‚Nein, Bauer, das will ich nicht. Wenn ich nur gleich gehen darf.' Und fort war er.

Beim Nachtmahle fehlte er, doch zum Frühstück war er wieder da. Kein Wort wurde über das gewagte Unternehmen verloren bis zur Zeit nach dem Nachtessen. Da erzählte denn der Mann: ‚Es ist schon wahr, Bauer, es ist so. Noch kurz vor dem Finsterwerden bin ich hinausgekommen, hab' von unten aus ganz deutlich die Lärche gesehen und bin darauf zu gegangen. Wie ich hinkomme, ist sie nicht da. Schnell geh' ich wieder hinunter aufs Feld, schaue auf und merke mir den Platz noch besser. Wie ich oben bin, ist wieder nichts zu sehen. Dann höre ich betläuten von St. Veit, von Obermühlbach und von Kraig. Ich kniete nieder und betete. Es schlug Neun, es schlug Zehn, es wurde ganz dunkel und bald verkündete die tiefe Kraiger Glocke die elfte Stunde. Ich hatte mich während dieser Zeit kaum auf meinem Platze gerührt und siehe! Jetzt kniete ich knapp an der Lärche. Ich sah und fühlte den Baum neben mir. Obwohl ich auf etwas Ähnliches gefaßt gewesen, erschrak ich anfangs, stand dann auf und untersuchte den Baum unten herum und hinauf, so weit ich zu reichen vermochte. Es war ein Baum wie jeder andere. Da zog ich mein Messer aus der Tasche, öffnete den „Pfeifenräumer", steckte ihn mit einem kräftigen Hieb in den Baum und hängte meine „Betschnur" daran. Ich dachte nämlich, daß der Böse keine Macht mehr habe, den Baum zu verbergen, sobald mein Eigentum und etwas Geweihtes daran haftete. Nachdem ich noch eine Weile gebetet hatte, machte ich mich wieder auf den Heimweg und bin am frühen Morgen hier angekommen. Nun aber bitte ich, Bauer, leiht mir ein Stemmeisen und eine Handhacke, damit ich den Baum aufstemmen kann. Er ist gewiß voll Geld. Und dann hätte ich gerne einen Sack, um das Geld einfassen und heimtragen zu können.' Mein Vater aber meinte lächelnd: ‚Was wirst du denn mit dem Stemmeisen ausrichten? Nimm lieber deine Axt und schlag' damit ein Loch in den Baum. Das geht viel schneller.' — ‚Ist wohl wahr, Bauer, so werd' ich tun,' pflichtete der Schatzgräber bei. Er erhielt ein altes, ausgebessertes Säckchen, welches ungefähr einen Scheffel faßte. Mit seiner Axt und diesem Sacke begab er sich am nächsten Tage

2*

wieder auf den Weg, kam aber am Morgen unverrichteter Dinge zurück und erzählte: ‚Ich erkannte den Platz, wo ich vorgestern gekniet hatte, genau und tat wie damals. Nach elf Uhr wurde der Baum sichtbar, und ich schritt in Gottes Namen an mein Vorhaben. Da der Baum an einer steilen Lehne steht, mußte ich meinen rechten Fuß in den Erdboden einstampfen, während ich auf dem linken kniete. Dann faßte ich die Hacke mit beiden Händen und tat einen kräftigen Streich. Aber sieh, sie prallte zu meiner Verwunderung heftig zurück. Ich befeuchtete meine Hände, faßte das Werkzeug womöglich noch fester und tat einen zweiten Hieb — noch heftiger prallte es zurück. Beim dritten Streiche wäre es mir aber trotz aller Anstrengung beinahe aus den Händen geflogen. Da stand plötzlich ein Geist vor mir, halb schwarz, halb weiß und sagte: ‚Du brauchst keine Axt, du kannst das Geld auch so haben, wenn du tust, wie ich dir sage. Verrichte für mich drei Wallfahrten, zuerst nach Maria Saal, dann nach Maria Rain und sodann nach Villach zum Heiligen Kreuz. Überall mußt du für mich eine Messe zahlen und während der ganzen Zeit bei Wasser und Brot leben. Wenn du das getan hast, darfst du den Schatz heben.‘ Ich habe es versprochen und bitte Euch nun, seid so gut und leiht mir das Geld zum Messenzahlen; denn ich weiß wohl, daß ich noch nicht soviel verdient habe.‘ (Taglohn war damals nur ein Sechser und deren fünf kostete eine Messe.) Der Vater, der nun nichts weniger als ungläubig war, händigte ihm das Verlangte ein, die Mutter schnitt einen Laib Brot zu Stücken und diese tat der Mann in das bekannte Säckchen, welches er mit Tragriemen versehen und zu einem Rucksack umgewandelt hatte. So ausgerüstet trat der Pilger seine Wallfahrtsrunde an.

Auf dem Heimwege, der ihn von Villach über Feldkirchen, Steuerberg in die Wimitz führte, übernachtete er in einem Bauernhause dieses Grabens das letztemal vor seiner Heimkunft. Und da sei ihm, so erzählte er später daheim, wieder der Geist erschienen, aber schon fast ganz weiß, und habe gesagt: ‚Das ist schon recht, was du getan hast; aber gerne sähe ich's, wenn du auch noch in die Zweinitz gingest.‘ So werde er halt auch diesen Gang noch tun müssen, schloß der Mann, und der Vater pflichtete ihm bei. Er gedachte am Abend noch von dort zurückzukehren, wenn er frühmorgens fortgehe. Allein dazu war er wahrscheinlich wegen der unzureichenden Kost, die seit mindestens einer Woche nur aus Wasser und Brot bestanden hatte, zu schwach. Daher mußte er auf dem Heimwege wieder auswärts übernachten, und da sei ihm abermals der Geist erschienen und habe, wie er später berichtete, gesagt: ‚Was hast du getan?!. Du hast das Geld für die Messen entliehen und das ist weit gefehlt! Nun mußt du dem Bauer so viel zurückgeben, daß er recht zufrieden ist.‘ — ‚Nun, wieviel werde ich Euch denn „abkehren" müssen, daß Ihr recht zufrieden seid?‘ fragte er meinen Vater. Dieser wollte ablehnen, doch der Schatzgräber drang solange in ihn, bis er sagte: ‚Wenn du schon meinst, daß ich recht zufrieden sein soll, gib mir so viel, daß ich damit das Haus bauen kann.‘ Er dachte dabei an etwa 400 bis 500 Gulden, da ja sämtliches Material schon dazu hergerichtet war. ‚Schon recht, Bauer, das gebe ich gerne; aber gewährt mir bei Euch auch das Ableben. Bei Euch habe ich mein Glück gefunden

und bei Euch möcht' ich's auch genießen. Ich werde arbeiten, soviel ich kann, wenn ich nur bei Euch bleiben darf.' Nun erzählte er auch, wie er hierhergekommen sei und was ihn dazu veranlaßt habe. ‚Ich bin im Tschagastgraben in der Kalkofenhütte daheim, wo auch mein Weib gewohnt hat. Die Not war groß, ich fand keine Arbeit und keinen Verdienst. Da verlegte ich mich aufs Beten und ging in meiner Bedrängnis eines Abends, da mich der Weg durch Meiselding führte, in den dortigen Friedhof, kniete aufs neueste Grab nieder und betete lange. Ich betete sogar zu den armen Seelen im Fegefeuer um Hilfe. Da kam mir plötzlich der Schlaf, und es ging jemand dicht an mir vorbei und sprach: Schau nur, daß du Arbeit bekommst, dann bekommst du auch Geld! Ich erwachte sofort, sah aber niemand, und ging nach nochmaligem kurzen Gebete nach Hause. Am folgenden Morgen machte ich mich in aller Frühe auf die Suche nach Arbeit. Ich hatte das auch früher schon getan, aber keine finden können; überall gab es Leute genug, und ich hatte alle Hoffnung verloren. Nunmehr ging ich mit neuem Mute ans Werk, wanderte von Haus zu Haus in der ganzen Meiseldinger Pfarre, ging über den Gunzenberg nach Straßburg, von da nach Gurk, Weitensfeld, Altenmarkt und überall, wo ich ein Haus sah, kehrte ich ein und bat um Arbeit. Aber nirgends, gar nirgends nahm man mich auf. Von Altenmarkt ging ich auf den Zammelsberg, von dort nach Steinbichl, Dreifaltigkeit, in die Wimitz, und hier bei Euch erst habe ich gefunden, was ich suchte. Ihr habt mir von der Lärche erzählt und so wird sich doch das Wort bewahrheiten: Schau, daß du Arbeit findest, dann bekommst du auch Geld. Deshalb möchte ich hier bei Euch bleiben mein Lebtag und nimmer fortgehen. Noch eines bitt' ich Euch: geht mit mir auf den Nußberg, den Schatz zu heben.' Das Dableiben bewilligte ihm der Vater, doch zum Mitgehen ließ er sich nicht bewegen.

So ging denn der Mann allein und kehrte niemals wieder. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Auch im Tschagastgraben, wohin der Vater mich einigemal schickte, um Nachfrage zu halten, ist er nie gesehen worden. Wahrscheinlich hat er das ersehnte Glück, die Ruhe und Erlösung von allem Erdenweh an einsamer Stelle gefunden."

20. Die Zauberbuche.

Wenn man Unter-Seeland verlassen hat und den breiten, gut erhaltenen Fahrweg zur Höhe der Rinka hinansteigt, fällt einem rechts am Wege eine alte Buche durch ihre mächtige Krone auf. Sie führt im Volksmunde die Bezeichnung Zauberbuche, weil sie, wie man erzählt, vorüberziehenden Reisenden allerlei bösen Schabernack antat. Den Fuhrwerken pflegte gerade an dieser Stelle die Radschuhkette zu reißen; auf das Haupt des harmlos Vorübergehenden flogen manchmal Steine, die heimtückisch aus der dichten Laubkrone der Buche geschleudert wurden, oder er fühlte sich wie von unsichtbaren Händen festgehalten, während drohende, unverständliche Zurufe auf ihn herabschollen.

Einst ging hier ein Bauer vorüber, der vom Markte heimkehrte. Plötzlich fühlte er sich im Nacken gefaßt und fürchterlich gewürgt. Der Bauer

wehrte sich aus Leibeskräften, bis es ihm gelang, den unsichtbaren Gegner mit seinen schwieligen Händen festzuhalten. Da sah er ein kleines Männlein vor sich, das schrecklich fluchte und schrie: „Laß mich laufen, laß mich laufen!" Der Bauer stieß ein ärgerliches Lachen aus und ließ den Wicht los, der sich darauf eiligst entfernte. Aber im Ringen hatte er sein graues Hütlein verloren. Dies hob der Bauer auf und schritt nach Hause. Doch er brachte überall nur Unheil. Der erste, dem er begegnete, war ein Müllerknecht. Dieser fiel tags darauf vom Pferde und starb. Des Bauers beide Kinder wurden von heftigem Fieber befallen und starben dahin. Bald darauf vernichtete ein Hagelschlag seine ganze Ernte. Deshalb beschlossen die Bauern, zwei lebhaft gemalte Heiligenbilder an den Stamm der Zauberbuche zu hängen, was auch geschah. Seitdem ist es mit ihrer Spuklust vorbei, und der Baum ist eine wohlgesittete Buche geworden, die ihre Genossinnen an nichts als ihrer hoheitsvollen Schönheit übertrifft. So erzählt ein alter Wegmacher aus jener Gegend.

21. Die Zauberesche.

Im Radlgraben, der bei Trebesing ins Liesertal mündet, lebte vor Jahren eine Keuschlerin, die „Hauswiesnerin" genannt. Wie sie einmal so des Weges dahinschritt, vernahm sie das Wort: „Daher! daher!" Sie trat der Stimme näher, sah aber keinen Menschen. Da rief es noch lauter, und zwar von einer knorrigen Esche herab: „Daher! daher!" Das Weib erschrak nun zu Tode, da immer derselbe Ruf erscholl, ohne daß sie jemand bemerkte. Einem unsichtbaren Zwange folgend, schritt sie mit Grauen unter den Baum. „Halt' deine Schürze auf!" rief's jetzt herab. Da kam es geflogen, lauter hellklingende Goldstücke, ohne Aufhören. „Genug jetzt!" schrie die Keuschlerin in die Baumkrone, da sie die gefüllte Schürze nicht länger zu halten vermochte, und der Spuk hörte auf. Allein das Weib hätte besser getan zu schweigen und die Schürzen fallen zu lassen, dann wäre der Baumgeist, ein verzauberter Bauernsohn, erlöst worden. So aber muß er warten, bis das Kind geboren wird, zu dessen Wieglein die Bretter des Lärchenbaumes bestimmt sind, der jetzt noch vor der Keusche steht.



III. Berg- und Waldgeister.

22. Von den Berggeistern.

In alten Zeiten barg die Erde ungeheure Schätze, kostbare Edelsteine und blinkendes Gold. Da war es viel besser bestellt als heutzutage, wo der Bergmann mit stumpfem Sinne wie ein Tier sich plagen muß, um die Notdurft des Lebens zu stillen. Freilich lagen auch damals die Reichtümer nicht offen am Tage und wurden nicht von jedem gefunden. Boshafte Zwerge, Kobolde, Berggeister hüteten den Hort in manchem Berge, nur ab und zu ward einem Erdenkinde ihre Gunst zuteil und es bekam Gold und Edelsteine in Hülle und Fülle. In den Tälern Oberkärntens und in den Tiefen seiner Berge liegt gar manches sagenberüchtigte Loch, wohin die Überlieferung einen unerschöpflichen Born des Goldes verlegt, nach welchem der Mensch seit je sehnsüchtiges Verlangen trug. Wer aber nicht in des Berggeistes Gunst steht, findet den rechten Weg mit nichten. Gewinnt jedoch ein Mensch seine Huld, so wird er liebevoll beschenkt und der mit unheimlicher Geschwindigkeit Reichgewordene auf geheimen unterirdischen Wegen in die Heimat zurückgeleitet. Bald erscheinen die Berggeister in Frauengestalt, bald tragen sie Manneshülle. Wenigen freilich erweisen sie sich gnädig.

23. Woher das Eisen im Kremsgraben stammte.

Im Kremsgraben, einem Seitengraben des Liesertales, traf einst ein Jäger auf seinem Birschgange ein hageres Männlein. Sobald ihn dies erblickte, lief es auf ihn zu und ließ ihn von drei vorgebrachten Dingen eines wählen: Gold a kurze Zeit, Eisen in Ewigkeit oder das Kreuz in der Nuß. (Das kreuzartige, ungenießbare Gebilde in der Nuß.) Der Jäger wünschte sich ohne Besinnen Eisen in Ewigkeit und sein Wunsch ward erfüllt. Lange Zeit fanden unzählige Knappen im Kremsgraben ihr Fortkommen, indem sie nach Eisenerz gruben und es um schweres Geld in Eisentratten verkauften, wo es verarbeitet wurde.

24. Das gefangene Bergmandl.

Zu Heiligengeist bei Villach gelang es einem Bauer, das Bergmandl zu fangen. Er hielt es lange Zeit in seinem Hause und hörte nicht auf die Bitten des Männleins; aber gegen eine entsprechend große Belohnung wollte er es endlich freilassen. Da fragte es ihn, ob er das „ewige Eisenarz" begehre, d. i. ein Bergwerk, das nie versiegt; oder ob er wissen wolle, was das Kreuz in der Nuß bedeute. Natürlich wünschte der Mann jenes, worauf der Berggeist überaus froh ward und hell aufjauchzend entsprang. Wahrscheinlich hat das Kreuz in der Nuß eine so hohe Bedeutung, daß ihm nichts anderes gleichkommt.

25. Der freigebige Berggeist.

Ein Katschtaler Jäger schlenderte stillvergnügt über eine Almwiese. Es war an einem heißen Nachmittag, die Sonne stand hoch am Himmel und

brannte auf seinen Rücken. Vor Mattigkeit warf er sich im Schatten einer Zirbe nieder. Ringsum lagen Felsblöcke und duftige Blumen woben einen bunten Teppich. Fast wollte der Müde entschlummern, als er ein Surren und Gepolter in seinem Gewehrlaufe vernahm. Sonst war alles totenstill; er sprang auf — da tönte fernes Gelächter an sein Ohr und wie er sich danach umwandte, sah er ein niedliches Männlein, welches gerade hinter einer Zwergföhre verschwand. Doch jetzt wirft er einen Blick zu Boden und o Wunder! Tückisch gleißend lachte ihm ein Häuflein Staub aus purem Golde entgegen. Was war das für eine köstliche Augenweide! Alle Säcke vollgestopft, eilte er, der Rehe und Hirsche nicht mehr achtend, in die Heimat und war ein reicher Mann. Der Erzähler, wohl einer der Nachkommen jenes Jägers, hält noch eine Faustvoll solchen schimmernden Staubes sorgsam in Verwahrung, doch hegt er Zweifel über dessen Echtheit.

26. Der Berggeist und der Wilderer.

Ein armer Bauer, der mit seiner Hände Arbeit die Seinen nicht ernähren konnte und sich aufs Wildern verlegte, wurde schon seit langer Zeit von den Jägern, die weniger um der Pflicht als um der Freude willen nach dem Armen fahndeten, verfolgt. Eines Abends kam ein Mann in sein ärmliches Haus und bat um Nachtherberge. Gerne wies ihm der Bauer eine Liegerstatt an. Am nächsten Morgen — es war ein Feiertag, schickte er sich an, für seine hungernde Familie einen Wildbraten zu beschaffen und war eben im Begriffe fortzuschleichen, als der Fremde kam und sagte: „Geh du fort zur Kirche, ich will an deiner Statt den Birschgang wagen. Mittags, wenn du heimkommst, findest du den Hirsch hinter dem Laubentore liegen.“ Ohne Widerspruch gehorchte der Bauer, der Fremde aber schlug sich in den Wald, ganz wie der Bauer in Kleidung und Gestalt. An diesem Morgen lauerten die Jäger dem Wilddiebe auf. Nun kam der Gesuchte, ein Schuß krachte und ein kräftiger Vierzehnender lag am Boden. Ihrer fünf stürzten rasch aus dem Gebüsch hervor, fingen den vermeintlichen Bauer und führten ihn gefesselt nach der Gerichtsstätte. Mittlerweile war der rechte Bauer von seinem Kirchgange zurückgekehrt und auf den Platz gekommen, wo der Hirsch zu wechseln pflegte. Da gewahrte er das erlegte Tier, lud es freudig auf und eilte seiner Behausung zu, wo über den unverhofften Festtagsbraten heller Jubel herrschte. Der Gefangene aber war niemand anderer als ein Berggeist. Das erwies sich später auf folgende Art: Die Jäger, ihres Fanges froh, marterten den Wilderer in unmenschlicher Weise und warfen ihn schließlich in das Verlies der Herrenburg, wo sie ihn seinem Schicksale überließen. Tags darauf begaben sich zwei von ihnen hinunter, um nach dem Gefangenen zu sehen; doch welch ein Schreck! Ein furchtbarer, feurig funkelnder Berggeist stand an dessen Stelle. Furcht und Zorn, der die Jäger bei diesem Anblicke erfaßte, tötete sie auf der Stelle. Auch die übrigen entgingen der Strafe nicht. Der Berggeist aber blieb nun im Burgverlies und trieb dort sein Unwesen, bis man ihn in einen Almsee bannte, wo er heute noch furchtbar wütet. Der Erzähler glaubt sein Toben selbst vernommen zu haben.

27. Der rettende Berggeist.

Die Bewohner Norditaliens pflegten ehemals sehr eifrig die Suche nach Gold und jenem bläulich schimmernden lehmartigen Gesteine, das man blåbe Låsur (blaue Lasur) nannte. Es war goldhaltig und viele setzten ihr Leben dafür ein. Es fand sich in dem Felsen eines jähen, gähnenden Abgrundes, der „Walischen Kraxn", am schönsten jedoch war es in den Gruben des Berginnern, wo Berggeister sein warteten.

Einst kamen zwei Walische (Italiener) über die Höhenrücken der Nocke zu einer solchen Grube. Von ungefähr gesellte sich ein Almhalter zu ihnen und nach kurzem Hin und Her wurden sie einig; der Halter ließ sich von ihnen anseilen und in die schauerliche Tiefe senken. Unten sollte er für die bedungene Entschädigung das wertvolle Gestein anseilen und warten, bis die Ladung aufgezogen und wieder zu erneuern war. Schon war das Seil etliche Male auf und nieder gewandert, als die ruchlosen Fremdlinge sich reich genug wähnten, das Seil baumeln ließen und mit ihrer kostbaren Ausbeute entliefen. Der arme Hirte befand sich in einer furchtbaren Lage. An einen Felszacken des stockfinsteren Loches sich klammernd, unter sich eine gähnende Finsternis, harrte er in Todesangst zwei schreckliche Tage aus. Am dritten kam endlich Hilfe, seine Kräfte waren gänzlich erschöpft. Vor ihm öffnet sich die Wand zu einem lichten Raum, ein Mann kommt daraus auf den Ermattenden zu und spricht: „Willst du gerettet sein, so befolge, was ich dir rate. Ich führe dich in jene welsche Stadt, wo die Meuchelmörder das Gestein für Geld verhandeln. Findest du das rechte Wirtshaus, so begehre vierzehn Tage Unterkunft; am letzten aber frage nach dem Herrn. Man wird ihn dir verleugnen, aber dessen ungeachtet gehe die Stiege hinauf und auf sein Zimmer zu. Dort werden die Mordgesellen auf das Geld für das meuchlerisch erworbene Gestein harren. Bei deinem Anblick wird sie bange Furcht befallen, sie werden fliehen. Du aber kommst zu deinem rechtmäßigen Gelde. Jetzt folge mir nach!". Mit pochendem Herzen wandelte der Almhalter auf unbekannten Wegen geisterhaft schnell durch die Tiefen der Erde, immer seinem Schutzgeiste nach. In erstaunlicher Kürze fand er sich an der Erdoberfläche und schaute eine norditalische Stadt. Er ging geradewegs fort, fand das Wirtshaus und tat, wie ihm geheißen. Als er am vierzehnten Tage vor den Meuchelmördern stand, erschraken sie an Leib und Seele, verhüllten vor Scham ihr Antlitz und entflohen. Erstaunt hub der hinzugekommene Hauswirt an zu fragen und erkannte aus dem Bescheide des Halters, daß diesem das Entgelt für das wertvolle Gestein gebühre. Er gab es ihm, und der gerettete Almer trat beglückt den Heimweg an.

28. Die geizigen Berggeister.

Ein Edelmann kam einst auf einem Schimmel zur Stangalm geritten, wo viele Goldsucher das Freimannsloch zu finden hofften. Auf der Höhe fand er einen Schafhirten und bot ihm vier Goldgulden oder die Hälfte des Schatzes, den er zu finden hoffte, wenn ihm der Halter jene Felswand zeige, worunter der Schatz lag. Der biedere Halter tats um die vier Goldgulden,

denn diese waren ihm lieber als die Hälfte des Schatzes, der erst gewonnen sein wollte. Nun standen beide vor einem Felskegel. Der Reiter machte einen Kreis, stellte sich mitten hinein und beschied den Halter zu sich. Dann begann er die geheimnisvolle Beschwörung. Es dauerte nicht lange, da fing es an zu wettern, daß dem Halter fast die Sinne vergingen. Felsblöcke lösten sich in der Höhe und donnerten zur Tiefe nieder, aber der Kreis blieb unberührt. Fest hielt der Ritter stand, nur der Hirte bangte um sein Leben. Endlich ließ das Getöse nach und auf einmal hob sich ein Männlein aus dem Felsen und fragte nach dem Begehr. „Sechzigtausend Goldgulden will ich haben," rief der Reiter mit barscher Stimme. „Nur sechzigtausend?" entgegnete das Männlein; „du kannst ja viel mehr haben, es ist ja genug vorhanden. Hundertzwanzigtausend verschaff' ich dir! Magst du's? Ist's dir nicht lieber? Nicht?!" „Sechzigtausend will ich haben," schrie der Edelmann noch barscher, „um nichts mehr und um nichts weniger!" Zögernd verschwand das Bergmännlein und gleich darauf schüttete es das Geld heraus. Dann begann es noch fürchterlicher zu toben denn anfangs; doch als das Unwetter vorüber war, der Himmel sich klärte und Sonnenschein zwischen den windgejagten Wolken hervorkam, sprach der Reiter zum Almhalter: „Bue, hättest du die Hälfte des Schatzes verlangt, leicht wäre sie dein eigen geworden. Die da drinnen haben immer genug, nur hergeben wollen sie nichts. Soviel ich verlang', soviel bekomm' ich, wenn ich nicht abgehe von meiner Forderung; sobald ich aber um Geringes mehr verlange, ist's aus und ich hab' nichts. Schau, ich hätt' halt hundertzwanzigtausend Goldgulden begehrt, hätt' sie auch bekommen und die Hälfte wär' dein gewesen." Damit verabschiedete sich der Edelmann vom verblüfften Halter und ritt wieder fort.

29. Das Bergmandl im Wieserberg.

Auf dem Wieserberg ob Grafendorf wurde öfter ein Bergmandl gesehen. Es war sehr klein und hatte ein Filzhütlein auf. Dem Wieserbauer ging eines Tages das Getreide aus und er hatte nichts mehr zu leben; da dachte er ans Bergmandl, das ihn noch nie im Stiche gelassen hatte. Abends breitete er am Wege ein großes Leintuch auf und o Wunder, als er in der Früh' hinausging, war es mit Getreide vollgefüllt. Aber seit einer seiner Nachfolger das Bergmandl erwischen wollen und ihm das Filzhütlein genommen hat, seit der Zeit hat sich das Bergmandl nicht mehr blicken lassen.

Sein Hütlein ist noch heutigen Tages in der Kirche St. Helena auf dem Wieserberge zu sehen.

30. Das Bergmännlein in der Rasing.

Ein Bauer aus Göriach bei Pusarnitz (der alte Nudler oder der alte Jost), ging einmal auf die Rasing in der Göriacheralpe. Müde legte er sich unterwegs unter einen Baum und rauchte gemütlich sein „Tschederpfeifchen". Da kam ein Bergmännlein herbei und bat den Bauer, es ein wenig rauchen zu lassen. Zögernd reichte ihm der Bauer sein Pfeiflein, das

Männlein steckte es in den Mund und sog erfreut daran. Dann stieg es auf einen nahen Birkenbaum und schüttelte ihn. Blätter fielen auf den Boden. Der Bauer hob einige auf und steckte sie in die Tasche, das Zwerglein stieg wieder vom Baume und gab dem Bauer dankend sein Pfeiflein zurück, dann verschwand es. Der Bauer hatte aber daheim statt der Birkenblätter Goldblättchen in der Tasche.

31. Der Dank des Bergmännleins.

In dem fruchtbarsten Tale Kärntens, dem Lavanttale, breitete sich vor alten Zeiten ein weiter See mit dunkelgrünem Wasser aus, von mächtigen Bergen eingerahmt, die seine Fluten am Abfluß hinderten. Nur wenige Leute wohnten an den Ufern, denn zu Zeiten stieg das Wasser plötzlich und schwemmte die menschlichen Ansiedlungen, die zu nahe dem Ufer standen, hinweg. Im Innern der Koralpe hausten damals Zwerge. Sie schienen emsig zu schaffen, denn oft wurden sie von Bauern aus der Ferne beobachtet, aber niemand wußte zu sagen, worin ihre Arbeit bestand. Dennoch verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, daß die Zwerge Gold und andere Schätze in Haufen aus dem Berge trügen und an unzugängliche Orte brächten. Da verabredeten sich die Bauern, ihnen die Schätze abzunehmen und erspähten eine Gelegenheit, wo sie ein Zwerglein fingen, um seine Genossen zur Herausgabe ihrer verborgenen Schätze zu zwingen. Es wurde in sicheren Gewahrsam gebracht und lange Jahre gefangen gehalten, obwohl es immer von neuem beteuerte, keine Schätze zu besitzen. Die Habsüchtigen glaubten seinen Worten nicht und ließen ihn dreißig Jahre in der Gefangenschaft schmachten; nur wenn er ihnen den Schatz der Zwerge ausliefere, sollte er zu den Seinen wiederkehren dürfen.

Von unerträglicher Sehnsucht nach dem Berge gequält, eröffnete der Kleine seinen Peinigern endlich, daß er ihnen zwar kein Gold verschaffen könne, aber sich durch eine Tat dankbar bezeigen wolle, die allen Anwohnern des Sees ungeheuren Nutzen bringen werde. Damit begnügten sich die Menschen und ließen ihn laufen. Nach einigen Tagen vernahmen sie ein furchtbares Rollen im See, das fernem Donner glich. Alles eilte bestürzt dem Wasser zu, man fürchtete ein neues Unheil. Aber welch freudige Überraschung bot sich den Leuten, als sie sahen, was der Zwerg getan. Das Wasser war verschwunden und ein breites Tal dehnte sich vor den Erstaunten aus, dessen schlammiger Boden vortreffliches Acker- und Wiesenland spendete. Nach und nach bauten sich dort Menschen an und so entstanden auf den Hängen und im Talboden die zahlreichen Ansiedlungen, denen man den Wohlstand von weitem ansehen kann. An jener Stelle, wo der See am tiefsten gewesen, wurde Wolfsberg erbaut.

32. Das boshafte Bergmandle.

Die Marin (Wirtschafterin) vom Hundsmarhof bei Heiligengeist erzählte vor etwa achtzig Jahren, daß sie im Winter einmal Butter geschlagen und dabei zum Fenster hinausgesehen habe. Auf einmal bemerkte sie das

Bergmännchen draußen beim „Kleeblattlschlagen." Das Weib fürchtete sich sehr vor diesem Geiste und überlegte, was sie tun sollte, falls das Männlein ins Haus käme. Dieses trug eine kurze grüne Hose, einen ebensolchen kurzen Rock, schöne Bergschuhe und auf dem grünen Jägerhute eine Feder. Aber das Bergmännlein kümmerte sich um die Marin nicht und ging, nachdem es Kleeblattl geschlagen, seine Wege. Ein Förster, der bei der Bleiberger Bergwerksunion angestellt war, erzählte, daß er öfter mit dem Männlein zu tun hatte und sich seiner kaum erwehren konnte, wenn ihn der Kobold ansprang und im Gesichte arg zerkratzte.

33. Die überlisteten Bergmännlein.

Im Gailtale lebte einst ein Bauer, der viele Äcker und Wiesen besaß; aber sein Haus war halb zerfallen und er wußte nicht, wie die Mittel für einen Neubau zu beschaffen, denn Geld besaß er keines und Ackerland wollte er seiner Kinder wegen nicht verkaufen. Eines Tages ging er in den Wald und beschäftigte sich gerade mit dem Gedanken, wie er zu Geld gelangen könne. Da erschien vor ihm ein Knabe und fragte ihn, was ihm fehle. Mürrisch antwortete der Bauer: „Was kümmert es dich? Wenn ich es dir auch sage, helfen kannst du mir doch nicht." Der Kleine aber ließ sich nicht einschüchtern und setzte dem Bauer solange zu, bis dieser ihm von seiner Not erzählte. Nachdem er alles angehört, erklärte er, daß er leicht helfen könne. Der Bauer verwunderte sich und wollte wissen, wer er sei. Da sprach der Knabe: „Bergmandl werde ich genannt. Du brauchst dich nicht zu fürchten, ich tue dir nichts Böses. Verschreib' mir deine Seele, so will ich dir aus der Not helfen." Jetzt war der biedere Landmann ratlos und wußte nicht, ob er zusagen sollte. Das Männlein aber fuhr fort: „Noch heute stellen wir das Haus neu auf. Wenn es bis zum ersten Hahnenruf nicht fertig ist, sollst du und deine Seele frei sein." Nach längerem Nachdenken willigte der Bauer endlich ein und der Kobold verschwand. Kaum war er fort, so bereute der Bauer schon, sich ihm verschrieben zu haben, doch gewährte ihm der Gedanke einigen Trost, daß es unmöglich sei, über Nacht ein Haus aufzubauen.

Des Abends kam ein altes Weiblein zum Gehöft und bat um Nachtherberge, wurde jedoch vom Bauer mit dem Bemerken abgewiesen, daß sie heute im Hause keine Ruhe finden werde, da in dieser Nacht viel Arbeit zu verrichten sei. Da drang sie in ihn, ihr zu sagen, was vor sich gehe, bis er ihr das Erlebnis mit dem Bergmännlein erzählte. Sogleich wußte die kluge Frau, wie dem Unheil zu begegnen sei, und verlangte ein Schaff Wasser und einen Hahn; denn sie wollte dem Bauer aus seiner Bedrängnis helfen. Er folgte ihrer Anordnung gerne und harrte mit Bangen der kommenden Dinge. Kaum wich die Dämmerung der Nacht, als eine große Anzahl kleiner, aber starker Bergmännchen vor dem Hause erschien und sich emsig an die Arbeit machte. Die Mauern wuchsen unter ihren Händen wie aus dem Erdboden und dies versetzte den Bauer in schreckliche Angst, da er einsah, daß sie bis zum ersten Hahnenschrei den Bau vollendet haben würden. Doch die Alte lachte und sah vergnügt den kleinen Maurern zu. Als

sie dann mit dem Eindecken des Hauses begannen, da tauchte sie flugs den Hahn ins Wasser und ließ ihn hierauf frei. Er sprang mit nassem Gefieder auf die Ofenbank, schüttelte sich und rief mit lauter, kräftiger Stimme: Kikeriki! Im selben Augenblicke verschwand das unheimliche Volk, kein einziger blieb zurück. Das Gebäude war fertig, nur die Feuermauer fehlte noch, weil sie dafür keine Zeit mehr gehabt. Der gerettete Bauer bedankte sich mit vielen Worten bei der alten Frau und belohnte sie reichlich. Bis heute ist sein Haus ohne Feuermauer geblieben, denn niemand war bisher imstande, an dem Geisterbau eine solche aufzuführen.

34. Der krumme Reißecker.

Stolz und trotzig ragt das Reißeck in der gleichnamigen Gebirgsgruppe der Hohen Tauern empor und gewährt seinem Besteiger eine lohnende Fernsicht. Schäumende Gebirgsbäche, wie der Kötz- und Radelbach, haben hier ihre Quellen und brausen in selbstgeschaffenen wilden Schluchten zu Tal. Auch zwei Seen zieren die kahle Alm am Fuße des Berges, der große und kleine Reißecksee. Nicht weit davon erhebt sich die einfache, aus Steinplatten zusammengefügte Almhütte, die nur im Sommer von einem Almhirten bewohnt ist. Es ist wohl schon lange her, seit sich hier folgende Begebenheit abgespielt hat.

In früheren Zeiten weidete auf dieser Alm viel Vieh und trotz der vielen Gefahren geschahen doch wenig Unfälle, was wohl hauptsächlich der Umsicht des Hirten zuzuschreiben war. Unter den Rindern, die da jährlich aufgetrieben wurden, erregten eines Sommers zwei „schwarzrücklate" Ochsen die besondere Aufmerksamkeit des Hirten. Sie gehörten dem Bauer Bernhard am Hattenberge. Eines Abends, als der Hirte müd und matt von seinem alltäglich gleichen Almgange zurückkehrte, begegnete ihm vor der Hütte ein kleines, hinkendes Männlein, in grauen Loden gekleidet und auf dem Kopfe einen schwarzen, breitkrempigen Hut mit einer roten Hahnenfeder tragend. Der Hirte erkannte in ihm sofort den „krummen Reißecker", der zur Sippschaft der zwölf Berggeister gehörte. Diese waren gar unholde Gesellen und spielten dem Hirten manchen Schabernack. Diesmal aber war es anders. Treuherzig bat er den Almer, ihm doch über Nacht die beiden großen schwarzrücklaten Ochsen zu leihen und versicherte, sie nach getaner Arbeit unbeschädigt zurückstellen zu wollen. Der Mann gewährte die Bitte und der Berggeist verschwand mit den beiden Zugtieren. Dunkel überschattete allmählich die weite Alm und der Hirte legte sich schlafen. Um Mitternacht erwachte er und hörte den Kobold schreien: „Hia, Kohle, he Kohle! Großen See Eck zua!" Dem armen Hirten wurde es bang ums Herz, denn schauerlich widerhallten die Rufe des nächtlichen Ruhestörers in den nahen Felswänden; doch bald schlief er, von Müdigkeit übermannt, wieder ein. Ehe die Sonne hinter der massigen Nockgruppe heraufkam und ihre goldenen Strahlen auf die höchsten Felsspitzen warf, erhob sich der Hirte von seinem Lager. Kalt pfiff ihm der eisige Nordwind ins Gesicht, als er seine Ochsen suchte. Zu seiner Freude fand er sie bald am Ufer des großen Sees liegen, aber müd und abgearbeitet, von Schweiß triefend und

ohne daß sie überkauten. Bei diesem üblen Anzeichen sah er sich bewogen, die beiden Tiere zur Hütte zu treiben. Eben war er dabei, als der krumme Reißecker wieder erschien und die warnenden Worte sprach: „Laß die Tiere liegen bis Sonnenaufgang, sonst müssen sie elendig zugrunde gehen! Was auf eines jeden Haupte ist, gehört dem Bauer und was auf dem Schweife ist, gehört dir.“ Damit verschwand er auf Nimmerwiedersehen. Der Almer beachtete das Verbot nicht, sondern trieb die Ochsen, welche der Frost schüttelte, vor Sonnenaufgang auf. Doch siehe da, pures Gold war an den Hörnern und Schweifen zu sehen. Dies kam zwar an seine bestimmten Herren, aber die armen Tiere gingen jämmerlich zugrunde.

Das war der Spuk eines Alpengeistes, von dem mancher Hirte, so er gut gelaunt ist, noch andre Stücklein zu erzählen weiß.

35. Der Jahresabschluß der Berggeister in der Tripphütte.

Unweit der früher beschriebenen Alm, jedoch auf der anderen Lehne des Reißecks gelegen, breitet sich die schöne Trippalm aus, wo sich die Berggeister gleichfalls bemerkbar machten. Es war am Heiligen Abend. Der Hirte wohnte in einer schönen, aus Holz gezimmerten Hütte, die außer den anderen Gemächern noch eine geräumige Stube hatte. Heute tat er seine Arbeit besonders flink und nett ab, denn am Christtage wollte er ins Dorf hinunter gehen, um beim Besitzer der Hütte den köstlichen Weihnachtsbraten einzunehmen und allerlei Obliegenheiten zu besorgen. Abends erschien nun der „krumme Reißecker“ mit der Bitte, ihm über Nacht die große Stube zur Verfügung zu stellen. Der Hirte willigte ein, machte seine Arbeit fertig und legte sich ins Bett. — Wirklich erschienen sämtliche zwölf Berggeister und nahmen am großen Tische in der schönen Stube Platz. Nach langem Hin- und Herrechnen wurden sie endlich einig und verließen mit lautem Geschrei die Hütte. — Der Hirt erwachte und eilte an die Arbeit. Doch wie erstaunte er, als er in den Stall kam; das Vieh schrie aus Leibeskräften nach Futter und die Euter der Kühe waren steinhart. In die Stube tretend, wo die Geister abgerechnet hatten, fand er auf dem Tische eine große Summe Geldes. Da versorgte er die Stalltiere für den ganzen Tag mit Futter und eilte talabwärts. Unten erst wurde ihm offenbar, wie die Berggeister ihn betrogen hatten. Denn sie hatten ihn in einen dreitägigen Schlaf versenkt und statt am Christtage stellte er sich erst am Johannistage bei seinem Bauer ein, der darob nicht wenig staunte. Doch grämte sich der Almer nicht, weil er von den Berggeistern so reich beschenkt worden war.

36. Vom Melniksee.

1. Auf einer hohen Alm des Maltatales liegt der tiefblaue Melniksee. Dort lebte einmal ein Almhalter. Er hatte nudelfette Ochsen, schöne Kühe und eine große Herde von wohlgenährten Schafen unter seiner Aufsicht. Eines Tages, als er so recht gemütlich zum See hinaufwanderte, sah er, daß seine zwei besten Ochsen eingejocht waren. Sie schwitzten über und über, daß es von ihnen nur so träufelte. Der Halter war darüber erstaunt und

wie er so nach dem See schaute, erblickte er einen riesenhaften Mann, der auf ihn zuschritt. Der Riese aber kümmerte sich wenig um den Halter, sondern begann den Ochsen das Joch abzunehmen. Darüber ergrimmte der Halter, denn jetzt wußte er, wer daran Schuld trug, daß die Ochsen in letzter Zeit so herabgekommen waren. „Halt, Bua, láß mir mei G'spann in Ruah!" Der Fremde hörte dies und gewahrte nun erst den Halter. Bedachtsam schritt er auf ihn zu, faßte ihn unsanft am Rocke und sprach in ernstem Tone: „Willst du mir dein Gespann lassen, so ist's recht, du kannst dein Glück dabei machen; willst du aber nicht, so...." Sein Gesicht nahm eine unheilverkündende Miene an und er wies mit dem Finger gegen den See. Der Halter, der vor Schreck käsebleich geworden war, überließ ihm nun gerne die Ochsen, weil er einerseits auf guten Lohn hoffte, anderseits um sein Leben bangte. Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang plagte ihn die Neugierde und trieb ihn hinauf zum See. Dort fand er seine Ochsen ruhig grasen, aber jeder trug einen Klumpen Goldes an den Hörnern.

Wånn a Berggeist dir den Weg vertritt
und di anraunt, er hätt' a Bitt',
tua's ihm jå und schlag's nit åb,
nacha biste nia da Lap. (Tor, Einfaltspinsel.)

2. Auf dem Grunde des Sees soll ein kostbarer Schatz liegen. Tief drinnen im Gößgraben steht das Gehöft des Gößbauers. Dort sollen vor langer Zeit die Geister der höchsten Berge des Oberlandes in einer Christnacht zusammengekommen sein, um Rat zu halten über die Schätze der Berge. Sie übertrafen alle anderen Geister an Furchtbarkeit, aber auch an Güte und Milde, an Macht und Stärke. Feuer- und Wassergeister, Haus- und Flurgeister, sie alle waren ihnen untertan. Der Geist des Maltaberges führte bittere Klage über den großen Verlust, den er erlitt, da die Menschen gierig in seinem Berge nach Gold gruben. Dem sollte abgeholfen werden. In den unergründlichen Melnitsee, der hoch auf der Alm ruht, bannten sie den Schatz und heute noch gelüstet es den Halter nach dem Golde, das aus der blauen Tiefe blinkt.

37. Selbertån.

Auf einer hohen Alm im Mölltale kam zu einem Halter jedes Jahr, solange er die Hütte bewirtschaftete, des Abends ein häßlicher Almgeist, halb Mensch, halb Pferd von Gestalt, und sagte zu ihm: „Kratze mir den Rücken". Aus Furcht gehorchte der Mann und kratzte des Untiers Rücken, bis ihm die Hände vor Ermüdung zu brechen drohten. Endlich wußte er sich nicht mehr zu helfen; er war des gezwungenen Liebesdienstes satt und wollte die Alm für immer verlassen. Mit seinem Bündel stieg er ins Tal und kündigte dem Bauer den Dienst, indem er erklärte, die nächtlichen Besuche nicht mehr empfangen zu wollen. Der Bauer dachte darüber nach und schickte ihn zum Pfarrer, um dessen Meinung zu hören. Dieser riet dem Halter, auf die Alm zurückzukehren. Wenn das Untier wiederkomme und ihn um seinen Namen frage, solle er sagen „Selbertan" (d. i. Selbst getan); und wenn es wieder verlange, ihm den Rücken zu kratzen, solle er mit einer

glühend gemachten Hechel, die von dem Pfarrer zu diesem Zweck geweiht wurde, darüberstreichen.

Nun begab sich der Halter wohlgemut zu seiner hochgelegenen Hütte zurück. Wirklich erschien noch am selben Abend der Besuch und fragte, was er bisher nie getan, wie der Halter heiße. Dieser erwiderte: Selbertån. Als darauf der Geist von ihm den gewohnten Dienst verlangte, holte er die im Herdfeuer bereitgehaltene Hechel und fuhr mit dem glühenden Werkzeuge dem unangenehmen Gast über den Rücken, so daß dieser ein jämmerliches Gebrüll erhob und aus der Hütte entfloh. Mit einem Male rief es auf der anderen Seite des Tales: „Wer hat es getan?“ Und der gebrannte Unhold gab zur Antwort: „Selbertån“. Da tönte es von der jenseitigen Halde schadenfroh herüber: „Selber tuan, selber håb'n, Selber koch'n, selber schåb'n.“ Von dieser Zeit an wurde der Hirte auf der Alm nicht mehr belästigt und verbrachte dort noch viele Sommer.

38. Das verlassene Weib und die Bergfrau.

Im Lungau lebte ein Weib, das von seinen Eltern eine kleine Keusche und einige Gulden Bargeld geerbt hatte. Eines Tages erschien ein Mann und begehrte es zur Frau; er komme von Kärnten, schwatzte er der Einsamen vor, und habe daheim ein großes Gut. Sie glaubte seiner Aussage und wurde sein Ehgemahl.

Etliche Jahre vergingen, sechs Kinder entstammten dem Bunde, doch mit den Jahren war auch das Geld geschwunden und sogar Schulden lasteten schon auf dem schlichten Häuslein. Nun mahnte die Frau zum Aufbruch; jetzt sei es Zeit, nach der Heimat des Mannes zu ziehen und sein Gut zu übernehmen. Solange es ging, wich der Mann ihren Fragen aus und unternahm nichts, als er aber nicht mehr anders konnte, faßte er Mut, verkaufte die Keusche und zog mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel fort. Vier Gulden waren den Eheleuten als Zehrung für die Wanderschaft geblieben. Nach einer guten Strecke Weges sprach der Mann zum Weibe: „Bleibe hier und warte, in drei Tagen komme ich wieder, dann ziehen wir weiter.“ Es geschah. Das Weib blieb mit den Kindern zurück und wartete drei Tage, aber der Vater kam nicht und auch nach abermals drei Tagen nicht. Da ward es der Mutter schwer ums Herz und sie verkaufte die letzte entbehrliche Habe, um mit den Kindlein leben zu können und zog zurück in den Lungau. Dort hatte der Bauer, welcher die Keusche erstanden, seine neue Behausung noch nicht bezogen und überließ sie der flehenden Mutter zu kurzer Unterkunft. Da erschien der verlassenen Mutter eine Frau und sagte: „Überlaß die Kinder für etliche Tage deiner Nachbarin. Du aber eile nach der Stangalm zum Freimannsloch, dort wird dir geholfen werden.“ Wie sie gekommen, verschwand die Fremde. Die Mutter jedoch tat nach ihrem Geheiß, eilte tagsdarauf zum Freimannsloch und fand es offen, wie wenn ein Besuch erwartet würde. Sie ging hinein und fand drinnen so viel Gold, daß sie gar nicht imstande war, alles mitzunehmen. Schon drehte sie sich goldbeladen zur Rückkehr, als abermals jene Frau vor ihr stand und sprach: „Weib! Da hinaus gehe nicht mehr; draußen steht der Käufer deiner Keusche und

trachtet dir nach dem Leben. Folge mir jetzt und wenn du daheim bist, geh hinüber zum Falschen und verlange dein Haus für bares Geld zurück. Will er nicht, so drohe, ihn wegen des Meuchelmordes zu verklagen, den er an dir verüben wollte." Also sprach die Erscheinung und führte das Weib auf geheimen Wunderwegen in kürzester Zeit nach der Heimat. Einige Tage später langte auch der Bauer ein. Als das Weib hinging, ließ sie der Erschrockene gar nicht zur Rede kommen, sondern bot ihr die Keusche freiwillig an und bat sie kniefällig, ihm seine Sünde zu verzeihen und von der Klage abzustehen. So war der zwiefach betrogenen Frau und ihren Kindern geholfen.

39. Die Alfrauen.

Am Abhange des Jaukengebirges im Gailtale erhebt sich ein Felsen, der an einigen Stellen so rot gefärbt ist, als wäre er von Blutadern durchzogen. Auch ist er reich an Höhlen. Auf der nahen Bergwiese, die mit saftigen grünen Kräutern bestanden ist, weideten einst zwei Hirten ihre Rinder und Schafe. Da hörten sie plötzlich vom Felsen herüber, der den Namen Romaskofel führt, Geschrei und Wehklage. Einer der Hirten konnte dies nicht länger anhören, trieb seine Herde nach Hause und nachdem er seine Arbeit verrichtet hatte, nahm er eine Schüssel und füllte sie mit frischer Milch. Mit dieser und einem Stück Brot machte er sich auf den Weg und schritt jenem Felsen zu. Dort stellte er die Speise nieder und entfernte sich. Kaum stieg am nächsten Tage die Sonne herauf, so ging er hin, um nachzusehen und fand die Schüssel mit Gold und Silber gefüllt. Es war der Dank der Alfrauen für die mitleidige Spende. Freudig eilte er mit seinem Schatz dem Gehöfte zu, wo er im Dienste stand. Wie erstaunten die Leute, als sie all den Reichtum sahen! Nun wollte sich der andere Hirte auf gleiche Weise bereichern. Als er daher einmal das gleiche Wehklagen hörte, nahm er eine Schüssel, füllte sie mit Sand und stellte sie am Eingange einer Höhle des Felsens nieder. Doch als er am nächsten Tage wiederkam, um den Schatz zu holen, ergriffen ihn die Alfrauen und schleuderten ihn gegen den Felsen, daß das Blut darüber hinabrann.

40. Wie die Kärntner das Singen gelernt.

In der Nähe des Pflüglhofes, dort wo der Gößgraben in das Maltatal einmündet, stand vor vielen Jahren eine große Bauernwirtschaft. Trotzdem viel junges und altes Volk beisammen war, hörte man jahraus jahrein kein Lied, keinen Jodler, ja nicht einmal einen Jauchzer. Der Gesang war diesen Leutchen fremd. Da kam einmal ein Mädchen vom Berge herunter; das war schön und groß und stark und trat bei dem Bauer in Dienst. Ein neues, froheres Leben schien nun auf dem Hofe eingekehrt zu sein. Denn gleich am ersten Tage sang die neue Dirn und so fort bei jeder Arbeit. Anfänglich hörten ihr die Knechte und Mägde staunend zu, bald aber öffneten sich wie durch einen Zauber auch ihre Kehlen und sie begannen zu singen, ein Liedchen nach dem andern. Auf der Wiese, im Wald und auf den Bergen er-

klang ihr Gesang und die früher so mühselige Arbeit ging ihnen leichter vonstatten. Das holde Mädchen aber, das diese schöne Kunst zu den Menschen gebracht, war eine Bergfee. Sobald sie sah, daß der Gesang mit dem Völkchen verwachsen war, nahm sie Abschied und stieg, von einem zarten Nebel emporgehoben, wieder in ihre Heimat, die stolze Bergwelt, zurück. Die Bewohner gedachten noch lange der gütigen Fee und verbreiteten die Kunde von ihr und den Gesang immer weiter. Vom Pflüglhof wanderte er talwärts durchs Liesertal hinaus ins ganze Land und seitdem singt der Kärntner Glück und Unglück im Liede aus seiner Brust.

41. Vom „blauen Tumpf"

Dort, wo heute die Malta rauscht, wo sie in weitem Felskessel den „blauen Tumpf" bildet, war ehemals eine üppig grünende Wiese. Zur selben Zeit verliebte sich ein Jäger in die Sennerin auf der Melnikalm. Allein die wonnigen Tage ihres Liebesglückes waren gezählt, der Jäger sollte für lange Zeit dem Erdendasein entsagen. Im Gefelse nämlich, wo der Maltagraben sich verengert, lebte eine schöne Fee. Sie bezauberte den Mann, der ihr gefiel, lockte ihn zu sich in die Erdhöhle, und um den schmucken Jäger war's geschehen.

Als er wieder herauskam, waren hundert Jahre verstrichen, die Gegend hatte sich während dieser langen Zeit so verändert, daß er sie vorerst nicht wieder erkannte. Seine liebe Sennerin deckte längst der grüne Rasen, die schöne Wiese war verschwunden. Mitten durch floß jetzt der Maltabach und an ihrem oberen Ende ruhte in wunderbarer Himmelsfarbe der „blaue Tumpf" (d. h. Tümpel).

42. Der Schratl.

1. Der Schratl ist ein Gespenst, welches sich gern an den Menschen heranmacht, allerlei Schabernack und Unfug treibt. Wenn man ihn „tång'ln" hört, d. h. wenn der Holzwurm im Stubengebälke bohrt, hat man nicht lange mehr zu leben. Er verursacht Stechen im Halse und verfilzt die Kopfhaare (Schratlzöpfe). Gern hält sich dieses koboldartige Wesen im Hause auf. Man vertreibt ihn, wenn man ihm ein neues Kleid machen läßt und es nachts auf den Tisch legt. Ein Wächter muß in demselben Zimmer ganz gestreckt und auf einem Besen liegen. Der Schratl (Schgratl, Schgratele) kommt dann um Mitternacht; findet er das Kleid gut, so zieht er es an und geht fort. (Mölltal.)

2. In der Nähe vom „Deutschen Peter" im Neuberg soll der Škratl hausen, wie er bei den Slowenen heißt, ein kleines Männlein mit schöner roter Kappe. Er wurde oft von Hirten gesehen, wie er sich auf den Ästen großer Waldbäume „huitschte" (wiegte). An Gold und Silber fehlt es ihm nie. Oft versuchten die Hirten ihr Glück mit diesem kleinen Kobold. Im Loibltale wird er mehr als ein harmloser, neckischer Kerl geschildert, der armen Hirten Geld gibt, Knappen ohne jedes Entgelt gute Erzlager zeigt, aber allerdings böse Leute oft übel zurichtet. In der Gegend von Zell ist er der verkörperte „Gottseibeiuns".

Hirten hatten ihn einmal beschworen, worauf er mit einem Sack Geld angeritten kam. Aber mit dem Rückbeschwören hatte es seine Schwierigkeit.' Grinsend setzte sich der Grüne über der Türschwelle auf den Sack und wartete auf seine Opfer. Vorübergehende sahen die verzweifelte Lage der Jungen und riefen den Propst. Dieser sagte zum Škratl: „Soviel mußt du uns wohl sagen, wer dich wegzubringen vermag." Der Kobold erwiderte: „Dort oben auf der ‚deutschen Seite' (in der Gegend von Feldkirchen) lebt so ein junger Lecker, der mich fortbringt." Der junge Kaplan, denn dieser war es, erschien und jagte den Kerl in die Flucht. „Der hat auch einmal einen Besen entlehnt, um seine Stube zu kehren, und hat ihn nicht auf den rechten Platz zurückgestellt," sprach höhnend der Škratl. Sonst konnte er dem jungen Gottesmanne nichts vorwerfen.

3. Eine Beerensammlerin hatte beim Verkaufe kein Glück gehabt. Auf dem Heimwege wollte sie sich erhängen und flocht in Ermangelung eines Strickes eine Ranke aus Waldreben. Da kam ein winziges Männlein, der Škratl, daher und nickte immerzu: Tu es nur! Als das Weib aber doch anderen Sinnes wurde und die Ranke wegwarf, wuchs der Kleine zum Riesen heran und wollte sie verschlingen. Das Mütterchen bekreuzte sich rasch, worauf er verschwand.

4. Beim „Klemen" in Zell beschwor vor langer Zeit der Bauer im Verein mit seinem Freunde den Škratl, damit er ihnen ein Erzlager zeige. Da sahen die Burschen, welche im nahen Wirtshause beim „Gregitz" Kegel schoben, einen kleinen, lieblichen Knaben mit kurzer Hose und grünen Strümpfen zum „Klemen" gehen. Die beiden Beschwörer hielten inne; der eine sagte: „In der Lab'n (Vorhaus, Laube) ist er schon, sag' noch ein Wort und er ist da!" Sein Genosse traute sich es nicht und der Škratl mußte unverrichteter Dinge abziehen.

5. In einem unterkärntischen Dorfe lebte ein Mann, der drei Töchter hatte. Eines Tages ging er nach Klagenfurt und ließ das Buch mit den Beschwörungsformeln an einem Platze liegen, wo es leicht gefunden werden konnte. Seine älteste Tochter las einiges daraus und ward nach wenigen Augenblicken ganz dumm vor lauter Schrecken. In ihrer Aufregung brachte sie nichts hervor als „Petersil, Petersil." Im Nu trugen die Škratln das ganze Haus mit Grünzeug voll. Der Mann in Klagenfurt fühlte sogleich, daß etwas in seinem Hause nicht in Ordnung sei und machte sich auf den Heimweg. Zu Hause angekommen übersah er das Unheil, nahm ein Scheffel voll Hirse und schüttete die Frucht auf eine Holzlage. Drei Körnlein aber steckte er hinter die Fingernägel. Die Škrate lasen die Körnlein sorgfältig auf; da sie aber ihre Arbeit nicht beenden konnten — die drei Körner fanden sie nicht — mußten sie abziehen. Schaudernd schloß die alte Erzählerin diese Geschichte: „Gott schütz' uns, daß wir mit solchem Gelichter nichts zu tun haben!"

6. Der Schafhirte Klemens beim Skutowitz in Zell schlief über dem Stalle. Einmal ließ gegen elf Uhr nachts der Škratl seine Schafe aus, sie wanderten gegen den Setitsche, einen Berg nördlich vom Orte. Der Hirte eilte ihnen nach; als er ihnen nahekam und zu locken begann, folgten die Schafe seinem Rufe nicht. Da wurde er wild und begann zu fluchen. Nun stürmten die

Schafe den Berg hinan. Bei Morgengrauen, gegen zwei Uhr früh, kam er oben an. Hier sah er einen schwarzen Kater neben den Tieren einhergehen. Voll Zorn spuckte Klemens aus und rief: „Pfui, geh nach Wreide, wo sie Schweine hüten, und zwirble diesen die Schwänze auf!" Der Kater gab ein höhnisches Ble—ble zur Antwort und schlich davon, der Hirte aber trieb seine Schafe heim.

7. Bei einem Bauernhaus oberhalb Waidisch war ein Junge, der große Scheu vor dem Beten hatte. So oft der „Rosenkranz" oder sonst etwas gebetet wurde, ging er hinaus zur Bienenhütte. Wenn man ihm Vorstellungen machte, daß „der Geist" kommen werde, pflegte er zu sagen: „Das Gespenst ist halb an den Enden, in der Mitte ist nichts."

An einem Quatembersamstag nahm er wieder nicht am Gebete der Hausleute teil und legte sich auf den Ofen zum Schlafe. Um elf Uhr traten vier Männer in die Stube, mit einer Bahre und vier Kerzenleuchtern, auch eine Truhe brachten sie mit. Nachdem sie alles niedergesetzt hatten, nahm jeder an einer Tischecke Platz, so hielten sie schweigend bis Mitternacht Wache. Um zwölf Uhr schlugen sie die Truhe mit Nägeln zu und zogen zur Tür hinaus.

Bauer und Bäuerin staunten sehr, als sie am nächsten Tage den Jungen beten hörten. Mit kreideweißem Gesicht erzählte er ihnen den Vorfall.

Zur Zeit, als er noch Abscheu vor dem Beten hatte, ging er eines Abends hinauf gegen Oberwinkel, um über den Eselsberg zu wandern. Da ward es ihm plötzlich so seltsam vor den Augen, daß er den Weg verfehlte und tief in das Gewände geriet. Das „Mandl", der Schrat, hatte ihm diesen Possen gespielt. Der Junge sagte jedoch: „Ich war doch am Lichtmeßtage bei der Messe und am Markustage bei der Prozession." Nun verschwand der Nebel vor seinen Augen, aber er mußte bis zum Morgen warten, um sich zurechtzufinden.

43. Die Sage vom Hundsmarhof.

Am nördlichen Fuße der Villacher Alpe, auch Dobratsch genannt, steht ein Bauernhaus, welches unter dem Namen Hundsmarhof in der dortigen Gegend bekannt ist. Dunkler Tannenwald umgibt das Gehöfte und seine blendend weißen Mauern heben sich freundlich vom saftigen Grün der Wiesen ab, aus denen das Gebäude sich erhebt. Im vorigen Jahrhunderte gehörte es zu den gräflich Eggerschen Gütern. Heute wird es von einem Pächter bewohnt, der die Aufsicht über die herrlichen Waldungen führt, darin man manchen alten, verfallenen Stollen findet.

Einst wohnte in diesem Gehöft ein gewaltiger und reicher Riese, der mit einem Berggeist in Verbindung stand. Er besaß ein zahlreiches Gesinde von Knechten und Mägden und diese hörten oft um Mitternacht eine wunderliebliche Musik erklingen, wußten aber nicht, woher die Töne kamen. Wenn sie ihren Gebieter darnach fragten, erhielten sie zur Antwort, daß dies die Berggeister machten. Wollte einer mehr wissen, so erhob der Riese warnend die Hand, so daß jedem Bediensteten dabei die Lust verging, weiter nachzuforschen. Unter den Dienstleuten befand sich auch ein

Bergmann, welcher seinen Herrn mit mancher Menge edlen Metalls versorgte. Dieser bemerkte seit einiger Zeit, daß der Riese jeden Abend zur selben Stunde das Haus verließ und sich in den Stollen begab, wo er tagsüber arbeitete. Dadurch neugierig gemacht, schlich er einmal dem Riesen nach, um hinter das Geheimnis zu kommen. Aber sogleich entdeckte ihn sein Dienstgeber und nahm ihn gefangen. Mit den Worten: „Du sollst meinen Reichtum sehen, aber genießen wird man ihn erst dann, wenn das Haus, das ich bewohne, nicht mehr steht," steckte er den Kleinen in die Tasche. So ging der Mächtige tiefer in den Berg und zeigte seinem Gefangenen einen unübersehbaren Raum, wo das Erz einen solchen Glanz verbreitete, als wenn der ganze Berg aus reinem Gold und Silber bestanden hätte. Ein Zwerg kam nun daher und blies aus einer kleinen Pfeife mächtige Rauchwolken über das Erzlager. Alles ward sogleich in graues Gestein verwandelt. Da sagte der Zwerg zum Riesen: „Weil du meinen Aufenthalt einem Menschen gezeigt hast, wirst du von nun an statt Musik klägliches Hundegebell vernehmen," und verschwand. Bald standen Riese und Bergmann wieder vor dem Stollen und begaben sich zum Gehöfte. Dort angekommen, vernahmen sie ein fürchterliches Hundegebell, das von der gleichen Stelle ertönte wie vordem die herrliche Musik. Von nun an war der Eingang in den Stollen von einem großen, schwarzen Hunde bewacht und niemand konnte das Bergwerk mehr betreten. Heute ist der Stollen verfallen, das Hundegebell verstummt, aber noch führt jenes Gehöft den Namen Hundsmarhof. Wer aber ist imstande, jenes Bleimeer aufzudecken, das den ganzen Berg erfüllt?

44. Das Recherinnenloch.

Bei Obergottesfeld befindet sich das „Recherinnenloch." An einem Sonntag waren im Kasertal (Niklai) die Leute mit der Heumahd auf der Alm beschäftigt. Abends gingen sie heim. Die Männer schritten voraus, eine Dirn, den Rechen auf der Schulter, hinten nach. Da rief es plötzlich aus der Luft:

> Gäns, Gäns, Gadrigas,
> 's hintere Ort vürchen paß!

Doch die Männer achteten nicht darauf. Da hörten sie plötzlich einen Jammerschrei, sie blickten um — die Dirne war verschwunden. Sie fanden nur ein tiefes Loch und an dessen Rande den Rechen und die Zöpfe der Magd. Dieses Loch soll heute noch im Schluderwald bei Obergottesfeld sichtbar sein.

45. Der Kraigersee.

In der Nähe des früheren Kulnberges wohnte eine Hexe. Ihre Behausung hatte sie zwischen Hügeln in einer tiefen Mulde erbaut und trieb von hier ihr Unwesen gegen Menschen und Zwerge. Diese bewohnten ein finsteres Reich im nahen Berge, wohin auch das Weib öfters kam. In den frühen Morgenstunden eilte sie jeden Tag in den Wald und trieb sich dort umher; warum die böse Frau so früh den Wald besuchte, konnten die Zwerge nicht erfahren. Sie hatten die Hexe wohl oft aus der Ferne beobachtet, aber

diese schien sich um das kleine Volk gar nicht zu kümmern. Heimlich tat sie es doch; denn eines Tages war ein Zwerg unvorsichtig und stolperte über eine Wurzel. Als die Alte das Geräusch vernahm, wandte sie sich blitzschnell nach dem Gefallenen. Da sah sie eben den kleinen Mann vom Boden aufstehen und wieder lustig davonspringen. Sie folgte ihm langsam und verbarg sich hinter einem Baumstamme. Auf einer grünen Rasenstelle war das ganze Zwergenvolk versammelt, lustig sprangen die Kleinen umher, warfen dabei ihre Mützen in die Luft und fingen sie wieder. Das dauerte so den schönen, langen Tag, bis ein heimliches Gezwitscher, das die Vöglein in den Bäumen vor dem Schlafengehen anstimmten, die Tänzer zur Rückkehr mahnte. Mit trappeligen Schritten zog die Gesellschaft einem großen Steine zu, wo die Männlein eines nach dem andern verschwanden. Erstaunt sah ihnen die Hexe nach. In ihrem Innern wurde das Verlangen wach, eine Zwergenmütze zu erringen, weil eine solche für sie einen hohen Glückswert hatte. Schon am andern Morgen ging sie dem Platze zu, wo sie am vorigen Tage das kleine Volk tanzen gesehen. Mit Hilfe ihrer Hexenkünste verstand sie es, sich in einen schönen, großen Pilz zu verwandeln. So verharrte sie einige Zeit. Da schlich aus dem Steine ein alter Zwerg hervor, blickte spähend umher und verschwand gleich wieder. Im nächsten Augenblicke erscholl eine liebliche Zwergenmusik und nach dem Takte marschierte das Völklein geordnet auf seinen gewohnten Spielplatz. Die Musik verstummte und die Zwerge geleiteten ihren König auf die Waldwiese. Hier zerstreuten sie sich und nun begann ein lustiges Hin- und Herspringen. Einer von ihnen fiel bei diesem munteren Treiben zu Boden, verletzte sich dabei am Beinchen und suchte ein Ruheplätzchen auf; da entdeckte er den herrlichen Pilz und legte sich in seinen Schatten. Aber es war die schlimme Hexe, die nur darauf gelauert hatte und nun den ahnungslosen Zwerg mit giftigen Dünsten betäubte. So ward es ihr leicht, dem Kleinen seine Mütze zu entwenden. Ihrer Beute froh, verwandelte sie sich alsbald in einen lieblichen Schmetterling und flog ihrer Behausung zu.

Die Zwerge bewunderten den bunten Schmetterling und verfolgten ihn, denn einen so herrlichen Falter hatten sie noch kaum gesehen. Das Getrappel der Zwerge weckte den Bestohlenen aus seiner Ohnmacht. Sogleich fühlte er den Kopf leichter als sonst und gewahrte, daß in dem verschwundenen Pilze eine böse Macht verborgen war, die ihm das Mützchen entwendet hatte. Er erhob ein jämmerliches Geschrei, um seine Gefährten herbeizurufen; viele kamen erschrocken hergelaufen und nun berichtete er, wie es ihm ergangen war. Sie brachten ihn vor den König, damit dieser den Fall erwäge und weitere Weisungen erteile. Der arme Zwerg erzählte sein Mißgeschick auch dem Könige, der selbst hinter dem Schlafenden einen Schmetterling hatte aufsteigen sehen, ohne etwas Schlimmes zu ahnen. Indessen waren die übrigen von der Schmetterlingsjagd zurückgekehrt und erhoben vor dem Herrscher Klage. Das schöne Tier, sagten sie, sei durch das Fenster der Hexenbehausung geflogen und habe sich nicht mehr blicken lassen. Bedenklich schüttelte der König das Haupt und sprach nach einer Weile: „Lieber Kleiner, ich kann dir nicht behilflich sein. Suche deine Kappe selbst! Ohne sie darfst du auf keinen Fall mehr in unser Reich zurückkehren.

Ich rate dir aber, versuche in das Haus der Hexe zu gelangen und sieh dich dort um, vielleicht findest du die Kappe wieder." So sprach er und nachdem der Zug geordnet war, zog er mit Sang und Klang in den Berg zurück. Traurig stand der eine da, dann raffte er sich auf und verkroch sich unter eine Baumwurzel, wo er sorgenvoll die Nacht zubrachte. Doch er verlor den Kopf nicht; denn er wußte aus Erfahrung, daß die Hexe früh morgens auf einige Stunden ihr Haus zu verlassen pflegte. Kaum graute der Tag, so lief er den Berg hinunter, der Hexenhütte zu. Er versteckte sich hinter Brettern, die rückwärts an der Wand lehnten, und wirklich vernahm er bald darauf Schritte. Geputzt kam die Hexe heraus und hielt kurze Nachschau im Stalle. Diese Gelegenheit benützte der Zwerg, um durch die Türspalte in die Stube zu schlüpfen, wo er sich zwischen altem Gerümpel in einer Ecke verbarg. Die Alte schlug die Türe zu, spuckte dann auf die Schwelle und entfernte sich nach dem Walde.

Höchst merkwürdig sah es in ihrem Gemache aus. Auf Tisch und Bank standen seltsame Töpfe, das war ihr Zaubergerät. Über dem alten Herde hing ein großer, schwarzer Kessel, daneben lagen mehrere kleine Bratpfannen. Doch nahm er sich nicht Zeit, all den wunderlichen Hausrat zu bestaunen, sondern fing gleich an, nach dem Käpplein zu suchen. Wie ein Floh sprang er auf den Kasten, warf alles drunter und drüber, stieg dann ebenso schnell in den offenen Schrank, wo er die wundervollsten Schmucksachen entdeckte. Doch sein Gut war nicht dabei. An dem Fenster stand ein Tisch, auf welchem ein großes Zauberbuch aufgeschlagen lag; daneben ein wunderschönes Kästchen, dessen Inhalt der Zwerg sofort auskramte. Viel buntes Zeug warf er heraus, schon wollte er sich unwillig anderswohin wenden, da endlich fand er, in Seide eingewickelt, sein geliebtes Häubchen. Jubelnd sprang er empor, setzte es auf und lief davon, um in einem sicheren Versteck des Waldes das weitere abzuwarten. Als er die Schwelle überschritt, rief eine Stimme: „Die böse Hexe kommt!" Es war höchste Zeit gewesen, sich in Sicherheit zu bringen, denn schon rasselte das Schloß und zischend trat die Alte ein. „War jemand hier?" kreischte sie, aber niemand antwortete. „Wer hat hier meine Ordnung gestört?" rief sie abermals. Hinter dem Ofen stieg ein schwarzer Kater hervor, knurrte und sprach: „Ich habe ein lautes Geräusch gehört, wie von Sprüngen einer Heuschrecke, aber geglaubt, es sei eines von deinen verhexten Geschöpfen. Deshalb blieb ich hinter dem Ofen." Kaum fiel der Blick der Alten auf den großen Tisch, da stieß sie einen Schrei aus und mit heftigen Flüchen verwünschte sie den Mützendieb. Dann überschlug sie Blatt für Blatt im Buche, murmelte einige unverständliche Worte und im Nu flog die Stubentür auf. Ein schwarzer, zottiger Hund sprang herein und begann zu reden: „Was befiehlst du?" „Suche den Dieb, der das Zwergenmützchen geraubt hat. Komm aber bald zurück und bringe mir das Ding!" Schon lief der Hund der Türe zu und verschwand im Walde. Er war der treueste Genosse und Helfer der Hexe, denn jeden ihrer Wünsche vermochte er zu erfüllen.

Wohl sah der Pudel den Zwerg mit seinem Raube enteilen, allein über diese Geschöpfe hatte der Zauber der Hexe keine Gewalt, und so mußte das Tier unverrichteter Dinge zu seiner Gebieterin zurückkehren. Fluchend fügte

sie sich ins Unvermeidliche; aber nächsten Tages verschloß sie alle Türen, bevor sie ihren Morgengang antrat. Der Zwerg hatte die Nacht wieder im Walde verbracht und stellte sich, vorsichtig spähend, am frühen Morgen nochmals beim Hexenhause ein, um die Alte zu beobachten. Diesmal kam er zu spät. Aber aus dem Gemache ließ sich eine Stimme vernehmen: „Komm nur herein und verrichte deine Sache; aber tu mir den Gefallen und erlöse mich! Ich bin ein unschuldiges Kind, das die Hexe der Mutter geraubt und mit einem Messer umgebracht hat. Seitdem muß ich als verhexter Geist ihr Haus hüten. Ich bitte dich, wenn du Mitleid kennst, halte Umschau im Gemache! Du wirst mein Herz in einem Topfe finden. Nimm es vorsichtig heraus, mache dreimal das heilige Kreuz darüber, bete ein Vaterunser und berühre mit dem Herzen dreimal die Schwelle hier; dann bin ich dein." Gerührt hatte der Zwerg ihrem Flehen gelauscht und versprach ihr zu helfen. Da sprang die Tür von selbst auf, und er schritt in die Hexenstube, trat an den Tisch und blätterte im Zauberbuche nach, bis er das Mittel fand, wie man den Nächsten mit seinem Gute auf Gottes Erdboden vernichten kann. Freudig schlug er das unheimliche Buch zu, denn an der Hexe wollte er diese Kunst versuchen. Bald fand er das bezeichnete Gefäß mit dem Herzen des Kindes. Seinem Versprechen getreu, schritt er zur Schwelle und berührte sie dreimal mit dem Herzen. Ein Donnerschlag erfolgte, der leibhaftige Teufel in schrecklicher Gestalt hob sich aus dem Boden und hielt die Erlöste in seinen Händen. Kaum hatte sie der Zwerg empfangen, verschwand der Höllische in einer dichten Rauchwolke. Der Kleine, hocherfreut über das schöne Kind, herzte es und führte es seinem Reiche zu, wo er von allen liebreich aufgenommen wurde. Auch der König hatte unendliche Freude mit dem schönen erlösten Menschenkinde. Der Erlöser wurde in den Ehrenstand erhoben. Noch aber blieb ihm das letzte zu tun; er lief hinaus und murmelte einige Zauberworte in den schweigenden Wald. Das Hexenhaus unten sank im selben Augenblicke in den Boden, zahlreiche Quellen brachen aus der Erde und füllten das Becken, und seither liegt still und friedlich der Kraigersee über dem greulichen Gehöfte der bösen Hexe. Das Zwergvolk aber hat sich seit damals tiefer in den Berg zurückgezogen und ist bis heute nicht mehr gesehen worden. Nur daß die Erlöste die Gemahlin des Königs wurde und den ewigen Lebenstrank schlucken mußte, hat man noch erfahren können.

46. Die Strafe der Zwerge.

In der Zirknitz im Mölltale sollen Bergmännchen oder „Hollenleute", wie sie von den Menschen genannt wurden, gewohnt und sich in schwer zugänglichen Höhlen der Berge und Felsen aufgehalten haben. Ihre Schlupfwinkel hat man erst später aufgefunden, nachdem sie die Gegend verlassen hatten.

In der Teuchel lag vorzeiten nahe an der Polinikgruppe um den heutigen Blößenbüchel-See eine schöne Wiese. Sie gehörte dem Bauer Gratschnig in Kolbnitz. Jedes Jahr im Hochsommer kamen Mäher hinauf, um das Gras abzumähen. Als nun bei solcher Gelegenheit eines Tages die Männer

ihre Sensen dengelten und der helle Klang davon weithin widerhallte, erschien ein solches Männlein und bat sie, für heute das Hämmern einzustellen, da sein Weib krank darniederliege. Die Mäher lachten dazu und hämmerten lustig weiter. Bald kam der Zwerg wieder und wiederholte seine Bitte, nur an diesem Tage nicht zu klopfen, damit sein schwerkrankes Weib in seiner Ruhe nicht gestört werde. Wieder flehte er zu tauben Ohren. Als er das drittemal erschien, sprach er ernst: „Höret auf zu klopfen, sonst werdet ihr es bereuen!“ Abermals antwortete ihm ein lautes Gelächter, das alsbald verstummte. Das Wasser des nahen Sees begann nämlich so rasch zu steigen, daß es im Nu über das Ufer trat und die Hänge übergoß. Während sich die Mäher schleunig auf den Berg retteten, flutete eine solche Menge Wassers aus dem See, daß es große Steine von den Lehnen losriß. Bald war die ehedem so fruchtbare Wiese durch angeschwemmten Schutt in eine öde Steinhalde verwandelt. Sie heißt auch heute noch der „Stanriegel“

47. Die Martinsquelle.

Zwei Wegstunden von dem Markte Hermagor liegt das bergumschlossene Dorf Weißbriach. Die dazu gehörigen Felder und Wiesen liegen auf den nahen Bergabhängen, wo der Sage nach in früheren Zeiten Riesen und Zwerge ihr Unwesen trieben.

Einst arbeitete ein Bauer mit seinem Gesinde auf einer solchen Bergwiese. Da es schon spät geworden war und eine milde Sommernacht anbrach, beschloß er im Freien zu übernachten, um desto zeitlicher am Morgen die Arbeit wieder aufzunehmen. Als bereits alle in tiefem Schlafe lagen, wurde der Bauer — Martin war sein Name — plötzlich unsanft geweckt. Er schlug die Augen auf und sah ein kleines Männlein mit langem Barte vor sich stehen. Noch hatte er sich von seinem Schrecken nicht erholt, so begann der Zwerg zu sprechen: „Wenn du verschweigst, was ich dir sage, will ich dich zum reichsten Manne machen; plauderst du aber nur ein Wörtlein aus, so bist du augenblicklich des Todes.“ Der Bauer gelobte hoch und heilig zu schweigen, worauf ihm der Wicht den Rat gab, die ganze Wiese umzugraben, denn sie enthalte große Goldlager. Hierauf verschwand er. Kaum war er weg, begab sich der Bauer mit Haue und Schaufel auf die Wiese und begann den Grund aufzuwühlen. Schon hatte er einen halben Meter tief gegraben, da bemerkte er glänzende, große Steine, auf denen der Mondschein spielte. Bei diesem Anblicke brach er in laute Freudenrufe aus, worüber das ganze Gesinde erwachte. Erstaunt sieht es den Bauer, vom milden Mondlicht beschienen, auf der Wiese stehen, und alles eilt neugierig herbei, um zu sehen, was es gibt. Der Bauer vergißt in seiner Freude über den so unverhofft gefundenen Reichtum, was er versprochen, und erzählt den Leuten die ganze Geschichte. Da öffnet sich die Erde und mit einem lauten Aufschrei sinkt er, von unsichtbaren Händen hinabgezogen, vor den Augen der erschrockenen Knechte und Mägde in die Tiefe. — Am nächsten Tage sah man dort eine Quelle hervorsprudeln, die bis zum heutigen Tage fließt und nach dem unglücklichen Bauer Martinsquelle heißt. Viele haben auf der unheimlichen Wiese nach Gold gegraben, aber nichts als Steine gefunden.

48. Der Zwerg im Dobratschsee.

Während heute nur mehr die Kasra, die Roß- und Nudeltratte als Weideplätze für das Almvieh verwendet werden, war vorzeiten auch die Maas, heute mit Wald bestanden, eine saftige Matte. Sie liegt etwa an der Mitte des Fahrweges, der von Bleiberg auf den Dobratsch führt, und weist noch heute einen tiefen Schacht auf, von dem die Bewohner sagen, er habe eine solche Tiefe, daß man das Anschlagen eines hinabgeworfenen Steines eine halbe Stunde lang höre. Ein Halterbub, der hier einst nach Erdbeeren suchte, stürzte hinab, kam aber unverletzt nach langem Fallen in der Tiefe an. Nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt, tappte er im Finstern vorwärts, bis er plötzlich in einem weiten hellen Saale stand, der herrlich ausgestattet war. Er hatte kaum Zeit, all die Pracht zu bestaunen, da kam ihm ein lieblicher Zwerg entgegen. Da ihn dieser freundlich anblickte, wagte es der Junge, ihn nach dem Wege zu fragen, der aus dem Berge führte. Der Zwerg wies ihn nach einer Richtung und verschwand dann so plötzlich, daß der Halter sich des Vorganges kaum entsann und blindlings vorwärts ging, bis er in dem Dunkel, das ihn allmählich wieder umfing, auf einmal Wasser spürte. Er folgte dem Bächlein; dieses wurde immer tiefer und tiefer, so daß er schließlich schwimmend sich einem schwachen Lichtschimmer zu bewegte, der anfänglich aus weiter Ferne wie ein Goldstück glänzte, aber je weiter der Hirte schwamm, desto größer wurde. Endlich erhellte sich der Gang, er verspürte wieder Grund unter den Füßen und plötzlich stand er am Ausflusse eines Bächleins vor dem Dobratsch. Es war der Nötschbach, dessen unterirdischem Laufe er gefolgt war. Bei den Leuten in Nötsch, Bleiberg und Kreuth herrscht noch der Glaube, daß dieser Bach den Abfluß eines Sees bilde, der im Berginnern sich ausbreitet, und man erzählt, daß der Hirte nach jenem Erlebnis zwar das Tageslicht erreicht habe, aber vor Erschöpfung an der Ausflußstelle des Nötschbaches gestorben und dort tot aufgefunden worden sei.

49. Der betrunkene Zwerg.

Zu Windisch-Bleiberg befand sich früher, wie der Ortsname besagt, ein großes Bleibergwerk. Ein Bergmann, der die Gewohnheit hatte, immer ein Fläschchen Schnaps zur Arbeit mitzunehmen, um sich während der Ruhepause zu stärken, bemerkte seit einiger Zeit, daß auch ein Unberufener an seinem Labetrunk teilnahm, denn immer, wenn er von der Arbeit kam und die Flasche untersuchte, fehlte davon eine bestimmte Menge. Um der Sache auf den Grund zu kommen, nahm er eines Tages genau ein Viertelliter Schnaps, fuhr in die Grube und stellte den Imbiß mit der Flasche an den bestimmten Platz, wo die Bergarbeiter zur Rastzeit sich versammelten; als er nach der Arbeit wiederkam, fehlte zwar kein Bröslein Speise, wohl aber war die Flasche geleert. Den zweiten Tag steckte er die Flasche mit einem halben Liter gefüllt zu sich, und auch diesmal erging es ihm ebenso. Das drittemal endlich gelang es ihm, den Dieb zu ertappen. Es war ein niedliches Bergmännlein, das berauscht am Boden lag, da es

den ganzen Liter Branntwein, der in der Flasche enthalten war, getrunken hatte. Der Bestohlene tat ihm jedoch nichts zuleide, sondern wartete, bis der Zwerg aus seinem schweren Schlafe erwachte. Er hatte jedoch nicht Zeit, ihn zur Rede zu stellen, denn kaum schlug dieser die Augen auf und übersah den Sachverhalt, so sprach er: „Willst du, daß ich dir die reichste Erzader des Berges zeige?“ Der Mann verzieh ihm jetzt nicht nur den kleinen Diebstahl, sondern versprach ihm ein ganzes Fäßlein solchen Getränkes, wenn er ihm den Ort zeige. „Komm nur mit,“ erwiderte der Zwerg und führte ihn durch nie betretene Gänge im ganzen ausgedehnten Berge herum. Eine große Höhle nach der andern hatten sie schon durchwandelt, aber jetzt staunte der Knappe wie vor einem Wunder, denn er stand in einem geräumigen Saale, dessen Wände von Gold und Edelsteinen gleißten. Sprachlos folgte er dem Männlein weiter und endlich standen sie wieder an der Ausgangsstelle. Da fragte der Zwerg nicht ohne ein verschmitztes Lächeln, ob er wohl wisse, wo sie eben gewesen seien. Noch ganz außer sich über das Gesehene, erwiderte er „Nein“, worauf das Männlein sagte: „Wenn du eine Faustvoll Weizenkörner mitgenommen und auf dem Rückwege verstreut hättest, wüßtest du jetzt, wo der Schatz zu finden ist.“ Nach diesen Worten war es verschwunden.

50. Rubland.

In grauer Vorzeit hausten auf dem Amberg, welcher am linken Ufer der Drau steht, zwei mächtige Riesen. Beide liebten ein schönes Riesenfräulein, welches auf des Vaters Burg in der Nähe wohnte. Da sie Stärke und Kraft zu schätzen wußte, versprach sie, sich dem zum Weibe zu geben, der die größte Rübe in dem Rübenacker auf dem Amberge auszureißen vermöchte. Natürlich machten sich die beiden Riesen sofort an die Arbeit und zogen aus Leibeskräften an einer großmächtigen Rübe; doch es verschlug nichts, diese rührte sich nicht vom Flecke. Nach dem ersten vergeblichen Versuche ließen sie davon ab, doch trieb sie die Liebe am nächsten Morgen wieder zur Arbeit, und wieder bemühten sie sich vergeblich um die Riesenfrucht. Endlich kam dem einen ein rettender Gedanke. Er band die zwei mächtigsten Fichten, die in der Nähe des Ackers standen, mit den Spitzen an der Rübe fest — ein Ruck, und sie schnellte empor und flog in weitem Bogen quer über das Drautal und landete in der Nähe des heutigen Feistritz an der Drau. An der Stelle, wo die Rübe niedergefallen war, entstand mit der Zeit ein kleines Dorf, welches zur Erinnerung an seine Entstehung den Namen Rubland führt. Der Riese aber — so geht die Sage weiter — erhielt von dem riesenhaften Fräulein seinen Lohn nicht, denn es behauptete, daß er ohne den glücklichen Einfall, bloß mit seiner Kraft, die Rübe nicht hätte ausreißen können.

51. Der Riese vom St. Leonhardersee.

Vor vielen, vielen Jahren, zur Zeit, als an Stelle des St. Leonhardersees, am Fuße des Oswaldiberges bei Villach, noch ein schönes Dörflein stand,

haufte in der dortigen Gegend ein junger Riese. Er besaß wie alle seinesgleichen eine ungewöhnliche Körperkraft und war auch schön von Gestalt und Antlitz, außerdem sehr reich. Doch mit allem Glück ist jedem eine Sorge zugelegt worden; eine solche lastete auch auf dem Gemüt des Riesen. Da er nämlich von ungeheurer Körpergröße war, fand er weit und breit im Umkreise kein Weib, das ihm annähernd ebenbürtig gewesen wäre und als Braut für ihn getaugt hätte. Dieser Gedanke bereitete ihm viele schlaflose Nächte.

Nun lebte aber in jener Gegend zur selbigen Zeit ein Zwerg. Dieser brachte den größten Teil des Tages in einer Waldhöhle schlafend zu und ward daher selten von den Leuten gesehen. Er besaß die Gabe der Hellseherei und dazu noch manche übernatürliche Eigenschaften, die nicht immer zum Besten der Menschen ausschlugen. Von ihm hatte der Riese gehört und wünschte sehnlich, ihn zu finden. Ein günstiger Zufall wollte es, daß sie einander eines Tages im Walde begegneten. Der Riese hob den Kleinen zu sich empor auf einen Felsen und bat ihn um Rat in seiner Angelegenheit. Das Männlein hörte schmunzelnd zu und gab ihm dann eine wilde Rose mit den Worten: „Mit dieser Rose fahr' immerzu, wohin du willst, durch den Wald bis zu einem großen Gute. Dort wirst du vielleicht finden, worauf dein Wunsch gerichtet ist. Die Bäuerin dort wird aber von einer Brautwerbung nichts wissen wollen; du wirst daher ihre Tochter entführen müssen. Hast du sie glücklich zu Hause, so warte, bis sie in einen tiefen Schlaf fällt, dann lege ihr die Rose auf den schneeigen Busen. Ist sie das rechte Weib für dich, so wird die Rose Rose bleiben, sonst aber nicht." Nach diesen Worten war der Zwerg verschwunden.

Der Riese befolgte, was der Zwerg ihn geheißen. Mit einem glänzenden Gespanne langte er nach langer Irrfahrt vor einem Bauernhofe an. Ein riesenhaftes Mädchen war gerade damit beschäftigt, Wäsche zum Trocknen auf den sonnigen Rasen zu spreiten. Als der Riese dieses Weibes ansichtig wurde, ergriff ihn eine mächtige Sehnsucht. Er stieg zum Mädchen hinauf und begrüßte es. Dieses wiederum hieß ihn herzlich willkommen, als es sein glänzendes Gefährt auf der Straße unten gewahr wurde. Da kam auch schon keifend und scheltend die Mutter aus dem Hause und wollte den Riesen davonjagen. Die Tochter aber bat, nur das schöne Gespann des fremden Mannes näher betrachten zu dürfen, was die Mutter, die nichts Arges ahnte, ihr nicht versagte. Die jungen Leute gingen hinab. Als sie beim Gespanne angelangt waren, nahm der Riese das Mädchen in seine starken Arme, hob es auf den Wagen und trieb die Pferde zum Laufen an. Die Jungfrau sträubte sich nicht, denn schon lange hatte sie sich einen so stattlichen Freier gewünscht.

Sie kamen glücklich in des Riesen Behausung, wo die Maid, von der langen Fahrt ermüdet, zu schlafen begehrte. Das war ihm gerade recht. Während sie in tiefem Schlummer lag, legte ihr der Riese, wie ihm geheißen, die Rose auf den mächtigen Busen. Voll Ungeduld harrte er des kommenden Morgens, um wieder die Kammer seiner künftigen Braut betreten zu können. Und siehe, als sie erwachte, brannten anstatt der Rose Brennesseln auf ihrer Brust. Nun hub der Riese ein unermeßliches Wehe-

klagen an und konnte sich doch nicht entschließen, das stattliche Weib, das er schon liebgewonnen hatte, wieder fortzuschicken; so wurde trotzdem Hochzeit gehalten.

Da jedoch der Riese auf solche Weise wider den Rat des weisen Zwerges handelte, entsprang seiner Ehe jenes unselige Geschlecht, welches den Untergang des Dörfleins herbeiführte. Heute befindet sich an dessen Stelle ein See, der noch jetzt von den Leuten nur mit Furcht und Scheu befahren wird.

52. Der Fluch der drei Riesinnen.

Ein Bauer aus Jadersdorf im Gailtale arbeitete auf dem Felde, als er in den nahen Bergwänden ein seltsames Lachen hörte. Er sah von der Arbeit auf und erblickte drei riesische Jungfrauen, die auf dem Felsen lustwandelten. Als er sie anrief und freundliche Antwort bekam, fühlte er Mut genug, sie nochmals anzurufen und zu einem Besuche einzuladen. Wirklich leisteten sie ihm Folge und besuchten ihn von da an täglich in seinem Hause. Endlich aber begann sich die Frau des Bauers über die unerwünschten Gäste zu ärgern und jagte sie eines Tages voll Zorn aus dem Hause. Die drei Jungfrauen verließen das Haus auf der Stelle, doch beim Fortgehen sprachen sie einen Fluch aus, nach welchem drei Geschlechter hindurch immer ein Kind dieses Hauses verblöden soll. Wie es heißt, lebt dort gegenwärtig erst die zweite Generation. Die Tatsache, daß auch diese Familie ein geistesschwaches Kind besitzt, erklären sich die Leute aus obiger Sage.

53. Riesenbaumeister.

Die Kirche von St. Ruprecht bei Matschach in den Karawanken sowie die von St. Magdalen in der Sattnitz sind, wie die Sage erzählt, mit einem Werkzeuge gebaut worden. Ihre Erbauer sollen so riesengroß gewesen sein, daß sie sich die Maurergeräte vom einen zum andern Ort reichen konnten. Die Sage berichtet auch, daß die Menschen immer kleiner werden und daß es einst so kleine Leute geben wird, daß vier Männer ganz ungehindert unter einem mäßigen Wasserschaff werden Buchweizen dreschen können.

54. Der Wechselbalg.

Der Wechselbalg soll ein sonderbares Ding gewesen sein, halb Mensch, halb Geist. Seltener in Mannesgestalt als in der eines Weibes trieb er sein Spiel in der „Kuchel" des Bauernhauses. Alles Geschirr, das ihm erreichbar war, schlug er zu Scherben, auch Schüsseln und Teller warf er zu Boden und hatte Freude, wenn die Brühe über die Tischplatte zur Erde floß. Er benahm sich überhaupt läppisch und verriet geringe Geistestätigkeit. Sein Reden war unverständlich, sein Gebaren unausstehlich. So lebte das Wesen auf den Bauernhöfen, allen übrigen zur Last, nicht bloß ein Menschenleben lang, sondern überlebte oft viele Geschlechter, bis er durch ein wohlgetroffenes Mittel dauernd verscheucht wurde. Und wie kam so ein Unding zum Gehöfte?

Wenn eine „Felddirn" die Wiege oder den Korb mit ihrem Kinde, derweil sie arbeitete, auf einem andern, fremden Felde stehen ließ oder sei es auch nur auf der Grenze, so gewann ein unsichtbarer Geist, die Mutter des Wechselbalges, Macht über das Kind. Ungesehen nahte sie der Wiege, nahm das Kind der Schnitterin und legte ihr eigenes an dessen Stelle. Eines durfte die Mutter dann nicht tun: das fremde Kind säugen. Doch geschah es oft, daß eine Mutter, auch wenn ihr das Kind entfremdet und ganz „trutschet" vorkam, ihm die Brust nicht versagen konnte. Dann war's „aus und geschehen". Der Wechselbalg war an das Gehöft gebannt und trieb dort von nun an unaufhörlich seine Possen.

1. Beim Papst im Nöringgraben, der auf der sonnseitigen Lehne eine Keusche besaß, leibte und lebte ein solcher Wechselbalg. Da gebrach es den ganzen Tag nicht an Ärger. Ach, welche Plage bereitete er dem ganzen Hause. Hinter dem Kachelofen kauerte er und übersah keine Gelegenheit, wo es galt Unheil zu stiften. Der ewigen Plackerei satt, forschte die Bäuerin nach einem Mittel, den Wechselbalg zu vertreiben. Da riet ihr einmal die Nachbarin: „Nimm soviel Geschirr, Häfen und Schalen, als du finden kannst und türme sie auf den Herd; in der Mitte mache ein tüchtiges Feuer. Vielleicht hilft's." Die Bäuerin tat so, und wie der Wechselbalg sie draußen wußte, holperte er herab vom Hinterofen und lallte verwundert:

„Jetzt bin i schoan so ålt,
Dåß die Wies'n ober'n Haus schoan is neunmål Wies'n und neunmål Wåld,
Åber so viel Kicherlan und Kacherlan hån i noch nia g'seach'n."

Das sagte er und machte sich davon, auf Nimmerwiedersehen.

2. Zu St. Martin bei Villach ward einer Bäuerin einmal ihr Kind vertauscht. Sie hatte es bei der Feldarbeit zu Boden gelegt, „wo sich die Märch'n kreuzen", und es bei der Heimkehr nicht sorgfältig genug betrachtet — in der Jugend sehen sich alle Kinder gleich — trug es nach Hause und zog es auf. Dieser Wechselbalg überlebte viele Besitzer; er fraß viel, war sehr lästig und allen Hausleuten ein Dorn im Auge. Eines Tages kam ein alter Mann daher, diesem klagte der Bauer, was er für einen Helden im Hause habe. Der alte Gast riet nun, etwas zu tun, was dieser „ewige Auszügler" noch nie gesehen habe, nämlich recht viele Töpfe bei den Nachbarn zu entleihen, dazu das ganze Hausgeschirr sowie Eierschalen im Freien aufzuhäufen und daneben ein Feuer zu entfachen; dann werde der Unhold verschwinden. Der Bauer befolgte diesen Rat. Als nun der Wechselbalg am andern Morgen ins Freie trat, griff er sich vor Staunen an seinen großen Kopf und sprach:

„Bin schon so ålt,
då wår dreimål Wies'n schon und dreimål Wåld,
åber so viel Höflan und Haflan hån i noch nia g'seg'n wia heint."

Darauf verschwand er und kehrte nicht wieder.

3. Beim Asam-Bauer in der Zirknitz soll ein Kind gewesen sein, von dem niemand wußte, wie alt es war. Es redete nie einen Laut und ward niemals größer. Da fragte der Bauer einmal den Pfarrer, was er beginnen solle, um zu erfahren, wie alt das Kind sei. Dieser riet ihm, einen Tisch

mit Eierschalen, Gläsern und Scherben zu belegen, dann werde der Wechselbalg vielleicht sprechen; und wie sie dies ausführten, öffnete das Kind den Mund:

> Neunmål Wies'n und wieder Wåld,
> bin neunmål noch so ålt
> wie Ranigois und Lani-Wåld,
> aber so viel Scherben hån i noch nia g'sech'n."

Darauf haben sie das Kind genommen und über die hohe Brücke hinabgeworfen.

4. Eine Bäuerin im Görtschitztale hatte ein kleines Kind, das immer schrie und immerzu großen Hunger zeigte. Sie war darüber ungehalten und hielt es geradezu für einen Wechselbalg. „Wårt," sagte der Teufel, „dir wer' i zag'n, wås a Wechs'lbålg is." Am andern Tage war das Kind geändert; es weinte nicht, war nie hungrig und lag in der Wiege wie ein Stück Holz. Die Bäuerin sah bald ein, daß sie sich gegen ihr Kind versündigt hatte und jetzt erst ein Wechselbalg in der Wiege lag. Gegen den Teufel kann nur der Pfarrer etwas ausrichten, also wandte sie sich an ihn und erhielt folgenden Bescheid: am Sonntag früh in den Wald zu gehen und vor Sonnenaufgang neun Haselstöcke, aber nicht von der Bluthasel, sondern von der weißen Hasel abzuschneiden. Dann sollte sie auf der Wiese vor dem Haus ein Feuer anzünden und so viel Häflein darum stellen, als sie überall erhalten könne. Neben das Feuer sollte sie die Wiege stellen und den Balg so lange schlagen, bis alle Haselstöcke zerschlagen seien. Die Bäuerin befolgte das. Als sie den neunten Haselstock zerschlagen hatte, erschien ein kleines graues Männchen, tanzte um das Feuer herum und sprach:

„Håb' schon neunmål Wiesen g'sehn und neunmål Wåld, aber no nia so viel Hiferln und Haferln wia heut'." Darauf war der Wechselbalg verschwunden und die überglückliche Bäuerin hatte ihr Kind wieder.

5. Auf dem Hattenberg, der Gmünd gegen Süden vorgelagert ist, hauste der „Monge". Schon jahrelang hatte er Unglück mit seinem Vieh, als eines Tages ein Wechselbalg in Weibsgestalt dahergehumpelt kam. Er trat beim Bauer in Dienst und wartete die Tiere. Während der Bauer bis dahin kein einziges Stück Vieh aufzuziehen imstande war, verstand sich der Wechselbalg vortrefflich aufs „Zügeln".

Nach vielen Jahren entlief er seinem Dienstgeber, warum, wußte man nicht. Der Bauer, der wohl wußte, daß es da keinen Einhalt gibt, wollte wenigstens erfahren, wie das Vieh zu behandeln sei, und rief dem fliehenden Wechselbalg nach. Dieser entgegnete:

> Gebt's Såmstågs und Montags
> Mehl und Sålz,
> Nåcher werd' ös fortbringen
> Jung's und Ålt's.

Das Einhalten dieser Vorschrift brachte wirklich Erfolg. Die entlaufene Kuhmagd, so berichtet die Sage weiter, war aber kein rechter Wechselbalg, sondern ein Kind, das von einem solchen geraubt worden war, und da seine Mutter eben das richtige Mittel traf, zurückgebracht werden mußte. Deshalb war auch ihr „Herg'schau" (Blick) dem eines Wechselbalges ähnlich.

6. Einer Bäuerin in Heiligenblut soll ein Wechselbalg ihr Kind aus der Wiege genommen und sein eigenes dafür hineingelegt haben. Da sich die Bäuerin vor Verzweiflung nicht zu helfen wußte, gaben ihr die Nachbarinnen den Rat, das fremde Kind nicht anzurühren und es schreien zu lassen, so viel es wolle: vielleicht bringe die Fremde dann das rechte Kind wieder. Und richtig! Am dritten Tage erschien sie, nahm das Kind aus der Wiege und legte das der Bäuerin hinein, indem sie vorwurfsvoll sprach: „Ich habe für deines gesorgt, du aber läßt meines schreien!" Und fort war sie.

7. Einmal ließ eine Schnitterin, sie konnte nicht anders, ihr Kind am Rande des Getreidefeldes in einem Korbe liegen. Nach einigen Stunden hielt sie Nachschau, aber entsetzlich, wie fremd und läppisch kam es ihr vor! „Das ist nicht mein Kind," schrie sie den anderen Schnitterinnen zu, „schaut den Trutsch an!" Dabei hob sie es in die Höhe zur Schau. „Du," rief eine ergraute Felddirn, „du, laß das Kind nicht saugen, 's ist ein Wechselbalg. Such' eine Rute und ‚fick' (streiche) es neunmal nacheinander!" So tat die Schnitterin, und siehe, in leiblicher Gestalt erschien jetzt des Wechselbalges Mutter mit dem geraubten Kinde und sprach zürnend:

„I hån dein's l'radl't und gebadl't,
Und hån ihm neunmål a Müesle gekocht,
Du åber håst mein's neunmål g'haut."

Dann verschwand sie mit dem Wechselbalg.

8. Der Bauer Posch ritt zu nächtlicher Stunde auf seinem Schimmel nach Hause. Wie er so durchs Dunkel der Nacht jagte, rief es ihm zu:

„Posch,
Mit dein' weißen Roß,
Såg' dein' Wechselbålg:
es is sei Brueder Schedaweng g'storb'n;
Såg, dåß er Kirchen geaht morg'n!"

Der Bauer ritt heim und erzählte am nächsten Morgen der Tischrunde beim Frühmahl, was er erlebt. Das vernahm auch der Wechselbalg hinterm Ofen, sprang herab und enteilte. (Millstättersee.)

9. Eines Schusters Weib war „verwunschen", in gewissen Zeiten als Wechselbalg herumzuwandeln. Eines Tages eröffnete sie dem Manne, daß nun die Zeit herannahe, wo sie wieder als Wechselbalg umgehen müsse und bat, daß er ihr nichts zuleide tue, falls sie zu ihm komme.

Diesmal war es die Gestalt eines Kuhwampens, in der sie zu wandeln hatte. Alsbald verschwand sie und kollerte, während der Schuster bei seiner Arbeit saß, in dieser Gestalt zur Tür herein und nahm den Weg schnurstracks zu ihm. Der Schuster erschrak über den unförmigen Körper so sehr, daß er sich mit seiner Ahle zur Wehr setzte und der Gestalt einen Stich versetzte, worauf sie unter Wehklagen und Geschrei abfuhr. Er sah sein Weib nimmer, denn diesem hatte er den Stich versetzt und es war nun verdammt, in der unförmigen Gestalt herumzuwandeln. (Liesertal.)



IV. Hadische Leute.

55. Von den „hadnischen Leuten".

Tausende von Jahren sind wohl vergangen, seit in den Bergen Kärntens die hadnischen Leute lebten. Das waren nach der Volksüberlieferung fürchterliche Hünengestalten, die Ureinwohner des Landes, denen die nachmals im Tale sich ansiedelnden Menschen wie Mücken vorkamen. Sie lebten anfänglich mit diesen auf gutem Fuße und erwiesen ihnen sogar bedeutende Dienste. Auf den Almen und Bergen hausten sie in selbst verfertigten Riesenburgen oder tiefen, dunklen Höhlen, welche man heute noch sehen kann; es sind die sogenannten Had'nluck'n und Had'ng'schlösser, Höhlen oder Felsgebilde von solcher Ausdehnung, daß die einfältige Phantasie des Bauers sie der Arbeit der dort seßhaft gewesenen Riesen zuschreibt. Der kostbarste Edelstein, „der gelbe Karfunkel", — es gab auch einen blauen und roten, der aber geringeren Wert besaß, — diente ihnen als Leuchte in ihren dunklen Felsenwohnungen. Sie waren es, welche die felsbedeckten, nackten Höhlen zu grasigen Almen umwandelten, die die mächtigsten Felsblöcke übereinander schichteten und die fruchtbarsten Bergweiden schufen. Noch jetzt zeugen ausgedehnte Felshaufen von der Arbeit der Riesen oder Heiden. Sie leiteten das Wasser in tiefe Gräben, wo es sich unzweckmäßig über die Almgründe ergoß, leiteten Seen ab und taten überhaupt all das, was den schwachen Menschen in der erhabenen Gebirgswelt staunen macht. Die heutige Welt ist es nicht mehr imstande, solche Werke zu vollbringen. Aber auch Krieg führten sie untereinander und zogen mit ihren Hellebarden und Armbrüsten zum mörderischen Kampfe aus; heute noch erinnern Namen wie „Blutige Alm", „Martersboden" u. a. an die blutigen Schlachten, welche da geschlagen wurden. Große Steinhügel oder grabartige Erhebungen des Bodens bezeichnen die Plätze, wo die Heiden ihre Toten bestatteten. So heißt beim Thörl auf der Millstätteralm eine Stelle der „Had'nbod'n", auch „bei den Heidengräbern" oder der „heidnische Freithof".

Jahrhunderte vergingen und die Hadenleute starben allmählich aus. Die nachfolgenden Geschichten schildern nur das Leben vereinzelter Haden oder Hadinnen, welche schon in jener Zeit lebten, als das Land fast in allen Teilen von Christen bewohnt war. Mit diesen kamen sie nicht selten in Berührung, doch taten sie ihnen nichts zuleide, sondern standen den Menschen hilfreich bei, sofern sie guten Willen merkten. Weit oben auf den höchsten Bergen verbrachten die letzten Nachkommen des Riesengeschlechtes ihr Dasein. Wohl sagten sie selber, daß die Christen sie einst vertilgen würden, aber es dauerte doch geraume Zeit, bis alle dahin waren.

56. Das Riesenspielzeug.

Im oberen Drautale liegt hinter dem Schlosse Rothenthurn bei Molzbichl ein Berg mit seltsamem, fast künstlich abgeplattetem Rücken, der „Burgbüchel". Hier stand ein altes „heidnisches Schloß". Als einmal die Leute auf der Wiese unterhalb des Schlosses Heu machten, sah ihnen ein heidnisches

Fräulein vom Fenster aus zu. Dann ging sie hinunter, faßte ein paar Mäher in ihre Schürze und trug sie auf das Schloß. „Da sieh doch," sagte sie, die Leute hervorziehend, in heller Freude zu ihrer Mutter, „sieh doch, was für Lerchen ich gefangen habe!" Die Mutter belehrte sie, daß die kleinen Dinger Menschen seien; solche würden eines Tages die Heiden vertreiben. Darum solle sie diese nur wieder an die Stelle zurücktragen, woher sie sie geholt habe. Das „hadische Fräulein" tat, wie ihm die Mutter geheißen, kehrte auf die Wiese zurück und schüttelte dort die Menschlein aus der Schürze. Einer freilich brach sich bei dem hohen Falle ein Bein. Bald darauf verschwanden die hadischen Leute aus jener Gegend.

57. Das Heidenloch und die heidnischen Frauen zu Mațelsdorf.

Im sogenannten Göllgraben bei Matzelsdorf ist zuoberst im Köflach in einer Felsenwand eine geräumige und tiefe Höhle; sie heißt das „Had'nloch". Dort haben vorzeiten heidnische Leute gewohnt. — Einmal sah eine heidnische Jungfrau den Menschen zu, wie diese auf dem Felde arbeiteten. Das gefiel ihr so gut, daß sie einen Bauer vom Felde wegnahm und mit sich forttrug. Wie sie damit zur Höhle kam und ihren Fund dem Vater zeigte, wurde dieser sehr böse und gebot der Tochter, den Bauer sofort wieder auf das Feld zurückzutragen. „Das sind Christen," sagte er, „die werden uns noch einmal überwältigen." Die Jungfrau tat nach seinem Befehle. Wie der Bauer wieder unten war und sich frei fühlte, hob er einen Stein auf und warf ihn dem Heidenmädchen nach. Da ward es traurig und sprach die Verwünschung aus: „Winkler immer gut gehaust, Winkler nimmer gut hausen." Und so traf es auch ein. Von der Zeit ging es mit der Wirtschaft des Bauers Winkler immer mehr zurück, einer nach dem andern aus diesem Geschlechte hauste ab, bis endlich der Hof in fremde Hände gelangte.

58. Der Heidentempel zu Obermillstatt.

In alten Zeiten hat zu Obermillstatt ein heidnischer Tempel gestanden. Nach der Bekehrung der Leute zum christlichen Glauben wurde an dessen Stelle ein kleines Kirchlein erbaut, das den Namen St. Johann im Walde erhielt. Noch später ward hier ein größeres gemauertes Gotteshaus errichtet. Der von der Brunnerkeusche durch die Felder sich windende Weg zur Kirche führt heute noch den Namen „Heidenweg".

59. Die heidnische Frau zu Obermillstatt.

Unter der Kirche von Obermillstatt befindet sich das Gehöfte des Brentners. Als in jenen Gegenden sich noch hie und da heidnische Frauen sehen ließen, unterhielt ein Besitzer jenes Hofes vertraulichen Verkehr mit einer solchen heidnischen Frau. Einmal wurden sie jedoch belauscht und die Sache kam an den Tag. Die „Heidnische" verließ das Haus und ließ sich nie wieder dort sehen. Bei ihrem Weggange segnete sie das Haus mit den Worten: „Brentner reich und nimmer arm." Seitdem wich das Glück nimmer von diesem Bauer.

60. Das hadische Fräule von der Rödernwand.

In der Rödernwand im Maltatale ist ein Loch, welches nach seinen früheren Bewohnern Had'nstub'n genannt wird. Die Sage erzählt, daß einst ein hadisches Fräulein eine Bäuerin auf dem Felde beim Flachsjäten antraf und sie um so viel Flachs bat, als zu einem Hemde genügen würde. Als es jedoch erfuhr, welch mühsamer Arbeit der Flachs noch bedürfe, bis daraus das schmiegsame Linnen entstehe, verzichtete es auf das Geschenk und verschwand in der Had'nstube der Rödernwand.

61. Das Geschenk der Hadin.

Auf den Wiesen einer hohen Alm im Liesertale irrte ein weinendes Dirnlein herum. Es war der Sennerin Kind und sollte die verlorenen Geißen suchen, war aber dabei irre gegangen. Auf einmal kam ein großes Weib, eine Hadin, auf das Kind zu und fragte es staunend, wie es sich habe so arg vergehen können. Da weinte das Mädchen vor Schreck noch lauter als vorher und bat die Hadin um Auskunft. „Ja," sprach diese in gütlichem Tone, „sonst kann ich dir nichts tun als ein Knäule Zwirn geben, dessen Faden nie ausgehen wird. Solltest du aber einmal zu nähen beginnen und den Anfang des Fadens nicht finden, so sage ja nicht unmutig: Jetzt find ich den Anfang nimmer! Denn dann ist's aus damit." Die Frau verschwand, und das Mädchen fand bald danach den Weg zur Almhütte und hatte viele Jahre Zwirn. In ihren alten Tagen aber gelang es ihr einmal nicht, den Fadenanfang zu finden, und zornig rief sie aus: „Jetzt find ich den Anfang nimmer!" Zwar wand sie den vorhandenen Knäuel noch ab, aber der unversiegliche Faden hatte ein Ende.

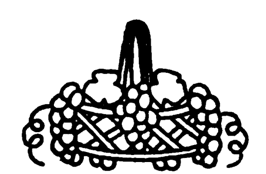
62. Der Had.

Ob Leoben im Katschtale höht sich der Pressingberg. Da lebte ein Bauer, bei welchem eines Tages ein Mann erschien, so riesengroß und ungeschlacht, daß es bei seinem Anblicke dem winzigen Bäuerlein kalt über den Rücken lief. Der Had hatte so furchtbar große Augen, daß er die mächtigen Lider wie Balken mit der Hand emporheben mußte, um seinen Weg zu sehen. „Du," sprach er zum erschrockenen Bauer, „ich kann meine Augenbalken nicht mehr solange aufhalten; ich finde aber sonst den Weg nicht recht bergauf. Geh, führe mich hinauf zu meiner Behausung!" Willig gehorchte der Bauer, denn der Had versprach ihn so zu belohnen, daß ihn der Weg nicht reuen werde. Weil es ihm aber heimlich vor dem Riesen graute, nahm er den größten Stock mit, der die tüchtigste Eisenspitze besaß. So wanderten die beiden der Höhe zu: das Bäuerlein voran, hinterher der Had, sich an dem Stecken haltend, den der Führer zurückreichte. Schon hatten sie den Wald hinter sich und gingen über eine grasige Wiese. Da verlangte der Had Rast zu halten, um auszuschauen. „Nun, du hast mich schon recht geführt," sprach er und schob seine Augenbalken in die Höhe, „ich fände jetzt wohl allein weiter; aber weil ich nichts bei mir habe, um dich zu belohnen, mußt du noch

ein Stück Weges mit mir gehen." Sprachs und setzte sich wieder hinter dem Bauer in Bewegung. Da hielt der Had endlich vor einer Kranawetstaude (Wacholder), die an einem Felsblock stand, schob beides beiseite und siehe! es war der Eingang zur Grube, in der er wohnte. Auf einen Wink folgte ihm der Bauer in die Tiefe.

Die erste Höhle, welche sie durchschritten, war leer. Dann gelangten sie in einen zweiten weiteren Raum. Eine Unmenge Schuhzeug, Sohlen, Über- und Unterleder, fertige und halb fertige Schuhe bedeckten den Boden und schienen des Meisters zu harren. „Jetzt bring ich dir den Lohn," sagte der Had. „Bleib da, aber verlange selbst keine Entschädigung." Darauf entfernte er sich und ließ den Bauer allein zurück. Dieser sprach beim Anblicke der vielen Schuhe am Boden zu sich selbst: „Was braucht er denn lange zu suchen? Es ist ja genug da, ein Paar Schuhe sind mir sehr vonnöten!" Bei diesen Worten trat der Had auf ihn zu und redete ihn an: „Mußtest du denn selbst den Lohn wählen? Schau, wärest du still geblieben, ich hätte dir das Ganze gegeben." Und er hielt ihm einen Klumpen goldgelben Karfunkel vor. „So aber sei nur das dein," sprach er und gab ihm ein kleines Steinlein, das noch immerhin ein Königreich wert war. „Das Paar Schuhe kannst du auch haben, worauf dein Wunsch gerichtet war. Aber wohl gemerkt! Geh nie damit auf den Freithof." Nach diesen Worten schickte er sich an, den Bauer zu entlassen: „Halt her deinen Finger, ich will sehen, wie stark die neue Welt ist!" Mit Mißtrauen den Riesen betrachtend, bedachte sich der Bauer zur rechten Zeit und reckte die Eisenspitze seines Bergstockes hin. Der Had faßte sie zum Abschied mit seiner Hand und zerdrückte sie wie Butter. „Sein tut's nicht einmal gar so schlecht," sprach er gutmütig, „aber unsere Leute waren doch weit stärker." Dann ging der Bauer leichten Herzens davon.

Er hatte lange, lange Jahre an den geschenkten Schuhen zu tragen. Einst aber sollte er zu einer Bestattung gehen. In der Eile vergaß er des Verbotes, ging mit ihnen zum Begräbnis und betrat den Friedhof. Doch weh, als er heimkehrte, hingen die Fetzen von seinen Füßen. Des Haden Worte hatten sich erfüllt.



V. Salige Frauen. Die guten Leutlein. Billeweiß.

63. Die saligen Frauen (Salkweiber, Salaweiber).

1. Im Rosentale, besonders in der Umgebung von Rosegg, lebten einst viele Salkweiber. Es waren dies Frauen mit ungestalten Füßen. Sie hielten sich in Höhlen am Ufer der Drau auf und nährten sich von Fischen. Im allgemeinen galten sie als menschenscheu, doch wenn sie mit dem einen oder andern zufällig zusammenkamen, standen sie ihm in Rat und Tat bei.

Um die Zeit der Wintersonnenwende schritt ein Bauer seiner Behausung zu. Da hörte er von den Felsen am andern Drauufer eine Stimme, welche ihm zurief: „Bauer, sä' Bohnen!" Da er gerade bei guter Laune und zu einem Scherze aufgelegt war, tat er, wie ihm geheißen, und säte ein ganzes Schaff Bohnen in den Schnee. Als er am nächsten Morgen wieder an der Stelle vorüberkam, sah er hochgewachsene grüne Ranken, an denen aber keine Fruchthülsen zu bemerken waren. Da hörte er, ganz in den rätselhaften Anblick versunken, dieselbe Stimme als am Tage zuvor. Sie riet ihm, seine Schweine aus dem Stalle zu lassen. Der Bauer befolgte diese Worte, und die Tiere fielen grunzend über die grüne Saat her und taten sich mitten im Winter an dem grünen Futter gütlich. Da bemerkte unser Mann, als er näher hinsah, daß die hohlen Stengel der Pflanzen mit Früchten dicht angefüllt waren. Freudig erntete er jetzt die Bohnen ein und bewahrte den Salkweibern ein treues Andenken.

2. Wenn aber der Mond mit seinem silbernen Lichte vom dunkelblauen Himmel erglänzte, umstrahlt von viel tausend flimmernden Sternen, da ergriff auch die Salkweiber ein starkes, heimliches Sehnen nach anderen Wesen. Wehe dem jungen Burschen, der in einer solchen Mondnacht in ihre Nähe kam, es ging ihm wahrlich nicht gut. Er wurde von den Höhlenbewohnerinnen erfaßt und so lange geherzt und geküßt, bis er entseelt zu Boden fiel. Nur wer singend oder mit der Peitsche knallend vorüberging, konnte ungehindert seines Weges ziehen, da ihnen jeder Lärm verhaßt war. Lange hausten die Salkweiber in ihren Höhlen. Als aber Waffenlärm ins Tal drang, flohen sie und waren seit jener Zeit nicht mehr sichtbar.

Manche Leute halten sie für die Ureinwohner des Drautales, die in den Kämpfen mit den nachgekommenen kleineren Menschen ihren Untergang gefunden hätten. Bei Mühlbach im Rosentale zeigt man einen Draufelsen, welcher im Volksmunde noch heute Salkfelsen genannt wird.

3. In der Ortschaft Mieger, drei Wegstunden östlich von Klagenfurt, kann man dieselbe Sage hören von den „Saligen Frauen". Dies waren schöne, schlank gewachsene Mädchen mit lang wallendem goldenem Haar. Sie wohnten unfern der Drau auf den Bergen. Allabendlich, wenn der grüne Wald vom Purpurscheine der untergehenden Sonne überflutet war, verließen sie ihre Höhlen und wandelten schäkernd und singend zum Flusse. In seinen Wellen, auf denen zauberische Dämmerung geheimnisvolle Schatten malte, wuschen sie ihre Linnen, die bleicher waren als die glänzenden Schneefelder der Karawanken.

In den Felswüsten dieses Gebirges hauste ein Riese, der den Frauen viel Kummer bereitete. Denn die Saligen waren sein Lieblingswild und eine Maid, die in seine Gewalt fiel, sah ihre fröhlichen Genossinnen nie wieder. Daher baten sie die Bauern der Umgebung, daß sie die Holzstrünke der gefällten Waldbäume mit Kreuzen bezeichneten; wenn nämlich eine Salige auf der Flucht vor dem Riesen sich auf einen dieser Strünke setzte, war sie gegen alle Angriffe ihres Todfeindes geschützt.

Heute noch zeigen Mütter ihren Kindern einen niederen Bergrücken, über welchen sich ein Weg schlängelt, und erzählen ihnen, daß auf diesem Wege einst die Saligen Frauen zur Drau gegangen seien, um ihre Wäsche in den Fluten zu spülen.

4. In einer Ortschaft, die nahe bei den Salkhöhlen gelegen war, lebte eine arme Bäuerin. Schon am frühen Morgen sah man sie im Hause und auf den Feldern emsig schaffen. Während sie nun eines Morgens auf dem nahen Felde arbeitete, schlich sich ein Salkweib in die Stube und legte sich in der Bäuerin Bett. Als diese nach Hause kam und das Mädchen in ihrem Bette sah, schritt sie ehrfurchtsvoll hinzu und hob das langwallende Goldhaar, da es auf den Boden geglitten, auf das Bett. Die Schlafende bemerkte es, stand auf, nahm ein Haar aus ihren schweren Flechten und reichte es der Bäuerin mit den Worten: „Setze dieses Haar auf den Spinnrocken und die Leinwand in seinem Hause wird nie ausgehen. Nur darfst du beim Spinnen nicht die Geduld verlieren." Alsdann verschwand sie.

Schon aus Neugierde setzte sich die Bäuerin sofort ans Rad und siehe, der Faden nahm kein Ende. Da ihre Leinwand jetzt weit und breit als die beste galt, gelangte sie bald zu großem Wohlstande. Aber eines Tages machte sie ihrer üblen Laune mit den Worten Luft: „Wird denn der Faden gar kein Ende mehr nehmen?" Kaum waren sie ausgesprochen, als auch das Spinnrad leer war. Aber die Bäuerin hatte sich genug erworben und verlebte die folgende Zeit ohne Sorgen.

5. Auf einem Hügel oberhalb Unterbergen hausten Salige Frauen (Žalk žané) und riefen: „Bauer, sä' Bohnen!" Die Braven folgten und säten Bohnen, die Schlimmen dagegen kümmerten sich nicht darum und säten etwas anderes. Dafür mißriet ihnen alles, während jene reiche Frucht ernteten. Mit der Zeit kamen immer mehr Fuhrleute, welche mit den Peitschen schnalzten und laut fluchten. Dadurch vertrieben sie die Beraterinnen der Bauern aus jener Gegend.

6. Auf dem Dragonerfelsen bei Trixen hatten Salige ihre Wohnung. Unterhalb des Felsens ging die Straße nach dem Eisenwerke Lölling. Täglich verkehrten hier viele Fuhrwerke, welche nach Lölling Brennstoff, auf dem Rückwege „Floschen" (Eisen) führten. Einem solchen Fuhrmanne riefen die Saligen mitten im Winter zu, er solle zu Hause Erbsen säen, und wiederholten dies an den zwei folgenden Tagen, bis sich der Mann dazu entschloß. Zwar waren am Tage nach der Aussaat die Erbsen im Schnee verschwunden, aber er hatte jetzt vor den Weibern Ruhe. Nach der Schneeschmelze freilich zeigte es sich, daß das Feld mit der Erbsensaat schon vollends grünte, während die übrigen erst bestellt werden mußten.

7. Bei Zedras in der Gemeinde Ludmannsdorf heißt eine Bodenvertiefung Saligengrube (žalik jama), weil sie angeblich den Saligen Frauen zum Aufenthalte diente. Unweit der Ortschaft Rupertiberg (Gemeinde Oberdörfel) führen Felsvertiefungen den Namen Sedlize, d. h. Sitze. Diese zwei oder drei Mulden dienten den Saligen als Ruheplätze, von wo sie den umwohnenden Bauern mit schallender Stimme ihren bekannten Rat erteilten.

8. Unweit der in der Gemeinde Köttmannsdorf gelegenen Ortschaft Tschachoritsch, in den zur Drau abstürzenden Felsen war der hier ziemlich bestimmt auftretenden Sage nach gleichfalls ein Aufenthaltsort der Saligen Frauen. Ein Weiblein aus der Gegend erzählt hierüber: Die Saligen wohnten stets zu zweien. Sie waren überlebensgroß, hatten insbesondere schönes, langes Haar und erwiesen den Menschen Wohltaten. Ihre Wohnung bestand aus einer Höhle, welche Fenster und eine Tür hatte. Es wird behauptet, daß sich eine eiserne Tür, die davon herrührt, noch jetzt beim Douk (Wolf) in Dornach bei Kappel an der Drau befinde. Beim „Hafner" in Tschachoritsch soll sich eine Salige öfter zu Bette gelegt haben. Man erzählt auch hier die Geschichte von den Haarflechten, welche die Bäuerin aufhob, und von dem Knäuel Garn, das kein Ende nehmen wollte, bis einst die Beschenkte ihrem Unmute in lauten Worten Luft machte. Noch jetzt wird in der Gegend davon gesprochen, daß sich dieses Haus einst großen Wohlstandes erfreute. Auch die Geschichte von der Bohnensaat kehrt wieder.

9. Auf der Krna bei St. Egiden an der Drau finden sich einige Felshöhlungen, die den Namen „Weiberkirchlein" (babja cirkuca) führen, weil dort einmal Salige gewohnt haben sollen, welche den Menschen freundlichen Rat erteilten. Im allgemeinen wiederholen sich hier die bekannten Züge, nur heißt es noch, daß die Saligen später liebestoll geworden seien und mehreren Burschen durch Küsse die Seele aus dem Leibe gesaugt hätten. Dadurch gerieten sie in schlechten Ruf, und niemand wollte mit ihnen mehr zu tun haben.

10. In der Nähe von Stin schrien die Saligen Weiber: „Doujak, säe Bohnen!" Dem Bauer dieses Namens kam der Rat gar seltsam vor, bei tiefem Schnee Bohnen zu säen, aber er gehorchte. Die Bohnen liefen über den Schnee einen Abhang hinunter und blieben hinter dem Zaune liegen. Dann kamen die Zark Zane, lasen sie auf und kochten die willkommene Speise. Im Sommer erntete der Bauer Bohnen in Hülle und Fülle; sogar die Stengel waren innen ganz mit großen Bohnen gefüllt.

11. Im Gerlouz findet sich ein Felsen, welcher vollkommen die Form einer sitzenden Saligen Frau haben soll Die Leute erzählen, dort hätten solche Wesen einst gewohnt und diesen Stein als Erinnerung an ihr Wirken zurückgelassen.

12. Ein Bauer befahl seinen Schnitterinnen, die letzten Ähren nicht so ängstlich aufzulesen, damit für die Saligen auch etwas übrigbleibe. Danach kamen die Saligen herbei, lasen die Ähren sorgfältig auf und gingen mit Gebärden des Dankes in einen Graben, wo ihrer zwei das Getreide droschen.

Eine reichte die Ähren dar, die andere zerklopfte sie und schob das Mehl auf einen Haufen. Da sagten sie zu zwei Bauern, die des Weges kamen, sie sollten bei der Rückkehr wieder kommen, jeder werde ein Brot erhalten. Der eine war sehr erfreut, der andere spöttelte über den Reichtum der Weiber. Auf ihrem Rückwege gingen sie wieder zur Stelle und jeder bekam ein Laiblein. Der Dankbare hob es auf und sagte: „Dieses Brot darf nie von meinem Hause, lieber will ich Hunger leiden!" Sein Gefährte warf es verächtlich beiseite. Jener hatte von nun an in Überfluß Getreide und ward ein wohlhabender Mann; dieser aber gewann von seinen Äckern von Jahr zu Jahr weniger Ertrag.

64. Der Schicksalspruch.

In der Gegend am Loibl heißen sie Žark žane, d. i. Salige Frauen. Hier ist es üblich, vor der Geburt eines Kindes einen Laib Brot auf den Tisch zu stellen. Als nun einmal ein Knäblein geboren wurde und kein Brot bereit stand, sagten die Saligen, welche der Wöchnerin in ihrer schweren Stunde beistanden: „Das Kind wird großes Unheil stiften, es wird seine eigenen Eltern erschlagen." Eine Frau hatte dieses Gespräch belauscht und erzählte es der Mutter des Kindes. Als der Knabe größer geworden, teilte sie ihm den Sachverhalt mit und riet ihm, weit fortzuziehen, was er gerne tat, um seinem Schicksale zu entgehen. In der Fremde heiratete er ein schönes Mädchen und genoß mit seiner Frau viele Jahre ein trautes Glück. Während er eines Tages im Walde Holz hackte, kamen seine Eltern, die seinen Aufenthalt ermittelt hatten, in sein Haus und begrüßten das junge Weib aufs herzlichste. Doch der Tag neigte sich, und der Erwartete kam nicht nach Hause. Um die unverhofft gefundenen Schwiegereltern nach Gebühr zu ehren, wußte die Frau vor Freude nichts Besseres, als den von der langen Reise müden Leutchen die Ehebetten anzubieten, und hieß sie schlafen gehen.

Während dies im Hause vorging, erschien dem Manne im Walde ein Vöglein und sang: „Dein Weib indes hat andere . . . dein Weib indes hat andere . . ." und so fort im Takte, bis er in hellem Zorn und wütender Eifersucht nach Hause lief und wirklich ein Weib und einen Mann in seiner Schlafstube liegen fand. In blinder Wut erschlug er beide mit der Axt. Doch eben nach der Tat sah er sein Weib über den Hof herschreiten und fiel vor Schreck über die unselige Tat entseelt zu Boden. In dieser Erzählung treten die Saligen Frauen als Verkünderinnen des unabwendbaren Schicksals auf, ähnlich den slawischen Rojenice.

65. Das gescholtene Salaweib.

Bei einem reichen Bauer im Rosentale, der mehrere erwachsene Söhne hatte, erschien täglich ein Salaweib und legte sich, wenn der Abend kam, in der Schlafkammer des ältesten zur Ruhe, um sich in seinem Bette zu wärmen.

Eines Morgens trat die Bäuerin in das Gemach und sah das schöne Weib im Lager ihres Sohnes schlafen. Das lange, blonde Haar hing über den Bettrand auf den Boden. Gerührt von diesem Anblicke, wollte sie die Fremde nicht im Schlafe stören, sondern hob das wunderbare Haar vom Boden auf und legte es auf die Decke. Dabei erwachte das Salaweib und sprach tief bekümmert: „Mutter, warum habt Ihr das getan? Jetzt muß mich Euer Sohn heiraten." Die Bäuerin war von dieser Wendung der Dinge überrascht und zögerte mit der Antwort. Doch da der Bauer nichts gegen die Heirat einzuwenden wußte und dem Sohne die schöne Jungfrau gefiel, ward bald Hochzeit gehalten. Als der Brautzug zur Kirche aufbrach, stellte das fremde Weib eine Bitte: Nie solle man ihr etwas widerraten oder gar über eine Tat, die sie begehen würde, Unmut äußern. „Ich kann tun, was ich will, ihr dürft mich niemals schelten!" Der glückliche Bräutigam wie seine Eltern gelobten gerne, ihr immer freien Willen zu lassen.

Darauf ward das Salaweib eine brave, tüchtige Hausfrau. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend schaffte sie emsig, keine Arbeit war ihr zu schwer und alles geriet unter ihren Händen. Auch zwei schöne Kinder schenkte sie ihrem Manne, einen munteren Knaben und ein stilles Mädchen. Beide wuchsen heran und erweckten die stolzesten Hoffnungen des glücklichen Vaters.

Einmal ging die Mutter, begleitet von den Kindern, über die Draubrücke. Als sie mitten im Flusse waren, erfaßte das Salaweib, ohne ein Wort zu sagen, das Mädchen und warf es in den Fluß, wo es bald in den Wellen verschwand. Unbeschreiblich war das Entsetzen der Leute, als der Knabe zu Hause den Vorfall erzählte. Die Schwiegermutter gebärdete sich wie verzweifelt, da sie es nicht fassen konnte, daß das liebe Kind von der eigenen Mutter getötet worden war. Sie redete sich darob in solchen Zorn, daß sie die Schwiegertochter schließlich ein herzloses Weib schalt. Da nahm das Antlitz der Salafrau einen Zug unendlicher Traurigkeit an und sie sprach: „Weil Ihr mich gescholten habt, darf ich nicht länger bleiben. Jetzt muß ich zurückkehren." Bei diesen Worten entfernte sie sich und ließ den traurigen Gatten zurück.

Zusehends gedieh der Knabe und verriet von Tag zu Tag erstaunlichere Fähigkeiten, weshalb ihn der Vater für das Studium bestimmte. Aus dem Bauernjungen ward ein Geistlicher. Schon nahte der Tag, an welchem er in der Dorfkirche seine erste Messe lesen sollte. Das ganze Dorf und die Umgebung nahmen teil an dem schönen Feste, das einer aus ihrer Mitte feierte. Freudestrahlend, aber still versonnen, saß der Primiziant im Kreise der Seinen und der stolzen Bauern von nah und fern an der Festtafel, die in seinem Heimathause bereitet war. Da erschien plötzlich eine wunderbare Frau in der Stube, trat vor den jungen Priester und überreichte ihm einen großen goldenen Apfel mit den Worten: „Nimm dies als Primizgeschenk von deiner Mutter hin. Deiner Schwester geht es gut; ich habe sie damals in den Fluß gestoßen, weil ein früher Tod besser ist als ein schlechtes Leben. Sie wäre eine leichtsinnige Dirne geworden, wenn sie länger gelebt hätte." Dann verschwand das Weib. Es war das letztemal, daß sie sich in dem Hause, wo sie einst gelebt hatte, sehen ließ. Nie ist sie wiedergekehrt.

66. Die Saligen in Oberkärnten.

Als Salige oder Weiße Frauen bezeichnen die Bewohner des Möll- und Drautales hehre, lichte Gestalten, die in Höhlen der Felsen und auf Bergen oder an Gewässern wohnten. Sie verkehrten gerne mit Menschen, die sich in der Nähe niedergelassen hatten, um sie bei den Haus- und Feldarbeiten zu unterstützen, nahmen aber keinen Lohn an. Gab man ihnen ein Geschenk, so kamen sie nie wieder. Mutwilliges Fluchen, Peitschenknall und andere Bosheiten der Menschen haben sie endlich vertrieben.

1. In Fragant kam alljährlich eine schöne Frau zu einem Bauer, so oft er auf die Alm ging, um das spärliche Heu zu gewinnen, und half ihm bei dieser Arbeit. Abends verschwand sie auf ebenso geheimnisvolle Weise wie sie morgens erschienen war. Die Bäuerin erfuhr von den häufigen Besuchen der fremden Frau, ward eifersüchtig und beschloß sich an ihr zu rächen. Sie begab sich auf die Alm und traf die Salige bei ihrem Manne im Bette schlafend. Leise schlich sie hinzu und schnitt der schlafenden Frau das prächtige Blondhaar ab. Wie die Salige den an ihr verübten Frevel gewahrte, stieß sie einen Schrei aus und verschwand. Nie ist sie wieder gesehen worden.

2. Im Gewände abschüssiger Felsen des Gailtales hielten sich die Saligen oder hadischen Frauen auf, statteten den Hirten auf den Almen Besuche ab und halfen den Bauern bei der Arbeit. Daher werden sie auch „die guaten Leutlan" genannt.

Zu Feistritz an der Gail wohnten sie vor Zeiten in einem mittelgroßen Felsen, von wo sie alle Felder überblickten und den Leuten zuriefen, wann sie pflügen oder säen sollten und wann nicht. Wenn die Bauern ihrem Rate folgten, gedieh alles aufs prächtigste. Sogar in die Häuser kamen die Saligen und wärmten sich in den Betten der Menschen. Die daran sich knüpfenden Sagen bieten dieselben Einzelheiten wie die obigen.

3. Ein Gailtaler Bauer trug einer Saligen an, sein Eheweib zu werden. Sie sagte: „Ich will gerne bei dir bleiben, nur darfst du mich nicht mit der tenkaten (linken) Hand berühren." Der Bauer gab das verlangte Versprechen und lebte viele Jahre glücklich an ihrer Seite. Eine Schar lieblicher Kinder belebte das Haus und nichts schien das Glück des Paares stören zu können, bis einst der Bauer unversehens sein Weib mit der linken Hand umfing. Ein Zittern ging durch ihren Leib und weinend sprach sie: „Jetzt muß ich fort von euch." Sie legte ihre Menschenkleider ab und das Gewand an, welches sie einst getragen, öffnete ihr langes, in Zöpfen geflochtenes Haar und verschwand im Gewände. Doch um Mitternacht kam sie heimlich in die Schlafstube, säugte das jüngste Kind und kämmte und wusch die anderen. Ein Abkömmling dieser Familie soll ein berühmter Parteigänger Wallensteins gewesen sein.

4. Das Gailtal und das Gitschtal wurden einst von den Rittern von Wißbriach beherrscht. Ihre Burg stand auf einem Berge zwischen den Dörfern Weißbriach und St. Lorenzen, der im Volksmunde das Golzigseck heißt. In den Felsen dieses Berges und oberhalb davon in einem noch höheren Berge wohnten die Saligen Frauen. Sie waren den Menschen gut gesinnt und

halfen ihnen auch bei der Arbeit. So schnitten sie einst dem „Stofflbauer" bei Weißbriach die Bohnen auf dem Felde. Der Bauer hatte gerade viel Arbeit und da gedachte er der Saligen, von denen er gehört hatte, daß sie den Menschen Arbeit verrichteten, wenn man ihnen ihr Lieblingsgericht, den Pfennigbrein, auf das Feld stelle. Er tat dies. Als er dann nachsehen ging, waren die Bohnen geschnitten, die Schüssel ausgeleert und umgestürzt, doch die Schoten waren leer. Er führte sie trotzdem nach Hause und drosch sie; da gab es wieder reichlich Bohnen.

5. Die Saligen Frauen waren den Menschen für gewöhnlich unsichtbar, konnten sich aber sichtbar machen. Wenn man ihnen ihre Kleider wegnahm, konnten sie sich nicht mehr verbergen und mußten bei den Menschen bleiben. Ein junger Bauer, der Stampferbauer aus Techendorf am Weißensee, nahm einer Saligen die Kleider weg. Nun zwang sie ihn, sie zu heiraten, verbot ihm aber strenge, je mit den Händen eine abwinkende Bewegung zu machen. Würde er dies Verbot übertreten, so müßte sie ihn verlassen. Der Bauer vermied diese Handbewegungen, doch einmal kamen die Hühner bis in die Stube herein, und er jagte sie hinaus, indem er sie mit den Händen abwehrte. Von dieser Stunde an war die Bäuerin verschwunden. Der Bauer heiratete wieder. Seine zweite Frau sah einmal aus ihrem Bette einen Zopf heraushängen. Sie nahm die Schere und wollte ihn abschneiden. Da stand plötzlich die erste Frau des Bauers vor ihr und sprach:

„Krumm und krank
in diesem Haus
Und nicht mehr draus."

Von dieser Stunde an hinkte der Bauer mit einem Beine und auch jeder folgende Besitzer des Hofes war krumm. Das war der Fluch der Saligen Frau.

6. Wenn man von Techendorf über den Weißensee nach Westen fährt, erblickt man am Ufer eine Höhle, das sog. Dolmetzenloch. Die Leute erzählen, daß einst die Weißen Frauen dort gehaust hätten. Von einer solchen berichtet die Sage, daß sie so lange Eheweib eines Bauers war, bis dieser einst die in das Vorhaus getretenen Schafe mit Händeklatschen vertrieb. Seine Klagen um das geliebte Weib fruchteten nichts, die Weiße Frau blieb verschwunden. Jeden Sonntag aber kam sie heimlich ins Haus, wusch und kämmte die Kinder und brachte das Haus in Ordnung; doch immer ungesehen von dem Bauer. Da lauerte er ihr einmal auf und bat sie, doch bei ihm zu bleiben und ihm das einzigemal zu verzeihen. Aber sie achtete seines Flehens nicht und verschwand. Kein Auge hat sie jemals mehr gesehen.

7. Im oberen Gailtale liegt ein Ort mit Namen Danz. Bevor die dortige Bevölkerung den Christenglauben angenommen hatte, soll in der Nähe des Ortes ein Turm gestanden haben, der jetzt nicht mehr vorhanden ist; aber noch heißt der Platz Heidenturm. In seinen Kellern sollen große Schätze von Gold und Silber liegen. Oft wollen Leute aus den umliegenden Ortschaften um Mitternacht dort ein Licht hin und her huschen gesehen haben, welches die Stelle anzeigt, wo die Schätze liegen. Unweit davon führt ein Waldweg auf den nahen Berg, in dessen Höhlungen der Sage nach sich die Weißen Frauen aufhielten. Diese waren von übernatürlicher Größe und bezau-

bernder Schönheit. Sie besaßen die Gabe der Weissagung, weshalb von weit und breit Leute herbeikamen, um sich bei ihnen Rat zu erholen. Neben dem alten Turme war ihr Tanzplatz, wo sie in bestimmten Nächten um die Mitternachtsstunde ihre Reigentänze aufführten. Aber als das Christentum in der Gegend Eingang fand, besuchten sie ihren Tanzplatz immer seltener, bis sie endlich ganz verschwanden. Nur der Ortsname Danz soll noch die Erinnerung an ihre nächtlichen Reigen bewahren.

67. Die Sala-Wand.

In mäßigen Höhen südlich zum Wörthersee abfallend, im Norden und Westen von der Glan, im Osten von den Moosburger Moosen begrenzt, erhebt sich der Gollinberg bis zu 1055 m Höhe. An seinem Nordabhange befindet sich die sogenannte Sala-Wand und darunter eine ziemlich geräumige Felsenhöhle, welche dadurch merkwürdig und sehenswert ist, daß man an den Wänden ganz deutlich Wasserspülungen bemerken kann. Auch außen am Felsen haben die stürzenden Wasser zwei Rinnsale und ein Becken gegraben, welche die Phantasie des Volkes als den Abdruck zweier mächtiger Schenkel und eines Gesäßes bezeichnet.

Hier soll eine Burg gestanden haben, von Riesen bewohnt. Einmal stieg das Riesenfräulein nieder in das Glantal, faßte den eben ackernden Kreuzwirt Lois, fing Pferd und Pflug in die Schürze und trug das seltsame Spielzeug hinauf zur Salaburg. Der riesische Burgherr war sehr ungehalten über das Treiben seines Töchterleins und dieses mußte sofort wieder alles an Ort und Stelle bringen. Voll Traurigkeit setzte sich das Mädchen auf die Wand und brachte dem Fels mit seinen Schenkeln und dem Gesäß die erwähnten Vertiefungen bei.

Im alten Kreuzwirtshaus an der Glan hing in der Gaststube ein altes Bild, welches diese Begebenheit darstellte und das seit Jahrhunderten in der Familie des Besitzers sich vererbt hatte. Die Leute waren nicht wenig stolz darauf. Leider ging es vor etlichen zwanzig Jahren bei einem Brand zugrunde.

68. Die Höhle der Waldfrauen.

Östlich von Ruden erhebt sich, von der Straße umsäumt, der Weißeneggerberg, von welchem folgende Sage geht. Von der Straße aus sieht man eine Höhle, in welcher einst mehrere Waldfrauen hausten. Des Nachts besuchten sie die umliegenden Bauernhöfe. Auf dem der Höhle zunächst liegenden Gute erschien täglich vor Einbruch der Nacht eine Waldfrau, um in dem für sie bereitgehaltenen Bette auszuruhen. Zum Danke dafür gab sie dem Besitzer den Rat, im Fasching trotz des Schnees auf seinem Felde Bohnen zu säen. Er tat, wie ihm geheißen. Doch zu seinem Leidwesen wurden sämtliche Früchte von herbeigeflogenen Tauben aufgefressen. Dennoch wuchsen nach der Schneeschmelze an derselben Stelle die schönsten Pflänzchen aus dem Boden, und er hatte eine reiche Bohnenernte.

Bevor das Weib das gastliche Haus für immer verließ, erwies es dem

Bauer noch eine letzte Wohltat. Es reichte ihm einen Knäuel Flachsgarn, das kein Ende hatte, verbot ihm aber, jemand das Geheimnis zu verraten. Die Bauersleute wickelten nun viele Jahre von dem Wunderknäuel Garn ab und gelangten dadurch zu großem Reichtum. Einmal aber verriet ein Knecht, den der Bauer entlassen hatte, aus Rache das Geheimnis seinem neuen Dienstherrn. Die Folge davon war, daß der wunderbare Knäuel alsbald ein Ende nahm.

69. Die Saligen bei Ruden.

Auch an das in der Nähe von Ruden gelegene Welzenegger Schloß knüpft sich eine Volkssage. Man erzählt, daß der Schloßherr die Bauern der Umgebung zu schweren Arbeiten und großen Zahlungen gezwungen habe. Darüber endlich erbittert, gingen einige Landleute zur Höhle des Weißeneggerberges und baten die darin hausenden Frauen um Hilfe in der Not. Diese brachten es durch ihre Macht so weit, daß es im genannten Schlosse furchtbar zu geistern anhub und es der Schloßherr mit Mann und Maus verlassen mußte. Nun waren sämtliche Bauern ihrer drückenden Lasten enthoben, doch ist seit dieser Zeit auch das früher so schöne Schloß von keinem Menschen mehr bezogen worden.

70. Die Saligen von Flaschberg.

Auf dem Schatzbühel bei Flaschberg stand in alten Zeiten eine Ritterburg, in deren Nähe Salige Frauen hausten und von den stolzen Rittern geduldet wurden. Später jedoch begannen diese in ihrem Übermute auf die Frauen Jagd zu machen, und die Saligen flüchteten sich in die Trögerwand, wo sie in einer Höhle Schutz vor den hartherzigen Verfolgern fanden. Bald jedoch wurden sie auch hier aufgespürt und alle Saligen fielen unter den Schwertern der Burgbewohner. Die grausame Tat blieb nicht ungerächt. Ein Jahr darauf wurde die Burg von einem deutschen Kaiser mit Heeresmacht belagert und im Sturm eingenommen. Die Ritter verloren insgesamt ihr Leben, und das Schloß ward dem Erdboden gleich gemacht.

71. Die Saligen Frauen von Reinegg.

Rechts am Wege zwischen Klein St. Veit und Brückl, wo heute das Bauerngehöft „Reinegger" steht, erhob sich vor vielen Jahren ein herrliches Schloß, in welchem ein mächtiges Rittergeschlecht hauste. Nur wenige Mauern haben dem Verfalle bisher standgehalten. Man erzählt in der Umgebung, daß dort einst ein Lindwurm und ein Strat (Schlangenmännchen) ihr Versteck gehabt hätten. Zur selben Zeit wohnten in dem Gemäuer auch Salige Frauen (žalik žene), eigentlich die Seelen von Verstorbenen, welche wegen begangener Missetaten nach ihrem Tode in diese verlassene Burg gebannt worden waren. Mancher Vorübergehende hörte sie klagen und weinen oder traurige Lieder singen. Aber nur selten war es einem Menschen beschieden, einer der Jungfrauen ansichtig zu werden.

Vor etwa hundert Jahren — so geht die Sage — schritt die damalige Besitzerin des Reineggerhofes spät abends bei Mondschein in den Stall, um, wie es ihr Brauch war, nachzusehen, ob die Tiere gehörig versorgt seien. Da erblickte sie hinter dem Stallgebäude plötzlich eine schöne weißgekleidete Frau. Hoheitsvoll war ihre Gestalt, aber ihr Antlitz drückte unbeschreibliche Trauer und stillen Kummer aus. Vor Furcht blieb die Reineggerin stehen und getraute sich weder zu bewegen noch um Hilfe zu rufen. „Fürchte dich nicht," sprach freundlich die Erscheinung, „es geschieht dir kein Leid. Dir ist es beschieden, mich und meine Schwestern zu befreien, darum bitt' ich dich tausendmal, geh' mit mir hinauf in die verfallene Burg und sei dort Taufpatin eines neugeborenen Kindes." „Ich kann nicht," erwiderte die Reineggerin, „mir zittert vor Angst das Herz." Nun fing die schöne Frau an bitterlich zu weinen, fiel vor der Bäuerin auf die Kniee und flehte: „Fürchte dich nicht, es kann dir nichts geschehen. Wenn du dich meiner und meiner Genossinnen erbarmst, so wirst du dich ungemein glücklich machen. Nur etwas könnte dich beim ersten Anblicke erschrecken: es wird dir nämlich eine riesige Schlange begegnen, aber harmlos an dir vorübergleiten. Sie trägt einen Schlüsselbund im Rachen. Kommt das Tier dir nahe, so fasse Mut und entreiße ihm die Schlüssel. Erst wenn du diese in Händen hast, gehen wir zur Taufe und du an dein glückbringendes Geschäft." Lange zögerte die Furchtsame mit der Antwort, da aber die Jungfrau nicht aufhörte zu flehen, sprach sie endlich: „Ich will vorerst meinen Mann fragen." „Kein Mensch darf etwas erfahren, sonst ist alles wieder verloren," fiel die Weiße bittend ein. Wieder folgte langes Schweigen, das die Reineggerin endlich löste, indem sie sich zu dem Wagnisse bereit erklärte. Freudig erhob sich die Jungfrau und führte die zitternde Frau den Berg hinan, bis sie zu einer Waldwiese gelangten. Dort verließ sie ihre Retterin und gab ihr noch folgendes zu beherzigen. „Ich muß dich jetzt verlassen, aber leg alle Furcht ab, wenn sich die Schlange mit den Schlüsseln im Grase an dir vorbei windet, und nimm ihr den Bund ab. Laß aber ja kein Wörtlein laut werden!" Damit verschwand die Salige.

Allein stand nun die Bäuerin im unheimlich finsteren Walde und blickte zwischen den Bäumen auf die mondbeschienene, ihr gut bekannte Waldwiese hinaus. In stiller Angst dahinschreitend, flüsterte sie: „Es sei in Gottes Namen!" und trat ins Freie. Aber o weh! eine furchtbare Schlange, dicker als ein Baumstamm, wälzte sich vom jenseitigen Felsen herab. Schrecklich glänzte ihr schuppiger Leib im Mondscheine. Langsam näherte sich das Ungeheuer, und schon hörte die Reineggerin das Schellen der Schlüssel. Wie versteinert blieb sie stehen und sah nun auch die großen grünen Ohren der Schlange, die im nächsten Augenblicke so nahe war, daß die Bäuerin hätte nach dem Schlüsselbunde langen können. Aber sie rührte sich nicht vom Platze, sondern schrie, von furchtbarer Angst erfaßt: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn." Indessen war das Tier vorbeigeglitten, und sie hörte hinter sich ein lautes Krachen und blickte zurück. Da sah sie, wie sich die Schlange an einem Baum emporwand und ihn mit fürchterlichen Schlägen ihres Schwanzes zu entwurzeln versuchte. Dann herrschte wieder tiefste Stille, der Mondschein erhellte den finsteren Wald und malte gespenstige Schatten

an dem zerklüfteten Felsen, worauf die verfallene Burg stand. Aus dieser ertönte nun ein lautes Wehеklagen und Weinen der trauernden Jungfrauen. Atemlos und schreckensbleich erreichte die Reineggerin ihr Heim. Seit jener Nacht sieht und hört man nichts mehr von den Saligen Frauen.

Die Sage erzählt weiter, daß die gebannten Saligen erlöst werden können, wenn eine Krähe hundert Stunden weit eine Nuß im Schnabel trägt und dann fallen läßt. Eine Frucht von dem daraus entsprossenen Baume muß wieder von einer Krähe hundert Stunden weit getragen werden. Erst wenn aus dieser Frucht ein Baum erwächst, wird aus dessen Holze eine Wiege bereitet werden; das erste Kind, das man darein bettet, wird imstande sein, die Saligen zu erlösen, aber kein Sterblicher sonst.

72. Von den „guten Leutlein".

1. Von einem gewissen Mitterberger, einem armen, aber fleißigen Bäuerlein aus dem Dorfe Wiesen ob St. Lorenzen im Lesachtale, wird folgendes erzählt. Als er einst auf der Alpe Heu machte und ein fürchterliches Unwetter herannahte, halfen ihm die guten Leutlein bei der Arbeit, so daß er sein Heu trocken einbringen konnte, was ihm ohne ihre Hilfe trotz allen Fleißes unmöglich gewesen wäre. Das dankbare Bäuerlein wollte den guten Leutlein ihre Dienste lohnen und wußte sich in seiner Armut in keiner andern Weise gegen sie erkenntlich zu zeigen, als daß er sie zu einem Mittagessen in sein Haus einlud. Die guten Leutlein sagten der freundlichen Einladung gerne zu und fanden sich auch alle im Hause ihres Gastgebers zum Festessen ein.

Sie ließen sich's trefflich schmecken und taten der Kochkunst ihrer freundlichen runden Wirtin alle Ehre an. Auch das beliebte Festgericht, gebratenes Lammfleisch, fehlte nicht auf dem rein und säuberlich gedeckten Tische. Die guten Leutlein fragten, was für ein vortreffliches Gericht man ihnen da vorgesetzt habe; denn sie waren noch nie bei Menschen zu Gaste gewesen und erkannten die Speise nicht. Als sie aber nun erfuhren, Lammfleisch gegessen zu haben, wurden sie traurig und wehklagten, daß man ihretwegen ein unschuldiges Tier getötet habe. Sie halfen dem Bauer nie wieder bei seiner Arbeit und ließen sich überhaupt nicht mehr blicken.

2. Im Radegundgraben ob St. Lorenzen im Lesachtale hüteten zwei Knaben Ziegen. Da kamen zu ihnen die „guten Leutlein" und baten sie um etwas Milch. Der eine Ziegenhirte gab sie ihnen bereitwillig, der andere aber, ein mutwilliger Knabe, tat „Geißelorbeer" hinein.

Als die guten Leutlein fort waren, fand der gutherzige Hirte lauter Gold in seinem Topfe, der andere aber nichts. Da fingen sie an zu streiten und zu zanken und schlugen einander tot. Unter einem Steine sollen sie begraben liegen.

3. Im Nostratale wollen die Leute öfters Wäsche hängen gesehen haben und behaupten, die „guten Leutlein" zeigten sich in dieser Weise ihnen an. Ein Bauer soll einst ein Kindeshemdlein gefunden haben, das der Wind entragen. An seinen Besitz knüpfte sich für immer Glück und Wohlstand des Hauses.

Man stellte Fleisch und Brot vors Fenster, um sich durch diese milden Gaben der Hilfe und des Beistandes der guten Leutlein zu versichern. Gleichviel, ob die ahnungslosen Bauersleute, die es wirklich gut und redlich meinten, hierbei von einem Schelm hintergangen wurden, der sich ins Fäustchen lachte und ihre Torheit tüchtig ausnützte, kurz und gut — das mit Eßwaren gefüllte Körbchen stand am nächsten Morgen regelmäßig leer vor dem Fenster.

4. Im Gailtale, nicht allzu weit unterhalb Kötschach, sollen die „guten Leutlein" einst mehrere Tage hindurch einem Bauer beim Roggenschnitt geholfen haben, da er nicht genug Schnitter aufbringen konnte. Allabendlich stellte die Bäuerin einen Laib Brot und einen mit Käse und Fleisch gefüllten Stotzen (Holzkübel) vors Fenster, um sich der weiteren Hilfe der „guten Leutlein" zu versichern.

Der Sohn des Hauses, ein schmucker, aber etwas neugieriger Bursche, schlich einmal nachts heimlich aufs Feld hinaus, um die „guten Leutlein" kennen zu lernen und bei ihrer Arbeit zu beobachten oder gar zu belauschen; denn sie schnitten nur in der Nacht, bei Tage ließen sie sich nicht blicken. Aber er sah nur dunkle, vermummte Gestalten, die ohne ein Wort zu reden, emsig schnitten, weit schneller als die fleißigsten Schnitterinnen. Die Neugierde lockte den Burschen aus seinem Verstecke zwischen dem hohen Getreide, wo er bisher unbemerkt geblieben war; ehe sie sich's versahen, war er mitten unter ihnen, erhaschte die nächstbeste der dunkeln, rätselhaften Gestalten und hielt sie fest, daß sie ihm nicht entwischen konnte. Als er ihr aber ins Antlitz schaute, sah er, daß es ein bildschönes Mädchen war.

Die anderen flohen bestürzt bei seinem Anblicke, die schöne Gefangene aber wehrte sich verzweifelt in seinen Armen und flehte unter Tränen, sie wieder freizugeben. Aber dazu verspürte der kecke Störenfried, dem ihre Schönheit auf den ersten Blick das Herz in Flammen gesetzt hatte, wenig Lust. Mit heißen Liebesworten beschwor er sie vielmehr, die Seine zu werden.

Das Mägdlein tat auch nicht länger spröde und sagte zu, aber unter der Bedingung, daß er sie nie mit der rechten Hand berühre. Hoch und teuer versprach er, ihr Gebot heilig zu halten für immer und ewig und führte sie heim als junge Bäuerin des väterlichen Hofes. In ungetrübtem Glücke vergingen die ersten Jahre, muntere Kinderstimmen erschollen im Hause. Da kam es, das unselige Verhängnis, das grausam mit einem Schlage ihr häusliches Glück zerstörte.

Unversehens übertrat einst der junge Bauer das Gebot seines Weibes. Da wurde sie traurig und sagte, nun müsse sie fortgehen. Da half kein Bitten des bestürzten Mannes, der darüber schier verzweifelte, daß er ein kleines Versehen so schwer büßen sollte. Zu derselben Stunde schnürte sie ihr Ränzlein und sagte ihm Lebewohl für immer. Aber ihre Mutterliebe ließ sie der Stätte ihres einstigen Glückes nicht gänzlich ferne bleiben. Heimlich wachte sie über ihre Lieblinge und des Nachts, wenn alles schlief, kam sie bei verschlossenen Türen und Fenstern und wusch und kämmte die Kleinen, die am nächsten Morgen die Spuren der fürsorglichen Mutterhand an sich zeigten, ohne von dem nächtlichen Besuche etwas wahrgenommen zu haben. Später aber kam sie immer seltener und blieb endlich ganz aus.

5. Eine Bäuerin im oberen Mölltale sprach eines Abends, als sie eben das Mehl zur Bereitung des Brotteiges herrichtete, den Wunsch aus: „Ach, wenn doch jemand für mich Brot backen wollte, ich bin so müde!“ Dann legte sie sich zur Ruhe. Doch wie weiteten sich am Morgen ihre Augen, als sie in der „Laube“ das Brot fertig fand. Das ging jetzt so fort durch drei Jahre. Die Bäuerin brauchte nur abends, so oft sie backen wollte, das Mehl bereitzustellen und fand in der Frühe das gebackene Brot vor. Noch dazu haftete an diesem ein besonderer Segen. Einmal blieb ein Hausbewohner aus Neugierde die Nacht über in der Backstube, um die Fremde zu beobachten. Es war eine schöne Jungfrau, welche jedoch ein zerrissenes und schmutziges Gewand trug. Dies erzählte er am Morgen der Bäuerin, und sie beriet mit dem Bauer, was zu tun sei. Endlich kamen die gutherzigen Leute zu dem Entschlusse, sobald das Weib wiederkomme, ein neues Kleid auf den Backtrog zu legen. Die Bäuerin nahm sich vor, jene Nacht auf dem Ofen zu verbringen, um zu sehen, ob die Fremde das Kleid auch anziehe.

Richtig kam sie und erblickte das Keid. Augenblicks zog sie es an, betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel und entfernte sich mit den Worten:

Hinten schön, vür schön,
i känn nit mehr in Tag (Teig) gehn.

Von diesem Tage an blieb sie aus.

Im unteren Mölltale wird dieselbe Geschichte von einem Saligen Fräulein erzählt.

73. Die Billeweiß im Görtschitztal.

Die Billeweiß heißen im Görtschitztal auch weiße, wilde, schwarze oder hadische Frauen, im Trixnertal bele žene und zeigen in ihrem Wesen enge Verwandtschaft mit den Saligen. Sie waren der Sage nach von zartem, feinem Körperbau und trugen lang herabwallendes Haar von blonder oder schwarzer Färbung. Ihre Gesichtsfarbe war blaß — es heißt wohl auch, daß sie ein rüsselartig verzogenes Antlitz hatten —, die Kleidung schwarz. Als Kopfbedeckung diente ihnen eine Spitzhaube. Sie wohnten zu zwei, drei oder fünf in Steinhöhlen, den sogenannten „Frauenluken“, wo sie die Zeit meist mit Gesang und Kämmen ihres reichen Haares verbrachten. Sie waren Freundinnen der Hirten und Bauern, denen sie die Zeit der Aussaat und den Geburtstag ihrer Kinder ankündigten. In Begleitung von kleinen schwarzen Hunden besuchten sie die Gehöfte der Bauern, trockneten die Windel der Kinder und labten sich an der Milch, die ihnen von der Bäuerin in gewinnsüchtiger Absicht vorgesetzt wurde. Auch waren sie Prophetinnen des Volkes, das ihnen die Weissagung in den Mund legt: „Wenn die Bäuerinnen nachmittags Butter rühren und die Hühner nachmittags Eier legen, werden schlechte Zeiten kommen.“ Den Hirten nahmen sie hie und da ein Tier, und nachdem sie dessen Fleisch verzehrt hatten, überzogen sie die zurückgelassenen Knochen mit der Haut, worauf das Tier wieder zu Leben gelangte. Das Peitschenknallen der Hirten und Fuhrleute hat sie im Laufe der Zeit verscheucht.

Als ehemalige Wohnungen der Billeweiß werden im Görtschitztal die Krainerhöhle bei Reinegg, die Jarleiten auf der Lorenzihöhe ob St. Johann, die Kultschnigwand in der Gutschen, der Möselofen, die Steinwände von St. Oswald, Wieting und Hüttenberg genannt.

a) Einst spielte ein zweijähriger Knabe auf dem Preglitzerfelde. Da kamen zwei wilde Frauen und führten ihn in ihre Steinwohnung auf der Kultschnighöhe. Vier Jahre verstrichen dem Knaben in größter Langeweile und Einförmigkeit, denn er mußte stets in der einsamen Höhle verweilen und durfte sie gar nie verlassen. Eines Tages nahm nun eine der Frauen den trauernden Knaben auf ihren Schoß, streichelte ihm die Haare und sprach, in der Meinung, daß er schlafe, zu der Nebensitzenden: „Mich dauert das arme Kind. Wenn es gescheit wäre, so könnte es leicht ins Freie gelangen. Würde es durch den Brombeerstrauch kriechen, der vor der Höhle steht, so könnte es ja gehen, wohin es immer wollte." Der Knabe, dem kein Wort entgangen war, schlüpfte schon am nächsten Tag durch den genannten Strauch, entfernte sich eilends von der Höhle und kam glücklich und wohlbehalten zu seinen Eltern.

b) Einst kam zu Mägden, die auf einem Hirseacker nächst Wieting Unkraut jäteten, eine weiße Frau, rupfte die kleinen Hirsepflänzchen aus der Erde und setzte sie umgekehrt, d. h. mit den Wurzeln nach aufwärts in den Boden ein. Die Mägde, die ob ihrer Zaghaftigkeit dem geheimnisvollen Treiben der wilden Frau ganz ruhig zusahen, erzählten bei der Heimkunft ihr Erlebnis der Hauswirtin. Die erfahrene Bäuerin belobte die Mägde für ihr gelassenes Verhalten und sprach: „Wir werden heuer mit der Hirse Glück haben." Die Ahnung des Weibes ward im Herbste tatsächlich aufs glänzendste erfüllt, denn im selben Jahre gab ein Schober Hirse einen Vierling Kern.

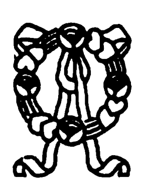
c) Als eines Tages ein Bauer beim Möselofen vorbeiging, sah er plötzlich an dessen Stelle ein schönes Schloß. Er trat von Neugierde getrieben ein und ging durch fünf Zimmer, ohne jemandem zu begegnen. Da ergriff ihn Bangen und er kehrte um. Als er wieder ins erste Zimmer trat, kam ihm eine schwarzgekleidete Frau entgegen, hieß ihn willkommen, brachte ihm Butter, Honig und schneeweißes Brot und sprach zu ihm: „Siehe, du kannst immer bei uns bleiben und das beste Leben haben, nur kannst du, wenn du einmal das Jawort gegeben hast, das Schloß nicht mehr verlassen." Nach langer Überlegung fragte der Bauer, ob er denn im Falle seines Hierbleibens wohl den Gottesdienst besuchen dürfte. Als ihm die weiße Frau eine verneinende Antwort gab, sprach er: „Da ich ohne Ölung nicht sterben will, mag ich hier nicht verbleiben," worauf Schloß und Frau verschwanden.

d) Als einst das Weib eines Bauers frühzeitig aufstand, um das Morgenmahl für das Hausgesinde zu bereiten, erstaunte es nicht wenig, als es wieder in die Stube kam und bei ihrem schlafenden Manne eine weiße Frau liegen sah. Das unangenehm überraschte Weib bemeisterte jedoch seine Aufwallung und verhielt sich ganz ruhig, indem es dachte: Die weiße Frau ist ein halb geistiges Wesen, sie soll nur bei dem Bauer bleiben, vielleicht bringt mir dies Nutzen. Ohne ein Wort zu sprechen, ging die Bäuerin wieder in die Küche, kochte Sterz und als sie ihn „gelunden", brachte sie eine Schüssel

voll in die Stube. Bei ihrem Eintritte erhob sich die Billeweiß, deren Haar bis zum Boden wallte, und sprach: „Weil du mich ruhig im Bette liegen ließest, gebe ich dir diesen Knäuel Zwirn, der dir beim Abspulen nie zu Ende gehen soll. Nur hüte dich, dabei zu sagen: Der Knäuel ist klein und hat doch kein End'. Solltest du je diese Worte sprechen, so wird er sofort verschwinden." Sechs Wochen verflossen seit diesem Vorfall, da kam zu der eben den Knäuel abhaspelnden Bäuerin ein Mädchen um Bier. Während sie das gewünschte Bier holen ging, wickelte das „Dirnle" den Knäuel in aller Eile ab, in der Meinung, bis zur Rückkehr der Bäuerin damit fertig zu werden; doch trotz des emsigsten Windens blieb der Knäuel stets gleich groß, worüber sie gegen die zurückkehrende Bäuerin ihr Staunen aussprach: „Es ist doch rätselhaft, daß der Knäuel, der so klein ist, kein Ende hat!" Kaum war dies gesagt, verschwand der Knäuel.

c) Wie von den Saligen erzählt die Sage von den Weißen Frauen, daß sie den Umgang und Verkehr mit Männern des Tales suchten.

Einst fuhr ein Fuhrmann von Eberstein nach Preglitz in Walburgen, da rief ihm von der Kultschnighöhle eine Weiße Frau die Worte zu: „Du Straßenschlingel, sag' dem Preglitzer Hausdrischel, daß die Nachtigall krank ist (d. h. der Entbindung nahe). Der Fuhrmann richtete seinen Auftrag aus, worauf sich der Knecht sofort nach dem Steinofen begab, von dem er nie wiederkehrte. Ganz ähnlich lautet eine Sage von der Reinegger Felswand.



VI. Lindwurmsagen.

74. Der Lindwurm vom Goggauersee.

Im oberen Wimitztale, einer ziemlich unwirtlichen Gegend bei Feldkirchen, liegt ein kleiner See, der Goggauersee. Diesen — so erzählen die dortigen Bewohner, soll der Teufel in einem großen Gefäße an die Stelle gebracht und mit den scheußlichsten Untieren belebt haben. Eines davon war ein riesengroßer Fisch, der am Rücken eine lange, scharfe Säge trug und damit alles, was ihm in die Nähe kam, durchschnitt. Einst sollte ein Meerestaucher den Seegrund untersuchen. Er zog deshalb, um von dem Sägefisch nicht durchschnitten zu werden, neun Anzüge aus Glas an und tauchte nieder. Trotz der neunfachen Hülle hätte ihm sein Unternehmen bald das Leben gekostet, denn acht Glaswände wurden von der scharfen Säge des Untieres in einem Zuge entzweigesägt. Der Taucher erzählte den Leuten, daß er noch viele andere furchtbare Geschöpfe gesehen habe und ihnen nur mit knapper Not entgangen sei.

In früheren Zeiten soll auch eine Meerjungfrau den See bewohnt haben. Sie besaß ein wunderschönes Antlitz und alabasterweiße Arme, nur waren an Stelle der Füße Flossen an den Leib gewachsen. Sie hielt sich am Südende des Sees auf, wo das Wasser im Kreise fließt und einen breiten Wirbel bildet. Diese Wasserfrau war bei den Leuten sehr gefürchtet, denn durch ihre außerordentliche Schönheit und ihren lieblichen Gesang lockte sie viele Menschen an und zog sie in den Strudel hinab.

Noch ein drittes Wesen machte die Umwohner des Sees erzittern, nämlich ein ungeheuer großer Lindwurm, welcher einen solchen Rachen hatte, daß er ein Paar Ochsen samt einem Fuder Heu verschlingen konnte. Ein siebenjähriger Haushahn hatte in einen Düngerhaufen ein rotes Ei gelegt und nach drei Jahren entschlüpfte diesem ein Lindwurm, der rasch zu einem Riesentiere heranwuchs und viele Menschen und Rinder verschlang. Niemand hatte den Mut, ihn zu bekämpfen. Nur ein altes Männlein, das als Hexenmeister bekannt war, erbot sich, dem Ungetüm den Garaus zu machen. Zu diesem Zwecke verlangte der Mann von den Bauern einen Stier, schlachtete ihn und nahm ihm die Eingeweide heraus. In die leere Bauchhöhle stopfte er alsdann einen großen schwarzen Klumpen, den er mit scharfen Giften getränkt hatte. Hierauf befahl der Alte, das tote Tier an den See zu schaffen, in dessen Nähe der Lindwurm hauste.

Aber es fand sich niemand, der dieses Wagnis auf sich nehmen wollte, da jeder um sein Leben bangte. Nur der „Goggauer Togger", wie er von allen genannt wurde, erklärte sich dazu bereit. Mit seiner übermenschlichen Kraft lud er den toten Stier auf seine Schultern und trug ihn an das Ufer. Der Lindwurm witterte sofort eine Beute, kam schnaubend herangeflogen und verschlang den Knecht samt dem Stiere. Bald tat auch das fürchterliche Gift des Hexenmeisters seine Wirkung. Der gepanzerte Wurm fing an, sich zu dehnen und zu strecken und verendete unter schrecklichen Krümmungen. Für dieses letzte Opfer des Lindwurmes wird alljährlich am Todestage eine Messe gelesen.

Die letzte Sage liegt auch in anderer Fassung vor.

Unweit des Goggauersees, im Volksmunde „Goggasee" genannt, zieht sich ein Graben hin, der nach einem früher dort hausenden Bauer „Sojergraben" heißt. In diesem hauste vor langer Zeit ein Lindwurm, welcher solche Kraft besaß, daß er alle am See Vorübergehenden in den Graben zog. Um endlich diese Plage loszuwerden, schickte der Sojerbauer seinen „Hausstock" (einen geistig zurückgebliebenen Menschen, der beim Hause Knechtesdienste verrichtet) mit einem Fuder Heu, das mit zwei Ochsen bespannt war, in den Graben. Dieser wußte nichts vom Lindwurm. In dem Heu war aber ein Faß mit ungelöschtem Kalk versteckt.

Als der Sojerbauer nach mehreren Tagen in dem Graben Nachschau hielt, fand er den toten Lindwurm. Die Leute behaupten, daß das Gerippe des Untiers noch viele Jahre später zu sehen war. Es wurde von ihnen bei strömendem Regen als Unterstand benützt. Die Bewohner bewiesen ihre Dankbarkeit gegen den armen Unglücklichen dadurch, daß sie lange Zeit für sein Seelenheil beteten.

75. Der „Neunbrünnsee".

Wandert man von Döllach im Mölltal über einen kleinen Bergabhang gegen das Zirknitztal, so gelangt man, beim Doberbauer nach Westen abbiegend, nach Ranigois. Da erhebt sich dicht vor dem Blicke fast senkrecht ein ungeheurer Felsstock, der Tazenplan, von dem die Sage folgendes berichtet: In seinem Innern soll sich ein großer See ausdehnen, welchem neun Ausflüsse, die vom Volke sogenannten „neun Brünn" entspringen. Diese stürzen über eine ungefähr 60 m hohe Felsenwand und vereinigen sich am Fuße des Berges zu einem Bache, der kristallklar zu Tale rieselt. In dem vermeintlichen See soll ein Lindwurm hausen, welcher dereinst den Ausfluß des zehnten Brunnens verursachen wird. Tritt dieser Fall ein, so vereinigen sich alle zehn Quellen; dann „soll Döllach ertrinken und Putschal versinken". Übrigens bricht mit diesem Ereignisse der jüngste Tag an und die Welt geht aus ihren Fugen.

76. Der Lindwurm im Göriachersee.

Auf der Göriacheralm bei Pusarnitz befindet sich ein See. In diesem lebte einst ein Lindwurm. Er durchbohrte den Uferrand, und der Abfluß des Sees ergoß sich in den Dabergraben (Taborgraben). Eine Rippe (oder ein Flügel) dieses Untiers lag lange Zeit auf der Wegscheide beim Taborgraben. In seinem Schatten konnten sieben Kühe stehen.

77. Rangsburg und Rangersdorf.

In der Nähe des Ortes Rangersdorf, welcher ungefähr in der Mitte des Mölltales zwischen Heiligenblut und der Tauernbahnstation Obervellach liegt, erhebt sich in der Richtung gegen Norden ein pyramidenförmiger Erdhügel, gegenwärtig „Zechner-Burgstall" genannt. Auf diesem soll einst ein stolzes Ritterschloß, die Rangsburg, gestanden haben, um welche sich ein

lieblicher See, Weißensee genannt, ausbreitete. Wo jetzt am rechten Ufer der Möll eine Gruppe von Hütten den Namen Hadergasse führt, war einst der Mittelpunkt des Sees, der mit seinen Gewässern ehemals das Tal bis zu den Anhöhen von Heiligenblut ausfüllte. Darin hauste ein scheußlicher Drache, halb Mensch, halb Tier von Gestalt. Als dieses Ungetüm an einem Tage keine Beute fand, biß es den Berg durch, welcher bei der heutigen Ortschaft Zlapp den See abschloß. Die Wasser ergossen sich mit furchtbarem Getöse, Schlamm und Schutt mitreißend, über die Ortschaft St. Peter und begruben die vielen Bauernhöfe mit Geröll und Schuttmassen. Nur wenige Bewohner konnten sich durch schleunige Flucht retten. Nachdem der See abgeflossen war, verlor die Burg ihre Bedeutung, da sie ihres natürlichen Wassergrabens nun entbehrte.

Die Sage erzählt, daß die letzten Ritter aus dem Geschlechte der Rangsburger im Innern des Erdhügels, auf welchem die Burg gestanden, große Schätze verborgen hätten. Sie befinden sich angeblich in einer großen eisernen Truhe, welche in einem verzauberten unterirdischen Gewölbe steht. Darauf soll ein zottiger schwarzer Hund Wache halten und den Schlüssel zum Schatze im Maule tragen. Wer das Glück hat und das Gewölbe findet, dem steht der Weg offen, aber er muß so viel Mut besitzen, um dem Hunde den Schlüssel zu entreißen.

Die glücklich entkommenen Bewohner des verschütteten St. Peter bauten sich eine Viertelstunde weiter östlich eine neue Heimat. Das im Laufe der Zeit daraus entstandene Dorf nannte man zum Andenken an die stolze Rangsburg Rangersdorf. Nach einigen Jahrhunderten waren die Stein- und Schuttmassen zum Teile verwittert, und es entstanden nach und nach auf dem sogenannten Gießhügel wieder Wiesen und Äcker.

Vor 200 bis 300 Jahren förderte der Bauer Johann Göritzer, vulgo Freithofer in Witschdorf, als er seinen Acker pflügte, eine Turmglocke zutage. Diese trägt die Jahreszahl 1226 und eine rätselhafte Inschrift, die, obgleich gut erhalten, kaum lesbar sein soll. Die Glocke ist dem hl. Johannes geweiht und hängt jetzt im Kirchturme zu Rangersdorf, wo sie als Zügenglöcklein geläutet wird. Aus diesem Funde schließen die Leute, daß sich die Sage an eine wahre Begebenheit anknüpfe.

78. Wie Dornbach entstand.

Auf einer hohen Alm, der heutigen Dornbacheralm, hauste in alter Zeit ein furchtbarer Lindwurm, der sich jeden schönen Tag in dem See badete. Als er wieder einmal ins Wasser tauchte und sich darin wälzte, zog ein pechschwarzes Gewitter über die Alm her. Darüber ergrimmte der Wurm so sehr, daß er mit seinem Schweife das Wasser peitschte. Hochauf spritzten die Wellen über die Ufer. Der Lindwurm trieb sein wütendes Spiel so lange, bis tausend Wasser zu Tal stürzten, die sich mit den Güssen des Wolkenbruches vereinigten und Stock und Stein durch den Graben hinabschwemmten. Die schönen Triften im Tale wurden durch diese „Gieß“ vernichtet, es bildete sich dort ein mächtiger Schuttriegel. Lange Zeit später, als er wieder bewachsen war, entstand darauf ein Dörflein, das heutige Dornbach.

79. Wie der Liesergraben entstand.

Im heutigen Liesertale lebte vorzeiten eine Sennerin, die besaß unter anderem zwei Hennen und einen Hahn. Eines Tages legte der Hahn zu ihrer Überraschung ein Ei, das aber bedeutend kleiner war als ein gewöhnliches Hühnerei. Sie tat es in den Butterkübel, doch hier begann es mit schrecklicher Schnelligkeit zu wachsen. In seiner Ratlosigkeit warf das Weib den Kübel samt dem Ei in den Bach. Aber o Schreck! Aus dem Ei erwuchs ein mächtiger Lindwurm, der wühlte und wühlte einen ganzen Graben aus, den jetzigen Liesergraben.

80. Die Sage vom alten Malta.

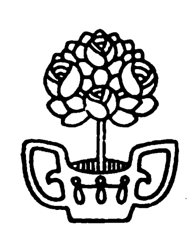
Vor vielen hundert Jahren stand die Ortschaft Malta an der Südwestseite des Tales. Droben auf dem Berg im „Kar" lag ein See, darin ein gräßlicher Lindwurm wütete und den Bewohnern großen Schaden zufügte. Da köderten die Bauern ein mit Kalk ausgestopftes Kalb und richteten es am Rande des Sees auf, um das Ungeheuer zu fangen. Bald schoß es heran und verschlang gierig den Köder; aber der noch ungelöschte Kalk versengte sein Eingeweide. Vor brennendem Schmerze schlug der Lindwurm mit dem Schweife so ungestüm um sich, daß der See ausbrach und eine verheerende Gieß den Graben hinunterdröhnte. Malta, das Dörflein im Tale, ward überschwemmt, alle Häuser fortgerissen, nur wenige Leute entrannen dem Verderben.

Mächtige Steinblöcke, Schutt und Geröll hatten Ort und Kirche begraben. Nach einigen Tagen fanden die Geretteten auf der Gießstätte einige Heiligtümer aus der verschütteten Kirche, ja sogar das Bild des Hauptaltars, Maria mit dem Kinde darstellend, gruben sie aus dem Schlamme. Da sie schwankten, wo sie ihre neue Kirche bauen sollten, legten sie es auf einen Karren und spannten einen „ungelernten" Stier an, um dort, wo er ohne Führer halten würde, den Bau aufzuführen. Er trottete fort und blieb auf der Brücke stehen — ja, da war es unmöglich, eine Kirche zu bauen. Daher trieb man das Tier weiter. Da kam das Gefährte an eine Stelle, die mit Gestrüpp und Erlengebüsch überwuchert war und dem Stiere Halt gebot. Man rodete den Platz und baute eine Kirche; nach und nach entstanden rings herum die Gehöfte des heutigen Dörfchens Malta.

81. Der Amberger Wurm.

Fresach liegt am Südabhange des Mirnocks im Drautale. Nicht weit davon, in einer Meereshöhe von 1100 m, liegt das Dorf Amberg in einer Talmulde. Nach Süden fällt ein steiler, zerklüfteter Felsen, die sogenannte Weißensteinerwand, zum Drautale nieder. An ihrem Fuße liegt die Bahnstation Weißenstein, in schöner Lage, mit schmucken Häusern und einer Magenesitfabrik. Die Sage erzählt, daß in der Talmulde, in der die friedlichen Wohnungen der Bauern von Amberg liegen, sich einst ein großer See ausbreitete, der sog. Schwarzsee. In diesem Wasser hauste ein scheuß-

licher Drache, der die Gegend weithin in Furcht und Schrecken versetzte. Denn weder Menschen noch Tiere waren des Lebens sicher. Eines Tages kam in diese Gegend ein Schneiderlein und gelobte den Bewohnern, sie von dieser Plage zu befreien. Es ging zu einer Schmiede und ließ sich eine lange, spitzige Nadel schmieden, schlich sich in eine Felsenhöhle in die Nähe des Drachen, stach und reizte ihn, bis er in solche Wut geriet, daß er mit seinem gewaltigen Schweife das Wasser hin und her peitschte und schließlich gar den Felsen spaltete. Das Wasser floß der Drau zu, der Lindwurm jedoch ging, vom Wasser ins Tal gerissen, zugrunde. Heute noch sieht man die tiefen Klüfte und Sprünge des Felsens, in welche sich noch kein Mensch hinunter wagte. Das Feld, wo das Untier liegen blieb und verendete, wird heute noch „Wurm“ genannt.



VII. Wildleute. Die wilde Jagd. Berchtra.

82. Von den wilden Frauen und den wilden Männern.

Am Abhange des Ursulaberges, Köttelach zu, wohnten in einer Höhle wilde Frauen. Sie taten den Menschen nie was zu leide, sondern unterstützten sie bei der Arbeit und boten ihnen in Not und Gefahr die Hand. Es wird erzählt, daß sie zum Schrotnecker-Bauer kamen und ihm ihre Dienste anboten. Was sie machten, alles geriet. Sowohl beim Getreide als auch beim Vieh hatte der Bauer einen großen Gewinn. Einmal aber beleidigte er sie und sie gingen fort auf Nimmerwiedersehen. Sie waren so erzürnt, daß sie beschlossen, den Bauer und seine ganze Umgebung zu bestrafen. In der Nähe des Bauernhofes lag ein schöner See, in dem unzählig viele Fische waren, von denen sich die Leute der Umgebung nährten. Nun unterredeten sich die wilden Frauen mit den Berggeistern. Diese sollten die Bestrafung der Menschen ausführen. Sie gingen des Nachts zum Schrotnecker Gut und nahmen die Ochsen aus dem Stalle. Mit ihnen überführten sie das Wasser des Sees in das Innere des Ursulaberges. Als der Bauer am nächsten Tage nach seinen Ochsen sah, bemerkte er, daß sie vor übergroßer Müdigkeit zu jeder Arbeit unfähig waren. Es wird erzählt, daß man den See bei Mießling sehen könne. Das Innere des Ursulaberges aber sei eine große Höhle, in welcher der See liege. An deren Wänden sollen große Gold- und Silberblöcke glänzen und zahlreiche Diamanten funkeln. Es wird eine Zeit kommen, wo der zehnte Bruder (deseti brat) erscheinen wird und da wird der Ursulaberg sich öffnen und der ganze See ausfließen. Er wird ganz Köttelach überfluten und zum Schlusse wird nur mehr die Kirchturmspitze aus dem Wasser hervorragen.

Mit den wilden Frauen lebten gemeinsam die wilden Männer. Als einmal zwei Burschen auf den Ursulaberg gingen, trafen sie am sog. „Gasrucken" mit einem wilden Mann zusammen. Da sie wirklich mutige Gesellen waren, überfielen sie ihn und nahmen ihn gefangen. Er bat sie, ihn loszulassen, und versprach ihnen, alle Fragen zu beantworten, die sie ihm vorlegen würden. Nachdem sie ihn um vieles gefragt hatten, ließen sie ihn frei. Er aber sprach, „Ihr Toren! warum habt ihr mich nicht gefragt, was das Kreuz in der Nuß bedeutet," und ging.

83. Wilde Frauen.

Der felsige, zum Teile zerklüftete Südabhang der Grebenze endet in ein schmales Hochtal, die Timerian genannt, in welchem einige Bauernhäuser stehen. Heute gehören diese „Huben" zu den tiefer im Tale liegenden Besitzungen. Als aber in diesem stillen Erdenwinkel noch Bauern der Scholle mühsam ihr täglich Brot abrangen, hausten in den Felswänden der Grebenze wilde Frauen von großer Schönheit. Sie gingen den Bauern mit gutem Rate an die Hand. „Jetzt ist es Zeit zum Weizensäen" oder „Heute müßt ihr Bohnen setzen," erscholl weithin ihr Ruf aus den Felsen und wohl dem Bauer, der dem Rate pünktlich folgte; der Segen blieb nicht aus. Samstags

und vor hohen Feiertagen riefen sie die Feierstunde aus und der Bauer mußte im Augenblicke alles liegen lassen wie es lag.

Einst wollte einer noch den hochbeladenen Erntewagen in die Scheune fahren, denn er war schon vor dem Tore angelangt, als der Ruf erscholl. Aber weh! Das Rad brach, ein Ochse stürzte und brach das Bein.

Dieser Segen für die Gegend sollte ein jähes Ende nehmen. Beim Bauer, der den Hausnamen Bär (Baier) führt, erschien jeden Morgen eine der wilden Frauen und legte sich, wenn die Bäurin aufgestanden war, zum Bauer in das breite Ehebett. Niemand fand ein Arg daran, selbst die gute Bäurin nicht. Als diese eines Morgens das Schlafgemach betrat, um die dort stehende Milch für das Frühstück zu holen, sah sie, wie das Goldhaar der wilden Frau über den Bettrand auf den Boden flutete und ihr den Weg verlegte. Leise und vorsichtig hob sie es auf und legte es auf die Bettdecke. Da erhob sich die stolze Frau und verließ das Haus und alle zogen sie aus der Gegend von dannen. Nie mehr ward eine gesehen; still blieb es und einsam in den nahen Felsschluchten bis auf den heutigen Tag. Ähnliches erzählt die Sage von den Saligen Frauen.

84. Die Wildfrau auf dem Lambrechtskogel.

Vor vielen Jahren lebte in Waisenberg ein Bauer, der sehr arm war, aber viele Kinder besaß und in seiner Not nicht mehr wußte, wie er die Seinigen ernähren sollte. Eines Tages begab er sich auf den nahen Lambrechtskogel, um in dem Kirchlein, das auf der Höhe steht, zu beten. Wie er nun mit gefalteten Händen da kniete, erschien plötzlich eine schöne Frau und winkte dem Bauer, ihr zu folgen. Dann führte sie ihn in eine Höhle, wo funkelndes Gold in Haufen lag, und sprach: „Ich habe von deiner Gottesfurcht und Ehrlichkeit gehört. Damit deine Not ein Ende habe, geb' ich dir diese zwei Haufen Gold, aber unter der Bedingung, daß du nur alle Samstage eine Faustvoll davon nimmst." Der Bauer war nun mit seiner Familie des Elends enthoben und lebte auch weiterhin in Gottesfurcht.

Doch da ward im nahen St. Georgen Kirchweih gefeiert und er dachte sich tags vorher: Heute nehme ich zwei Fäuste Gold, dafür aber am nächsten Samstag nichts. Fröhlich verbrachte er den Kirchtag und gönnte sich und der Familie einen besonderen Trunk zur Feier des Tages. Als er aber am nächsten Samstag wieder Gold holen ging, waren die Haufen verschwunden. So hatte er sich durch eigenes Verschulden wieder in Not gestürzt und mußte wie vorher mit schwerer Arbeit sein Leben fristen.

85. Der Waldmann.

Im Rosentale lebte vor alten Zeiten ein Waldmann; er war am ganzen Leibe stark behaart und trug lange Nägel an den Fingern. Er machte das ganze Tal unsicher und ließ sich bald da, bald dort sehen, bis es einem Köhler gelang, ihn gänzlich zu verjagen. Er hatte sich nämlich eines Tages in der

Köhlerhütte eingefunden und da er dort zu essen bekam, war er ständiger Gast der armen Leute geworden. Der Köhler, der genug zu tun hatte, um für sich und seine zahlreiche Familie den Lebensunterhalt zu schaffen, wurde schließlich des zudringlichen Gastes überdrüssig.

Der Waldmensch erhielt seinen Anteil am Essen stets auf die breite Hand gereicht und diesen Umstand benützte der Köhler, um ihn loszuwerden. Er gab ihm einmal einen Klumpen frischgekochten Brei, so daß der unheimliche Gast sich die Hand verbrannte und mit einem Wutgeheul die Hütte verließ. Seit dieser Zeit ward er in jener Gegend nicht mehr gesehen, aber noch heute gilt er als Schreckgespenst, womit man unfolgsame Kinder bedroht.

86. Der hungrige Waldmann.

Einem Bauersmann, der seit Tagesgrauen Heiden (Buchweizen) mähte, brachte sein Weib das Frühstück auf den Acker. Während er nun auf dem angrenzenden Wiesenraine die Milchsuppe auslöffelte, kam der Waldmann herbei und lehnte sich über den Lattenzaun, daß dieser unter der schweren Last ächzte; sehnsüchtig sah er auf die Schüssel des Bauers. Dieser bemerkte ihn, stellte die Schüssel weg und überließ den Rest seines Frühstückes dem hungrigen Waldmanne. Dafür segnete er die Felder des Bauers und ließ so viel Heiden geraten, daß er mit Leintüchern weggetragen werden mußte. Wenn ein Unwetter im Anzuge war, rief der Wilde Mann aus seiner Felsenwohnung: „Bauer, die Räder unter Dach!" Damit meinte er die Wagen mit der aufgeladenen Ernte. So konnte der Bauer das Getreide zu rechter Zeit vor dem Hagel in Sicherheit bringen.

87. Der furchtsame Waldmann.

Aus Setitsche, südlich von Zell am Loibl, rief der Wilde Mann: „Lena, gib mir Graupen!" Nun kam er zur Bäurin, welche er angerufen, und aß alle Graupen auf, die sie ihm vorsetzte. Einmal hetzten sie einen zottigen Hund auf ihn und er ergriff vor dem wilden Tiere die Flucht. Als später wieder sein Ruf erscholl: Lena, gib mir Graupen! schrie ihm die Bäurin zu, er solle sie selbst holen kommen. Der Wilde Mann aber entgegnete: „Ich komme; aber hast du noch jene böse Katze?" Über diesen Irrtum des Waldmenschen ward unter den Leuten viel gelacht. In Zell erzählt man derartige Geschichten kleinen Kindern, die nicht beim Hause bleiben wollen.

88. Der beleidigte Waldmann.

Bei einer Bäurin am Ulrichsberge holte sich der Wilde Mann alljährlich, wenn sie Schweinespeck zerließ, eine Faustvoll Graupen. Die Bäurin verabreichte ihm das Gewünschte stets bereitwillig und wurde dafür von ihm mit reichlichem Viehsegen belohnt. In ihrer Abwesenheit jedoch gaben die Mädchen einmal dem in die Küche tretenden Manne statt der verlangten Graupen eine Handvoll Bohnen. Darüber erboste er und sprach: „Weil ihr

mich so schnöde behandelt habt, so werdet ihr auf's Jahr mit eurem Vieh Unglück haben." Im folgenden Jahre standen der Bäuerin in der Tat viele Ferkel ab; doch gelang es ihr später, den Ergrimmten wieder zu versöhnen.

89. Der Waldmann und der Wassermann.

Unfern dem Millstättersee lebte ein Holzknecht, der mit dem Wilden Manne innige Freundschaft geschlossen hatte. Diesem pflegte der Wilde Mann als Zeichen seiner Gunst häufig warme Milch zu überbringen mit den Worten: „Freund, ich verlange von dir, daß auch du mir zu gelegener Zeit dich gefällig erweisest." Eines Tages kam er nun in aller Eile zum Holzarbeiter und sprach: „Laß alles stehen und geh eilends mit zum See!" Der Knecht folgte. Als beide zum See kamen, sprach der Wilde Mann zu seinem Begleiter: „Höre! Der Wassermann hat mir mein Weib geraubt und ich hole es jetzt. Merke also: wenn du einen ‚Brüller' in dem See hörst, daran du erkennen sollst, daß es mir im Kampfe mit dem Wassermanne übel ergeht, so mache du zwei ‚Wispler', auf daß mir mein Bruder zu Hilfe kommt." Bald nach dem Niedertauchen des Wilden Mannes fing das Wasser des Sees furchtbar zu rauschen und zu wogen an, und es währte nicht lange, so vernahm der Knecht aus der Tiefe einen „Brüller", worauf er zwei „Wispler" machte. Auf das Zeichen erschien im Nu der zweite wilde Mann, der noch furchtbarer anzusehen war als sein Bruder. Voll Wut sprang er in den See, wo sich nun ein Kampf entspann, von dessen Hartnäckigkeit das blutrot gefärbte Wasser Zeugnis gab und der damit endete, daß die beiden Männer siegesbewußt mit dem geraubten Weibe am Ufer erschienen.

Eine ganz ähnliche Sage knüpft sich an den Klopeiner See bei Eberndorf.

90. Die Kraft des Menschen.

In der Umgebung von Trixen erzählt man folgende Geschichte: In einem dichten Walde, der an einen großen Teich grenzte, begegnete einst der Wassermann dem Waldmann. Sie sprachen von ihrer Kraft und der Wassermann bemerkte: „Wir zwei sind zwar sehr stark, aber ich kenne einen, der noch viel stärker ist." „Ha", sagte der Waldmann, „das ist wohl nicht möglich, ich wenigstens getraue mich mit jedem fertig zu werden." Nach einer Pause begann der Wassermann wieder: „Wenn dir ein Mensch in den Weg käme, würdest du den kürzern ziehen." Sie einigten sich nun dahin, daß der Waldmann sich nicht weit von seinem Genossen verberge und warten solle, bis ihm ein Mensch begegne. Dies geschah. Kurze Zeit darauf ritt ein Dragoner durch den Wald. Der Waldmann sprang aus dem Dickicht, packte den Reiter am Fuß und wollte ihn vom Pferde zerren. Der Soldat griff nach seiner Pistole und feuerte einen Schuß gegen das Gesicht seines Gegners ab. Doch da dies nichts verschlug, zog er rasch seinen Säbel und hieb wacker auf den Waldmann los, daß dieser schwer verwundet Reißaus nahm.

Zum Wassermann zurückgekommen erzählte er ihm den Verlauf des Kampfes und sprach: „Ich hätte nicht geglaubt, daß der Mensch über solche Waffen verfügt. Zuerst wollte er mich mit seinem Speichel vertreiben und

spuckte mir ins Gesicht. Ich machte mir nichts daraus, da langte er mit seiner Zunge nach mir und richtete mich so zu, daß ich mich kaum noch retten konnte. Sieh her! die Fleischfetzen hängen von mir." „Siehst du nun," entgegnete der Wassermann, „daß ich recht hatte, dem Menschen solche Kraft zuzumuten?"

91. Die Wintersendinnen.

Als noch mächtiger Wald den Ritteralmbachfall überragte, stand oberhalb desselben eine Waldhütte, die im Sommer mit Kühen bestellt war, nun aber ganz abgekommen ist. Ringsherum war saftiger Weideboden, jetzt wächst dort schon lange der Wald. Die Leute getrauten sich nicht mehr hinauf, weil es daselbst nicht geheuer war. Die Kühe kamen oft heim, als wären sie schon gemolken, oder es fiel eine und die andere auf dem ebenen Boden. Die Käselaibe waren über Nacht in anderer Reihe aufgestellt und die Donnerwetter kamen alle in der Nähe zusammen, die Blitze gingen an den Nachbarbäumen nieder, wie wenn sie oben in den Felswänden kein besseres Ziel fänden, und einer hat die Hütte in Brand gesteckt, worauf sie nimmer hergerichtet wurde. Noch ärger und unheimlicher als im Sommer ist es da im Winter zugegangen.

Die Jäger wußten es gar gut, daß sie im Winter nicht in der Waldhütte übernachten durften, denn es ging da gar schauerlich zu: Die Wintersendinnen büßten an ihnen ihren Mut und verwandelten sie zuletzt in Ochsen und Stiere.

Aber die Neugier ist bei manchem Menschen unüberwindlich und so gedachte ein kühner Wildschütz einmal genau dahinterzukommen, zumal er eine geweihte Kugel in seiner Büchse und gehört hatte, daß ein Schuß zur rechten Zeit dem Spuke ein Ende mache. Gesagt, getan. Er richtete sichs mit seiner Gemse spät abends auf dem Oberboden der Hütte ein, von wo er ruhig und bequem auf den Herd durch eine Bodenlücke niederschauen und der kommenden Dinge harren konnte.

Die Müdigkeit und Kälte überwältigten ihn jedoch und er verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem ihn erst heftiger Peitschenknall und das Geläute einer herannahenden Herde weckte. Er schaut und schaut — bei schwachem Mondlichte sieht er sie herbeikommen, die schwarzen Kühe und mißgestalteten Ochsen, hinter ihnen zwei Sendinnen, mit tief ins Gesicht gedrückten Hüten, und mehrere Halter samt Halterbuben. Schweigend gehen sie einher, schweigend setzen sie sich auf die Bank um den Herd, nur die Sendinnen sputen sich, machen Feuer, nehmen die Kochgeräte, füllen die Schüsseln und bereiten das Mahl, wozu sich dann alle schweigend versammeln, nicht ohne daß die Sendinnen öfters hinaufblicken, wo der Jägersmann, fast gelähmt vor Furcht und Schreck, ihr Tun beobachtet.

Noch glaubt er sich unbeachtet, als die Halter nach genossenem Mahle sich lagern wollten. Aber die Sendinnen gestatteten es nicht und ergriffen brennende Scheiter, mit denen sie die Halter allesamt hinausjagten. Diese mußten nun wieder mit der Herde fort, während die Sendinnen zurückkehrten und jetzt gar begehrliche Blicke hinaufrichteten, zuweilen auch wieder

verächtlich um sich schauten, das Feuer löschten und nun im gleichen Andrange über die Leiter den Oberboden erreichen wollten.

Dem armen Wildschützen drehte sich alles im Kopfe herum, er schwitzte, als wäre er in einem Ofen, er sah die häßlichen Gestalten sich nahen, da betete er; es gelang ihm noch, den Schuß rechtzeitig zu tun, und verschwunden war der furchtbare Spuk; die Herde samt Haltern und Halterbuben ist verschwunden und nur ein Haufe brauner Tannenzapfen rollt draußen über den schneeigen Abhang in die Tiefe, während am Herd in der Frühe zwei Kohlenstücke lagen, die er am Abend nicht gesehen. Der Wildschütz war gesund gekommen, aber er ging schwach und krank nach Hause und verschwor sich, im Winter nicht mehr in der Waldhütte zu übernachten. (Aus dem Gößgraben und aus der Langalm im Lisertale.)

Wie man im Drautale glaubt, soll die Wilde Sendin ein Weib sein, das nach dem Viehabtrieb in die Alpenhütte einzieht und dort den übernachtenden Wilderern oder Jägern arg mitspielt, sie bis zum Grußläuten mit allerhand schrecklichen Stimmen bis aufs Blut ängstigt. Ein solcher Mensch, der die Wilde Sendin gesehen oder gehört, lacht dann sein Lebtag nicht mehr, so „schüach“ ist das Ding; auch ein Berg im Lesachtale heißt der Wilde Sender.

92. Der wilde Bergmann.

Am Ulrichsberg und auf der Saualpe erzählen alte Leute von den „Wilden Männern“, die gleich den „Wilden Frauen“ zu zwei bis fünf in Steinklüften und Höhlungen hausten. Sie werden als große, wild blickende, mit dichtem Haar bewachsene und in Tierhäute gekleidete Männer geschildert, die sich von Wild, Wurzeln und Kräutern nährten. Den Tag über blieben sie in ihren Höhlen, erst des Nachts durchstreiften sie Wald und Feld. Während die weißen Frauen in den Bauerngehöften gern gesehene Gäste waren, erfüllte das Erscheinen oder Begegnen der wilden Männer die Leute mit Furcht und Schrecken. Es gibt noch alte Leute, die allen Ernstes behaupten, mit ihren Augen den „wilden Bergmann“ gesehen zu haben.

93. Die Tandlscharten.

Im Gebirgszuge, der sich südwestlich von Malta erhebt, bemerkt man zwei tiefe Einschnitte wie das Geleise eines Riesenwagens, im Volke „Scharten“ genannt. Der Wilde Mann kam einst über die Berge dahergefahren und mähte mit einer fürchterlichen Sense die Bergfelsen nieder. So legte er auf dem Karboden der „Hochalm“ etliche Mahden hin, die man noch heute sieht. Das wüste Steingeschröff jener Gegend wird als die Spur seiner Tätigkeit gedeutet. Heute noch sieht man die Radspuren seines Wagens auf jenem Berge. Die Bauern im Maltatale aber sagen, „Tonar“ sei mit seinem Wagen über den Berg gefahren, als er die felssprengenden Blitze ins Maltatal hinabsandte, und habe die zwei Scharten als Wagenspur zurückgelassen. Tandlscharten heißen sie nach dem Besitzer der unterhalb gelegenen Alm.

Auch die wilden, zersplitterten Felsen im Gößgraben, in der Nähe des schwarzen Trestasees, bezeichnen der Sage nach die Geleisespur des Wilden Mannes, der mit seinem Gefährte darüber hinfuhr.

94. Eine andere Sage vom Waldmann.

In der Gegend bei den Dörfern Mieger, Saager und Kohldorf im Rosentale soll ein bärtiger Waldmensch gehaust haben. Von diesem wird erzählt, daß er alle Abend zu einem Bauer in den Backofen schlafen kam. Die Bäuerin des Hauses pflegte ihm alle Tage eine Schüssel Milch hineinzugeben. Er trank diese immer aus. Eines Tages gaben sie zur Milch Schnaps. Er trank den Inhalt wieder aus und wurde so stark betrunken, daß er nicht von der Stelle kommen konnte. Die Leute des Hauses befragten ihn jetzt um verschiedenes. Er gab auf alle Fragen Antwort, sagte aber beim Scheiden: „Alles habt ihr mich gefragt, was nicht notwendig war, das aber nicht, was notwendig ist, nämlich, warum das Kreuz in der Nuß ist." Er ging dann fort und kam nicht mehr zu seinem Schlaforte. Es wird erzählt, daß er bei Nacht auch Jagd gemacht habe. Er besaß nämlich sehr viele Hunde. Die Leute in den Dörfern hörten ihn öfters, wie er den Hunden nachschrie: „Ho hop, ho hop" und dabei mit seiner großen Peitsche knallte. Es war öfters ein fürchterliches Geschrei in den Wäldern zu hören, die Hunde bellten sehr laut. Es wird erzählt, daß ihn einer einmal verspottete, wie er in den Bergen den Hunden nachschrie. Darüber wurde er sehr zornig und kam pfeilschnell an die Stelle. Der Spötter erschrak so, daß er fast nicht in das Haus kam, wenn er auch nur zwei Schritte davon entfernt war. Der Waldmensch kam pfeilschnell daher, aber der andere war schon im Hause. Die Leute sagen, daß dieser nur bis zum Hausdach ein Recht habe. Deswegen durfte er ihm auch nichts antun. Wenn der Waldmensch zornig war, so wuchs er sehr schnell, so daß er öfters größer war als seine Umgebung. Wenn er einem während der Jagd begegnet, muß man auf die linke Seite des Weges niederliegen, sonst ergeht es einem schlecht. Auf der Jagd hatte er auch verschiedene Werkzeuge mit, z. B. Hacken. Als einmal ein Bauer ihm begegnete und sich auf die unrichtige Seite niederlegte, hieb er ihm eine Hacke in den Rücken. Niemand war imstande, diese zu entfernen. Er ging zum Propst nach Gurnitz und fragte ihn, was zu beginnen sei. Dieser sagte, er solle nach Jahresfrist am bestimmten Tage wieder an die Stelle gehen, wo das geschehen sei. Er tat dies. Der Waldmensch kam wieder mit seinen Hunden in des Mannes Nähe und nahm ihm die Hacke heraus. Dabei sagte er: „Ah, hier ist der Holzblock, worein ich meine Hacke gehauen habe."

95. Der Wilde Mann.

Der Wilde Mann läßt sich oft zu nächtlicher Zeit in den Gräben von St. Ulrich am Johannserberg als „blasender Postillon" hören. Geschieht dies in den Nächten des Frühjahrs, so ist ein gutes Erntejahr zu gewärtigen. Treten die Leute mit Feuerspänen ins Freie, so wird im Nu alles stille und ruhig, man vernimmt weder Wagengerassel noch Horntöne.

Wenn die Haustüren zur Zeit des Aveläutens noch nicht geschlossen sind, so jagt sehr gerne der Wilde Mann durch die Hausflur. „Hättest du zugeklachelt, wär' ich nicht durchgelachelt; hättest du zugespachelt, wär' ich nicht durchgejagelt."

Arme Kinder, die zur Winterszeit im Walde Holz suchen, erfreut der Wilde Mann nicht selten mit Erdbeeren. Er macht zwei „Blaser". Beim ersten schwindet der Schnee und beim zweiten kommen schon die Erdbeeren zum Vorschein. Böse Kinder sperrt er ein und wenn sie fett geworden sind, zerreißt er sie. Ihre Fettigkeit prüft er durch Berühren ihrer Finger. Da geschieht es oft, daß die Kinder auf Anraten seines als wild geschilderten Weibes statt der Finger dürre Holzsprenkel vorrecken und auf diese Weise dem Tode entgehen. Bemerkt er, welcher Betrug ihm gespielt wurde, so zerreißt er sein Weib.

96. Vom Wåldmanndl.

1. A Stiafmuatar wår an Madl feind und schickt se mitt'n in Wintar in Wåld auße Roapar (Erdbeeren) zan klaub'n. S'Diandle geat wanandar furt auße in Wåld. Då kimmt af amål an ungroaßar Månne z'weg'n und frågt se: „Diandle, wo geast hin?" — „Mai, Mai, Roapar soll i klaub'n gean hiaz in Wintar," sågt s'Diandle und varzöllt ihm hålt, wås g'scheg'n war. No, — der Månne haßt se mitgean und füahrt se a bisl eine in Wåld af a Fratt'n. Und då blåst er in Schnea wöck und blåst und blåst hålt, bis kaner mehr durt wår. Då wår's lei roat voar Roapar. Und s'Diandle nimt hålt mit, wås es neaman kånn. Wia se åb'r z'haus kimt, und dås dar Stiafmuatar bringt und verzöllt, schickt dö glei ihr ag'ne Toachtar, dö a g'schaftig's Diandle wår, in Wåld auße um Roapar. Richti kimt der Månne wider z'wög'n und frågt s'Diandle: „Diandle, wo geast hin?" S'Diandle åber sågg: „Wås brauchst du dås z'wiss'n, i gea di jå nix ån." Af dås håt åber ös Mannle se z'riss'n. (Glantal.)

2. Eine ähnliche Sage ist im Rosental verbreitet: Ein armes Mädchen geht mitten im Winter in den Wald, um für seine kranke Mutter Himbeeren zu holen. Da kommt ein berittener Mann daher, ein Hifthorn an der Seite. Als er des Mädchens Wunsch vernimmt, bläst er ins Horn, daß der Schnee nach allen Seiten auseinander fliegt; es wird grün. Da bläst er ein zweites Mal und die Himbeerstauden fangen an zu blühen; und ein drittes Mal, da zeigen sich allenthalben reife Himbeeren. Wie sich das Mädchen bedanken will, ist der Reiter verschwunden und Schnee bedeckt wieder den kaum noch grünenden Platz.

3. Der Wilde Mann lag einmal am Ufer eines Sees und schlief. Er schnarchte so stark, daß der See wildbewegt aufschäumte und die Bäume am Ufer wie im Sturme sich schüttelten. Die Leute auf dem Felde glaubten, ein Gewitter sei im Anzuge und flüchteten sich ins Gebüsch am Seeufer, wo sie zwei große Höhlen bemerkten; sie stiegen hinein, aber es waren die Nasenlöcher des Wilden Mannes. Und als die Leute mit ihren genagelten Schuhen in der Nase des Riesen herumkrabbelten, erhob er sich und nieste so gewaltig, daß die Leute in den See flogen und in der Tiefe ertranken. (Drautal.)

4. Ein alter Hirte, der in der Pfarre St. Georgen im Gailtale das Vieh hütete, verlor einmal ein paar Kälber und war darüber in großer Sorge. Während er eben sich anschickte, in dem ausgedehnten Walde nach den verlorenen zu suchen, erhob sich ein heftiger Wind; dennoch trat er spät am Abend mit seinem Sohne den Weg zum Walde an. Sie suchten einige Stunden, doch vergebens. Da es schon finster war und heftig regnete, sahen sie sich endlich nach einem Obdach um; sie legten sich unter einen großen Baum und schliefen ein. Noch hatten sie nicht lange geschlafen, so wurden sie plötzlich durch ein unheimliches Tosen und Brausen geweckt. Sie sprangen auf und hörten von fern ein furchtbares wildes Geheul von kleinen Hunden, das immer näher und näher zu kommen schien. In Furcht und Schrecken beteten sie einige Vaterunser und wagten kaum aufzublicken; es schien, als ob die „wilde Fåre" über ihren Köpfen vorüberziehe. Bei Tagesanbruch setzten sie ihren Weg fort und fanden zu ihrem größten Erstaunen, daß kein einziger Baum in ihrer Umgebung beschädigt war.

97. Der Wilde Mann und die Wilde Jagd.

In den Nächten vor Weihnachten bis zum Dreikönigsfesttage zieht die „Wilde Jagd", das „Wilde G'jad oder G'joad", die „Wilde Reide oder Fåhre" über Felder und Wälder durch die Lüfte. Ein furchtbares Geheul, ein unheimliches Sausen und Brausen kündigt den Zug an, allerlei Tierstimmen werden laut, Hundegebell erschallt. Die Windischen nennen die Wilde Jagd divji lov, divja oder ponočna jaha. Der Wilde Mann reitet mit großem Gefolge einher, begleitet von sechs Hunden. Er selbst wird in der Volkssage geschildert als Mann von auffällig starkem und großem Körperbau, der einen breiten Hut auf seinem Kopfe trägt und in Begleitung von dreifüßigen Hunden in den Dämmerungs- und Nachtstunden durch Wald und Busch reitet. Seine Füße sind klein („kurz an der Schaufel"), die Stimme kräftig und rauh. Begegnet ihm jemand des Nachts auf offener Straße, so muß er, wenn er unbehelligt davonkommen will, sich aufs rechte Wagengeleise legen. In einigen Gegenden des Rosentales heißt es, je mehr er sich dabei mit Straßenerde beschmutzt, um so besser für ihn. Werden mehrere Personen auf freiem Felde vom Wilden G'jad überrascht, so können sie sich vor diesem dadurch bergen, daß sie sich in Kreisform mit gegeneinander gerichteten Köpfen auf den Boden legen. Leuten, die keinen dringenden Weg haben und sich vor der Wilden Jagd nicht zu sichern wissen, wirft der „Waldmann" ein Häkchen in den Rücken, von dem sie erst nach Ablauf eines Jahres an demselben Platze befreit werden können. Verderblich ist es, das nächtliche Heer im Vorüberziehen anzurufen.

1. Im Rosental ging einmal ein Bauernbursche, der dieses Gebot nicht kannte, durch den Wald, als die Wilde Jagd darüber hinwegfuhr. Da vernahm er ein seltsames Geschrei und glaubte einen Jäger in der Nähe. Als er den Ruf erwiderte, stand im Nu ein hagerer Mann vor ihm, dessen Hunde den Erschrockenen umstellten, und gab ihm einen rohen Pferdeschenkel mit dem Bemerken, er müsse heute über ein Jahr genau auf diesem Platze

erscheinen und ihm den „Schinken" unversehrt zurückstellen. Traurig zog der Bursche von dannen.

In seiner Not, wie er es anzufangen habe, damit das Fleisch nicht in Verwesung übergehe, begab sich der Geängstigte zum Ortspfarrer. Dieser wußte Rat; er solle den Schinken mit leinernen Fetzen umwickeln, in einen irdenen Topf tun und in dem Düngerhaufen eingraben. Das tat er denn auch und als er am Jahrestage zur bestimmten Stunde sich an der alten Stelle einfand, traf er denselben Mann wieder an. Dieser wunderte sich über die Genauigkeit des Burschen, lobte ihn darob und sagte: „Das ist dein Glück! Sonst hätte ich dich zermalmt wie die Mühlsteine das Korn."

2. Wie diesem Burschen erging es einem Keuschler in der Nähe der Ehrenfeste bei Pölling, der den Wilden Mann im Vorüberjagen spottete. Der Jäger warf ihm einen frischen Pferdefuß auf das Dach und sprach: „Weil du mir hast geholfen jagen, so mußt du mir auch helfen nagen. Heut' ein Jahr komm' ich wieder und ich will alsdann von dir den Fuß fordern, den ich dir soeben auf dein Dach gelegt." Der Keuschler nahm den Fuß, umwand ihn mit einem Hanfnetz und scharrte ihn in ein mit Lehm belegtes und mit Mistjauche übergossenes Erdloch ein. Nach Verlauf eines Jahres stellte er ihn unversehrt an den gleichen Ort. Als nun der Wilde Mann wieder vorbeijagte, nahm er den Fuß mit dem Bemerken vom Dache: „Hätt' ich den Pferdefuß am Dach nicht vorgefunden, so hätte ich dir den deinen genommen."

3. Ein Mann im Loibltale, der bei Nacht im Freien ging, hörte die Wilde Jagd. Hundegebell scholl an sein Ohr. Da glaubte er einen Spaß machen zu sollen und rief: „Hallo! Huis, huis!" Im Augenblicke stand der Wilde Jäger vor ihm und sprach: „Du hast geholfen jagen, nun mußt du auch helfen nagen", und warf ihm einen ganzen Oberschenkel eines Menschen vor die Füße.

Andere Sagen erzählen, die Wilde Jagd bestehe aus einem Mann und zwölf Hunden, von denen man jedoch nur die Schatten erblicke.

4. Bei einem Bauer im Mölltal war ein lustiger, zu jedem Scherz aufgelegter Knecht bedienstet. Er wollte weder glauben, daß es eine wilde Jagd gebe, noch daß sie einem Menschen Schaden zufügen könne. Sehnsüchtig erwartete er die Nacht vor dem Dreikönigstag, in welcher die Wilde Jagd umherziehen soll, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Er brannte vor Begier, ein Abenteuer zu erleben. Nun sank die Nacht herein und der Knecht ging nach dem Abendessen auf den „Heustock", wo er durch ein Loch ins Freie sehen konnte.

Sein müder Körper verlangte jedoch nach Ruhe und bald verfiel er in sanften Schlummer. Plötzlich weckte ihn ein Sausen und Brausen aus seinen Träumen, er hörte viele Stimmen und Pferdegetrampel in der Luft. Sogleich gedachte er seines Vorhabens und rief in den Lärm hinaus: „Mir a an Brock'n!" Kaum hatte er dies getan, so flog ein ganzer Pferdeschenkel durch das Loch herein, gerade neben ihn hin. Da erfaßte ihn ein Grausen, seine Sinne verwirrten sich und er fiel in Ohnmacht, aus der er erst am Morgen erwachte.

Nun begab er sich sogleich zum Pfarrer des Dorfes um Rat. Es wurde ihm der Bescheid zuteil, das Fleisch im Dünger zu vergraben, weil sonst die

Wilde Jagd wiedergekehrt wäre und den Knecht zerrissen hätte. Das tat er und war fortan überzeugt von der Wahrheit der Sage und lebte still und in sich gekehrt all seine Tage.

5. Eine Rosentaler Sage erzählt von einem Jäger, der spät in der Nacht durch den Wald ging. Wie er so ruhig seines Weges schritt, hörte er plötzlich hinter sich ein Geräusch, blickte um und bemerkte, daß ihm ein Hund nachlief. Das kam ihm nicht geheuer vor, da die Augen des Tieres glänzten wie glühende Kohlen. Er blieb daher stehen und sprach: „Bist du ein Hund, so kannst du mit mir gehen, bist du es aber nicht, so verschwinde bald!" Nachdem er dies dreimal wiederholt hatte und der Hund beim dritten Male noch nicht von der Stelle wich, nahm er seine Flinte von der Schulter und schoß ihn nieder. Ein furchtbarer Donnerschlag machte die ganze Gegend erbeben, Blitze zuckten zwischen den Bäumen, aber der Hund war jetzt verschwunden und der Jäger wußte nicht, wohin.

In einigen Gegenden wird der Wilde Mann mit der sogenannten Berchtra baba gleichgehalten. Ein böser Bursche sagte am Christabend: „Soll nur kommen die Berchtra, ich werde ihr die Augen ausstechen. Da kam alsbald ein behaarter Mann und steckte ihm ein Häkchen in den Rücken. — Die Sage vom Wilden Mann ist am Ulrichs-, Johannser-, Florianiberg, in der Osterwitzer Gegend, Grabenbach, Greutschach, Diex, Krähwald und anderwärts sehr verbreitet und es gibt noch Leute, welche allen Ernstes behaupten, mit ihren Augen den „wilden Bergmann" gesehen zu haben.

98. Die Wilde Jagd in der Niklai.

Zwischen den Bewohnern von Pusarnitz und der Niklai bei Sachsenburg herrschte in alter Zeit ein Jahrhunderte langer heftiger Streit um den Besitz gewisser Almgründe in der Niklai. Schließlich obsiegten die Pusarnitzer und gewannen dabei auf unrechtmäßige Weise große Gründe, die vorher den Niklaier Bauern gehört hatten. Denn von der Mäuerle-Alm in der innersten Niklai bis hinaus zum Oberbrunn unterhalb des Knotens reichten einst die Almen, wo nur das Vieh aus der Niklai weiden durfte. Aber die Strafe für das verübte Unrecht blieb nicht aus.

Als nämlich jene ungerechten Herren in Pusarnitz gestorben waren, erschienen sie als unselige Geister im „wild'n G'jad' und fuhren an der Stelle, die sie einst erstritten hatten, in Lüften umher. Der alte Laggner, der eben das Vieh hütete, hörte das wilde G'jad heranbrausen und vernahm aus dem Sturmgeheule schreckliche Stimmen, welche riefen: „Unter'm Steig, unter der Hütt'n åber is lauter erstrittenes Guat." Lange trieben die Geister dort ihr Unwesen, bis sie endlich von einem kundigen Manne gebannt wurden. Die „Streitbriefe" aber befanden sich noch lange im Besitz der geschädigten Niklaier.

99 Die Wilde Jagd in Tigring.

Weihnachtsabend war's. In der Wirtsstube hatten sich die Burschen des Dorfes zusammengefunden. Der Wein, dem sie wacker zusprachen, brachte die Gemüter in Wallung, sie begannen über heilige Dinge zu spötteln und

beschlossen, nicht zur Mette zu gehen. Einer, der wegen seiner ungewöhnlichen Kraft einen ziemlichen Ruf genoß, erbot sich in dieser Nacht, wo die Wilde Jagd umzieht, zu Mitternacht in den Wald zu gehen, zur gefürchteten Felsenhöhle mit dem daneben stehenden Kreuz.

Es war elf Uhr geworden, als er den Wald betrat. Seine Freunde bangten um ihn und sandten ihm heimlich einen nach, damit er ihm im Notfalle beistehe. Dieser erreichte ihn bald und bestieg eine auf einem Hügel stehende Tanne, von wo er, seinen Freund beobachten konnte. Kaum hatte er sich zurechtgesetzt, so vermeinte er auch schon das Schreien, Wiehern, Stampfen und Johlen der Wilden Jagd zu vernehmen. Ein heftiger Wind fuhr durch die Kronen und schüttelte den Schnee zu Boden, ein schreckliches Hundegebell begleitete das Brausen, aber der Wagemutige schien sich darum nicht zu kümmern. Nun sah der Beobachter, daß ein blaues Flämmchen, welches plötzlich aus dem dunklen Fels emporschoß, sich jenem näherte und gleichzeitig ertönte ein markerschütternder Schrei schauerlich durch den dunklen Wald. Dann sah er ihn zu Boden sinken. Er selbst zitterte vor Angst, das Blut erstarrte ihm, mit einem Schrei stürzte auch er vom Baume.

Als die übermütigen Gesellen am andern Morgen nachsehen kamen, was den beiden geschehen sei, fanden sie sie hingestreckt im Schnee liegen. In dem einen bemerkten sie noch Leben und es gelang ihnen auch, ihn zur Besinnung zu bringen. Der andere aber war schrecklich entstellt; die blutunterlaufenen Augen waren aus ihren Höhlen getreten, über den ganzen Körper zog sich ein schwarzer Streif. Sie legten ihn auf eine Bahre aus Tannenästen und brachten ihn zu seinen Eltern, die über das lange Ausbleiben ihres Sohnes besorgt, bereits ein Unheil fürchteten. Auch sie erfüllte der Anblick des gräßlich Entstellten mit Entsetzen. Die Felsenhöhle, an der sich diese Begebenheit abgespielt hat, hieß von nun an die Teufelshöhle.

100. Die steinerne Brücke bei Kellerberg.

Wenn man von Stadelbach nach Kellerberg geht, überschreitet man auf halbem Wege eine steinerne Brücke. Hoher Fichtenwald reicht bis an die Straße, ein Bach rauscht in der finsteren Tiefe. Ein Handwerksbursche soll einst eine Bettlerin, die dort ausruhte, wegen einiger Kreuzer ermordet und in die Tiefe geworfen haben. Seitdem ist es an der Brücke nicht mehr geheuer. Wer bei Nacht darübergeht, schlägt furchtsam ein Kreuz; wer sich um Mitternacht von Kellerberg nach Stadelbach in die Fabrik begibt, darf auf der Brücke nicht umsehen, sonst ist er dem ruhelosen Geiste der Bettlerin verfallen, die dort spukt und Sühne haben will für ihr gemordetes Leben.

In der Johannes- und der Christnacht sieht man auf der Brücke immer einen hellen Schein und vernimmt fürchterliche Stimmen. Ein Hund lief einst gegen diesen Lichtschein, er kehrte jedoch nicht wieder, man vernahm nur noch sein klägliches Heulen. Am nächsten Morgen fand man ihn mit zerschmettertem Schädel auf der Brücke liegen. In kalten Winternächten hört man das Wilde G'jad über diese Brücke sausen. Ein armer Fabriksarbeiter, dem es begegnete, rettete sich nur dadurch, daß er sich schleunigst in das linke Wagengeleise warf.

101. Vom „wilden Gjoad."

An einem Abende saßen einige Bauernmägde im Holzgange des Hauses, und da zog gerade das „wilde Gjoad" um das Haus. Es klang, als ob bellende Hündchen um das Haus jagten und immerfort tönte es: „Gningg, gnaungg." Die lustigen Mägde lachten darob und ahmten die Stimmen nach. Nicht lange dauerte der Spaß. Auf einmal schrie es drunten: „Håbt's g'holfn jåg'n, sollt's a helf'n någ'n." Gleich darauf fiel etwas den Erschreckten zu Füßen, und da erkannten sie mit Grausen, daß es der Schenkel eines Menschen war. Sie wollten ihn wegwerfen, aber der grause Beuteanteil war nicht von der Stelle zu bringen. Alle Bemühungen waren fruchtlos. Da riet ihnen jemand, den Schenkel ein Jahr darauf, wenn das Gjad wiederkomme, hinunterzuwerfen. Sie befolgten den Rat. Als nämlich ein Jahr darauf wieder die unheimlichen Stimmen ertönten, warfen sie eilig den Schenkel hinab und von unten herauf rief's: „Wenn ihr das nicht getan hättet, so hätten wir euch zu Staub und Asche zerrissen." Erlöst atmeten die Mägde auf, aber dem „Gjoad" nachzuspotten wagte keine mehr.

102. 's Wilde Gjoad.

Beim „Leiggam" in Zammelsberg stand einmal die alte Frau vor dem Hause. Da brauste aus der Gegend von Feldkirchen das „wilde Gjoad oder Gloat" daher. Schon von weitem hörte sie es, aber nur mit Mühe und Not kam sie unter die schützende Dachtraufe. Hätte das „wilde Gjoad" die Bäuerin im Freien gefunden, so wäre sie zu „Staub" zerrissen worden. Von der Wucht des heransausenden Zuges wurde sie umgeschleudert. Das „wilde Gjoad" zog in das Haus hinein und es setzte sich um den Herd fest. Kein Mittel konnte die Gestalten vom Herde verscheuchen. Da verfiel die kluge Hausfrau auf ein sonderbares Mittel. Sie schlug alle Eier, die sie im Hause hatte, auf und stellte die leeren Schalen an den Herd. Ebenso alle Schüsseln und Töpfe. Da ließ sich eine Stimme des „wilden Gjoads" vernehmen: „So viel Hifalan und Hafalan hon i mei Löbtåg nia gseachn". Sprachs und zog eilig wieder aus dem Hause.

103. Der „Bugglwald" in St. Urban.

Der Bugglwald war vor vielen Jahren ein Ort, den während der Nacht niemand betreten durfte. Tat es jemand, so wurde er ganz gewiß vom „wild'n Gjoad" zerfleischt oder er mußte bis zum Morgengrauen im Walde herumirren. Nur ein schwangeres Weib, oder eine, die um Gevatterschaft bitten ging, kam ungeschoren durch den Wald. Einst mußte eine Bauerntochter nach dem Betläuten durch den unheimlichen Wald. Da rief ihr der Wilde Mann zu: „Bist erst heut Nåcht schwångar woarn, is schon so groaß wia a Håberkoarn." Ihr geschah kein Leid.

Zu einem Bauer, der in diesem Walde lebte, kam einmal eine ungewöhnlich große Katze und machte sichs in seinem Hause recht gemütlich. Da sie

aber sonst sehr artig war, gewannen sie die Hausleute lieb und man duldete sogar, daß sie sich zum Tische setzen durfte, wenn eine Mahlzeit eingenommen wurde. Daß sie da manchen guten Brocken erhielt, läßt sich denken. Lange schon war sie im Hause, als einmal vom Walde herunter der Wilde Mann rief: „Buggl an Båch, håst mei ålte Råggnbågga wohl noch?“ Jämmerlich miauend eilte die Katze gegen den Wald und kam niemals wieder.

104. Das Kind im „wilden G'jaid.“

Im unteren Lavanttale geht die Sage, daß jedes Kind, welches ungetauft stirbt, ins „wilde G'jaid“ aufgenommen wird. Nun war einmal ein Bauer, dem sein jüngstes Kind starb, ohne die Taufe zu empfangen. Weinend klagte die Mutter ihr großes Leid; der Bauer aber, der ein Schlaukopf war, tröstete sein Weib und versicherte, daß er seinem Kinde Ruhe bringen werde. Einige Zeit nachher ging er in ein benachbartes Dorf, um Geschäfte abzuschließen. Da er dabei guten Gewinn erzielt hatte, vergönnte er sich im Wirtshause einen guten Trunk. So verspätete er sich mit dem Heimgange und mußte bei Nacht nach Hause fahren. Sein Weg führte durch einen Wald. Da hört er mit einem Male ein Sausen und Brausen in den Lüften über sich. Als er nach oben blickt, sieht er das „wilde G'jaid“ vorüberziehn. Er hält an und läßt den Zug vorbei. Da zum Schlusse bemerkt er auch sein jüngst verstorbenes Kind und ruft: „A, schau amål, mei Robasle is a dabei!“ Sein Kind lächelt ihm freundlich zu und dankt für die Worte, die er ihm gegeben; denn er hatte ihm so einen Namen geschenkt und ihm dadurch die Ruhe gebracht.

105. 's wilde Gjoad und die Brentler.

Einst gingen mehrere Burschen von St. Urban „brentln“. Als sie gerade in die Nähe des „Bugglwaldes“ gekommen waren, hörten sie schon ganz in ihrer Nähe das „wilde Gjoad“. Schrecken und Bestürzung erfaßte die Unvorsichtigen, denn sie wußten, was ihrer harrte, wenn sie das „wilde Gjoad“ erfaßte. Sie hatten gehört, daß man sich öfter durch etwas Absonderliches retten könne. Rasch legten sie sich auf dem Wege nieder und zwar so, daß sie ein Rad bildeten. So lagen sie da, die Köpfe alle zusammengesteckt, während sie die Füße weit ausstreckten. Aber das gefürchtete „Gjoad“ war auch schon da und nun rief der Wilde Mann: „Bin schon so ålt, dåß der Bugglwald neinmål Wies'n und neinmål Wåld, åber so a schiachs Viech hon i mei Löbtåg nit gseachn.“ Darauf verschwand das „wilde Gjoad“ wie es gekommen.

Ein andermal verspätete sich ein Mann und er ging erst nach „Betleit'n“ nach Hause. Bald hörte er, wie das Wilde Gjoad heranbrauste. Er hatte gehört, daß das Wilde Gjoad machtlos sei, wenn man rasch in die rechte „Wågnloast“ (Wagenspur) liege. Rasch führte er den Gedanken aus und erwartete mit Bangen das Nahen der nächtlichen Spukgestalten. Gleich war es da und er hörte, wie eine Stimme rief: „Wårtets, i sig durtn a Stöckle, ån dås muaß i mei Hackle einehaun“. Schon spürte er einen „Brenner“ (stichartiger Schmerz) im Knie und mit Schrecken gewahrte er, daß im Knie eine sonderbare Hacke steckte. Alle Versuche, sie herauszubekommen, waren ver-

geblich. Aber er fühlte weder einen Schmerz, noch irgend etwas anderes. Nur hinderte es ihn beim Gehen und er fragte deshalb den Pfarrer, was er tun sollte. Dieser riet ihm, das nächste Jahr um dieselbe Stunde wieder am gleichen Platze hinzuliegen. Mit schwerem Herzen befolgte er den weisen Rat, denn er glaubte, daß das Wilde Gjoad ihm noch Ärgeres antun könne. Schon lag er eine Weile am Wege, als es wieder daherkam. Und dieselbe Stimme forderte die andern auf, innezuhalten, da sie die Hacke, die sie voriges Jahr in den Stock gehauen habe, wieder mitnehmen wolle. Gleich darauf fühlte der glückliche Bauer, daß er von dem unbequemen Anhängsel erlöst war. Als er daheim nachsah, bemerkte er, daß die Hacke keine Narbe hinterlassen hatte.

106. Die wilden Heidenreiter.

Auf dem Lurnfeld, zwischen dem Hühnersberg und der Goldeckgruppe, dem Fratres und der Kreuzeckgruppe, soll einst eine große Schlacht geschlagen worden sein; aber die Gefallenen, die da liegen, werden einst aus ihren Gräbern auferstehen und abermals wird ein blutiger Kampf entbrennen. Dabei wird es — so erzählen die Leute — gar schauerlich hergehen, denn wenn einmal Geister miteinander kämpfen, ist der jüngste Tag nahe. Durch Sachsenburg, Möllbrücke und andere Orte ziehen nachts um die zwölfte Stunde vermummte Krieger in dunklen, altmodischen Gewändern und mit seltsamen, altertümlichen Waffen durch die Gassen und verschwinden dann plötzlich unter der Erde. Besonders grausig geht es in der Nacht vor dem Rupertitage zu. Dumpf schallt es da aus dem Erdboden wie rasselnder Schwerterschlag; Pferde stampfen und wiehern nah und fern und um Mitternacht sausen wilde, bärtige Gestalten auf schwarzen, schnaubenden Rossen, mit bläulich flammenden Lanzen in den Händen, wütend über das Lurnfeld. Es sind dies die wilden Heidenreiter, von denen die Sage erzählt:

Der hl. Rupert kam auch nach Kärnten, wo die heidnischen Priester ihren Götzen grausame Menschenopfer darbrachten, gründete Kirchen und bekehrte die Bewohner zum Christentum. Wälder wurden gerodet, der Boden urbar gemacht und bebaut. Als aber Rupert in andere Gegenden zog, um auch dort die neue Lehre zu predigen, fielen die Heiden wieder in den alten Glauben zurück. Von den Götzenpriestern, welche die Ausbreitung des Christentums mit scheelen Augen beobachtet hatten, wurde ihre Wut jetzt gegen die Christen entfacht; wer nicht abfiel, wurde gemartert, die Kirchen angezündet. Als nun Rupert in das Lurnfeld kam, sah er mit Entsetzen die Niederlage der Christen und fand nur wenige, die treu geblieben. Diese hielten sich vor den wütenden Heiden in Klüften und Wäldern verborgen. Er rief sie auf zum heiligen Glaubenskampfe gegen die Heiden. Diese betrachteten hohnlachend das kleine Häuflein und stürzten sich mit Geschrei und geschwungenen Streitäxten auf die Christen. Da ertönte ein gräßliches Getümmel ringsumher, der Himmel verfinsterte sich und durch die Luft zuckten flammende Blitze, begleitet vom furchtbaren Rollen des Donners. Schon stürzte die Schar heran, da erbebte die Erde und öffnete sich. In wildem Jagen flogen die Heiden in die schwarze Kluft, die Christen waren gerettet.

Wenn am Vorabende des Rupertitages dunkle Wolken den Himmel bedecken und der Wind heulend sich an Häusern und Felswänden bricht, dann erstehen die „wilden Heidenreiter“ aus ihren Gräbern und reiten durch die Luft; wehe dem, der sich dann ins Freie wagt, sie machen auf Christen Jagd.

107. Der Schimmelreiter.

Außerhalb Maria Elend gegen Westen breitet sich ein Blachfeld zur Drau hin, hie und da mit Baumgruppen bestanden. Mittendurch führt die Straße, weit und breit kein Haus, eine halbzerfallene Hütte abseits des Weges abgerechnet, die übrigens von jedermann gemieden wird. Unmittelbar am Ende des Dorfes steht ein Holzkreuz, ein anderes beim Abstieg in den Feistritzgraben. Auf der einsamen Strecke zwischen diesen beiden Wegkreuzen ist schon manchem nach dem Aveläuten ein Schimmel nachgefahren, der einen Karren zog, in welchem sich eine weiße Gestalt mit weitem Hute befand. Oft fehlt der Karren und dann sitzt die Gestalt mit dem weiten Hute auf dem Schimmel. Der Fußgänger tut dann wohl am besten, wenn er sich ins Geleise legt. Denn fängt er an zu laufen, so läuft ihm auch der Schimmel nach. Gar mancher Bauer weiß davon zu erzählen und meidet gerne Gang oder Fahrt in später Stunde. An den langen Winterabenden und besonders um die Weihnachtszeit ist der Spuk am tollsten. Oberhalb der langen Brücke, die über den Feistritzgraben führt, hört der Spuk auf, Schimmel, Karren und Fuhrmann verschwinden.

108. Der Unbekannte als Hochzeitsgast.

Auf dem Wege nach Schlatten, südwestlich von St. Jakob i. R. stieß ein lustiger Wanderer auf ein Totenbein, das am Wege lag. „Bein, sei mein Gast“, rief er lachend und schob es mit dem Fuß zur Seite. „Ich werde schon kommen“, rief es von dort, wohin er den Knochen geschleudert, und entsetzt eilte er heim.

Kurze Zeit darauf heiratete er und hielt lustige Hochzeit. Da erschien plötzlich unter den Gästen ein Mann, den niemand kannte, der aber, wie er sagte, geladen worden. Nach dem Mahle, als der Tanz anhub, lud jener den Bräutigam ein, ihm vors Haus zu folgen. Sie waren erst wenige Schritte gegangen, so hatte die Landschaft mit einem Male ein verändertes Aussehen. Lag erst noch tiefer Schnee auf Wald und Feld, so prangten sie jetzt im schönsten Frühlingsgrün. Verwundert betrachtete der Bräutigam eine Weile diese Wandlung, doch der Begleiter sprach lächelnd: „Erst folgte ich deiner Einladung und war dein Gast an deinem Ehrentage, nun bist du der meine an dem meinen.“

Da gedachter jener, daß er zu den Hochzeitsgästen zurückkehren müsse und verabschiedete sich. Doch kaum hatte er ein paar Schritte getan, da kam ihm alles so gar fremd vor, so ganz anders die Häuser, anders die Tracht und Sprache der Leute. Er betrat sein Haus, doch fremde Menschen kamen ihm daraus entgegen. Erstaunt sagte er den Leuten, daß er vor ganz kurzer Zeit von der Hochzeitstafel weggegangen sei und nannte seinen Namen. Da er-

innerten sich alte Leute einer Sage, die sie erzählen gehört, daß vor vielen, vielen Jahren der damalige Besitzer dieses Hauses an seinem Hochzeitstage verschwunden sei und daß man nie mehr von ihm vernommen habe. Als man sodann im Kirchenbuche nachsah, fand man, daß dies vor zweihundert Jahren geschehen war.

109. Geschichte einer Hochzeit.

In Egg bei Hermagor steht ein Bauernhaus, früher ein wohlbesuchter Gasthof. Ein junger Bauer im Dorfe feierte gerade seine Hochzeit. Der Weg führte ihn durch einen Friedhof. Da stieß er mit dem Fuße an ein Bein. Dieses fing an zu reden und sprach: „Möchtest du nicht so gut sein und mir ein Plätzchen bei der Festtafel verschaffen?" Sobald der Bauer die Bitte bejahte, sprang der Knochen in die Höhe und humpelte an seiner Seite einher. Bei der Hochzeitstafel angekommen, stellte ihm der Bräutigam Speise und Trank vor und siehe, es wurde immer weniger. Nach dem Schmause rief das Bein den guten Mann hinaus und sagte ihm, er solle mit ihm gehen, er werde ihm zum Dank für seine Gutherzigkeit zeigen, wie es im Fegefeuer aussehe. Als sie gerade in den Friedhof einbiegen wollten, kam ihnen die Braut nach. Da aber der Bauer nicht allein gehen wollte, nahm das gespensterhafte Bein auch seine Gemahlin mit. Als sie wieder herauf kamen, fanden sie sowohl die Anzahl als auch das Aussehen der Häuser verändert. Sie gingen in das vermeintliche Gasthaus, in dem sie ihren Hochzeitstag gefeiert hatten. Aber sie glaubten zu träumen, denn sie befanden sich nicht in einem Wirtshaus, sondern in einem Bauernhaus. Die ältesten Bewohner konnten sich wohl noch erinnern, daß hier vor ungefähr sechzig Jahren ein Wirtshaus gestanden hatte. Wie es sich später herausstellte, waren sie 100 Jahre im Fegefeuer gewesen, ihnen kam es vor, als hätten sie nicht länger als zwei Stunden im Schattenreich geweilt.

110. Berchtra und die Wilde Jagd oder die Klage.

Die Berchtra, Perchtel oder wie sie von den Windischen genannt wird, Pechtra, Pechtra-baba ist beim Landvolke Kärntens ein gefürchtetes Schreckgespenst. Dem Drautaler sind Perchtl und Habergeiß gleichbedeutende Schrecknamen für Kinder. Ihre Lebensdauer reicht jährlich nur vom Feste der hl. drei Könige bis zum Schlusse der Fastnacht. Aber schon in der Weihnachtszeit soll sie von Hof zu Hof wandeln, sich am Glücke der Menschen freuen und die Häuser der Guten segnen. Wo sie jedoch das Korn noch nicht gedroschen, den Flachs noch nicht gesponnen findet, da beschwört sie Unglück über das Haus, denn die Leute waren nicht tüchtig bei der Arbeit.

Am gruseligsten verläuft die Nacht vor Dreikönig. In den Lüften tollt die Wilde Jagd unter der Führung Perchtas. Hexen sausen auf Besenstielen dahin, nebenher wunderlich geformte oder kopflose Tiere und klappernde Totengerippe.

Wenn man in der Zeit zwischen dem Christtag und Dreikönig nachts auf den Singerberg geht, so hört man einen gewaltigen Sturmwind heulen;

damit kündigt sich die Wilde Jagd an. Sie besteht aus einem großen, wildaussehenden Mann, der begleitet ist von dreifüßigen, eigentümlich bellenden Hunden. Auch die Pechtra-baba erscheint in dem Zuge. Da vernimmt man einen wirren Lärm und allerlei Tierstimmen, so von Mäusen, Ratten, Katzen, Hunden und Vögeln. Auch der Teufel soll sich in diesem Gefolge befinden. Der Wald hallt wieder vom Geschrei der Jäger und Treiber. Es kommt immer näher und näher, ohne daß man etwas sieht. Der Mensch, welcher das Unglück hat, dieser Schar zu begegnen, wird von grenzenloser Furcht befallen. Wenn er ins linke Wagengeleise tritt, schwitzt er vor Angst Blut; tritt er ins rechte und legt sich zu Boden, das Antlitz zur Erde gekehrt, die Hände über dem Kopfe verschränkt, so verspürt er nicht die geringste Angst und die Wilde Jagd zieht über ihn hinweg, ohne ihn zu verletzen, sofern er auf die verschiedenen Rufe nicht antwortet. Dann hört er wohl von allen Seiten den Zuruf: „dei Glück, dåß du dåliegst, sunst hiet's di z'riss'n in Stab und Asch'n." Bisweilen läßt das Wilde Heer eine wohlklingende Musik und vielhundertstimmigen Gesang ertönen.

In dem wüsten Durcheinander der Jagd erblickt man die Geister all derer, die im kommenden Jahre sterben sollen. Manchmal kündigt sich die „wilde Fåre, die wilde Reide oder das wilde G'jag" mit fern herklingendem Glockengeläute oder markerschütterndem Gejohle an, weshalb es auch „Die Klåge" genannt wird. Ehe er sich's versieht, ist der einsame Wanderer von einer Schar häßlicher, heulender Gestalten umringt. Es sind nach der Sage lauter Kinder, welche vor der Taufe gestorben sind und mit Frau Berchtra solange umziehen müssen, bis ein Mensch sie anredet. Der Eingeschlossene soll daher nicht feig die Flucht ergreifen, sondern beherzt auf das nächste Kind zugehen und im Nu ist die gräßliche Sippe verschwunden.

a) Einst war in Weißbriach bei einem Bauer ein ungetauftes Kind dem Tode nahe. Eine Bäuerin im selben Dorfe hörte in der Nacht das Wilde Heer vorbeiklagen. Sie ahnte, daß „die Klage" das ungetaufte Kind holen komme, und eilte rasch entschlossen auf einem andern, kürzeren Wege als die Klage zu dem Kinde. — Das Wilde Heer muß nämlich einen ganz bestimmten Weg ziehen, den nämlich, welchen der Leichenzug und auch der Hochzeitszug durch das Dorf nehmen. — Die Bäuerin kam früher an als die Klage und erteilte dem Kinde die Nottaufe. Da starb es, doch das Wilde Heer mußte unverrichteter Dinge abziehen.

b) Einmal ging ein Bauer von Weißbriach über den Kreuzberg zum Weißensee. Oben am Kreuzbergsattel kam ihm ein kleines Kind im Hemdchen entgegengelaufen und weinte bitterlich. Der Mann hob es auf seine Arme und sagte: „Armes Hascherle, was fehlt dir denn?" Da jubelte das Kind und rief: „O, jetzt hab' ich auch einen Namen!" und lief davon. Es war wohl ein ungetauftes Kind aus dem Wilden Heer.

c) In der Gegend von Gmünd wird erzählt: Zwei Handwerker gingen spät abends durch einen Wald und hörten die „Klag" gar jämmerlich rufen. Einer, der beherzt war, rief in den Wald hinein, was ihr fehle. Da antwortete es daraus, daß im nächsten Dorf ein Kind vom Teufel erdrückt werde. Schnell eilten die beiden nach dem Dorfe und erreichten das bewußte Haus, aus dessen oberem Fenster ein Lichtschein drang. Sie bestiegen eine Holz-

lage, auf deren Oberfläche eben Hanf zum Trocknen ausgebreitet lag, und ersahen durch das Fenster, wie der Teufel eben im Begriffe war, das Kind zu erdrosseln. Sie riefen dem Schwarzen einen frommen Spruch zu, er ließ das Kind fahren, bedeutete ihnen aber, daß sie es nur dem Hanfe zu verdanken hätten, worauf sie knieten, daß sie nicht zerrissen wurden, und fuhr mit entsetzlichem Gestank zur Hölle.

111. Von der Berchtra.

Die Berchtra oder Perchtel (wind. Pechtra-baba) ist ein riesiges Weib in zerlumpter Kleidung, mit einer Kuhschelle aus Messing am Rücken. Am Vorabende des Dreikönigsfestes, des sogen. Perchtentags (wind. pernaht) durchzieht sie, von verkleidetem Gefolge begleitet, die Dörfer und erweckt besonders unter der Jugend Neugierde und Schrecken. Dies geschah oder geschieht im Möll- und Kanaltal, aber auch in unterkärntischen Dörfern unterhalb des Hochobir und im Jauntal. Sie wird dargestellt als alte Frau in zerrissenen Kleidern oder in ein Tierfell gehüllt; in der Hand führt sie eine Ofengabel, auf dem Rücken baumeln Kuhglocken. Die braven Kinder beschenkt sie mit Nüssen und Backwerk, Widerspenstige und Unfolgsame nimmt sie mit sich fort, indem sie mit ihren langen Zähnen wie eine Hexe knirscht. Im Mölltale nimmt sie große und kleine Kinder, welche unfolgsam oder unartig sind und ihr auf der Fahrt begegnen, mit sich. Sie ruft im Gehen: „Kinder woder Speck, derweil geah i nit weck." Darum verabreicht man auch hie und da der Berchtra Speck, Wurst, Mehl usw. Die Leichen der mitgenommenen Kinder soll man am nächsten Morgen an Kreuzwegen zerrissen auffinden.

Durch den ganzen Fasching geht die Berchtra-baba umher und untersucht mit ihrer Gabel die Bäuche gefräßiger Kinder. Damit werden sie erst gestochen, dann der Bauch aufgeschlitzt und die Gedärme ganz künstlich herausgenommen.

Am Perchtentage soll man „Mäg'nblattlan" (Mohnkuchen) essen; wer dies unterläßt, dem schneidet die Perchtel den Bauch auf und stopft ihn mit Häckerling und Sägespänen voll.

Im Lavanttale prüft Frau Berchtra die Rocken der Spinnerinnen und verdirbt jedes Gespinnst, wenn am Rocken noch Werg hängt; oder sie nimmt es herab, wickelt es um den Finger der Spinnerin und verbrennt es daran.

Im ganzen Lande werden am Perchtenabende, um sie von Haus und Stallung abzuhalten, sämtliche Räume geräuchert und mit geweihter Kreide an die Türen die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige C † M † B † geschrieben, damit die gefürchtete Berchtra nicht über die Schwelle trete und Unheil stifte. In der Mölltaler Volkssage erscheint sie als grausliches Weib im Tigermantel, ohne Kopf. Wenn sie mit dem Kopfe sich zeigt, so hat sie darin Augen wie Glasscheiben. Doch erschien sie auch schon als „Labdrist'n" (Haufe von Laubästen) und als grauer „Wuzel" voll Schellen. Im Mölltale pflegte man für die Perchtel in der Dreikönigsnacht Brot und gefüllte Nudel auf den Küchentisch zu stellen, damit sie davon abbeiße und koste. Tut sie das, so tritt ein gutes Jahr ein.

Wo man an ihrem Abende mit der Glutpfanne, auf die Weihrauch und Speik gestreut wird, zu räuchern vergißt, da erscheint sie, wie beim Kometer in der Fragant, aus dessen Hause sie nachts einen Menschen holte. Als sie ihn am Morgen wiederbrachte, war er tot und hatte fremde Blumen an Händen und Füßen; sie hatte ihn wohl in ferne Länder getragen.

Bisweilen spannt Frau Berchtra eine Kette um den ganzen Ort, so daß niemand weder heraus noch hineinkommt. Erst durch Vornahme frommer Übungen wird der Bann gelöst. Auch das scheußliche Gelichter, das in ihrem Gefolge auftritt, macht durch sein Unwesen die langen Winternächte unheimlich und läßt sich nicht durch Weihnachtslieder noch durch Besprechen verscheuchen.

Gegen den unerbetenen Besuch solcher Gäste schützt das Ausräuchern und Besprengen der Wohnungen und Ställe. Wo das vergessen wurde, erschienen die Berchteln, die in alten Zeiten von Haus zu Haus zogen — wie eine oberkärntische Sage berichtet — die schlimmen Kinder herausrissen und mit ihrer Beute im Mondschein über Zäune, dann über „Kleehiefler" und zuletzt über Bäume sprangen. Oft hat man die Geraubten im Schnee wohl wiedergefunden, manchmal aber war auch keine Spur mehr von ihnen zu entdecken.

Im Glantale will man die Berchtra oft in der Nacht am Flusse waschen hören: sie erschreckt gern die am Samstag nach Feierabend noch waschenden Dirnen und Weiber.

Ist die Perchtelnacht heiter, so steht ein gutes Jahr zu erwarten, pflegt der Bauer zu sagen.

112. Der Perchtelbauer.

Zum Seewaldhause in Litzldorf (Mölltal) kam am Perchtenabende ein altes Weib mit zerlumpter Kleidung, wirr herabhängenden Haaren und eiserner Hand- und Fußbekleidung. Es ließ sich in der „Kuchl" am Herde nieder und war weder durch gute Worte noch durch Drohungen oder Zeichen zum Fortgehen zu bewegen. Da fiel der Hausmutter, welche schon alt war, ein, daß sie in ihrer Jugend einmal etwas Ähnliches erlebt hatte und ließ von der Kirche Weihwasser, gleichzeitig aber auch den Pfarrer holen. Dieser kam und besprengte den unliebsamen Hausgast mit Weihwasser und machte über ihn das Kreuzeszeichen. Da auf einmal stand das Weib, welches man als die Berchtel erkannt hatte, murrend auf und warf einen eisernen Handschuh zu Boden. Nun sah man, daß sie an den Fingern Krallen trug. Murrend verließ sie die „Kuchl", der Bauer folgte ihr, um rasch hinter ihr die Türe zu verriegeln. Doch da er ihr zu nahe trat, verletzte sie ihn mit einem ihrer spitzigen Eisenschuhe am Fuße. Der Bauer, welcher die Wunde nicht sonderlich beachtete, verschmähte es, einen Arzt zu holen und erlag ihr in wenigen Tagen.

Der eiserne Handschuh, den die Berchtel weggeworfen hatte, soll noch jetzt in dem Hause, wo es von jenem Tage an „beim Perchtelbauer" hieß, aufbewahrt sein. Hinterher erklärte man sich das Erscheinen der Berchtel damit, daß man vergessen hatte, drei Kreuze auf die Türe zu zeichnen.

113. Die Pechtra und der Hund.

Ein Handwerksbursche im Rosental schritt, von einem Hündchen begleitet, am Perchtenabend über eine Brücke. Da hörte er die Pechtra unten im Bache waschen und fing an sie zu verspotten, da er wußte, daß sie ihm in Gesellschaft des Hundes nichts anhaben konnte. Denn dieser besaß oberhalb der Augen zwei lichte Punkte, und von einem solchen sagt der Volksmund: „Er hat vier Augen." Dieser Umstand schützte den Burschen vor der Pechtra. Sie lief ihm zwar nach, doch er flüchtete rasch in ein Haus und schloß die Tür. Draußen rief das Weib mit fürchterlicher Stimme: „Wenn du deinen Hund nicht bei dir gehabt hättest, würde ich dich zerrissen haben zu Staub und Asche."

114. Die Perchtel bestraft einen Frevler.

Im Mölltale ragt aus einer Bergkuppe ein mehrere hundert Meter hoher roter Fels von eigentümlicher Gestalt hervor. Tief im Graben liegt ein großes davon abgesprengtes Stück, sonst ist weit und breit kein solches Gestein zu finden.

Im Graben stand früher eine Mühle, deren Besitzer in Wohlstand lebte. Aber das Glück der bescheidenen Müllersleute wurde getrübt durch die Sorge um den übermütigen, ausgelassenen Sohn. Er war ein arger Spieler, fluchte, daß den Leuten Hören und Sehen verging, und kam nie zur Kirche. Nach dem Tode seiner Eltern trieb er es noch ärger und ward in der ganzen Gegend berüchtigt.

Da kam das Weihnachtsfest, darauf folgen die bekannten Zwölf Nächte mit ihrem Spuk. Am gefährlichsten ist die Dreikönigsnacht, da in dieser die Unholden am meisten ihr Unwesen treiben. Während nun die übrigen Bauern ihre Gehöfte räucherten und nach altem Brauch die heiligen Zeichen an die Türen malten, zündete der Frevler seines Nachbarn Spreuhaufen an mit der höhnischen Bemerkung, daß auch er „räuchern" wolle. Aber die Strafe folgte der Tat sogleich nach. Plötzlich flammte ein heller Blitz auf, in gelbem Scheine stand oben auf dem roten Felsen die Perchtel, furchtbar anzuschauen, in der Hand einen Blitz, um ihn auf den Spötter zu schleudern.

Da erfaßte ihn namenlose Angst, aber schnell gefaßt sprang er unter eine Haselstaude. Hier konnte sie ihm nichts anhaben, da unter einem solchen Strauche Maria mit dem Kinde auf der Flucht nach Ägypten gerastet. Doch drohend erhob sie die Hand und schon stürzte mit Krachen ein Felsstück auf die Mühle nieder und zermalmte sie. Noch einmal sah er die feurige Erscheinung auf dem Felsen, dann war sie verschwunden.

Mit einem Aufschrei stürzte der Bursche nun davon und eilte in wilder Hast trotz Schneetreiben und Windsgeheul den Berg hinan, bis er schweißtriefend und atemlos den höchstgelegenen Bauernhof erreichte. Dort wurde ihm auf sein Klopfen geöffnet, aber die Leute erschraken vor seinem verstörten Gesicht. Die Bäuerin hatte eben das heilige Feuer hergerichtet — da plötzlich ein Krach, ein furchtbarer Donnerschlag; ein gelber Schein um-

flammt das Haus, Schwefelgeruch erfüllt das Zimmer. Einen Augenblick lang steht Frau Perchtel vor der Tür, dann ist die Gestalt verschwunden.

Nachdem sich der Dampf verzogen hat, liegt der Bursche blutüberströmt am Boden, das Gesicht zum Nacken gekehrt. Der Ofen ist entzwei gespalten und die Bank, worauf er gesessen, zersplittert. Den übrigen Hausbewohnern ist nichts geschehen. So hat die Perchtel den Frevler bestraft.

115. Die Bechtrna.

Im Loibltale ging ein paar Tage vor Dreikönig ein Bursche zu seiner Liebsten. (Im Volksmunde besteht dafür der Ausdruck „prent'l'n.) Auf dem Wege dahin begegnete ihm die Pechtrna und hieb ihm „a Brax'n" (eine Axt) in die Schulter. Sie blieb darin stecken, so daß er sie mit größter Anstrengung nicht herausbrachte. Da begab er sich zum Pfarrer, der in solchen Dingen immer Rat wußte. Dieser sagte ihm, daß er übers Jahr am selben Tage sich an demselben Platze einfinden müsse, um von seinem Übel befreit zu werden.

Der Bursche befolgte den Rat. Im folgenden Jahre kam die Pechtrna und sprach: „Voriges Jahr stand hier ein Står (Baumstrunk), in welchen ich meine Hacke schlug. Diese muß ich heuer wieder mitnehmen." Sprachs und zog die Axt heraus.

In Zell geht am Dreikönigsabende („v pernahtah") kein Bursche zu seiner Geliebten, weil er sich vor Schaden durch die Pechtrna fürchtet. Diese wird heute noch um jene Zeit gesehen. Einmal kamen drei Pechtrne, mit weißen Kitteln angetan. Die erste trug einen langen, die zwei anderen einen immer kürzeren. Sie wurden in den Häusern mit Schnaps bewirtet.

Vor 90 Jahren soll ein Knecht des Jahouz der Pechtrna begegnet sein. Sie stach ihn mit einem Dorn ins Auge, er wurde nicht mehr gesund.

116. Pechtra-Quatemberca.

In eigentümlicher Auffassung erscheint die Pechtra als Quatemberca bei den Slowenen im Rosental. Als solche sieht sie besonders darauf, daß zu den Quatembern rechtzeitig die Arbeit eingestellt wird. Namentlich soll der Quatemberfreitag durch frühzeitiges Beenden der Tagesarbeit geheiligt werden. Unter den Quatembern ist es wieder die Winterquatemberzeit, die wegen der Nähe des Weihnachtsfestes einen Vorrang einnimmt.

Da war zu Feistritz in der Nähe des großen Pfarrdorfes St. Jakob eine Bäuerin, die einst am Freitag des Winterquatembers, ohne daran zu denken, eine bedeutende Menge von Strähnen aussieden und schwemmen wollte. „Und wenn es bis Mitternacht dauert," rief sie, „fertig muß es werden." Da kam auf einmal ein Weib ins Haus und bot sich ihr zur Hilfe an. Kaum hatte die Fremde sich an die Arbeit gemacht, so ging diese noch einmal so gut vonstatten. Nun verlangte sie unter anderm ein „Sechtschaff" (Waschwanne), um alle Strähne nochmals durchzubrühen. Da die Bäuerin selbst kein solches besaß, eilte sie zur Nachbarin und bat sie, ihr eines zu leihen. Diese ließ sich alles erzählen, machte dann die Bäuerin darauf aufmerksam,

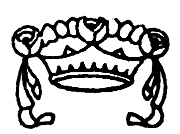
daß heute Quatemberfreitag vor Weihnachten sei, warnte sie eindringlich vor ihrer Gehilfin, die gewiß keine andere sei als die Quatemberca, und bewog sie schließlich, nicht mehr nach Hause zu gehen, sondern bei ihr zu bleiben und zu beten.

Es mochte Mitternacht sein, da pochte es am Fenster und eine der Bäurin wohlbekannte Stimme rief: „Dein Glück, daß du nicht mehr nach Hause gekommen bist; hast du vergessen, daß es Winterquatember ist? Zuerst hätte ich die Strähne, dann aber dich gebrüht und ausgesotten."

117. Der Umzug der Perchtra.

In der Perchtelnacht, sagt man im Lavanttale, sei Frau Percht die Anführerin des „wilden G'joads", welches in derselben Nacht dreimal die Welt umziehen muß. Wie das kam, erzählt eine Mölltaler Sage.

Der grausame König Herodes soll eine Tochter gehabt haben, welche sich durch blendende Schönheit auszeichnete und eine vorzügliche Tänzerin war. An einer Tafel, welche der König seinem Hofstaate gab, mußte Perchtra, so hieß des Herodes Tochter, tanzen, was sie gerne tat, weil sie dafür Ehre und Lob einerntete. Durch diese Auszeichnungen übermütig gemacht, soll sie aus Fürwitz zur Winterszeit auf einen übereisten See gegangen sein und dort getanzt haben. Doch, o Schreck, was geschah da! Das Eis brach und Perchtra ertrank. Tanzend kam sie in die Hölle und nun muß sie zur Strafe in jeder Perchtelnacht die Welt tanzend umkreisen.



VIII. Schlafende Helden. Totenseelen im Berg.

118. Das „Freimannsloch" in der Stangalpe.

Am Südabhange des Stangnocks, eines Berges, der im Süden dem Königsstuhl vorgelagert ist, breitet sich die Stangalm aus. Hier kann der vom Schicksal Begnadete in der Walpurgisnacht das Freimannsloch finden und den unermeßlichen Schatz heben, welcher von einem weitbekannten Unhold, dem Freimanne, bewacht wird. Wer es recht anzustellen weiß und die nötige Vorsicht übt, kehrt mit Reichtümern beladen ans Tageslicht zurück. Wie all das Gold in jenen Berg gelangte, berichten folgende Sagen.

1. Zur Zeit, als das liebliche Gmündtal noch von einem großen See bedeckt war, standen tief im Kremstale zahlreiche Eisenwerke. Eifrig grub man nach dem Erz, woraus man Eisen schmolz, das wieder zu Stahl gehärtet wurde. Ebenso eifrig waren die Werksherren bemüht, das unedle Metall für edles einzutauschen. Tag für Tag rollten ganze Reihen von Fuhrwerken hinaus in alle Welt und kamen nach langem goldbeladen zurück. Einmal schickte der Verweser acht Fuhrwagen auf einmal nach dem Orient und erhoffte davon besonderen Gewinn. Denn für Stahl wurde dort Gold, für Eisen Silber in gleichem Gewichte gegeben. Mit so viel Geld beladen, kamen die Wagen in der bestimmten Zeit zurück.

Als aber zur Zeit eines großen Krieges die Unsicherheit im Lande von Tag zu Tage stieg, begab sich der Verweser, vom Freimanne (Henker) des Ortes begleitet, auf die Stangalm und ließ geldbeladene Karren, welche mit Ochsen bespannt waren, zur Höhe ziehen. In einem tiefen, finsteren Loche verbarg er die unermeßlichen Schätze und führte, das Ende des Krieges abwartend, mit dem Freimanne ein eintöniges Leben auf der Alm. Diesen erfaßte allmählich die Begierde nach dem Schatze, und eines Tages hieb er dem Verweser mit seinem Schwerte den Kopf ab und war nun alleiniger Herr des Geldes. Aus Angst, daß es ihm gestohlen werde, konnte er sich nicht mehr davon trennen und blieb auf dem Berge, bis er starb. Auch nach seinem Ableben hütet er als böser Geist die Grube, davon heißt sie das Freimannsloch. Feindlich zeigt er sich jedem, der dem Schatze naht, nichts gönnt er davon dem Menschen. Nur wer die Beschwörungsformel kennt, dem muß er weichen. Doch diese allein genügt noch nicht; der Schatzsucher muß vorerst den Totenkopf des Verwesers finden, welcher in der Nähe der Grube liegen soll, und mit dem rechten Fuße daran stoßen, daß er den Berg hinabkollert. Daneben liegt ein beinerner Ring. Durch diesen erblickt er wie in einem klaren Spiegel den ganzen Schatz, der ihm nun offen steht. In der Grube sitzt der Freimann, mit Namen Karolus, an einem Tische. Er ist mit einem roten Mantel angetan und hält ein feuerfunkelndes Schwert in der Hand, mit dem er alle Eindringlinge abschreckt. Denn neben ihm liegen sieben große Haufen Geld: drei aus gemünztem Silber, vier aus gemünztem Golde bestehend. Zu beiden Seiten liegen und hängen armdicke Zapfen Gold und Silber. Wer es sich getraut, kann davon nehmen, soviel er zu tragen vermag. Will er auch gemünztes Gold und Silber haben, so muß er ganz zum Freimanne hingehen, ohne daß ihm dieser ein Härlein krümmt; nur darf er beim Verlassen der Höhle nicht rückwärts blicken. Doch wehe, wenn er die rechte Beschwörungs-

formel vergessen hat! Da steht der Freimann in furchtbarer Schreckensgestalt vor ihm und aus ist's mit dem verwegenen Menschen.

2. Bei Leoben im Liesertale zweigt ein Weg, der nur im Sommer für den Viehtrieb verwendet wird, zum Leobenbache ab und führt weit hinein in das Nockgebiet. Immer ostwärts wandernd, gelangt man nach fünf Wegstunden an eine Stelle, wo ein Steig linkshin zur Stangalm abbiegt. Nach wenigen Schritten findet man hart am Wegesrande einen großen grauen Stein, der vor alters geradeauf gestanden haben soll und die Inschrift trägt: „Kehr mich um." Schon manchem Goldsucher soll es gelungen sein, diesen rätselhaften Stein umzuwälzen, worauf er auf der Kehrseite den nämlichen Spruch fand und so klug war wie zuvor. Linker Hand davon — so berichtet der „gerechte Wegweiser zu der sogenannten Freimannsgrueben" — führt ein unscheinbares Weglein oder Viehtrieb auf die Alm und schnurgerade zur Freimannsgrube. Vor dieser liegt ein Totenkopf, rechts neben ihm ein Knochenring. Hält man diesen vors Auge und blickt dadurch hundert Stunden nach Neumond auf die gegenüberliegende Felswand, so sieht man den Eingang zur Freimannshöhle und alle Schätze offen liegen. Vor alten Zeiten stand an der Stelle ein vom Blitze gestreifter Zirbenbaum; nur der Stamm ragte noch empor, und ein verkohlter Ast zeigte wie ein Finger auf das berüchtigte Felsloch. Wer dort einzutreten wagt, gelangt durch einen engen Gang, in welchem er sich nur mit Mühe weiterzwängen kann, in eine geräumige Höhle. Hier sitzt an einem steinernen Tische, in einen purpurroten Mantel gehüllt, der Freimann und bewacht, mit einem blanken Schwerte in der Hand, seine ungeheuren Schätze, die aus Kupfer, Silber und Gold bestehen und um den Tisch her aufgehäuft sind. Schwer soll es sein, allein mit heiler Haut aus der Höhle zu entkommen; doch ebenso schwer, in Begleitung auch nur einen kleinen Teil des Schatzes zu erhalten, denn dann sieht jeder, wie der Freimann seinem Begleiter den Kopf abhaut, und entflieht mit leeren Händen, um gleichem Schicksale zu entgehen. Ein zweites Mal aber ist noch keiner in die Höhle gelangt.

Geht man am Freimanne vorüber, so tut sich abermals ein enger, finsterer Gang auf, der sich nach geraumer Zeit zu einer Höhle erweitert. Hier liegt ein unheimlicher unterirdischer See. Von der Decke über dem Wasserspiegel hängen große Zapfen Karfunkel und erfüllen den weiten Raum mit zauberhaftem Lichte. Doch gelingt es keinem Menschen, einen solchen Karfunkel zu gewinnen, da sie mit freier Hand nicht erreichbar sind, andere Hilfsmittel aber hier nicht zu Gebote stehen.

Der Freimann war zu Lebzeiten ein mächtiger Freigraf, der während eines großen Krieges vertrieben wurde und in dieser Höhle seine Schätze verbarg. Da er schon im Leben gegen seine Untertanen hartherzig und grausam verfuhr und auch nach seinem Tode niemand den Reichtum gönnte, ist er selbst als dessen Hüter in diese Höhle verbannt worden und muß da weilen, bis alle seine Schätze verschleppt sind.

In früheren Jahren trafen etliche Tage vor der Walpurgisnacht viele Leute aus den benachbarten Ländern, namentlich Bewohner der Poebene, im Metnitztale ein und ließen sich von Einheimischen auf den Königsstuhl führen, wo sie den Weg zur Stangalpe und dadurch den Zugang zu den

Schätzen der Freimannsgrube zu finden hofften. Viele davon, so berichten die Metnitztaler, sollen schon auf dem Wege dahin elend im Schnee umgekommen sein. Andere trafen gewöhnlich zur Zeit der Sommersonnenwende in dem „verborgenen Tale" ein und verbrachten dort unter freiem Himmel bei einem tüchtigen Reisigfeuer, um die „goldene Stunde" nicht zu versäumen, die Nacht. Bei dem leisesten Geräusche, das sie vernahmen, riefen sie aus: „Bist du der gute Geist Karolus?"

3. Nach einer anderen Sage befindet sich das Freimannsloch ungefähr zwei Gehstunden südwestlich vom Dorfe Turrach in der Kotalpe, welche zwar an Kärnten und Salzburg grenzt, aber noch in Steiermark gelegen ist. In einer hohen Felswand dieses Berges, die „Walische Kraxen" genannt, dehnt sich eine Höhle, wohin der Sage nach ein Graf Lodron aus Furcht vor einem bevorstehenden Kriege seine Schätze schaffen ließ. Der Graf übergab sämtliche Kleinode, die er besaß, nebst ungeheuren Geldsummen, seinem Hirten Karl in der Kotalpe und beauftragte ihn, für die Sicherheit des Schatzes Sorge zu tragen. Kein andrer wurde dabei ins Vertrauen gezogen. Die kriegerische Horde, so erzählt die Sage weiter, drang bis Gmünd im Liesertale vor, wo Graf Lodron seinen Wohnsitz hatte und woselbst er an der Spitze der Verteidiger des Ortes seinen Tod fand.

In dieser Zeit fiel es einem Nachbarhirten auf, daß Karl sich lange nicht mehr in der Kotalpe hatte sehen lassen. Er hielt Nachschau und fand Karl als Leiche in seiner Hütte. So war der einzige Mensch, welcher außer dem toten Grafen das Versteck des Schatzes kannte, eines jähen Todes gestorben und keine lebende Seele wußte, wo all das kostbare Gut lag. Der Hirte trug seinen toten Freund nach Kremsbrücke, wo er ihn begraben ließ, und versah nachher auch des Dahingeschiedenen Dienst.

Um besser Ausschau halten zu können, stieg er eines Tages auf den vorspringenden Fels, die „Walische Kraxn", und fand dort von ungefähr die Schatzhöhle, drang ein und sah den verborgenen Reichtum. Doch war es ihm dabei unheimlich zumute, und als er sich einige Taschen mit Geld füllen wollte und eben danach langte, sah er Karls Geist neben sich stehen, der ihm mit erhobener Hand drohte. Entsetzt lief er von dannen und erzählte ringsum die Schauermäre. Von dieser Zeit an zogen Leute aus aller Herren Ländern, besonders aus Steiermark und Kärnten aus, um den Schatz zu heben. Doch ihre Mühe blieb ohne Erfolg, denn selbst die Höhle mag mittlerweile verfallen sein und ist nicht mehr zu finden.

4. Einst starb ein Geizhals, der zeitlebens weder sich noch seinen Nebenmenschen etwas Gutes gegönnt und jede Bitte um Almosen hart zurückgewiesen hatte. So starb er denn steinreich, umgeben von geldgefüllten Truhen. Dieser Geiz sollte seiner armen Seele übel bekommen. In einer finsteren Höhle der Stangalm muß sie als ruheloser Geist den fluchbeladenen Schatz hüten und harrt noch heute der Erlösung; denn diese ward, um den Geizhals zu strafen, den Menschen recht schwer gemacht. Nicht eher schlägt ihm das ersehnte Stündlein der Ruhe, als bis auch nicht mehr die geringste Spur des Schatzes in der Höhle zu finden ist. Alle hundert Stunden öffnet sich für wenige Minuten das sonst verborgene Tor, welches ins Innere der Höhle führt. Dies ist die Zeit, das Wagnis auszuführen. Ein fürchterlicher

Anblick bietet sich dem Eintretenden dar. Giftiges Gewürm stürzt ihm zischend entgegen, und greuliche Ungeheuer wälzen sich vor ihm auf dem Boden, das Maul wie zum Fraße aufsperrend. Aber das zauberkräftige Gebet vermag sie in Zaum zu halten. Wer jedoch ängstlich zurückschreckt und dabei die Zeit versäumt, so daß er bei seiner Rückkehr das Tor schon verschlossen findet, ist rettungslos verloren. Bei ungeheuren Haufen Goldes sitzt der Geist des Geizhalses. Von dem Schatze mag jeder nehmen, soviel er nur kann, je mehr, desto besser für ihn und den Geist. Aber er hüte sich ja, nachdem er die Schwelle bereits übertreten, neugierig hinter sich zu schauen, damit er nicht in die Höhle zurückgebannt werde und das Schicksal der wilden Tiere teilen muß, welche die Geister solch neugieriger Wagehälse sind und nicht eher als der Geist des Hüters selber erlöst werden. Wem es aber gelingt, glücklich aus dem Bereiche des Zauberbannes zu entkommen, der mag goldbeladen als reicher Mann heimkehren, wie es sich auch wirklich einst mit einem Italiener zutrug, der, durch die Berge wandernd, durch einen Alpenhirten davon erfuhr und das Wagnis bestand. Aber schrecklich war seine Kunde von jenem Abenteuer, und es gelüstete ihn nicht, es ein zweites Mal zu bestehen.

5. Einst begaben sich mehrere Leute aus Kaning auf den Weg zur Stangalm, um den Schatz, der da verborgen sein soll, zu heben. Unter ihnen befanden sich auch zwei alte Weiber, die abseits von den anderen ihre Nachforschungen anstellten. Nachdem sie schon mehrere Stunden vergeblich gesucht hatten und ihre Hoffnung bereits zu schwinden begann, wurden sie auf eine auffallend gefärbte Rasenstelle aufmerksam. Bei näherer Untersuchung des Bodens entdeckten sie unter dem dürren Rasen eine eiserne Platte, die sie nun mit großer Mühe zur Seite wälzten. Da starrte ihnen ein finsterer Gang entgegen, dem sie in die Tiefe folgten. Nach kurzem, aber beschwerlichem Weitersteigen erweiterte sich der Gang zu einem halbbeleuchteten Vorsaale, von dem eine prächtige Pforte noch weiter nach innen führte. Doch davor lagen zwei mächtige Löwen, die an einer Marmorsäule angekettet waren. Anfangs schraken die beiden Weiber zusammen, doch der Gedanke an das Geld gab ihnen den Mut bald wieder. Sie überlegten nun, wie sie die Pforte mit heiler Haut betreten könnten. Nach längerem Sinnen und Raten kamen sie zu folgendem Entschlusse: eine von ihnen nahm den Speck, den sie als Wegzehrung mitgenommen hatte, und legte ihn vor die beiden Bestien. Sofort erwachten diese aus ihrem Schlafe und stürmten, sich gegenseitig drängend, auf den willkommenen Leckerbissen los. Diesen Augenblick benutzten die Weiber, um durch die Pforte zu flüchten. Nun befanden sie sich in einem weiten Saale, von dessen Pracht sie anfangs ganz betäubt waren. Doch ihre Aufmerksamkeit richtete sich bald auf den ungeheuren Schatz, der hier aufgehäuft lag. Mit der Frische eines Mädchens und der Kraft eines Jünglings fielen die beiden Weiber über das Gold her und füllten begierig ihre Taschen. Als sie sich gesättigt hatten und den Saal wieder verlassen wollten, trat ihnen ein alter Mann mit grauem Barte und der Würde eines Königs in den Weg und sprach folgende Worte: „All die Schätze, die ihr bei euch habt und die auch imstande sind, euch für immer glücklich zu machen, sollen euer Eigentum sein, wenn ihr mir versprecht, euch auf dem

Rückwege nicht umzusehen." Mit Freuden leisteten die Weiber das gewünschte Versprechen und verließen wohlgemut den Saal. Doch kaum befanden sie sich wieder am Tageslichte, so wurden beide von der Begierde, noch mehr Geld zu gewinnen, so stark ergriffen, daß sie es nicht unterlassen konnten, nach dem geheimnisvollen Eingange des Saales umzusehen. In demselben Augenblicke aber verschwand das Geld aus ihren Taschen, ein furchtbarer Donner durchbebte die Luft, und die beiden Weiber stürzten erblindet zu Boden. Seither aber konnte der Eingang zu dem Schatze nicht wieder entdeckt werden.

6. Mit einem Kinde auf dem Arm, wanderte einst eine arme „Dirn" (Magd) aus der Reichenau über die Winkelalm und den Rinsennock nach der Stangalm. Schon hatte sie einen langen Weg zurückgelegt, als sie von ungefähr am Eingang einer Grube stand. Ohne zu zaudern, stieg sie in den finsteren Gang und gewahrte hier Gold in Hülle und Fülle, daß ihr das Herz im Leibe lachte; nun sollte ihre Not ein Ende haben. Sie raffte davon zusammen, soviel sie nebst dem Kinde tragen konnte und eilte freudeerfüllt dem Ausgange zu, wo sie sich noch einmal zurückwandte. Jetzt aber flammte es auf, der Freimann erschien ihr in seiner schrecklichsten Gestalt. Vor Angst sanken der jungen Mutter die Hände herab, das ganze Gold fiel zu Boden und ach! auch das Kindlein entglitt ihr, denn der Schrecken hatte ihr fast die Sinne geraubt. Kaum war sie der finsteren Grube entflohen, als sie des Unglücks völlig inne ward und entsetzt zurückeilen wollte, um ihr geliebtes Kind zu retten. Doch spurlos war der Eingang verschwunden. Weinend und jammernd eilte sie in die Heimat, teilte dem Ortspfarrer ihren mütterlichen Kummer mit und bat ihn flehentlich um Hilfe. Dieser aber gab ihr den Bescheid, im nächsten Jahre genau zur selben Zeit sich auf der Stangalm einzufinden, dort werde sich der Eingang zur Grube wieder zeigen und sie ihr Kind retten können.

Gefaßt wartete die Mutter die Zeit ab, und richtig! sie fand zum zweiten Male das Freimannsloch und auch ihr Kind. Sein Antlitz war zwar bleich und abgezehrt, doch es lebte noch und wühlte spielend im Golde. Der Schätze nicht achtend, rannte die Mutter auf es zu und trug es in überschwänglicher Freude hinaus. Als es sich nach einiger Zeit wieder an das Leben auf der Erde gewöhnt hatte, lebte es vollends gesund bis zu seinem Tode.

119. Der Kärntner Untersberg.

Zwischen den Ortschaften Kleblach und Lengholz im oberen Drautale erstreckt sich in der Länge von zwei Kilometern längs der Reichsstraße ein Waldhügel gegen die Kreuzeckgruppe zu. Auf seinem Rücken liegen in stiller Einsamkeit mehrere Bauerngehöfte, deren größtes den Hausnamen „Hies" trägt. Wenn man diesen Hügel längs seines Sattels überschreitet, kommt man auf mehrere ebene Tratten, wo der Erdboden unter den Füßen mit hohlem, dumpfem Tone widerklingt. Abergläubische meinen, das komme von großen unterirdischen Höhlen im Innern des Berges. Der ganze Waldhügel führt den Namen Kams.

Die Sage erzählt, daß in einer der großen Höhlen ein Teil der Kriegsvölker Barbarossas verborgen schlafe, da — wie es heißt — seine Heeres-

macht sich in drei Bergen aufhalten soll. Vor Jahren ging der erwachsene Sohn des Seifensieders von Blaßnig in der Heiligen Nacht aus der Christmette von der alten Kirche zu Lind allein nach Hause. Als er die Hochfläche betrat, sah er, wie dort eben Kriegsvölker in großer Zahl aufmarschierten; die blanken Waffen erglänzten im Mondenlichte, deutlich vernahm sein Ohr die Klänge der Kriegsmusik. Überrascht von der seltsamen Erscheinung eilte er geradewegs zur Koflerhütte und weckte seinen Kameraden, den Koflersohn. Beide betrachteten nun das wunderbare Schauspiel, bis die ganze Kriegerschar mit klingendem Spiele abzog und im Schatten des Waldes verschwand. Ihre Wahrnehmungen, die sie am andern Tage den Nachbarn erzählten, bestätigten auch diese, darunter der Schieferbauer, welcher die Erscheinung gleichfalls gesehen und die Musik gehört hatte.

Ein Weinhändler, der mit seinem schwerbeladenen Fuhrwerke die Straße daherkam, sah sich mitten im Walde plötzlich einem Felsentor gegenüber. Weit öffneten sich die Torflügel und heraus trat ein Mann in blanker Waffenrüstung und forderte den Fuhrmann auf, in den Berg hinein zu fahren; man würde ihm dort seinen Wein abkaufen. Er lenkte nun sein Gespann durch den Torweg in den Berg und gelangte in eine geräumige Halle, wo der Wein von schmucken Knappen abgeladen wurde. Hierauf erhielt er von dem Gewappneten ungezählt mehrere Hand voll Silbermünzen, so viel, daß der Wein mehr als bezahlt war. Mit frohem Mute ließ er das Fuhrwerk kehren und fuhr an den Tag zurück. Als er nach einiger Zeit wieder in jenen Wald kam und abermals ein gutes Geschäft zu machen hoffte, fand er das Tor nicht mehr, obwohl er glaubte, es sich gut gemerkt zu haben. Bis heute hat es auch niemand mehr gefunden.

Vor alten Zeiten gelangte die Hiesbäuerin von Blaßnig in denselben Berg, als sie eines Sonntags früh die Kühe auf die Weide trieb. Ein kleines Männlein tauchte vor ihr auf und winkte ihr, durch ein hohes Tor einzutreten. Und sieh da! in einer geräumigen Halle gewahrte sie einen alten Mann, der an einem steinernen Tische saß und schlief. Sein langer Bart umzog den Tisch. Schlafende Krieger lagen rings auf dem Boden und kleine, wunderlich gekleidete Männlein eilten geschäftig durch die Säulengänge, welche in endlose Fernen zu führen schienen. Die Bäuerin betrachtete neugierig all die Wunder und kurz dünkte sie der Aufenthalt im Berge. Ins Freie zurückgelangt, fand sie aber ihre Kühe nicht mehr auf der Weide. Sorgenvoll eilte sie heimwärts. Da begegneten ihr lauter unbekannte Leute mit fremden Gesichtern, und keiner schien sie zu kennen. Nur ein alter Knecht im Dorfe, der „braune Riepl“ genannt, erinnerte sich, daß vor vielen Jahren die Hiesbäuerin im Kamstale verschwunden sei. Diese stand nun vor ihm. Ein ganzes Menschenalter war während ihres Aufenthaltes im Berge vergangen. — Bald war ihr Erlebnis im ganzen Tale bekannt. Der greise Schläfer, den sie im Berge gesehen, soll niemand anderer gewesen sein als Kaiser Rotbart, weshalb der Hügel wohl mit Recht vom Volke auch Kärntner Untersberg genannt wird. — Das Weib überlebte diesen Vorfall nur mehr kurze Zeit.

Nach einer andern oberkärntischen Sage zieht sich der Untersberg von Salzburg bis Villach weitum in die Runde. In ihm sitzt Kaiser Friedrich

mit seinen Untertanen, sie alle schlafen und harren der Erlösung. Aber auch gewöhnliche Erdenkinder kommen zeitweilig in dieses Reich.

Ein Fuhrmann kam mit einer Ladung Wein die Straße daher, als ihm ein Untersberger in den Weg trat und den Wein begehrte — gegen reichliche Bezahlung, wie er versicherte. Der Fuhrmann war's zufrieden und brachte den Wein nach der verlangten Stelle. Da stand mitten im Walde ein schönes Marmortor mit der goldenen Aufschrift: Untersberg. Eine prachtvolle Straße führte in den Berg hinein, das Tor war aber „verblendet", d. h. nicht für jeden sichtbar. So ging der Mann fürbaß, der Untersberger an seiner Seite neben dem Wagen, und sie gelangten zum schlafenden Kaiser Friedrich; sein Bart langte bereits zweiundeinhalbes Mal um den steinernen Tisch, an dem er saß. Auf die Frage des Fuhrmannes, wann er denn erwachen werde, erwiderte der Untersberger: „Wenn der letzte Glaubenskrieg kommt. Wir haben den ersten siegreich und gottgefällig überstanden und müssen hier bleiben bis zum letzten." Dann machten sie die Runde durch den Berg, an den Rändern der Straße lagen überall schlafende Mannen in voller Waffenrüstung. Da zog der Weinhändler einem das Schwert zur Hälfte aus dem Gehänge, worauf der Krieger erwachte und rief: „Ist's Zeit?" „Nein!" sagte der Untersberger und stieß das Schwert zurück, dann wandte er sich tadelnd gegen den Mann: „Mensch, laß die Schwerter unberührt, sonst geht es los!" Der Krieger aber fiel zurück und schlief weiter. Als der Fuhrmann endlich wieder herauskam, waren sieben Jahre der irdischen Zeit verstrichen.

Zwölf Tore führen in den Untersberg, sie sind verteilt im Umkreis; eines davon soll in der Nähe von Villach zu finden sein.

Auf ähnliche Weise wurde einst ein Bäcker in den Berg geführt und mußte dort sein ganzes Brot lassen. Denn die Untersberger scheinen, wie der alte Gewährsmann erzählt, arg zu hungern und begehren lechzend den Wein der Oberwelt.

Ein andermal ging ein armer Keuschler, verheiratet und gesegnet mit einer Schar Kinder, des Abends in den Wald, da redete ihn ein Männlein an: „Mögst nit Kegel aufsetzen heint, Bauer? Lohn kriagst an guat'n!" Der Mann zögerte nicht, zumal er für die Seinen schon lange klügelte und sparte, denn er wollte sich ein neues Häuslein bauen. Sie kamen in den Untersberg. Kräftig gebaute Männer mit fremden Gesichtern standen versammelt auf einer Kegelbahn und harrten des Aufsetzers. „Da bring' ich einen," rief das Männlein; „recht ist's," scholl es entgegen und das Spiel begann. Der Keuschler aber konnte sich nicht satt sehen an den goldenen Kegeln und blinkenden Silberkugeln, mit denen geschoben wurde.

Lange dauerte das Spiel. Man brachte dem Aufsetzer zu essen — ja schon wundergute Speisen, sagte er nachmals — und dann kegelten sie noch eine Weile, bis es aus war. Jetzt sollte der Aufsetzer belohnt werden. „Wenn ich einen Kegel haben könnt'," sprach er kleinlaut. „Kegel?" wiederholten die Herren. „Ach, gebet ihm einen, werd' wohl wieder einen drechseln," rief der Zwerg. Nun, so durfte er einen nehmen, und der Bauer wählte den „König", den größten Goldkegel, und ging beglückt davon, sein neues Haus und das Glück der Seinen schon im vorhinein genießend. Endlich trat er

aus dem Berg und trottete durch Wald und Feld weiter. Doch da er von der Arbeit und dem langen Wege müde war, legte er sich schlafen. Als er erwachte, trieb es ihn mit noch stärkerer Gewalt zu den Seinen.

Mit Freuden empfingen ihn Weib und Kinder, jetzt nach siebenjähriger Trennung. Doch als er den Kegel zeigen wollte, der beweisen sollte, wo er so lange geweilt, entdeckte er, daß er ihn an der Ruhestätte vergessen hatte und eilte hastend zurück und fand ihn noch dort. Nun erst herrschte unbeschreibliche Freude, welche noch größer wurde, als er aus dem Munde der Seinen vernahm: „Wir haben ein neues Häuslein, ein liebes." Sein Staunen wuchs, da sie erzählten, ein Männlein sei gekommen und habe die Mutter beschwichtigt, sie brauche sich um ihren Mann nicht zu sorgen, er sei im Untersberg und komme bald zurück. Das Männlein habe ihnen auch Geld gegeben, damit sie unterdes ein neues Häuslein bauen lassen konnten. So ward die arme Keuschlersfamilie durch die Untersberger beglückt.

120. Die Kaiserburg auf dem Wöllanernock.

„Nur wenige Menschen" — so erzählte ein 75 jähriger Hirte aus der Nockgegend, — „wissen noch vom Schatze der Kaiserburg. Er kommt ins Vergessen, weil er nach der Sage nur alle hundert Jahre gehoben werden kann. Alte Völker haben ihn auf dem Wöllanernock vergraben und in der Johannisnacht jedes hundertsten Jahres öffnet sich der Felsengang, der zum Schatze führt. Davor steht aber dann ein „Wehrmann" mit flammendem Schwerte; wer sich vor ihm nicht fürchtet, gelangt unbeschädigt zu dem Golde, welches nun sein eigen wird. Freilich wurde einst ein junger Bursche, der dort sein Glück versuchen wollte, tot zwischen den Felsblöcken der ‚Kaiserburg' aufgefunden." Der Alte schloß seine Erzählung mit dem Bemerken, es müßte bald wieder die Zeit zur Hebung des Schatzes kommen, denn zu Großvaters Zeiten seien es hundert Jahre gewesen.

Auch im Rosennock, der in den Kaninger Alpen liegt, soll ein Kaiser mit einem großen Heere schlafen. Der Berg ist hohl und birgt einen großen Saal, dessen Decke von vier mächtigen Goldsäulen getragen wird.

121. Barbarossa in der Saualpe.

Auf dem Kamm der Saualpe heißt eine Örtlichkeit Lärmstange, so genannt wegen der Töne, welche der Wind erzeugt, wenn er durch die dort aufgestellten Stangen fährt. Östlich davon, auf der Lavanttaler Seite, liegen drei Meeraugen. Von diesen erzählt das Volk, daß in ihrer Tiefe sich ein Reich ausdehne, in welches nur hervorragende Helden nach ihrem Tode gelangen können. Beherrscht wird es von Kaiser Rotbart. Er sitzt an einem steinernen Tische und seine Tapferen um ihn. Dem schlafenden Kaiser zur Seite steht der Trompeter, des Winkes gewärtig, wann er sein Horn ertönen lassen soll, allen zum Zeichen, daß sie sich erheben. Der Bart des Helden ist durch den Tisch gewachsen, und wenn er diesen dreifach umzogen hat, wird die Zeit des Erwachens da sein. Dann wird die derzeit schlafende Trompete ertönen, neue Völker werden auferstehen, die kleinen Seen überfließen und das Tal überschwemmen. Nach dem Ablaufen des Wassers soll ein

Krieg entbrennen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat. Allen voran, das Schwert in der Rechten schwingend, wird Rotbart reiten und seine Getreuen zum Kampfe führen. Sein Schwert wird die Reihen der Feinde niedermähen wie die Sense des Todes. Schließlich wird er Sieger bleiben und das neu entstandene Zukunftsreich beherrschen. So geht die Sage in der Umgebung von Eberstein.

122. Barbarossa im Krappfeld.

Beim „Kreuz“ ob St. Martin im Krappfeld und beim „Bühel“ bei Zwischenwässern soll Friedrich Rotbart mit seinen Reisigen hausen. Man hört hie und da Trommelschlag und sieht an gewissen Abenden des Jahres die Krieger zur Gurk ziehen und dort ihre Rosse tränken. Ferner heißt es, daß im Krappfelde noch viel Blut fließen und die Meiselberger Mühle von einem Blutbache getrieben werden soll.

123. Der Feldherr im Möselofen.

Am Fuße des Möselberges gegenüber der Bahnstation Mösel erhebt sich eine langgestreckte, teilweise bewaldete Höhe, der „Möselofen“, die an einzelnen Stellen kahle Felsenmauern aufweist. Man erzählt, daß einst ein beim Möselofen beschäftigter Arbeiter in diesem ein dem Ticktack einer Wanduhr ähnliches Geräusch vernommen und auf dem Felsen einen geharnischten Ritter gesehen habe, der auf die Vorübergehenden mit einer Schußwaffe zielte.

Ein Binder ging einst Samstag abends beim Möselofen vorbei nach Cölling. Da begegnete ihm ein Männchen mit roter Kappe und sprach: „Geh ins Schloß binden; du trägst 12 Reifen und im Schlosse sind 12 Fässer zu binden.“ Der Binder weigerte sich anfänglich, dem Männlein zu folgen, indem er vorgab, daß am Feierabende keine Arbeit gestattet sei. Als jedoch das Männlein mit den Worten drohte: „Wenn du nicht gehst, so zerreiß' ich dich,“ folgte er ihm ohne weitere Widerrede. Nachdem die beiden in die Nähe der Burg gekommen waren, nahm das „Mandl“ von einer Haselnußstaude die Torschlüssel und sperrte das Burgtor auf. Der Binder war voll Verwunderung, als er bei seinem Eintritte den Schloßhof von Kriegern und Schimmeln bedeckt sah. In der Mitte des Kriegsvolkes saß ein Feldherr in einem Lehnstuhle und blätterte in einem Buche, das vor ihm auf einem steinernen Tische lag, um welchen sein langer weißer Bart schon zweimal gewachsen war. Nach der Weisung des Männleins, das ihn unablässig ermunterte: „Eile, eile, denn die Stunde ist bald vorbei,“ band er auf jedes Faß einen Reif, wofür ihm nach getaner Arbeit gestattet ward, aus einer Silbertruhe 12 Faustvoll Silber zu nehmen. Als er sich danach eben zum Fortgehen anschickte, stieß er unversehens an eine der Trommeln, die hinter dem graubärtigen Feldherrn aufgestellt waren; bei diesem Geräusch entstand unter den vorher regungslosen Gestalten allgemeine Unruhe und Bewegung, welcher der Schloßzwerg dadurch ein Ende bereitete, daß er dem „Oberherrn“ versicherte, der Trommelschlag sei durch bloße Unvorsichtigkeit des davoneilenden Binders erfolgt.

124. Die Römer im Jaukenberg.

Im Jaukenberg, der Grenze zwischen Gail- und Drautal, befindet sich ein jetzt aufgelassenes Quecksilberbergwerk. Ein junger Knappe, der dort in Arbeit stand, begab sich eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke heim. Unterwegs nahm er auf einem Baumstrunke kurze Rast. Plötzlich klopfte ihm jemand auf die Schulter; er fuhr empor und gewahrte nun einen Greis, angetan mit einem fremdartigen, faltigen Gewande, voll milden Ernstes im Antlitze. Dieser winkte ihm mit der Hand, und der Jüngling folgte ihm in einen finsteren Stollen. Bald befanden sie sich in einem taghell erleuchteten Saal des Berges, wo der Knappe zu seinem Erstaunen viele fremde Männer in gleich altertümlicher Tracht um einen großen Tisch sitzen sah. Sie winkten den Fremdling stumm zu sich heran, füllten ihm seine Taschen mit Goldstücken, und der Führer reichte ihm zum Abschied einen Becher feurigen Weins. Obwohl der Jüngling die Sprache, in der die Männer ihn nun freundlich anredeten, nicht verstand, glaubte er doch dieselbe zu erkennen, in welcher der Priester seine kirchlichen Gebete verrichtet. Bei der Leutseligkeit der Alten war seine Furcht geschwunden. Er ergriff beherzt den Becher und leerte ihn mit einem kräftigen „Vivat!" Da tönte aus ihren Kehlen das „Vivat" tausendstimmig durch den Berg; die Augen der Fremden funkelten, und in unabsehbarer Menge strömten immer neue Scharen herein und riefen „Vivat". Es war, als hätte das eine lateinische Wort, welches der Arme kannte, die Geister aller Römer beschworen. Immer größer wurde ihre Zahl, sie drängten sich um ihn, tranken ihm jubelnd zu und beschenkten ihn aus Freude über dies eine Wort, welches er ihnen nichtsahnend in ihrer Muttersprache zugerufen hatte. Als reicher Mann betrat er die Heimat wieder und ließ aus Dankbarkeit in Grafendorf im Gailtale für seine Wohltäter ein Totenamt halten.

125. König Matthias Corvinus.

König Matthias, der mit beispielloser Tapferkeit gegen den christlichen Erbfeind, die Türken, kämpfte, wird in slowenischen Liedern und Sagen als der größte Held besungen, desgleichen es noch keinen gegeben habe. Noch lange nach seinem Tode konnte und wollte das Volk nicht glauben, daß er gestorben sei. Da er tatsächlich Friedrich III. aus Österreich vertrieb, große Teile Steiermarks und Kärntens in Besitz nahm und in Wien seine Residenz aufschlug, scheint die Volkssage historische Ereignisse in phantastischer Verschleierung festzuhalten. Sie berichtet nämlich, daß er vorzeiten König von Kärnten war. Wegen seiner großen Macht beneideten ihn die Fürsten der benachbarten Länder und überzogen sein Reich mit Krieg. Als ihm die Schlacht verloren ging, zog er sich mit einigen hundert Rittern auf die Petzen zurück, von allen Seiten eingeschlossen. Da öffnete sich der Berg, nahm ihn mit seinem Gefolge auf und rettete ihn vor seinen Feinden. In dieser Felsenwohnung lebt er noch heute und schläft darin mit seiner „schwarzen Schar". In der Mitte der Höhle steht ein steinerner Tisch, woran der König sitzt. Alle sind unbeweglich wie versteinert. Aber jedesmal um 12 Uhr nachts

springt er auf, reißt sein Schwert aus der Scheide und schärft es. So auch seine Gefährten. Das dauert bis 1 Uhr, dann steckt er sein Schwert ein, und alle versinken wieder in Schlaf. So geht es jede Nacht, und so wird es gehen, bis sein Barthaar dreimal den steinernen Tisch umspannt; dann wird er erwachen und seine Diener auf die Erde schicken. Wenn diese mit der richtigen Botschaft zurückkehren, wird er seine Ritter wecken und sie unter einem schattenreichen Lindenbaume versammeln zum Kampfe gegen den Feind des christlichen Glaubens.

Jung und alt wird zur Verteidigung des alten wahren Glaubens herbeiströmen, und zwar in solcher Hast, daß keiner Zeit haben wird, sich umzukleiden, sondern jeder in dem Gewande kommen wird, das er gerade an hat. Eine solche Menge rechtgläubiger Christen wird unter Waffen stehen, daß der Krieg nicht einmal so lange dauern wird, als man braucht, um drei Laib Brot zu verzehren. Wenn einem etwa der dritte Laib aus der Hand fallen wird, so wird ihn sein Nachbar trösten: „Laß ihn, Bruder, er soll liegen bleiben. Du hast ja an zwei Laiben genug." Aber der König wird in dem furchtbaren Kampfe sein ganzes Heer einbüßen bis auf sieben Ritter. Mit diesen wird er, wenn sie ausgeruht haben, die ganze Erde unterwerfen.

Den Weg zu jener Bergeshöhle haben erst wenige Auserwählte gefunden. Unter andern auch ein Schmied, der in dem Walde unterhalb der Petzen beim Holzlesen den Eingang in den Berg erblickte. Furchtlos trat er ein und betrachtete die Krieger, welche am Boden umher lagen. Im Weitergehen gelangte er auch zu dem steinernen Tisch, an welchem der König schlief. Vor ihm lag eine Menge Gold- und Silbermünzen. Der Schmied nahm davon, soviel er tragen konnte, und war von nun an ein reicher Mann.

Auch eine Frau gelangte einmal in den Berg. Als sie zum Könige hintrat, erwachte dieser und fragte sie, wer jetzt auf Erden regiere. Die Frau gab die gewünschte Auskunft, doch weil es noch nicht die bestimmte Zeit war, verfiel er alsbald wieder in Schlaf. Dann kehrte die Frau ans Tageslicht zurück. Im Fortgehen sah sie sich nochmals nach dem Berge um, doch fand sie den Eingang nicht mehr. Zuhause erzählte sie den Leuten von dem schlafenden Könige und dadurch ward es im Volke kund, daß er noch lebe.

Ein Fuhrmann aus St. Jakob im Rosentale kehrte einst mit einer Weinladung aus Ungarn heim. Als er unterhalb der Petzen durch einen großen Wald fährt, erblickt er halb in den Fels gebaut ein Häuschen, dessen Dach kaum aus dem Berge ragt. Vor der Tür steht ein stattlicher Ritter, mit einem Schwert umgürtet, und fragt den Fuhrmann: „Freund, du bist von unseren oberen Gegenden; sage mir, steigen noch immerfort die Ameisen auf die drei Gipfel, den St. Christofberg, Magdalensberg und Ulrichsberg?" — „Sie steigen wohl noch hinauf, aber immer weniger." — „Sage zu Hause: wenn der Glaube soweit schwinden wird, daß niemand mehr auf diese drei Gipfel geht, dann werde ich erscheinen mit meiner „schwarzen Schar". — „Wer bist du," fragte der Fuhrmann. „Ich bin König Matthias Corvinus. Tritt näher und geh mit mir in dieses Haus, damit du dich mit eigenen Augen überzeugst!" Der Mann gehorchte, und König Matthias sprach: „Tritt hinter mich und blicke über meine rechte Achsel durch dieses Fenster!" Er tat, wie ihm befohlen, und erblickte eine Ebene, lang und breit. Sie war über und

über bedeckt mit Kriegern, welche unbeweglich und still neben ihren Pferden schliefen. „Nun, das ist die schwarze Schar," sagte der König zu dem verwunderten Manne; „blicke noch einmal durch das Fenster!" Matthias griff sanft an seinen Säbel und zog ihn ein Stück aus der Scheide. Und siehe! Das ganze Heer ward lebendig. Die Krieger erhoben ihre Häupter, die Pferde schüttelten ihre Mähnen, wieherten und stampften mit den Hufen. „Nun, hast du's gesehen?" fuhr der König fort; „'s wird nicht lange währen, bis ich aufstehe und meinen Säbel ziehe. Laue Lüfte werden wehen und alle Menschen mit einem Gedanken beseelen. Meine Krieger werden sich auf ihre Pferde schwingen, dann wird der heilige Kampf für den wahren Glauben entbrennen."

An den Gumitzhügel im Rosentale heftet sich dieselbe Sage, daß nämlich in seinem Innern ein steinalter Mann mit mächtigem Barte schlafe. Auf einer Waldblöße daselbst soll einst ein Mann aus Treffen (bei St. Egiden an der Drau) in der Nacht eine Schar Soldaten gesehen haben, deren Führer hoch zu Rosse saß. Wer sich auf Schatzgraben versteht, kann in dem Hügel viel Geld finden. Oft sind dort auch flackernde Lichter zu bemerken.

In der Gegend von Zell endlich ist die Sage verbreitet, daß der Kaiser von Österreich nach einem Völkerkampfe nur mehr so viel Soldaten besitzen werde, als ihrer im Schatten einer Linde Platz haben. Alsdann werde König Matthias mit seinem Heere ihm zu Hilfe kommen und ein siegreicher letzter Kampf dem Kaiser das Gelobte Land einbringen.

126. Sagen vom Schönofen.

1. Eine Menge Mäher und „Rechnerinnen" waren in der Gegend um den Schönofen auf der Straßerhalt am Gößl, einem Lavanttaler Berge, beschäftigt. Als die Mittagsglocke von der Kirche am Kamp ertönte, hielten sie gemeinsame Mahlzeit auf dem grünen Rasen. Nach dem Essen bestieg eine junge Dirn den Schönofen, der etliche hundert Schritt vom Mahdplatze entfernt war, um die schöne Aussicht in das untere Lavanttal zu genießen. Da gewahrte sie an der Rückseite des Felsens eine kleine offene Tür. Furchtlos trat sie ein und kam in ein kellerartiges Gemach, in welchem zwei hübsche Rappen bei einem Futtertroge standen, der mit dem prächtigsten Hafer gefüllt war. Verwundert, wie die Pferde hierher gekommen, noch mehr über den herrlichen Hafer staunend, nahm sie einige Hände voll aus der Krippe und füllte ihren Schürzensack, um die Frucht dem Bauer zu zeigen. Von diesem Keller führte eine weitere Tür in ein helleres Gemach. Als sie dieses betrat, sah sie zu ihrem nicht geringen Schrecken den aus vielen Sagen ihr wohlbekannten schwarzen Hund auf einer Truhe liegen, daneben einen Laib Brot, in welchem ein Messer stak. Schnell fiel ihr bei, daß die Truhe unermeßliche Schätze enthalten und der Hund, der sie bewachte, durch ein Stück Brot von seinem Platze gelockt werden könne. Obwohl das Tier die Zähne fletschte, nahm sie den Laib, schnitt ein tüchtiges Stück ab und warf es dem Hunde vor. Während er fraß, hatte sie Zeit, vom Inhalte der Truhe etwas in ihre Schürze zu werfen. Dann kehrte der Hund auf seinen Platz zurück, und das Mädchen wollte wieder auf den Mahdplatz

eilen, doch entsetzlich! die Türe war verschlossen. Mißmutig legte sie sich im ersten Gemach aufs Heu und verfiel in einen tiefen Schlaf. Als sie erwachte, stand die Tür „scheberweit“ offen, und sie trat ins Freie. Doch wie erstaunte sie, als sie auf der Wiese nicht mehr die Leute von vorhin erkannte, sondern lauter fremde Gesichter sah. Sie ging nun zum Bauer; dieser schlug ein Kreuz um das andere, befühlte sie und überzeugte sich endlich, daß sie ein lebendes Wesen und kein Geist sei. Da erfuhr sie erst, daß sie gerade am Jahrestag ihres Verschwindens zurückgekehrt sei und also ein Jahr im Schönofen geschlafen habe. Die Felsentür blieb seitdem verschlossen und unauffindbar.

2. Eine arme Witwe konnte ihre Schuld nicht bezahlen und wurde deshalb aus ihrem Häuschen, das ihr allein noch geblieben war, vertrieben und zog in die Fremde. Unterwegs kam sie zum Schönofen, wo sie, da es Abend war, sich vor Müdigkeit niedersetzte und bald einschlief. Da öffnete sich der Fels, und ein Greis mit einem Körbchen trat heraus, dessen Inhalt er der Armen in den Schoß schüttete. Als sie erwachte, war es heller Tag. Sie bemerkte alsbald, daß sich auf ihrem Kleide viele Käfer tummelten, schüttelte sie ab und schritt weiter. Aber einige Tierchen hatten sich in die Taschen verirrt und wurden immer schwerer, so daß die Frau die Tasche untersuchte und statt der Käfer mehrere Goldstücke fand. Nun kehrte sie sofort zurück, bezahlte ihre Schulden und erhielt ihr Häuschen wieder.

127. Das Kind im Berge.

Unweit der Ortschaft Metnitz erhebt sich eine senkrechte Felswand, an deren Fuße eine höhlenartige Vertiefung zu bemerken ist. Hier — so erzählt der Volksmund, liegt ein Schatz verborgen, den ein häßlicher Zwerg bewacht. Nur ein Sonntagskind kann dazu gelangen, weil es Kraft über die unterirdischen Geister besitzt, und zwar in der Nacht von Pfingstsonntag auf Pfingstmontag.

Eine verarmte Witwe kam einst mit ihrem Kinde in jene Gegend. Sie hatte vom Schatze gehört, und da sie ein Sonntagskind war, heimlich den Entschluß gefaßt, durch die im Felsen aufgehäuften Reichtümer ihrer Not ein Ende zu bereiten. Am Abend des Pfingstsonntags langte sie bei der Felshöhle an. Zitternd erwartete sie die Mitternachtsstunde, als auf einmal ein fernes Brausen entstand, das näher und näher kam, und ein wunderbares Tor in hellem Lichtscheine vor ihr erstrahlte. Gleich darauf erschien darin die unheimliche Gestalt des Zwerges und winkte ihr, einzutreten. Mit dem Kinde auf dem Arme betrat sie einen lichten Saal, der mit den glänzendsten Kostbarkeiten angefüllt war. Der Zwerg erlaubte ihr, so viel zu nehmen, als sie zu tragen vermochte. Unentschlossen wanderte sie von einer Stelle zur andern; ganz betäubt durch den Anblick der flimmernden Schätze, die einen unaussprechlichen Glanz widerstrahlten, setzte sie das Kind auf den Boden, um beim Einsammeln des Goldes nicht behindert zu sein. Jedoch die Zeit, in welcher der Zauber wirkte, war bald abgelaufen, und der Zwerg mahnte sie, den unterirdischen Raum

schleunigst zu verlassen. Die Witwe war von dem Reichtum, der sie umgab, wie geblendet; sie raffte in der Gier noch einige Goldstücke zusammen und eilte rasch ins Freie. Kaum war dies geschehen, so schlossen sich die Felsen durch eine unsichtbare Macht. Jetzt erst besann sich die erschrockene Mutter ihres in der Felsenhöhle zurückgelassenen Kindes. Im ersten Anfalle wilder Verzweiflung warf sie das Gold weit von sich, weinte und klagte sich laut ihrer Unvorsichtigkeit an. Als der Tag zu grauen begann, fand sie ihre Fassung wieder, las das weggeworfene Gold auf und verließ tief bekümmert die verhängnisvolle Gegend. Eine Hoffnung hielt die Bedauernswerte noch aufrecht, daß nämlich Gott das unschuldige Kind nicht auf solche Weise werde umkommen lassen. Ihre so teuer erkauften Reichtümer verschenkte sie an Arme und Notleidende. Die feste Zuversicht auf Gottes Allmacht sollte nicht enttäuscht werden; nachdem nämlich das Jahr um war, kehrte die schwergeprüfte Frau zurück und fand das Kind im besten Wohlsein mit Goldstücken spielend an derselben Stelle, wo sie es ein Jahr zuvor zurückgelassen hatte. Sie riß es an ihre Brust, eilte aus der unheimlichen Höhle hinaus, küßte es und weinte Freudentränen. Überglücklich dachte sie nicht mehr an Geld und Reichtum, sondern dankte Gott für das wiedergefundene Kind und lebte von ihrer Hände Arbeit bei kargem Lohne zufrieden bis an ihr seliges Ende.

128. Der blaue Felsen am Berge Lantschnigg.

Mitten auf diesem Berge steht ein großer Felsblock, welcher der blaue Felsen genannt wird. An einem Sonntage ging eine Frau mit ihrem kleinen Kinde Holz sammeln. Dieses war ihr aber bei der Arbeit hinderlich, und sie ging deshalb mit ihm zu dem Felsen, um es dort niederzulegen. Als sie hinkam, öffnete sich der Stein, und das Weib ging mit dem Kinde hinein. Verwundert blieb sie stehen, denn was sie hier sah, setzte sie in Staunen. Sie befand sich in einem verwunschenen Schlosse, und hier sah es aus, als wenn alles aus Gold und Edelsteinen wäre, und eine bildschöne Prinzessin befand sich darinnen. Die Frau ließ ihr kleines Kindlein bei der Herrin des Schlosses und bat sie, das Kind bei ihr lassen zu dürfen, derweil sie Holz sammeln gehe. Als dann die Holzsammlerin ihr einziges Eigentum abholen wollte, war der Felsen geschlossen; sie fing an bitterlich zu weinen und lief zum Pfarrer des nächsten Dorfes und fragte, wie sie das Kind herausbekommen könnte. Der Pfarrer tröstete sie und sagte, sie solle an demselben Tage des nächsten Jahres hinaufgehen, und zwar um 10 Uhr vormittags, wenn die Messe im Dorfe abgehalten werde. Als die Frau zu dieser Zeit beim Felsen ankam, öffnete er sich, und die Mutter fand ihr Kind wieder, welches jedoch mittlerweile schon groß und schön geworden war. Sie freute sich sehr über das wiedergefundene Kind. Die Prinzessin bat die Frau, es bei ihr zu lassen, es werde ihm hier sehr gut gehen. Das Weib willigte ein, und die Prinzessin gab ihr dafür Geld, und sie konnte jetzt sorgenfrei leben.



IX. Schätze und Schatzgeister.

129. Der Faßbinder in Gotschuchen.

Seit alten Zeiten wird zu St. Margareten im Rosentale die Binderei betrieben. Eines der ältesten Häuser, deren Besitzer dieses Geschäft ausüben, heißt beim „Wieser" im Orte Gotschuchen. Einst kam um Mitternacht ein Mann und bat den Wieser, mit ihm auf den Matzenberg zu gehen und mehrere Kohlenschäffer, deren Reife locker geworden seien, instand zu setzen. Erst nach längerem Bitten ließ sich dieser dazu bewegen und ging mit. Oben angekommen, fand er wirklich vier Schäffer mit abgefallenen Reifen neben einem Haufen Holzkohle stehen. Nachdem er die Reifen festgebunden hatte, teilte ihm der Fremde mit, daß er statt des Lohnes in Geld eine Faust voll Holzkohle mitnehmen und sie zu Hause wohl aufbewahren möge. Wieser staunte zwar über die seltsame Belohnung, folgte aber doch der Weisung des Mannes und trug die Kohle heim, wo er sie vor dem Schlafengehen auf die Ofenbank warf. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als die Kinder am nächsten Morgen damit spielten und die Kohlen pures Gold waren!

In der folgenden Mitternacht erschien der Fremde wieder im Hause und sprach zu Wieser: „Du hättest mich gestern erlösen können, wenn du darum gewußt hättest. So aber muß ich warten, bis ein Vöglein geflogen kommt, welches das Samenkorn aus einem Fichtenzapfen trägt und auf dem Matzen zu Boden fallen läßt. Erwächst daraus eine Fichte, so wird aus deren Holze eine Wiege verfertigt und in dieser erst das Kind gewiegt werden, das mich erlösen soll." Hierauf verschwand er.

130. Die steinerne Hand.

Vor vielen Jahren kam ein Inntaler nach Kärnten und kaufte nahe bei Kolbnitz im Mölltale ein kleines Grundstück, wo er sich ein Häuschen zimmerte, das er mit seiner Familie bezog. Er trug sich ärmlich, streifte oft tagelang in den Bergen umher und verließ mehrmals im Jahre das Tal auf einige Tage. Bei den Bewohnern galt er als armer Keuschler, denn er lebte ganz abgeschlossen von den übrigen in seinem Häuschen und mied jeden Verkehr mit ihnen. Niemals war er in der Schenke oder einem Bauernhause zu sehen. Doch je weniger er sich um die Leute kümmerte, desto größer wurde ihre Neugierde. So begaben sich eines Tages mehrere Bauern in das Häuschen und verwunderten sich nicht wenig, als sie es mit wertvollem Geräte ausgestattet fanden. Nun hieß es im Dorfe, daß es bei ihm nicht mit rechten Dingen zugehe und daß er seinen Reichtum durch Verbindung mit dem Teufel erworben habe. Von nun an wurde er von allen gemieden.

Bald fühlte der Alte, daß es mit ihm zu Ende gehe, und er rief seinen Sohn an das Sterbebett, um ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. Als dieser kam, zeigte der Vater auf eine Kiste und hieß den Sohn sie öffnen. Sie war bis zum Rande mit glänzenden Goldstücken gefüllt. Nun erzählte der Sterbende, daß er im Rückengraben unter dem Felsen mit den drei Zinnen das Gold gefunden habe. „Unweit vom ‚Eck' der Felswand wirst du einen weißen Fleck sehen und im Weitergehen eine steinerne Hand finden. Zwanzig

Schritte davon öffnet sich eine Lücke, wenn du die Steinplatte aufhebst; darin liegen ein Sieb und eine Haue. Mit dieser kratze die rote Erde von der Wand, siebe sie durch und schütte den Sand, der in dem Siebe bleibt, in dieses Ledersäckchen," sprach er röchelnd, „und trage es in die Stadt am Wörthersee ins Haus Nr. 285; dort wird dir der Goldschmied blanke Taler für den Sand geben." Bald darauf starb er.

Nach seinem Tode lebte der Sohn in Saus und Braus, prahlte überall mit seinem Gelde und warf es mit vollen Händen beim Fenster hinaus. Dieses lustige Leben dauerte so ein paar Jahre, dann aber war das schöne Erbe gar. Jetzt dachte er an das Geheimnis, welches ihm der Vater anvertraut hatte, schnallte die Ledertasche um, nahm den Bergstock und wanderte in den Rückengraben an den bezeichneten Ort. Richtig fand er die Wand mit den drei Zinnen, auch den weißen Fleck, aber von einer steinernen Hand war nichts zu sehen, denn allmählich begann es zu regnen und auf einen kurzen Abend folgte eine rabenschwarze Nacht. Ganz betrübt mußte er die Suche einstellen. Er kehrte heim und mußte wieder die längst entwöhnte Arbeit aufnehmen. Die Hand war auch bei Tage nicht zu finden.

Eines Tages kam eine schöne Kutsche, in welcher ein feingekleideter Herr saß, zu dem Hause des Inntalers gefahren; er fragte nach dem Alten. Traurig erwiderte der Keuschler, daß dieser schon vor mehreren Jahren gestorben sei. Nun fragte ihn der Fremde, warum er es nicht mache wie sein seliger Vater; dieser habe ihm alljährlich ein Säckchen voll Goldsand gebracht und sich dabei ein hübsches Sümmchen verdient. Da gestand er denn, wie leichtsinnig er das Geheimnis verscherzt habe und wie all sein Forschen und Suchen nach der steinernen Hand und den verborgenen Schätzen vergeblich gewesen sei. Hierauf begaben sich beide nochmals auf den Weg, die steinerne Hand zu suchen. Aber wie erstaunten sie, als nun auch der weiße Fleck verschwunden war. Sie gaben nun das weitere Suchen auf und kehrten nach Hause zurück. Der reiche Mann beschenkte den Inntaler reichlich und fuhr wieder weiter. Aber sehr bald war auch das vom guten Mann zurückgelassene Geld verjubelt. Nun mußte er die geringsten Arbeiten verrichten, um sich das Leben zu fristen. Der weiße Fleck, die Hand, das Loch mit den Goldschätzen blieben aber verschwunden.

131. Der Becher vom Geyersberg.

Ein verwunschener Kastellan des Schlosses Geyersberg in Friesach war verurteilt, alle hundert Jahre wieder auf Erden zu wandeln, bis er einen gottesfürchtigen Jüngling finde, der seine Schätze heben und ihn dadurch erlösen sollte. Dieser seltsame Gast erschien eines Abends in der Schenke „Zum Krebsen" (jetzt das Castellanische Haus) und lenkte dort die Aufmerksamkeit der Leute auf sich, so daß ihm einige nachschlichen und den Fremdling beim Beinhause unter der Friedhofskapelle von St. Bartholomä mit rasselndem Getöse verschwinden sahen.

Am Ostersonntag 1615 endlich begegnete der Kastellan, in einen braunen Mantel gehüllt, im Morgengrauen zwei Jünglingen mit Namen Jobst und Erwin. Auf sein Zureden folgten sie ihm nach dem Schlosse Geyersberg, wo sie das Tor unbewacht und offen fanden. Durch Gewölbe und Pforten,

Gänge und eine Reihe geisterhaft erleuchteter Gemächer gelangten sie in einen Raum, wo strahlende Goldbecher schimmerten und auf samtenem Lehnstuhl ein Greis schlummerte. „Herr! Meine Sendung ist vollbracht," rief der Mann im braunen Mantel, und der Greis erwachte und winkte den beiden, näher zu treten. Diese traten an den Tisch heran und ergriffen, von einer geheimen Gewalt getrieben, jeder einen großen Becher. Während die Lichter rings erloschen und die Jünglinge die Flucht ergriffen, krachten hinter ihnen die Gewölbe, fürchterliche Schlünde öffneten sich hemmend vor ihnen und ein Tosen wie von Bergstürzen und Wildbächen scholl um sie her. Von ihrem unbekannten Führer getragen entgingen sie den Schrecknissen und erwachten am hellen Tage außerhalb des Schlosses. Die Becher aber, welche sie krampfhaft in der Hand hielten, waren gefüllt mit blinkendem Gold. Erwin wurde ein wohlhabender Schmiedemeister und Jobst baute sich am Fuße des Geyersberges eine stattliche Mühle.

132. Die Sage vom Otagraben.

Einmal ging ein junger Mann von Meiselding heimwärts auf den Gunzenberg. Sein Weg führte über einen Graben, in welchem ein kleines Bächlein rinnt. Gerade, als er über den schmalen Steg ging, sah er eine graugekleidete Frau am Wege sitzen und mit einem elfenbeinernen Spaten ein kleines Rinnsal graben. Er blieb vor ihr stehen und fragte sie, was sie hier schaffe. Sie blickte auf und gab zur Antwort, daß sie das Wasser vom Wege ableite, damit es nicht in ihre Wohnung dringe. Da er jetzt an ihrem Antlitz merkte, daß sie schon sehr alt war, wollte er ihr mitleidig die schwere Arbeit abnehmen und bat sie, ihm den Spaten zu geben. Stumm reichte sie ihm das kostbare Gerät und verschwand augenblicklich. Der arme Bauer staunte über die geheimnisvolle Frau, ging aber gleich mit vollem Eifer an die Arbeit und brachte das Wasser der ganzen Pfütze schön zum Abfließen. Kaum war dies getan, erschien die graue Gestalt wieder, ging auf ihn zu und forderte ihn auf, mitzugehen; sie wolle ihn für die Arbeit belohnen. Er verspürte jedoch wenig Lust dazu, weil er sich dachte: „Was wird sie mir geben können? Sie bedarf wohl selber einer Gabe." Da sie aber noch immer zu warten schien, entschloß er sich doch und ging mit ihr. Stumm schritten sie nebeneinander dahin, immer weiter in den Graben hinein, der von einem dichten Walde umgeben war. Bei dieser Wanderung wurde es dem Manne schon ganz unbehaglich und er sann darauf, wie er wieder glücklich heimgelangen könne. Auf einmal blieb die Frau vor einem hohen Felsen, der ein sonderbares Aussehen hatte, stehen. Sie murmelte einige Worte, die der Mann nicht verstand, da tat sich der Felsen auf, und sie durchschritten einen langen, finsteren Gang, bis sie zu einer ehernen Tür kamen. Die Frau berührte sie mit dem Spaten, wobei diese aufsprang und eine herrliche Grotte zeigte, in welcher viele kostbare Sachen aufgehäuft lagen; auch Geld war darin in Menge vorhanden. Nun sprach das Weib zum Bauer, der seinen Augen nicht zu trauen schien: „Du darfst von allem, was da ist, nehmen, aber nur soviel du zum täglichen Leben brauchst. Damit du es täglich holen kannst, gebe ich dir diesen

goldenen Schlüssel zum Tore. Den Weg zum Felsen will ich dich immer finden lassen. Sehe ich aber, daß du mein Gebot überschreitest, so verschwindet alles vor deinen Augen und du bist augenblicklich des gewonnenen Geldes los!" Hierauf ging sie davon und ließ den Bauer allein in der Höhle. Da wußte er, daß er es mit einem Waldgeiste zu tun hatte, nahm von jedem Dinge nur ganz wenig und ging beglückt nach Hause.

Jeden Tag wanderte er jetzt zur Höhle und holte Geld, aber immer nur die erlaubte Menge, um die Gunst der Waldfrau nicht zu verscherzen. Allmählich aber regte sich in seinem Herzen die Gier nach Gold und fand täglich neue Nahrung in dem Anblicke der ungeheuren Schätze, welche in der Höhle aufgestapelt waren. Eines Tages konnte er der Versuchung nicht widerstehen und nahm so viel Gold mit sich, daß er es kaum tragen konnte. Zu Hause hatte er schon einen großen Haufen Goldes angesammelt, aber es steigerte seine Leidenschaft zu unersättlicher Habsucht. Eine Zeitlang lebte er in Saus und Braus, ohne die Wunderhöhle zu besuchen. Endlich trieb es ihn doch wieder hin. Da erschien ihm, als er eben die Tür zur Grotte öffnen wollte, die graue Frau, mit dem elfenbeinernen Spaten in der Hand und blickte ihn lange schweigend an; dann schlug sie mit dem Spaten auf den Fels, und mit Donnerkrachen verschwand die geheimnisvolle Schatzkammer. Eine Weile stand der Mann wie betäubt da und glaubte zu träumen, da er sich mitten im Walde befand; als er nach Hause kam, sah er, daß seine Schätze zu Stein geworden und er wieder so arm war wie damals, als er die Gestalt am Wege antraf. Weder der Felsen noch die Frau ist seitdem wieder gesehen worden. Es heißt, daß sie bis dahin auch anderen Leuten oft erschienen und Ota genannt worden sei. Daher der Name Otagraben.

133. Der gedrehte Stein.

1. Wer vom Speikkogel bis zur Grillitschhütte (Schafhütte) wandert, erblickt rechts vom Fußsteig einen etwa halbmannshohen, grauen Stein, mit Alpenrosen und Latschen bewachsen. Es ist nichts Auffälliges daran zu bemerken, aber manch ein Geißbub und manche Weiddirn geht mit ehrfürchtigem Schaudern daran vorüber. Man erzählt sich von dem Felsen allerlei Geschichten.

War einst ein Bauernknecht, der hatte ein blondes Liebchen, aber zum Heiraten hatte es noch gute Weile, denn beide waren arm. Da mähte nun einst Mirtl, so hieß der Knecht, mit einigen anderen das dürftige Almgras auf der Wiese, die etwa hundert Schritte vom gedrehten Stein entfernt ist. Es war Vesperzeit; der Mirtl dachte an die Sepha und ging wohl ganz in Gedanken von seinen Kameraden weg. Gott weiß, wie weit er noch gegangen wäre, wenn er nicht auf einmal mit der Stirne in den „gedrahten Stein" gerannt wäre, so ungestüm, daß ihm selbst sein echt lavanttalischer Dickschädel davon brummte. Wie er aufschaute, da war im Stein ein kleines Türlein aufgesprungen, und ohne viel zu denken, wie es seine Art war, ging er hinein. Ein paar Beulen bekam er noch in dem felsigen Gang, dann kam er in einen großen Saal — da blinkte es von eitel Gold und Silber.

Eine schöne Frau kam ihm entgegen und wies ihm einen silbernen Sessel an. Er setzte sich verwundert nieder und sah mit offenem Mund und Augen auf die Herrlichkeit. Im Handumdrehen schlief er dann ein.

Nach einer Weile erwachte er und dachte sich: „Herrschaft! Da verschlaf' ich in dem G'schloß und die Mannder schlagen die Mahd ohne mich zusammen." Da polterte er hinaus und trug dabei noch einige Beulen davon. Die scharfe Alpenluft frischte ihn bald auf. „Han i deachta wohl tramt", und er schaute sich um; der Stein war grau und glatt wie zuvor. „Oba Stoana håt mir dås dåltate Wei'sbild in Såck g'steckt." Doch es waren lauter Goldklumpen. In Gedanken an die Freude der Sepha ging er gegen die Almwiese. Aber kein Mäher war sichtbar. Eilig stieg er bergab zum Bauernhof. Der Großknecht wusch sich gerade in dem Hausbrunnen. „Jessas, du bist's, Mirtl! Jå, wo wårst denn in die sieben Jåhr? Eppa gar bei die Ung'rischen drent?" Nun kann man sich denken, daß dem guten Mirtl, der ohnedies kein Kirchenlicht war, der Verstand schier stehen blieb. Sieben Jahre hatte er geschlafen! Aber die Sepha nahm ihn trotzdem.

2. In Ungarn lebte vor vielen, vielen Jahren ein Hauptmann; der fragte einmal seine Leute, ob niemand den „gedrahten Stan" auf der Koralpe kenne. Da meldete sich sein Bursche und sagte, daß er ihn genau kenne, da er im Lavanttal zu Hause sei und auf der Wiese, wo der Stein stehe, oft gemäht habe. Gut, sagte der Hauptmann, gab ihm das Reisegeld für ihn und sein Pferd und befahl ihm, sich sogleich auf die Reise zu begeben. „Wenn du zum Felsen kommst, wirst du daneben eine ‚Kranabetstaud'n' und darin einen Schlüssel finden. Mit diesem geh in den Felsen durch die Türe hinein, dort liegen mehrere Laib ‚Schmer', da nimmst du einen, und hast du ihn, so gehst du eiligst davon, sperrst die Türe zu und legst den Schlüssel dorthin, wo du ihn gefunden hast." Als der Bursche auf die Reise ging, war er neugierig, ob er alles so treffen würde, wie's ihm der Herr gesagt, da er sonst nie dergleichen gesehen.

Wie er die Alm hinanging, nahm er für sich und sein Pferd auf drei Tage Verpflegung mit, und als er zum „gedrahten Stan" hinkam, fand er alles, wie es der Hauptmann gesagt. Er nahm den großen eisernen Schlüssel aus der „Staud'n" und erblickte das Tor, das in den Felsen führte, öffnete es und trat ein. Da sah er viele Schätze und mehrere Schmerlaibe. Er nahm Goldstücke und den Schmerlaib und begriff nicht, warum der Hauptmann so einfältig sei, nur einen Schmerlaib statt der wertvolleren Dinge zu verlangen. Dann schnitt er auch für sich ein Stückchen von einem Laibe, ging wieder hinaus, schloß die Türe, legte den Schlüssel auf den früheren Platz, wie es sein Herr befohlen, bestieg seinen Gaul und ritt davon.

Der Hauptmann wunderte sich über seine schnelle Rückkehr und nahm den Schmerlaib entgegen mit der Frage, ob er für sich nichts genommen habe, was der Bursche verneinte. Da schnitt jener ein kleines Stück vom Laibe ab und gab es ihm. Es war helles Gold. Da nahm sich der Bursche vor, nach seiner Heimkunft sofort den gedrehten Stein aufzusuchen. Nicht lange darauf wurde er beurlaubt und ging heim. Schon auf dem Hinwege ging er zum „gedrehten Stein", suchte Staud'n und Schlüssel, aber umsonst, alles war verschwunden, und er kam mit leeren Taschen heim.

134. Die Sage vom Dreifaltigkeitsfelsen bei Lavamünd.

Vor langen Jahren träumte einem Bauer in Untersteiermark, er solle am Palmsonntag zum Dreifaltigkeitsfelsen wandern, dort werde er auf dem krummen Aste eines Baumes einen Schlüssel finden, der eine Pforte im Dreifaltigkeitsfelsen erschließe. In der Höhle, zu welcher die Pforte führe, werde er einen großen Schatz finden, den er heben könne. Jedoch müsse dies am Palmsonntag während des kirchlichen Amtes geschehen. Verwundert erwachte der Bauer aus dem Schlafe und gedachte, die erhaltene Weisung getreulich zu erfüllen. Am Vortage des Palmsonntags machte er sich auf den Weg und erreichte nach längerer Wanderung den Markt Lavamünd. Am nächsten Morgen begann er während der Messe seine Suche und fand den Traum bestätigt. Mit dem Schlüssel öffnete er die Pforte und begab sich in das Innere des Felsens. Daselbst erblickte er zu seinem größten Erstaunen drei mächtige Kisten; auf der ersten saß ein großer, schwarzer Hund, auf der zweiten eine Katze und auf der dritten lag eine dicke Schlange. Als er diese Tiere gewahr wurde, wagte er es nicht, sich den Kisten zu nähern und die etwa darin verborgenen Schätze zu heben, sondern wollte unverrichteter Dinge von dannen ziehen. Nur einmal noch ließ er seine Blicke in der Höhle schweifen, ob es denn nicht doch für ihn etwas Passendes gäbe. Da erblickte er an einer der Wände viele Schmerlaibchen hängen, nahm eines an sich und verließ mit einigem Ärger über den unscheinbaren Fund die Höhle, verschloß sie und hängte den Schlüssel an den Ort, wo er ihn genommen hatte. In übler Laune betrat er die Gaststube des Hüttenwirtes, bei dem er übernachtet hatte; das Schmerlaibchen auf den Tisch werfend, sagte er, das sei alles, was er gefunden. Doch kaum war es auf der Tischplatte aufgefallen, da zersprang es, und unzählige Goldstücke rollten daraus hervor. Mit unsäglichem Staunen blickte der Bauer auf den rätselhaften Vorgang und bedauerte nur, nicht mehr von jenen Schmerlaibchen mitgenommen zu haben.

135. Der Schatz im Schlosse Liebenfels.

An einem Samstagabend ging ein armer Faßbinder, der in der Nähe von St. Veit sein Häuschen hatte, müde von der Arbeit heim. Sein Weg führte ihn durch den Schloßhof der Ruine Liebenfels. Da es schon ziemlich dunkel war, irrte er in dem Gemäuer vom Wege ab und geriet in die inneren Räume der Burg. Auf einmal stand eine alte Frau vor ihm und winkte ihm. Von einer geheimen Macht gezogen, folgte er ihr und sah sich bald in einem großen Saal, wo drei große Fässer standen; das erste war mit Gold-, das zweite mit Silber-, das dritte mit Kupfermünzen gefüllt. Nun ersuchte ihn die Frau, ihr gefällig zu sein und Reifen an die locker gewordenen Fässer zu binden. Die Arbeit solle ihn nicht reuen.

Ohne ein Wort zu erwidern, machte sich der Binder daran und war bald fertig. Da erlaubte ihm die Alte, zum Lohne aus jedem Faß eine Handvoll Geld zu nehmen. Weiters müsse er — so sprach sie — täglich um die zwölfte Stunde in der Burg eintreffen und jedesmal aus jedem Fasse eine

Faust voll Münzen nehmen, die er für seinen Bedarf verwenden könne, wie er wolle. Nur dürfe er nie ausbleiben und auch nie mehr mitnehmen, als er brauche, sonst werde der Schatz verschwinden und in sein Häuschen die frühere Armut wiederkehren. Voll Freude ging der Binder davon; er war nun ein gemachter Mann und hatte mit seiner Familie vollauf zu leben. Lange Zeit hielt er das Gebot der geheimnisvollen Alten getreulich ein und ging täglich in die Burg. Einmal — es war am Vorabend des Pfingstfestes — wanderte er den gewohnten Weg zu seiner Schatzkammer. Aber oben bei den Fässern gedachte er des großen Festes, das morgen in St. Veit gefeiert werden sollte, und beschloß, daran teilzunehmen. Dann aber konnte er nicht wie gewöhnlich zur Burg kommen und rasch entschlossen nahm er für zwei Tage Geld, aus jedem Fasse zweimal so viel als sonst. Als er den Saal verlassen wollte, erfolgte ein Knallen und Fallen, der Boden spaltete sich, und die Fässer sanken in die Tiefe. Er sah sogleich ein, daß er gefehlt hatte, aber wie immer kam auch hier die Reue zu spät, denn eine Stimme aus der Tiefe sagte ihm, daß er eine verwunschene Jungfrau erlöst haben würde, wenn er die Weisungen jener Frau befolgt hätte. So aber ist auf alle Zeiten der Schatz für jedermann verloren.

136. Der Schatz beim „Hanan in der Planitz".

Beim „Hanan in der Planitz" stand ein sehr alter Baum. Einmal kam ein Männlein daher und sprang lustig um den Baum herum. In der Hand schwang es ein „Schwörriatle", schlug öfters damit gegen den Baum und rief: „Da steckt's drin, da steckt's drin." Es rief auch die Leute herbei und wiederholte die gleichen Worte. Alsbald wurde der Baum gefällt und ganz klein aufgehackt, aber nichts war zu finden. Enttäuscht darüber, verwendete man nun das Holz zum „Brecheln". Abends erzählte die Magd, die aufgeheizt hatte, daß das Holz nie so gut gebrannt habe als heute. Auch hatte sie bemerkt, daß am Boden des Brechelofens „Schnoaggn" (Schlacken) herumlagen. Als nun der Bauer sich selbst von der Wahrheit des Gesagten überzeugt hatte, sah er ein, daß er auf diese Weise einen Schatz verscherzt hatte.

137. Der Schatz bei „Beasstoan".

Bei „Beasstoan" war in einem Felde ein Schatz vergraben. Jede Nacht flammte dort ein blaues Flämmchen auf und brannte bis Mitternacht. Ein paar Burschen wußten davon, aber sie hatten nicht den Mut, den Schatz zu heben und erzählten davon im Wirtshause. Ein fremder Mann hörte dies mit an und hob schon in der nächsten Nacht den Schatz und zog alsbald aus der Gegend. Seit dieser Zeit brannte kein Lichtlein mehr.

138. Der Schatz im Wulroserschloß.

In der Ruine von Wulros ist noch viel Geld zu finden und schon mancher hat dort sein Glück gefunden. Früher ging dort immer vom Gebetläuten an bis Mitternacht eine gespenstische weiße Gestalt herum.

Diese erschien einst einem jungen Burschen und forderte ihn auf, mit ihr zu gehen. So geschah es zweimal, und erst in der dritten Nacht wagte er es, mit ihr zu gehen. Als er mit dem gehobenen Gelde zurückkam, erzählte er, wie sich ihm die grausigsten Spukgestalten entgegengestellt hätten, um ihn zur Umkehr zu zwingen. Er ging mit seinem Gelde in die Fremde.

139. Der Schatz an der Wegscheide.

Zwei Mägde wußten, daß an einer Wegscheide ein Schatz war. Da sagte die eine: „Heute wollen wir hinausgehen und Schatzbeten." Die andere aber wußte, daß man selten den Schatz finde, wenn man nach ihm suche, und sie sagte: „Wenn der Schatz will, kommt er ins Bett." Da dachte sich die, welche Schatzbeten ging: „Es ist doch besser, wenn ich den Schatz allein habe," und ging eilig auf die Wegscheide hinaus. Sie stellte ihren Hut weg und fing an zu beten. Nicht lange dauerte es, als schon ein schöner Schimmel herantrabte und seinen Unrat in den aufgestellten Hut fallen ließ. Darüber war sie arg erbost und wollte den Mist mißmutig wegwerfen, aber da fielen ihr die Worte der anderen Magd ein und sie schüttelte zu Hause den Inhalt des Hutes in ihr Bett. Am Morgen sah sie, daß ihr Bett ganz mit Goldgulden bedeckt war, und erfreut weckte sie die Boshafte und mahnte sie an die Worte von gestern. Jetzt erst erkannte diese, wie leichtsinnig sie den großen Schatz verscherzt hatte.

140. Der Schatz auf Schloß Kellerberg.

Manche Sage über Schätze im Schlosse Kellerberg im Drautal beruht auf der Meinung, daß durch das Erdbeben von 1348, welches das alte Schloß in Trümmer legte, eine ungeheure Geldmenge verschüttet worden sei. Noch jetzt gibt es Leute, die des Geldes habhaft werden wollen, obgleich schon Tannen und Fichten den Platz bedecken, wo einst die Burg gestanden hat. Einigen soll es wohl gelungen sein, versteckte Schätze zu heben, so einem alten Binder, dessen Nachkommen noch leben. Aber er hat die Gelegenheit leichtsinnig verscherzt. Dieser Mann, zugleich Besitzer eines kleinen Bauerngutes, war eines Abends auf der Suche nach einem verlorenen Kalb auf den Burgplatz gelangt, als es schon fast Mitternacht war. Da sah er von der Spitze des Schuttkegels herab langsamen Schrittes eine weiße Gestalt nahen, an der kein Gesicht zu erkennen war. Erschrocken schlug er schnell ein Kreuz über Haupt und Brust, denn zum Fliehen war es zu spät. Die erhabene Erscheinung blieb vor ihm stehen und sprach nur die zwei Worte: „Folge mir!" Der Faßbinder, der nicht zu den Feigen gehörte, folgte ihr in das Gemäuer; dort machte der Geist vor zwei Fässern halt und bat ihn, an jedem einen neuen Reif anzubringen. Sie waren bis zum Rande mit Schneckenhäuschen gefüllt. Er dürfe aber von ihrem Inhalte nichts nehmen, denn er würde hohen Arbeitslohn erhalten. Nach diesen Worten verschwand die Gestalt, und der Binder ging hurtig ans Werk. Während er sich also an den Fässern zu schaffen machte, sah er die Schneckenhäuschen, die ihm wegen ihrer schönen Form und Farbe so gefielen, daß er einige, ohne mehr an das Verbot zu denken, in die Tasche steckte, um sie seinem kleinen

Sohne als Spielzeug heimzubringen. Kaum war er mit der Arbeit fertig, da verschwanden die Fässer vor seinen Augen, und schon stieg der neue Tag herauf. Kopfschüttelnd trat der Binder den Heimweg an, wobei er sein Kalb, dessen er schon fast vergessen hatte, ruhig neben dem Wege grasen sah. Er führte es nach Hause. Die Morgensonne lachte über der Gegend, als er im Dorfe Kellerberg anlangte. Vor allem versorgte er sein Kalb im Stalle, dann betrat er seine Wohnung. Da fielen seine Blicke auf die Wiege des Jüngsten, das eben aus süßem Schlaf erwachte und dem Vater zulächelte. Da erinnerte er sich der Schneckenhäuschen, welche er mitgenommen, und langte in die Tasche. Aber was war das? Statt solcher hielt er blanke Goldstücke in der Hand. Nun tauchte das Erlebnis der verflossenen Nacht wieder in seinem Geiste auf und er erkannte sein Vergehen, weswegen ihm die weiße Gestalt nach Vollendung der Arbeit nicht mehr erschienen war.

Oft noch soll dieser Binder nachts beim Schutthügel auf die Erscheinung gewartet haben, aber der Geist zeigte sich nicht mehr. Ja, man erzählt sogar, daß ihn Nachbarn auf der Ruine gesehen hätten, wie er aus Reue über seine Unbedachtsamkeit Tränen vergoß.

141. Von der Ruine Landskron.

Vor vielen Jahren kam einmal ein Weiblein von weither zur Ruine Landskron gewandert, bestieg die Anhöhe und durchschritt das Eingangstor der zerfallenen Burg, von wo sie in den Hof gelangte. Sie eilte über den Platz und stand nun an der Stelle, wo einst der Rittersaal gewesen sein mochte, da sah sie auf dem noch gut erhaltenen Fußboden ein schmutziges Säckchen liegen, das aber zum Bersten voll schien; rings umher lagen verstreute Münzen. Eine davon hob sie auf und beschaute das Stück eine Weile, dann steckte sie es kurz entschlossen in die Tasche und lief aus Leibeskräften ins Tal zum nächstbesten Bauer: „Lieber Bauer," rief sie und zeigte ihm die Münze, „hat das Ding noch Wert?" Es sei nicht mehr in Umlauf, sagte er, mit prüfendem Blick die Münze in der Hand drehend, aber sie könne dafür gültiges Geld erhalten. Sobald das Weiblein dies wußte, machte es Kehrt, um das Säckchen nebst den herumliegenden Talern zu holen, und hastete pfauchend den Berg hinan. Wieder trat es durch das alte Tor in den Burghof und eilte in den Rittersaal, aber jetzt mußte es einen Augenblick stehen bleiben, um sich zurechtzufinden, denn nichts war auf dem Boden zu sehen. Endlich glaubte es die Ecke entdeckt zu haben, wo früher der Schatz gelegen, aber als sie hinzueilte, war es wieder nichts. Die arme Frau lief von einer Ecke in die andere und durchsuchte alle Winkel des alten Gemäuers, nirgends mehr eine Münze, der ganze Reichtum war und blieb verschwunden, weil sie den günstigen Augenblick nicht ausgenützt hatte.

142. Die verwunschene Gräfin von Hartelsberg.

In der Nähe des Dorfes Hartelsberg im Lavanttale, am Fuße der Koralpe, steht eine ansehnliche Ruine gleichen Namens.

Vor Zeiten kam in diese Gegend eine Frau, welche sehr reich sein mochte, denn sie kaufte das Schloß und dazu viel Wald und Feld. Die Leute

nannten sie bloß die „guldane Gräfin". Sie trieb großen Aufwand, hielt sich eine zahlreiche Dienerschaft und lud täglich übermütige Gäste zu sich. Da wurden dann im Schlosse Schmausereien und Trinkgelage abgehalten, daß die Bauern weit umher den Lärm der Ausgelassenen vernehmen konnten. Allen voran tat es die Gräfin, die auch beim Ausreiten und Jagen immer die erste war. Sogar im Fechten übertraf sie die geschicktesten und stärksten Männer. In die Kirche ging sie nie, die Armen haßte sie aus tiefstem Herzen. Wenn ein Bettler im Bereiche der Burg angetroffen wurde oder gar ans Tor zu kommen wagte, so wurde er in den Hungerturm geworfen und drei Tage auf Wasser und Brot gesetzt, dann mit Hunden davongejagt. So ging es viele Jahre fort.

Einmal — es war in einer stürmischen Winternacht — klopfte ein müder Pilger an das Schloßtor. Wütend über die nächtliche Störung, ließ die Gräfin den Mann geißeln und dann in den Turm werfen. Nach drei Tagen fand man ihn tot auf. Bevor er starb, hatte er einen Fluch ausgestoßen und von da an kränkelte die Gräfin, bis sie starb. Als sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging, vergrub sie ihre Schätze selbst; die Diener hatten ihre geizige Herrin im Stiche gelassen, und so mußte sie, kraftlos wie sie war, in ihrem Prunkgemache mutterseelenallein verhungern.

In stürmischen Nächten sehen Sonntagskinder heute noch blaue Lichter in der Ruine umherschweben und hören eine klagende Stimme um Hilfe flehen. Diese kann ihr nur zuteil werden, wenn ein Sonntagskind den ganzen Spruch kennt, den einstmals der mißhandelte Pilger aus den Kerkermauern der Gräfin zugerufen hat. Die Leute, welche bisher die Erscheinung bemerkt haben, kennen aber nur die eine Hälfte des Spruches, das Ende weiß man nicht. So muß denn die Gräfin warten, bis einer kommt, der ein Sonntagskind ist und den ganzen Spruch kennt. Ihm gehört dann auch der vergrabene Schatz.

143. Die weiße Frau auf Gillitzstein.

Efeuumsponnen und sagenumwoben ragen die Trümmer der einstigen Burg Gillitzstein aus dunklem Tannengrün. Scheu und mit beschleunigtem Schritte eilt des Abends der Wanderer an der Burg vorüber, denn man erzählt im Dorfe unten seltsame Geschichten. In jeder Vollmondnacht steht vor des Schlosses Tür eine weiße Frau, von blauem Lichte umflossen, einen Schlüsselbund in der Hand. Da winkt sie dem Wanderer mit einer hellbrennenden Kerze und verheißt ihm große Schätze. Wenn sich einst der Mutige findet, der es wagt, ihr nahezutreten, der es wagt, die Schlüssel aus ihrer Hand zu nehmen, hat er die ruhelose Ritterfrau erlöst und sich zum Besitzer eines großen Schatzes gemacht. Bis dahin muß sie jede Vollmondnacht ihres Erlösers harren, um endlich des unrechtmäßig erworbenen Gutes loszuwerden.

144. Die Burgfrau auf dem Magdalensberge.

Vor Jahren stand auf dem Magdalensberge bei Lavamünd eine Burg, von der heute nur noch einige Gelasse erhalten sind. Eines Tages weidete

ein altes Weib in der Nähe der Ruine sein Vieh. Als es sich zufällig umsah, gewahrte es auf einer der Mauern eine Frau sitzen; das Gespenst war nach Art der alten Burgfrauen gekleidet, trug einen weiten Rock und Niederschuhe. Nachdem das Weib das erste Grauen überwunden hatte, trat es neugierig näher; mit jedem Schritte, den es tat, verschwamm die Gestalt, bis sie endlich wie ein leichter Nebel vor seinen Augen verschwand. Das Weib trat nun durch eine Tür in ein noch gut erhaltenes Gemach, welches nur spärlich von den durch die Decke einfallenden Lichtstrahlen beleuchtet war. Als sich die Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, gewahrte es auf dem Boden drei Haufen Kohle, die es bei früheren Besuchen niemals bemerkt hatte. Die Frau faßte eine Schürze davon voll und wollte sich wieder entfernen, doch zu ihrem nicht geringen Schrecken war die Tür verschwunden, und sie warf entsetzt die Kohlen weg; da war auch die Türe wieder da. Nun lief das Weib hinunter in das Dorf und holte einige Bauern, die das Gemach untersuchten, ohne etwas Ungewöhnliches vorzufinden. Von der Kohle war keine Spur mehr vorhanden. Diese Begebenheit veranlaßte die Leute, einen ärmeren Bauer nach dem vermeintlichen Schatze graben zu lassen, was er längere Zeit hindurch auch tat. Als man dann endlich nachsehen ging, was er schaffe, da er mehrere Tage nicht nach Hause kam, war er nicht mehr dort, und alle Nachforschungen nach seinem Verbleibe vergebens. Auch hat niemand einen Schatz gehoben.

145. Der Schatz auf dem Fratresbüchel.

Etliche Frauen aus dem Liesertale begaben sich einst auf eine Wallfahrt. Als sie nach der alten Straße hinaus auf den Fratresbüchel kamen, bemerkte eine von ihnen ein blaues Flämmchen. „Seht!" rief sie verwundert aus, „seht dort das kleine Feuerlein." Die anderen lachten, denn sie sahen nichts. Da ging sie hin zur Stelle und gewahrte dort ein Häufchen glühender Kohlen. „Ich will sie ihnen zeigen," murmelte die Frau vor sich hin und nahm einige Kohlen mit. „Da seht und glaubt mir," rief sie, als sie die Schürze öffnete. Aber zur Verwunderung aller lagen nicht Kohlen, sondern blanke Taler darin.

146. Der Alte im Schlosse Himmelberg.

Es war einmal ein armer Weberbursche in Tiffen, der nach Himmelberg „in die Stör" arbeiten ging. An einem freien Sonntage besuchte er, anstatt nach Hause zu gehen, das Himmelberger Schloß, welches damals noch gut erhalten, wenn auch schon Ruine war. Es war ein schöner Nachmittag, als er von Gemäuer zu Gemäuer wanderte, hier einen schönen Fensterbogen, dort ein altes Wappen betrachtete. Plötzlich stand er stille; er befand sich in einem Zimmer, das dem Verfalle bisher standgehalten, und geheimnisvolles Dunkel breitete sich hier aus. Ehe er sich recht besann, löste sich aus der Finsternis die Gestalt eines alten Mannes. „Ist wohl schade, daß die alten, schönen Schlösser so zerfallen," begann der freundliche Weber leutselig, „und daß sie gar nimmer aufgebaut werden." „Ja, einmal, zweimal, dreimal

könnte man das ganze Schloß aufbauen," erwiderte der Alte, indem er mit seinem Stock auf den Boden klopfte, „wenn der Schatz gehoben würde, der hier unten vergraben liegt." Und so wie er gekommen, war er auch wieder verschwunden. Der Bursche betrachtete den Ort genau, weil er am nächsten Tage mit einigen Kameraden wiederkommen wollte, um den Schatz zu heben. Doch so sehr er sich dann auch bemühte, er konnte ihn nicht mehr finden. Da der Schatz bis heute nicht gehoben wurde, liegt er wohl noch immer unter dem Gemäuer.

147. Schloß Waisenberg.

Die Volkssage erzählt, daß das Schloß Waisenberg von einem frommen Mädchen erbaut worden sei, dessen überaus dürftige Eltern beim sogenannten Waisenberger Teiche eine armselige Keusche bewohnten. Beide waren blind, und die Tochter mußte für sie und obendrein noch für ihren achtjährigen Bruder sorgen. Die holde Jungfrau war erfüllt von Liebe zu den Ihren und sann bei Tag und Nacht, wie sie ihrer Not abhelfen könnte. Sie betete oft zum lieben Gott, ihr auf gerechte Weise wenigstens so viel Geld zu verschaffen, daß sie die bedauernswerten Eltern und den kleinen Bruder versorgen könne. Gott ließ sich durch das Flehen des unschuldigen Kindes erweichen, ihr Gebet fand plötzlich Erhörung. Im Traume erschien ihr ein würdiger Greis und hieß sie in der nächsten Nacht um zwölf Uhr mit einem Hollunderzweige in der Hand auf das nahe Hügelchen gehen, an dessen Fuße das Häuschen ihrer Eltern stand; wo sich der Zweig zum Boden neige, solle sie nachgraben.

Und richtig! Sie tat, wie ihr befohlen, und fand an der bezeichneten Stelle so viel Gold- und Silbermünzen in der Erde, daß sie samt ihren Lieblingen genug zu leben hatte. Ja, die Jungfrau verfügte nun über solche Reichtümer, daß sie ein stattliches Schloß erbauen ließ, dem sie zum ewigen Andenken an ihr Erlebnis den Namen Waisenberg gab und es mit Untertanen versah. Das Mädchen war zwar keine Waise, aber infolge der Blindheit und Armut seiner Eltern dem Schicksale auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

Die Ruine des herrlichen Schlosses steht heute noch auf dem Hügel, der die Höhen von Trixen beherrscht. Vor Jahren befand sich über seinem Haupteingange noch ein Wappenschild aus weißem Sandstein, auf welchem das Mädchen mit seinem Bruder dargestellt ist; es hält einen Baumzweig in der Hand und findet eben den Schatz. Über dem Bilde steht die Aufschrift: Anno MDIVC.

Orphanus huic arci nomen dedit; o Deus alme,
Ut pater illi es, sic hanc tueare domum.

Darunter die deutschen Verse:

Vom Waisen hat sein Nam dieß Schloß,
O Gott, von Wundertaten groß,
Wie du der Waisen Vater bist,
So b'hüet dieß Haus zu jeder Frist.

Heute befindet sich dieser Stein in dem Schlosse Mittertrixen.

148. Sagen vom Hoch-Gosch.

1. In der Nähe von Spittal, zwischen dem Drautal und dem Millstättersee, erhebt sich ein Bergrücken mit Namen Wolfsberg, wo im Mittelalter das Bergschloß Hoch-Gosch stand.

An einem stürmischen Oktobertage war es, als zwei Raubgesellen auf der Fahrstraße in eifrigem Gespräch dahinwanderten. Sie wollten den Burgherrn von Hoch-Gosch, der heute nach vierjähriger Abwesenheit von einem Kreuzzug heimkehren sollte, überfallen und heimlich ermorden. Der Ritter und sein Knecht, denn diese waren es, verschwanden nach gründlicher Verabredung im Dunkel des Waldes. Plötzlich ertönte ein Pfiff, und bald danach huschten zwei vermummte Gestalten, an einem schweren Körper schleppend, durch den stillen Wald.

Seit diesem Vorfall sind viele Jahre verstrichen. Von der Höhe des Wolfsberges schauen die Überreste des Bergschlosses Hoch-Gosch traurig in das Drautal. Kaum denkbar, daß hier einst große Kämpfe, blutige Fehden und fröhliche Gelage stattgefunden haben. Jetzt bebaut der Bauer ruhig und in Frieden die Scholle seiner Väter. Der Frühling ist ins Land gezogen, überall Sonnenschein, Vogelsang und Freude; nur ein bleicher Jüngling, der sich in das Moos gestreckt hat, fühlt nicht das göttliche Walten der Natur. Er hat ein bleiches, von rabenschwarzen Locken umrahmtes Gesicht, welches Spuren von großer Ermattung zeigt. Es ist der junge Bauer Josef Plötsch. Am Ufer des Millstättersees war seine Behausung, die er mit seiner Großmutter teilte. Der Tod hatte sie ihm geraubt. So war er ganz allein und wollte schier verzagen, wäre nicht Anna, die Tochter des Nachbarn gewesen, die ihm Trost spendete. Er hatte beim Vater um ihre Hand angehalten und dessen Zusage erhalten, aber unter der Bedingung, daß er vorher seine Besitzung schuldenfrei gemacht. Dies war auch sein Herzenswunsch, aber was nützte aller Fleiß, da jüngst Hab und Gut ein Raub der Flammen geworden. Nun war alles aus.

Voll Verzweiflung irrte er durch den Wald, bis er matt niedersank und in Schlaf verfiel. Im Traume sah er einen Greis, der längs eines schmalen Pfades dahinwandelte und in einer Kapelle verschwand. Da erwachte er und wenige Schritte vor ihm erhob sich das Schloß Hoch-Gosch. Sollte Plötsch vielleicht den verwunschenen Ritter, von dem die Leute erzählen, erlösen können? Während er noch über den seltsamen Traum nachdachte, stand auf einmal ein Greis vor ihm, welcher an der rechten Schulter das Zeichen eines Kreuzfahrers trug und mit wehmütigem Blicke Josef anstarrte, indem er mit der Hand nach Osten wies. Hierauf verschwand er, und als der Bauer zurücksah, war auch das Schloß wieder verschwunden. Sogleich erhob er sich und wanderte nach Osten, bis er in die Nähe von Villach kam, wo er auf dem Schlosse Wernberg eine verfallene Kapelle erblickte, die genau der im Traume gesehenen glich. Sie ist der hl. Magdalena geweiht. Hier also befand er sich am Ziele und betrat das Innere der Kapelle. In einer Mauernische fand er einen alten Totenkopf, von dem er durch Hörensagen wußte, daß er zu gewissen Zeiten drei Fragen beantworte. Aber ihm erteilte er trotz wiederholter Fragen keine Auskunft. Bei weiterem Suchen

in den Winkeln der Kapelle entdeckte Plötsch einige Pergamentbogen, die voll beschrieben waren mit Schriftzeichen, welche er nicht entziffern konnte. Diese steckte er zu sich und begab sich ungesäumt auf den Heimweg; er beschloß, den freundlichen Pfarrer von Millstatt um die Erklärung der Schriften zu befragen.

Dieser staunte nicht wenig über den Fund und sagte ihm, nachdem er alles gelesen, daß die Blätter in der alten Sprache geschrieben seien und die Selbstanklage eines Verbrechers enthielten, der dadurch seine schwere Schuld sühnen wolle. So erfuhr denn Plötsch, daß der Mörder Heinrichs von Hoch-Gosch in diesem Schriftstück seine Untat niedergeschrieben habe, und nahm sich alsogleich vor, die bezeichnete Höhle aufzusuchen, in welcher des Ermordeten Gebeine ruhen sollten.

Eine ganze Woche lang suchte er in den Burgtrümmern, ohne etwas zu finden, jedesmal kehrte er mißmutig nach Hause zurück. Am Montag der zweiten Woche wanderte er nochmals, es sollte zum letztenmal sein, mit Schaufel und Spaten hinauf zum Hoch-Gosch. Als er auf der Höhe ankam, trat ihm eine liebliche Erscheinung entgegen, es war Anna, seine Braut, die ihm bei seinen Grabungen helfen wollte. Mit neuem Mute nahm er die Arbeit auf und grub an einer anderen Stelle der Ruine. Plötzlich fand er unter altem Mauerwerk ein kleines Loch und begann aus Leibeskräften, es zu erweitern. Als es groß genug war, kroch er hinein und wirklich fand er zu seinem größten Erstaunen darin die Knochen des Ermordeten. Mit leisem Schauer hob er sie behutsam auf, darunter lag ein helleuchtendes Kreuzlein, mit vielen Edelsteinen besetzt. Freude beflügelte die Schritte des glücklichen Paares, als es mit dem kostbaren Funde heimwärts wanderte, um ihn dem Pfarrer zu zeigen. Dieser versprach den beiden, da das Kreuz für Josef wertlos war, es zu gehörigem Preise an den Mann zu bringen, und nach Ablauf eines Monats erhielt der Bauer eine ansehnliche Summe, mit welcher er sein Anwesen wieder herstellen lassen konnte. Der Pfarrer traute nun die Leutchen, welche nach langem Hoffen und Harren ihr Glück gefunden hatten. Aber auch der unselige Mörder war dadurch von seiner Qual erlöst.

2. Die dichten Tannen- und Fichtenwaldungen, von denen das Schloß Hoch-Gosch umrahmt ist, gehörten ehemals der Herrschaft Millstatt. Vor nahezu hundert Jahren war in diesen Waldungen ein Bauer, namens Plötsch, mit Holzfällen beschäftigt. Da er über Mittag vom Hause blieb, hatte er sich ein Stück Schwarzbrot als Jause mitgenommen; mehr konnte ihm sein Weib nicht mitgeben, denn die Leute waren arm. Beim Beginn der Arbeit hängte Plötsch seine Joppe an einen Baum in seiner Nähe. Als er gegen Abend müde von der Arbeit Hunger verspürte, wollte er nach seinem Brote langen, doch wie staunte er: die Joppe hing nicht mehr an dem Baume. Bald gewahrte er sie. An den ober ihm anlaufenden Felswänden sah er eine Tür und an deren Schnalle hing sein Rock. Da er ein beherzter Mann war, öffnete er die Tür, um zu sehen, was dahinter für Räume liegen mochten. Nach wenigen Schritten war er durch einen Felsengang in ein weites, lichtes Gewölbe getreten, in welchem große Haufen Getreide aufgeschichtet lagen. Plötsch wußte vor Freude nicht, was er tun sollte. Damit konnte er doch

seinen leeren Kornkasten füllen und mit einem Male der Not entgehen, die sonst den Winter über bei ihm zu Gaste gewesen wäre. Nachdem er seine Augen an der Menge und Schönheit des Getreides sattsam geweidet hatte, griff er zu und steckte von jedem Haufen so viel ein, als in den Taschen seines Gewandes Platz hatte. Wie wenig bringe ich unter, dachte er bei sich selbst; es ist besser, ich gehe heim, spanne meine Kühe in einen Wagen, fahre herauf, fasse es in Säcke und führe es weg. Zu seinem Weibe heimgekommen, erzählte er von seinem glücklichen Fund. „Da, schau nur her," sagte er zu der Ungläubigen und griff in eine Tasche, um ihr eine Handvoll Getreide zu zeigen — doch, o Wunder! er hielt lauter Gold und Silber in der Hand.

Plötsch hatte nichts Eiligeres zu tun, als wieder zur Felstür hinauf zu rennen, allein da war nicht die geringste Spur davon mehr zu entdecken. Was nun?

Irgendwo in der Nähe des Schlosses Wernberg war eine uralte Kapelle, der hl. Magdalena geweiht. Dort befand sich ein Totenkopf, der an bestimmten Tagen, wenn man ihn überstieß, drei an ihn gerichtete Fragen beantwortete. Von diesem hatte Plötsch gehört und machte sich sogleich auf den Weg zur Kapelle. Als er an den Totenkopf nebst zwei anderen Fragen auch die richtete, wann die Felsentür des Hoch-Gosch wieder sichtbar werde und wenn er den dahinter verborgenen Schatz heben könne, antwortete er: In den drei heiligen Nächten jedes Jahres. Froh über diese Nachricht und in der sicheren Erwartung, daß er in kurzer Zeit unermeßliche Reichtümer besitzen werde, kehrte er nach Hause und teilte seine Absicht auch zweien seiner Bekannten mit. Die Oster- und Pfingstnacht waren vorüber, also wartete Plötsch sehnsüchtig auf Weihnachten. Doch er starb früher, als die Zeit kam.

Die beiden, welche durch ihn in das Geheimnis eingeweiht waren, verabredeten sich, in der nahenden hl. Nacht den Schatz zu heben. Als sie kam, gebrach es jedoch dem Lechenbauer an Mut und sein Weib wollte schon gar nichts davon wissen. So mußte sich Jörg allein auf den Weg machen.

Er hatte schon eine gute Weile auf den Augenblick, wo die Tür erscheinen sollte, betend gewartet. Da tönten von Millstatt herauf die Glocken, welche zur Mette läuteten. Im gleichen Augenblick vernahm er von ferne ein Gerassel wie von daherfahrenden Pferden und Wagen. Es kam immer näher und näher, endlich ganz dicht an ihn heran. Da erfaßte ihn Schrecken und Furcht, daß er eilends entfloh. Seine Erzählung über das grauenhafte Gerassel hat seither jeden von einem ähnlichen Versuche abgehalten.

Im Jahre 1853, so erzählte der sog. „Blinde Peter", hütete ich nächst dem Schlosse Hoch-Gosch meine Schafe. Es war Ostersonntag. Als die Glocken von Millstatt die Leute zum Gottesdienst riefen, hörte ich ein furchtbares Geräusch und Gewirre von Stimmen an der Stelle, wo das Schloß stand. Meine Schafe flohen scheu auseinander, ich machte mich ebenfalls eiligst aus dem Staube und kann mich heute noch eines gewissen Grauens nicht erwehren, wenn ich in jene Gegend komme.

3. Zwischen dem grünen Drautale und dem schöngelegenen, blauen Millstättersee, dessen Reize manchen naturliebenden Ausflügler anziehen, breitet

sich der Wolfberg, mit der höchsten Erhebung, dem Hoch-Gosch, aus. In diesem Berge soll ein großer Schatz verborgen sein, welcher zahlreiche Abenteurer von fern und nah herbeilockte. Doch soviel diese auch suchten und die waldigen Berglehnen des Hoch-Gosch durchstöberten, fanden oder sahen sie vom Schatze nichts. Einst machte sich ein armer Bauer auf, um in seinem Walde, der sich an den sanften und steilen Hängen des Hoch-Gosch ausbreitete, Baumstämme zu fällen. Sein Weg führte ihn auch am „Lechenbauerhof" vorüber, dessen Besitzer eben in Hemdärmeln vor der Haustür stand, unserem Bäuerlein einen guten Morgen wünschte und ihn auch über das „Wohin" der Reise fragte. Als aber der redselige Lechenbauer erfuhr, daß er die Absicht habe, die Waldarbeiten zu beginnen, warnte er ihn, indem er sagte, er habe heute nacht grausiges Johlen und Schreien vernommen, ein Zeichen, daß die Berggeister des Hoch-Gosch auf Erlösung harren. Doch unser Bauer ließ sich nicht bereden, sondern machte sich frischen Mutes auf den Weg. Bald jedoch verlor er diesen und fand sich im Dickicht des Waldes nicht mehr zurecht. Dichtes Gestrüpp und hohe Bäume versperrten ihm die Aussicht. Doch endlich lichtete sich der Wald, und er gelangte auf eine freie Stelle. Vor sich bemerkte er einen mächtig hohen Felsen, in dem sich eine dunkle Grotte befand, aus deren Tiefe ihm ein Lichtstrahl entgegendrang. Verwundert ob dieses Anblickes betrat er sie. Doch sein Erstaunen sollte sich nur noch erhöhen, denn plötzlich sah er sich in einem vornehmen Rittersaal, dessen Wände und Schmuck aus purem Golde bestanden. Eine altertümliche Ampel, die in der Mitte der buntbemalten Decke aufgehängt war, übergoß das unheimliche Gemach mit einem geisterhaften Schein. Auch einen riesigen Getreidehaufen erblickte der erschrockene Bauer und verwunderte sich über dessen Vorhandensein an einem solchen Orte. Schon wollte er vom aufgespeicherten Korn etwas nehmen, um es seinem Weibe und den Kindern zu bringen, die oft große Not leiden mußten, da erschien plötzlich ein geharnischter Ritter, welcher ihn aufforderte, vom Vorrat zu nehmen, soviel er wolle. Die mächtige Gestalt des Ritters umschloß eine goldene Rüstung. Üppige, rotblonde Locken drängten sich mutwillig unter seinem mit Edelsteinen besetzten Helm hervor und fielen in goldenen Rollen über die breiten, kräftigen Schultern hinab. Einen bittenden Blick aus seinen blauen Augen auf den erstaunten Bauer werfend, verschwand er. Der Bauer füllte nun seine Taschen mit Korn und begab sich nachher auf den Heimweg. Er war gesinnt, mit einem Wagen wiederzukehren, um dann das ganze hier aufgespeicherte Getreide nach seinem Heim zu schaffen. Doch seine Hoffnung sollte zu nichte werden, denn er fand bei seiner Wiederkehr weder die wunderbare Grotte noch den Getreidevorrat. Überallhin spähend gewahrte er plötzlich in einer Felsnische die hünenhafte Gestalt des Ritters, der den Bauer mit traurigen Blicken maß. Er streckte seine kräftigen Arme abwehrend in die Luft und sprach: „Bauer, hättest du das ganze Getreide hinausgeschafft, so wäre ich jetzt erlöst. So aber muß ich noch viele Jahre hier schmachten, denn erst nach langer Zeit werden sich die Tore des Felsens wieder einem Menschenkinde öffnen." Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung. Auch der Bauer begab sich mit seinen Ochsen nach Hause. Unterwegs wollte er

das Korn, das er in der Höhle zu sich gesteckt hatte, nochmals besichtigen. Wie groß aber war seine Freude, als er entdeckte, daß er nicht Korn in der Tasche hatte, sondern Gold. Jetzt kam er erst zur Einsicht, wie unklug er gehandelt hatte. Aber auch dies wenige Geld brachte ihm Glück. Er baute sich ein neues Haus und durch fleißiges Schaffen gelang es ihm, einer der angesehensten Bauern zu werden.

149. Von der Ruine Leobenegg.

In den Trümmern des Schlosses Leobenegg im Liesertal soll ein großer Schatz begraben sein. Der alte Stoffbauer in Pirkeggen, der Vater des jetzigen Bauers, beschloß sich dadurch reich zu machen und begab sich in einer Nacht mit Haue und Schaufel auf den Weg. Gerade schlug es auf dem Kirchturm von Leoben elf Uhr, als er bei dem Schlosse anlangte und sogleich hinter dem Tore, wo der Schatz liegen soll, zu graben anfing. Es war eine rabenschwarze, unheimliche Nacht, deren Stille nur durch das Rauschen des nahen Baches und das Anschlagen des Spatens auf den Steinen unterbrochen wurde. Er mochte nach seiner Berechnung wohl schon eine halbe Stunde gegraben haben, denn eine tiefe Grube war bereits ausgeschaufelt und eben glaubte er auf etwas Hartes zu stoßen, als er plötzlich aufblickte und mit Staunen gewahrte, daß es heller Tag war. Auf dem gegenüberliegenden Berge wandelten eben die Leute taleinwärts zum Gottesdienste nach Leoben. Als er nun verwundert um sich blickte, sah er, wie hoch über seinem Kopfe eine Schar schwarzer und weißer Vögel, welche heftig miteinander kämpften, dahinflog. Nun war er der festen Meinung, daß die schwarzen Vögel die Seelen der verstorbenen Raubritter, die weißen dagegen die frommen und guten Ritter seien, welche einst auf der Burg gehaust. Um nicht von Kirchgängern gesehen zu werden, raffte er einige Kieselsteine zusammen, von denen er glaubte, daß sie über Nacht zu Gold würden, und ging eilig damit nach Hause. Kaum aber betrat er die Schwelle seines Hauses, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und er erkannte, daß es erst Mitternacht war. Ein Blick auf seine Uhr bestätigte ihm dies. Die Kieselsteine, welche er mitgebracht hatte, verwandelten sich in dieser Nacht nicht in Gold, wie er gehofft, weil er einem Geisterspuk zum Opfer gefallen war und sie zu früh aufgelesen hatte.

150. Vom Möselofen.

Der Möselofen im Görtschitztale ist ein „verwunschenes“ Schloß.

Die Bauern Lattacher und Mösel wurden vor Jahren zu gleicher Zeit im Traume aufgefordert, nach dem Möselofen zu gehen und dort den Schatz zu heben. Beide folgten den Eingebungen des Traumes und trafen sich zufällig auf dem Feldwege, der zur Steinwand führt. Als sie hinkamen, fanden sie einen Schlüssel und sahen eine Kellertür. Sie sperrten diese mit dem gefundenen Schlüssel auf und drangen in den Keller. Ganz im Hintergrunde fanden sie eine große Truhe Silber. Schon hatten sie die Geldkiste bis zur Kellertür gebracht, da sagte Lattacher unvorsichtigerweise: „Jetzt haben wir den Schatz,“ worauf alles verschwand.

Ein Hirte, der nächst dem Möselofen Schafe hütete, erblickte eines Tages an Stelle des Felsens ein prachtvolles Ritterschloß. Als er sich diesem in Neugierde näherte, kam ihm ein Edelknabe entgegen, der ihn durch mehrere Gänge der von reich geschmückten Edelfrauen und Rittern wimmelnden Burg bis zur Türe eines verschlossenen Saales führte. Hier angekommen, sprach er zu dem erstaunten Hirten: „In diesem Saale weilt die verzauberte Jungfrau, die du jedoch derzeit noch nicht schauen darfst." Der Hirte, neugierig, das Wunder der Zauberburg kennen zu lernen, kehrte sich an das Verbot nicht und warf einen Blick durchs Schlüsselloch. Doch kaum war dies geschehen, verschwand das Schloß samt seinen Herrlichkeiten, und der Hirte stand im Augenblicke wieder bei seiner Herde.

151. Sagen von der Goldwand.

1. Südlich von Spittal an der Drau erhebt sich das mehr als 2000 m hohe Goldeck. In früheren Zeiten wurde an einigen Stellen dieses Berges nach Gold gegraben, da sich aber der Bergbau zu wenig lohnte, unterließ man das weitere Suchen nach Gold. Meist wird der Name Goldeck auf diese Weise gedeutet, die Volkssage jedoch weiß darüber anders zu berichten.

Drei Hirten weideten an den Abhängen des Goldecks ihre Herden. Früh morgens schon trieben sie ihre Schafe auf die Weide hinaus und ließen sie dann laufen, wohin sie wollten, während sie selbst ihrem Spiele nachgingen. Erst am späten Nachmittage suchten sie die Schafe wieder zusammen und trieben sie in ihre Stallungen. Als Ruheplätzchen hatten sie sich eine schattige Stelle auserkoren, welche in unmittelbarer Nähe der heutigen „Goldwand" lag.

Eines Tages nun erblickten die Hirten, wie sie eben ihr Ruheplätzchen aufsuchten, in einem Felsspalt der Goldwand eine weißgekleidete Frau, die einen großen Schlüsselbund in der Hand hielt. Verwundert blieben die Hirten stehen; die Frau aber winkte ihnen, ihr zu folgen, und führte sie durch einen langen, finsteren Gang in den Felsen hinein. Sie kamen zu einer eisernen Tür, welche die Frau öffnete, und da dehnte sich eine geräumige Halle, in der es von Gold und Edelsteinen flimmerte. Die Frau erlaubte den Hirten, so viel zu nehmen, als ihre Taschen zu fassen vermochten. Die Hirten, lauter arme Kerle, füllten ihre Jausenränzchen und alle Taschen voll und waren froh, endlich einmal von ihrer Armut erlöst zu sein. Bevor sie von ihr Abschied nahmen, gebot ihnen die Frau eindringlich, niemandem zu sagen, wo und von wem sie das viele Geld bekommen hätten. Sie versprachen es und gingen frohen Sinnes heim.

Es läßt sich denken, daß die Leute neugierig nach der Herkunft des Goldes forschten, und die Hirten Mühe hatten, ihr Geheimnis zu verschweigen. Lange Zeit widerstanden sie allen Fragen, aber endlich verriet einer, wie sie zu dem Reichtum gelangt waren. Im selben Augenblicke verwandelte sich all das schöne Gold in Stein, und sie waren für die Schwatzhaftigkeit des einen bestraft. Als sie am nächsten Tage die Wand wieder aufsuchten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß der Felsspalt verschwunden war. Zur

Erinnerung an den großen Schatz, welcher sich der Sage nach innerhalb der Felswand befindet, nannte man diese die Goldwand, und so heißt sie noch jetzt.

2. Die Steine des Gebirgszuges sind goldhaltig. Daß man dies schon lange glaubt, besagt der Name der höchsten Spitze, „Goldeck“ und andere, und daß wirklich Gold zu finden ist, beweisen die neun oder zehn Buchstaben am Sachsenhof unterhalb Feistritz, welche mit Gold überzogen sind, das angeblich in diesem Berg gewonnen wurde; freilich ist es so spärlich zu finden wie Silbergeld bei Bettlern. Schuld daran ist, wie die Sage erzählt, daß niemand das Glück hat, die Stellen zu finden, wo sich das Gold in baumstarken Adern verzweigt; und die es hatten, haben es verscherzt. Eine solche Stelle gibt es an der Schwalbenwand, steil auf fast vier Stunden von der Ortenburg weg. Hier ist ein Zauberschloß, das nur alle hundert Jahre einem Glücklichen sichtbar wird. An einem Fenster dieses Schlosses lehnt dann eine große weiße Frau mit einem Schlüsselbunde und winkt demjenigen, der sie erblickt. Folgt er ihrem Winke, so führt sie ihn zu dem Ursprung einer Goldader und dann kann er graben und reich werden.

Ein Schafhirte sah sie einst, aber seine Schafe waren zerstreut, und da er fürchtete, sie möchten, wenn er zu lange zu tun hätte, sich ganz versteigen, bat er die winkende Gestalt, so viel Geduld zu haben, bis er seine Tiere zusammengetrieben hätte. Doch als er zurückkam, war Frau, Schlüssel und Schloß verschwunden.

Eine andere Stelle, wo einer einst sein Glück machen kann, befindet sich irgendwo unter der „Goldwand“ Dort zeigt sich in langen Zeitabständen an der Wand ein steinernes Gemsenhorn. Wer es zu Gesicht bekommt, braucht nur in Gedanken eine Linie vom Horn bis zur Erde zu ziehen und dort zu graben, so findet er einen ganzen Klumpen Gold. Diesen Goldzeiger erblickte einst eine junge Sennerin, doch sie kannte seine Bedeutung nicht. Sie suchte das Horn herabzuschlagen, aber es wich in die Höhe, so daß sie es mit ihrem Stecken nicht erreichte. Nach Hause gekommen, erzählte sie davon und erfuhr erst, was sie verscherzt hatte. Wohl eilte sie wieder hinauf auf die Höhe, daß ihre Brust keuchte, doch das steinerne Horn war verschwunden und selbst die Felswand hatte eine andere Gestalt angenommen.

152. Schatzgräber auf dem Maraunberge.

Im Maraunberge bei St. Veit sollen bedeutende Schätze vergraben sein, aber es ist noch keinem gelungen, sie zu heben, obwohl schon viele ihr Glück versuchten.

In einer offenen Stunde begaben sich einmal drei beherzte Männer mit Schaufel und Karst in den Wald und fingen nach der Losung frisch und rüstig zu graben an. Endlich stießen sie auf eine große eiserne Kiste, und wie sie den Schutt weggeräumt hatten und den Schatz heben wollten, starrte sie ein schwarzer Hund mit feurigen Augen an. Da sollen sie derart erschrocken sein, daß sie alles zurückließen und eiligst Reißaus nahmen. Von der Ferne hörten sie noch seufzen und weinen und den Schatz mit großem Lärm in die Tiefe sinken.

153. Ein vergrabener Schatz zu St. Veit.

Zu Kriegszeiten soll ein Mann in St. Veit sein Geld und seine Wertsachen im Keller vergraben haben, nicht ohne einige geweihte Gegenstände darauf zu legen. Als die Kriegsgefahr vorüber war, wollte er sein Geld wieder heben und suchte, aber alles war verschwunden; da ließ er den ganzen Kellerboden aufwühlen — endlich fand er den vergrabenen Schatz in der äußersten Ecke wieder. Man sagt nämlich, daß die Erde „ziehe" und vergrabenes Geld immer weiter rücke.

154. Die schwarze Frau vom Pollnig.

In der Nähe der Station Glanegg im Glantal erhebt sich ein mäßig hoher Berg, der Pollnig. Dort war einmal ein Hirtenknabe im Walde irregegangen und zu einem dunkelgefärbten Felsen gelangt, wo er eine schwarze Frau erblickte. Sie schritt auf ihn zu und wollte ihm schweigend einen Bund Schlüssel überreichen. Doch da den Knaben große Angst erfaßte, lief er davon und erzählte zu Hause seine Begegnung. Da hörte er, daß sich die Frau nur alle sieben Jahre zeige und daß dem Menschen, der die Schlüssel bekomme, ein großes Glück zuteil werde. Die schwarze Frau sei eine verwunschene Königstochter und müsse so lange büßen, bis sich der Beherzte finde, ihr die Schlüssel abnehme und sich dadurch die verborgenen Schätze zueigne. Der Felsen soll sich durch die fortwährende Berührung mit der schwarzen Frau dunkel gefärbt haben.

155. Vom Schlosse Metnitz.

Im oberen Metnitztale soll sich einst auf dem nördlichen Hange die Burg der Ritter von Metnitz erhoben haben. Unter den Mauern sollen viele Schätze liegen. Noch jetzt zeigt man ein Mauerloch, welches in einen tiefen Gang führt, wo diese Schätze aufgehäuft liegen. Aber im ganzen Jahre gibt es nur einen Tag, an dem man ihrer habhaft werden kann, und zwar am Palmsonntag. Wer an diesem Tage während der Palmweihe zu jenem Loche kommt, dem tritt ein Hund entgegen, der im Maul einen Schlüsselbund trägt, mit welchem man den Eingang zu den Schätzen eröffnen kann. Wer dem Hunde begegnet, darf nicht zurückblicken, sonst sieht er den ganzen Markt Metnitz in Flammen und im selben Augenblicke verschwindet der Hund und mit ihm der Schlüsselbund. Sieht er jedoch nicht zurück, so wird er Herr der Schätze und der reichste Mann des ganzen Marktes.

156. Der Schatz unter der Eiche.

In der Nähe der Rogg, eines Nebenbaches der Glan, steht eine stattliche Eiche, unter welcher zur Zeit eines großen Krieges ein reicher Mann sein Geld vergraben haben soll. Doch bevor er es heben konnte, starb er, und niemand wußte, wo das Geld lag. Als nun einst ein Bauer, der sich arg verspätet hatte, um Mitternacht an dem Baume vorüberging, trat ihm ein Hund entgegen, der ihn in großen Schrecken versetzte; bald schrumpfte das Tier zusammen, bald erhob es sich zu Riesengröße, blickte den Wanderer

mit feurigen Augen an und vertrat ihm den Weg. Da ermannte sich der Bauer und begann den Hund zu jagen, doch das Tier setzte sich zur Wehr; es entspann sich ein furchtbarer Kampf, in dem der Bauer erlag. Am nächsten Tage wurde er bewußtlos in der Nähe der Eiche aufgefunden. Später soll sich mit einem anderen Mann das gleiche zugetragen haben, und seither wagt keiner mehr, um Mitternacht den gefährlichen Ort zu betreten.

157. Der Schatz von Kaltenbrunn.

Am linken Ufer des Weißenbaches erhebt sich zwischen den Dörfern Nikelsdorf und Feistritz an der Drau beim sog. Kalten Brunn ein jetzt bewaldeter Hügel. Auf diesem thronte einst eine feste Burg, von der noch vor wenigen Jahren Spuren vorhanden waren. Ein Halterbub sah einst beim Weiden der Schafe auf der Anhöhe beim Kalten Brunn eine eiserne Truhe, auf der ein Pudel saß. Der Hund war auf und auf schwarz und trug einen Schlüsselbund in der Schnauze. Da der Hirte von alten Leuten gehört hatte, daß der, welcher den Kaltenbrunner Schatz heben wolle, in dem Augenblicke, als er Pudel und Kiste erblicke, einen Gegenstand hinlegen müsse, tat er dies und griff nun, ohne daß es ihm der Pudel wehrte, nach dem Schlüsselbunde. Er öffnete die Kiste, nahm Geld heraus, soviel seine Taschen fassen mochten, und enteilte.

Dies tat er in der Folge noch oft. Bald aber fiel es seinem Dienstgeber auf, daß der sonst arme Knabe auf einmal viel Geld besaß. Darüber zur Rede gestellt, erzählte er dem Bauer von der Kiste und dem Pudel. Um die Sache selbst zu untersuchen, begab sich dieser an die Stelle und wollte sich der Kiste nähern, doch der Hund setzte sich zur Wehre und ließ ihn nicht näherkommen.

Nun zeigte er die Sache beim Pflegamte an, und bald brachten einige Knechte die Kiste samt dem Pudel, der davon nicht weichen wollte, in das Pflegamt. Auch hier rührte sich der Pudel nicht von seinem Platze, und so zog der Pfleger, der wissen wollte, was darin verborgen sei, einen Stiefel aus und warf ihn nach dem Hunde. Dieser erfaßte den Stiefel und verschwand damit spurlos. Der Fuß des Pflegers aber ging in Fäulnis über.

Schade, daß die Sage nicht auch weiter berichtet, ob die Kiste geöffnet werden konnte und was ihr Inhalt war.

158. Vom Schloß am Rauchenkatsch.

Wer die Liesertaler Reichsstraße entlang ins Katschtal wandert, dem blicken, sobald er am Fuße des Rauchenkatsch angelangt ist, durch mächtige Fichtenbäume die altersgrauen Überreste eines Raubritterschlosses entgegen. Verlassen steht das Gemäuer, wildes Gevögel nistet in seinen Klüften. Über den Gewölben wachsen jetzt die starken Recken des Waldes, darunter wuchert üppiges Gebüsch. Eine große, breitkronige Fichte, die schon manches mit angesehen haben mag, überragt ihre Genossinnen und wüßte wohl vieles zu erzählen, wenn sie sprechen könnte. Sie wurzelt über dem geräumigsten Gewölbe und soll in ihrem Wipfel ein Päckchen bergen, dessen Inhalt unbekannt ist. Wenn die Fichte dereinst geschlagen und der Stamm

zu Brettern verarbeitet wird, soll ein Kind zur Welt kommen, das in der aus diesen Brettern verfertigten Wiege die Tage der ersten Kindheit verträumen wird. Dieses Kind wird nachmals den Geist der Burg erlösen und den kostbaren Schatz heben, der darin verborgen ruht.

159. Die Sage vom Bittersberg.

In der Nähe von Kötschach im Gailtal erhebt sich eine kleine Anhöhe mit Namen Bittersberg. Dort lebte einst ein reicher Graf, der keine Erben besaß, und da er seinen Reichtum doch nicht den Armen gönnte, all sein Geld auf dem Bittersberge vergrub. Damit es ja nicht dem Nächstbesten zufalle, verwünschte er es mit den Worten, daß an der Stelle, wo die Erde den Schatz verbarg, nach hundert Jahren eine Linde wachse, aus deren Holz einst eine Wiege verfertigt werden solle; das erste Kind, welches darin gewiegt werde, solle den Schatz entdecken und besitzen.

Und so geschah es. Als hundert Jahre vergangen waren, spielte eine Schar munterer Knaben auf dem Bittersberge, den sie sich zu ihrem täglichen Spielplatz auserkoren hatten, darunter der vom Schicksale Erlesene. Gerne wühlten sie, wie es die Kinder tun, in der lockeren Erde. Und so geschah es eines Tages, daß der Auserwählte in geringer Bodentiefe ein eisernes Kästchen fand, worin der Schatz lag, den der Graf einst eingescharrt hatte; er brachte ihn seinen armen Eltern, die auf diese Weise zu großem Reichtum gelangten, und erlöste dadurch die Seele des ruhelosen Grafen.

160. Der Schatz im Singerberg.

Man erzählt, daß auf einer Wand des Singerberges, Ostrouca genannt, vor vielen Jahren ein Schloß gestanden habe, welches eines Tages von Teufeln fortgetragen worden sei. Jetzt steht es auf einem Bergkegel im Gurktale und heißt Hoch-Osterwitz.

Einmal ging ein Bauer auf dem Wege oberhalb der Wand nach Hause und sah an der Stelle, wo sie zur Tiefe abfällt, einen Haufen Weizenkörner aufgeschüttet. Unversehens trat er hinein, wobei ihm ein paar Körner in die Schuhe glitten; im Weitergehen begannen sie ihn derart zu drücken, daß er zu Hause sogleich die Schuhe auszog. Aber statt der Weizenkörner fand er Goldstücke vor. Man sagt, die verwunschenen Burggeister hätten dort das Gold zum Trocknen ausgebreitet.

161. Die Sage von der Trögerwand.

Eines Tages ging ein Mann von Tirol nach Kärnten. Als er an der Trögerwand vorbeischritt, hörte er von oben herab eine Stimme rufen, er möge, wenn er beim Flaschberger Schlosse vorbeigehe, einen schönen Gruß hinaufsagen. Der Mann tat es und bekam als Antwort: „Schönen Dank! Der Lohn liegt im Türloch." Er kam hinzu und fand darin lauter Laubblätter. Er nahm nur einige davon, die anderen warf er weg. Nun ging er weiter. Nach einiger Zeit blieb er stehen, griff in die Tasche und fand die Laubblätter aus lauterem Golde. Er ging zurück, um die anderen auch noch zu holen, aber sie waren verschwunden.

162. Der Geldsack.

Der Großvater des Zechner in Pusarnitz säte einst auf einem Acker unterhalb des Seilerschlosses Gerste. In der nahen Knappkeusche wohnte ein armes Weib. Zu Mittag blickte es auf den Acker und sah dort einen vollen Getreidesack stehen. Da die Leute gerade zum Mittagessen heimgegangen waren, wollte es diese Gelegenheit benützen und aus dem Sacke etwas Gerste für ihre Hühner holen. Sie nahm einige Handvoll in ihre Schürze. Daheim waren die Körner zu Goldstücken geworden. Freudig erstaunt, wollte sie nochmals auf den Acker eilen, aber der Sack war verschwunden, Zechner hatte ihn geholt. Seitdem soll diese Familie reich sein.

163. Die Klemmöfen.

Von St. Leonhard zieht sich östlich der stundenlange Feistritzgraben gegen die St. Leonharder Alpe hin. Von der Stadt aus verengt sich der Graben immer mehr und mehr, bis endlich zu beiden Seiten steile Wände die Straße und den Bach einschließen. Hier befinden sich die sogenannten „Klemmöfen", steile, hervorragende Felsenspitzen, welche den Graben noch mehr einengen. Zur Zeit der Türkenkriege haben die Bewohner ihr Geld und ihren Schmuck dort vergraben. Die Sage erzählt, daß ein schwarzer Hund den Schatz behütet. Jeder, der diesen Hund sieht, muß sich genau die Stelle merken, wo er sitzt, am darauffolgenden Tage zu mitternächtiger Stunde kann der Schatz gehoben werden. Leider merkt sich niemand diese Stelle, und so wartet der Schatz noch heute auf das Glückskind, welches berufen ist, ihn zu heben.

164. Der verborgene Schatz im Schloßkeller.

Das alte Schloß „Gommern in Dornach", welches in der Nähe von St. Leonhard steht, umgeben von hohen Fichten und Lärchen, ist jetzt nur mehr eine Ruine. Wie jedes zerfallene Gemäuer hat auch dieses viele Höhlen und Verstecke. Ein solcher Schlupfwinkel ist der Schloßkeller. In diesen führt ein langer Gang, welcher auf unterirdische Höhlungen schließen läßt. In den Wänden steckten alte Messer, Hacken und andere Geräte, welche jedoch von eifrigen Altertumsammlern entfernt wurden. Die Sage erzählt, daß in diesem alten Keller ein Schatz verborgen liege, der nur zu einer bestimmten Zeit von einem Sonntagskinde gehoben werden könne.

165. Das Windische Kreuz.

Beiläufig eine halbe Stunde, bevor man von der Nordseite die Spitze des Magdalensberges erreicht, steht ein Kreuz. Es ist aus Steinen gebaut und sieht einer Kapelle ähnlich. Südlich davon liegt schon der Bezirk Klagenfurt, und die Bewohner der nächsten Ortschaften sprechen teilweise die slowenische Sprache. Dieses Kreuz wird das „Windische Kreuz" ge-

nannt. Von ihm geht die Sage, daß zur Zeit der Hunnen dort die flüchtenden Bewohner Schätze vergraben hätten. Oft mauerten sie Geld oder andere kostbare Dinge in dasselbe ein. Schatzgräber besuchten und besuchen jetzt noch diese Stelle, graben nach oder suchen in den Seitenmauern nach den vermutlichen Schätzen. Mehrmals stürzte das Kreuz infolgedessen um und mußte wieder neu aufgestellt werden. Ein Fund wurde noch nie gemacht, aber die Leute glauben doch daran.

166. Wie man im Traume reich wird.

Auf der rechten Seite des Möllfalles steht das Bauerngehöft „beim Tribuser". Der Urgroßvater des jetzigen Besitzers befand sich in Not und sann beständig auf Mittel, wie er dieser steuern könnte. Arbeit und Ersparnisse reichten nicht aus, und in seinem Innern setzte sich die Überzeugung fest, daß ihm von anderer Seite Hilfe kommen müsse. Mit diesem Gedanken stieg er eines Abends zu Bett und schlief ein. Da belehrte ihn ein Traum, auf die Möllbrücke zu gehen, dort werde er einen Schatz finden. Das erstemal beachtete er die Ermahnung nicht, erst als sich der Traum ein zweites und drittes Mal einstellte, nahm er Zehrung in sein Reiseränzlein, schnallte dieses zusammen, nahm es über die Schultern und ging heimlich, ohne den Seinen etwas zu sagen, zur bezeichneten Stelle. Dort angelangt, lehnte er sich mit den Ellbogen auf das Geländer der Brücke, schaute starren Auges hinab in die Fluten der Möll und überdachte mit kummervoller Miene und sorgengefurchter Stirne seine traurige Lage.

Wohl mochte er schon über zwei Stunden dort gestanden und bemerkt haben, wie Welle auf Welle verrann, nicht aber, wie die Zeit verfloß. Da richtete er sich auf, ein Blick zum Himmel schien noch einmal um Hilfe zu flehen, ein Seufzer entrang sich seiner Brust, darauf verdüsterte sich sein Gesicht vor Unwillen, daß ihn der Traum zum besten gehalten. In diesem Augenblicke ging ein Mann über die Brücke, der seinem Anzuge nach zu schließen ein Soldat war. Über das traurige Aussehen des Bauers erschreckt, meinte er, daß dieser sich mit Selbstmordgedanken beschäftige, und fragte ihn teilnehmend, was er hier tue und warum er so düster in die Wellen starre. Mitleid und Teilnahme öffnen das Herz. Tribuser erzählte seine Not und auch seinen dreimaligen Traum. „Ach was," sagte der Urlauber — für einen solchen hielt er ihn — „geh mit deinem Aberglauben! Mir träumte auch, ich solle zum Tribuser gehen, dort würde ich im Herde einen Hafen mit Gold und Silber eingemauert finden, aber der Kuckuck weiß, wo dieser Tribuser lebt." Natürlich verheimlichte jetzt der Bauer seinen Namen, ging eilends heim, und schon in der zweiten Nacht, während die Hausleute schliefen, ward der Herd in aller Stille abgerissen und der Hafen mit dem goldenen und silbernen Inhalte gefunden.

Das Wohn- und Futterhaus wurde mit dem gefundenen Gelde neu hergestellt, die Gläubiger, um kein Aufsehen zu machen, nach und nach befriedigt, und noch jetzt sind die Erben dieses Mannes in Heiligenblut vermögliche Leute.

167. Wie vor hundert Jahren ein Wirt zu Reichtum gelangte.

Hundert Jahre sind es nun her, seit das Land Kärnten von den Franzosen auf das entsetzlichste ausgebeutet wurde. Viele Bewohner wurden in die Gefangenschaft geführt, und selten gelang es einem Gefangenen, sein geliebtes Heimatland wiederzusehen. Nebst vielen anderen befand sich unter den Gefangenen auch ein Italiener. Dieser soll seiner Herkunft nach ein Pontafler gewesen sein. Seine Eltern hatten ihm einen Brief hinterlassen, in welchem mit wenigen Worten geschrieben stand, daß in einem Hause zu Federaun ein Schatz verborgen sei, und zwar unter der zweiten Stufe einer Treppe. In Gedanken schon einen reichen Mann spielend, traf er sofort Maßregeln zur Behebung des Schatzes. Allein das Glück sollte ihm nicht blühen. Noch an demselben Tage zog er sich durch unvorsichtiges Baden eine Verkühlung zu. Das Fieber schüttelte ihn immer heftiger. Er fühlte schon sein Ende nahe und rief seinen einzigen Sohn herbei, übergab ihm den Brief und sprach zu ihm: „Wenn du den Schatz behoben hast, so vergiß auch deines Vaters nicht und halte sein Andenken in Ehren." Nach einigen Tagen ereilte ihn der Tod. Der Sohn konnte es nach dem Tode seines geliebten Vaters im Hause nicht mehr aushalten. Kaum waren zwei Monate seit dem Begräbnis verstrichen, so zog er schon mit dem nötigen Werkzeug ausgerüstet nach Federaun, kehrte bei einem Wirte ein und erzählte ihm, was ihn in diese Ortschaft führe. Der Wirt sagte ihm, daß der Schatz in dieser Gegend wohl nicht zu finden sei. Der arme Italiener war so mißgestimmt und traurig, daß er alle Hoffnung auf den Schatz aufgab und nach Villach zu seinen Verwandten zog, wo er als Taglöhner ein kümmerliches Leben führte. Der Wirt aber untersuchte seine Stiege auf das sorgfältigste und fand wirklich den Schatz unter der zweiten Stufe der Treppe. So war er in kürzester Zeit einer der reichsten Männer der Umgebung. Sein Wirtshaus ist heute noch dort zu finden, aber es ist in fremde Hände übergegangen.

168. Der steinerne Fuchs.

Dort, wo sich jetzt das Zollfeld erstreckt, stand ehemals die Römerstadt Sala. Ihre Bewohner wurden von Feinden verdrängt und die herrliche Stadt gänzlich vernichtet.

Als dort vor vielen Jahren Felder angelegt wurden, fand man einen großen Stein von bedeutender Schwere, der beim Umackern des Bodens zum Vorschein gelangte und wegen seiner Form der „steinerne Fuchs" genannt wurde. Ohne daß die Bauern weiteren Wert darauf legten, bebenützten sie ihn fortan zum Beschweren der Egge, um den Ackerboden gleichmäßig zu ebnen. So wanderte der Fuchs von einer Bauernhand in die andere.

Da auf einmal träumte es dem ehemaligen „Zollfelder" Bauer, er solle auf die Villacher Brücke fahren, wo er sein Glück finden werde. Der Mann glaubte der Eingebung des Traumes und befand sich schon am nächsten Tage unterwegs nach Villach. Dort angelangt, ging er die Brücke

auf und ab, wobei er seine Blicke fortwährend heimlich auf den Boden richtete, denn er glaubte, dort müsse er sein Glück finden. Wohl zehnmal war er schon hin und wieder gewandert und schon wollte er erfolglos seine Rückreise antreten, als er einen Bettelmann bemerkte, der ihn schon lange beobachtet zu haben schien und jetzt, als er an ihm vorüberschritt, fragte, ob er etwas verloren habe. Der alte „Zollfelder" sagte: „Es ist eine dumme Geschichte! Mich hat ein Traum verleitet, auf diese Brücke zu gehen, hier soll ich mein Glück finden." Der Bettler erwiderte gelassen, daß auf solche Dinge nichts zu geben sei. Auch er habe geträumt, daß hinter Maria Saal ein steinerner Fuchs liege. Er sei angewiesen worden, ihn zu holen, dadurch werde er reich werden.

Der alte Zollfelder, ein kluger Mann, gab ihm ein paar Kreuzer und wußte nun, daß er seinen Weg nicht umsonst getan hatte. Er kehrte sofort um, und als er zu Hause anlangte, holte er den steinernen Fuchs vom Felde, zerschlug ihn und fand in seinem Bauche eine Unmenge von Goldstücken. Jetzt ging ihm erst das Licht auf, wie es kam, daß der nicht allzu große Stein so ungewöhnlich schwer war.

169. Die Sage vom Goldberg.

1. Vom „goldenen Berg" bei St. Daniel im Gailtal erzählt man folgende Sage. Ein dort ansässiger Keuschler, der mit größter Not sein krankes Weib und seine große Kinderschar fortbrachte, verlor in einer Nacht das Bißchen Hab und Gut durch eine Feuersbrunst. Verzweifelt ging er nun fort und hoffte wenigstens Taglöhnerarbeit zu finden, um den Seinen ein dürftiges Brot zu verschaffen. Wohl fand er Beschäftigung, doch die Arbeit war hart und schwer und der Lohn dafür gering. Vom frühesten Morgen bis zur Nacht hätte er gerne geschafft, aber der Mut war ihm genommen, die Hoffnung gesunken, bis er irre wurde an seinem Glück.

In solcher Stimmung, des Lebens längst überdrüssig, kam er in die liebliche Draustadt Villach. Auf der Brücke wurde er von einem bekannten Arbeiter angesprochen und ihr Gespräch lenkte sich alsbald auf die üblen Einnahmen. „Ach," sagte der andere, „wüßte ich, daß es den Goldberg wirklich gibt und wo er zu finden ist, so hätte alle Not ein Ende; denn dort soll ein Ort sein, St. Daniel geheißen, und in der Erde neben dem Kirchlein soll viel Gold liegen." Der Keuschler machte bei dieser Mitteilung große Augen, aber zu mitleidig, dem Bekannten, der gleich ihm ein armer Teufel war, die Wahrheit zu verschweigen, forderte er ihn auf, nach St. Daniel mitzukommen. Der Staub flog unter ihren Füßen, so eilig hatten sie es, um zu erkunden, ob der Traum wahr gesagt. In St. Daniel versuchten sie sofort ihr Glück, und in der Tat fand sich das Traumgesicht bestätigt. Einen Haufen Goldes fanden sie, und beide Familien waren von ihrer Armut erlöst.

2. Vor Zeiten begab sich der Besitzer des Hausergehöftes auf dem Goldberg, einem Ausläufer des Jaukengebirges, nach Villach. Auf der Draubrücke bettelte ihn ein alter Soldat an und sagte: „Könnte leicht reich

sein, wenn ich nur wüßte, wo der Goldberg zu finden ist. Mir träumte, daß unterm Herd beim Hauser am Goldberg ein großer Schatz vergraben ist — aber wo ist der Goldberg?" Der gute Hauserbauer stutzte; „bin auch arm," dachte er sich, gab dem alten Soldaten ein Geschenk und eilte ohne Aufenthalt nach Hause. Alsogleich machte er sich an die Arbeit, zerschlug den Herd und siehe da — richtig fand er den Schatz: einen mit Gold gefüllten Topf. Aus dem armen Schlucker wurde ein reicher Mann. Aus Dankbarkeit ließ er auf der Höhe des Goldberges ein Kirchlein bauen, das noch heute, freilich in verjüngter Gestalt, mit seinem schmucken Türmchen vom Goldberge herniederschaut. — Dieselbe Sage geht vom Staner in Gschriet ob Paternion.

170. Die drei Juden.

Eines Tages bemerkten drei Juden am Gralli in den Tauern ein kleines Männchen mit blauen Hosen, rotem Röcklein und grünem Käppchen. Es war ein kleines Venedigermännchen, das in einem Karren Goldsand weglieferte, den es aus einer Quelle geschöpft hatte. Die Juden gruben ebenfalls nach. Sie begnügten sich aber mit dem Sande nicht und gruben weiter. Zu ihrer großen Freude fanden sie auch einen großen Klumpen. Sie hörten auf zu graben und brannten ein Feuer an, an dem sie sich eine Suppe zu kochen gedachten. Der eine Jude dachte nach, wie er alleiniger Besitzer des Goldes werden könnte. Plötzlich rief er: „Da seht dort den riesigen Adler." Als nun die beiden hinschauten, tropfte der falsche Kerl den giftigen Saft einer daselbst wachsenden Giftpflanze hinein, um die andern hinterlistig zu morden. Aber dem zweiten kam derselbe Gedanke, und er rief: „Seht, seht dort die giftige Schlange," und machte das gleiche. Bald rief auch der dritte: „Seht dort den Teufel," und tat dasselbe. Als nun die Suppe fertig war, aß keiner davon, und nun erkannte jeder die Gesinnung des andern. Nicht lange sollten sie sich des kostbaren Metalls erfreuen. Der Adler hatte die drei bemerkt und stürzte mit kräftigem Flügelschlage auf sie hernieder. Er wollte sie mit den Flügeln in die Tiefe stürzen; aber er traf nicht die Juden, sondern den Goldklumpen. Dieser stürzte donnernd in den Abgrund. Unten verschlang ihn ein reißender Gebirgsbach, in dem er heute noch liegt. Die Quelle aber schwemmt nun statt des Goldes Katzengold heraus, und man zeigt noch zwischen Obervellach und Döllach im Mölltale das Brünnlein, wo die Juden das Gold gefunden haben.

171. Das Goldbrünnl am Schwarzgupf.

Eines Tages, etwa vor 100 Jahren, predigte am Luschariberge ein Priester, daß ihn ein alter Italiener, der am Sterbebette lag, beauftragt habe, er solle in der Kirche zu Luschari verkünden, daß in St. Margareten i. R. am Schwarzgupfe, sechs Schritte von der krummen Lärche eine Quelle sei, aus der Gold fließe. Wenn jemand von St. Margareten dieser Predigt beiwohne, solle er von dieser sonderbaren Quelle in seiner Heimat er-

zählen. Der Zufall wollte es, daß vier Männer, Bauern aus St. Margareten, damals auf dem heiligen Berg waren. Diese vier sind vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben. Auf ihren Besitzungen walten jetzt ihre Söhne. Nach ihrer Heimkunft erzählten sie den Auftrag des Priesters ihren Nachbarn. Diese waren darüber sehr erstaunt, denn obgleich sie hier wohnten, wußten sie von der Quelle nichts. Diese wurde nun gesucht, doch vergeblich, sie war nicht zu finden. Viele kamen an die Stelle, wo die Quelle war, ahnten aber nicht, daß sie hier sei, weil eine andere Sage berichtete, daß dort im verborgenen ein tiefblauer See liege, welcher ans Tageslicht gebracht werden müsse. Wie das geschehen sollte, berichtete die Sage nicht. Erst vor sechs Jahren entdeckte ein Knecht die Quelle, von der die Männer vor vielen Jahren gesprochen hatten. Diese hat sich im Laufe von vielen Jahren in einen Sumpf verwandelt, der nicht zu durchwaten ist. Ein altes Weib erzählt erst jetzt, daß es den Italiener 34 Jahre beobachtete, wie er das Gold alle Jahre einmal forttrug. Er habe den Topf mit dem Golde in ein Tuch eingebunden und dann in einer Fuchshöhle aufbewahrt, während er sein Nachtschläfchen hielt. Dieses Erlebnis wollte sie nicht eher erzählen, bevor nicht ein anderer die Stelle kannte, sonst hätte sie während der Nacht die Qualen der Gespenster ertragen müssen.

172. Das Goldloch und das verwunschene Schloß auf der Saualpe.

Auf der Saualpe befindet sich auf der Lavanttalerseite ein über 100 m tiefes Loch, welches das Goldloch genannt wird. Die Sage erzählt auch hier wie an vielen anderen Orten der Alpe von verschwundenen Bergschätzen.

Auf der Saualpe soll man einst auf Gold, Silber und Edelsteine gebaut haben. Vom großen Sauofen bis zur großen Sau erstreckte sich die Ansiedlung der Bergleute. Am Sauofen aber stand das Schloß der Bergherren. Durch die große Ergiebigkeit dieses Bergwerkes wurden sie reich und übermütig, und wie Reichtum und Übermut immer zum Verderben führen, so war es auch bei diesen Leuten der Fall. So geschah es, daß am Bartholomäustage sich die Knappen anstatt zum Gebete zu Tanz und Zechgelagen versammelten. Als dann die Glocken den Anfang der Messe verkündeten, stürmten sie betrunken und schreiend in das Gotteshaus, rissen die Marienstatue vom Altare, stellten diese im Freien auf und trieben Hohn und Spott mit dem Heiligtume. Sie gingen dann in Prozession an ihr vorüber und spien sie an. Nicht lange aber konnten sich die Leute ihrer Freveltat freuen, auf einmal erscholl ein donnerndes Getöse, und die Kirche sank vor ihren Augen in die Tiefe. An ihre Stelle trat nun ein weiter, tiefer Sumpf. Auch der Erzreichtum der Alpe war verschwunden, und nur taubes Gestein traf jetzt der Hammer des Bergmannes, und die ehemals so reichen Leute versanken in Armut. Die Mutter Gottes hatte sich nach Maria Saal geflüchtet. Seit dieser Zeit müssen aber die Bauern, um eine gute Ernte zu erzielen, jährlich zu einer Marienkirche wallfahrten gehen. Dies unterließen einst die Dieţer, dafür folgte aber ein Mißjahr und eine schreckliche Maikäferplage. Als vor einigen

Jahren die Grasfläche der Saualpe abgemäht wurde, stieß ein Mäher auf etwas Hartes, an dem die Sense absprang; man sagte, es war die Kirchturmspitze der versunkenen Kirche. Der große Sauofen aber ist das verwunschene Schloß der Bergherren, in dem seit alter Zeit ungeheure Schätze verborgen sind und nur alle hundert Jahre einmal einem Glücklichen sichtbar werden. Man erzählt auch, daß es einem Halter geträumt habe, daß unter einer ihm bekannten Kranabetstaude eine Steinplatte liege, unter der der Schlüssel zum verwunschenen Schlosse verborgen sei. Als er am nächsten Morgen mit seinem Vieh in diese Gegend kam, fand er wirklich einen großen altertümlichen Schlüssel. Er trieb nun eilends seine Ochsen dem geheimnisvollen Felsen zu. Doch anstatt der grauen Felswände erblickte er jetzt ein prachtvolles Schloß mit einem mächtigen Tore, in dessen Schlüsselloch der alte Schlüssel genau paßte. Schon wollte er den Schlüssel umdrehen, als auf einmal sein ganzes Vieh rebellisch wurde und wie erschreckt nach allen Seiten davonstürmte. Da mußte er sofort seinen Tieren nacheilen. Als er sie nach geraumer Zeit wieder mühsam zusammengebracht und beruhigt hatte, war weder Schloß noch Tor mehr zu finden. Obwohl er öfters darauf aus war, hat er doch nie wieder das verwunschene Schloß erblickt; erst in hundert Jahren wird es wieder auf einen Tag sichtbar.

173. Der Schatz im Rattenkogel.

Ein Bauer in Göriach ward einst im Traum gemahnt, die auf dem Rattenkogel vergrabene, mit Gold gefüllte Truhe auszuheben, wobei ihm ein Mandl, angetan mit schwarzlederner Hose, rotem Käppchen und Bundschuhen mit roten Bändern behilflich sein würde. Der Bauer folgte der Eingebung des Traumes und begab sich mit einem Fuhrwerk zur bezeichneten Stelle. Er grub nach der Geldkiste, hob sie mit Hilfe des in der Tat herbeigekommenen Männleins aus und lud sie auf den Wagen, den zwei schwarze Ochsen mit weißen Hörnern unter Führung des Bergmännchens zogen.

Schon hatten sie eine Strecke Weges zurückgelegt, als hinter dem Wagen ein starker Knall erfolgte und den Bauer veranlaßte, unwillkürlich umzusehen. Kaum war die Unvorsichtigkeit begangen, so verschwand im Nu Geld und Männlein. Der Bauer, dem der behobene Schatz so unversehens dahinschwand, fuhr ganz düster und traurig gestimmt weiter. Als er nach Hause kam, begegnete ihm im Hausflur ein großer schwarzer Hund mit einem Körblein im Maule. Da er selbst keinen Haushund besaß, so fragte er sein Weib, woher denn auf einmal der schwarze Hund komme. Sie erwiderte, daß er vor kurzem vom „Semlerwaldl" her gekommen sei, in dem vor einer halben Stunde ein Schuß gefallen. Der Bauer näherte sich nun voll Neugierde dem seltsamen Vierfüßler und nahm den Deckel vom Körbchen weg. In diesem fand er drei Eier, und wie er sie herausnahm, um sie näher zu besehen, verwandelten sie sich in Goldklumpen, und der Hund verschwand.

174. Der Kronentaler.

Ein Bäuerlein aus dem Gailtale ging in aller Früh zur Stadt. Da gewahrte es am Wege eine Kegelbahn, auf welcher neun schwarze Männlein kegelten. Sie riefen dem Bauer zu: „Tu mit!" — „Warum nicht?" gab er zurück und setzte auf den ersten Schub einen Kronentaler, den seine Kinder erspart hatten. Von da an gewann er immer wieder und hatte bald einen Haufen Geld vor sich liegen. Da sagten die Männlein: „Tu deinen Taler weg!" Doch er kehrte sich nicht daran und schob mit unvermindertem Glücke weiter. Als es zum Morgengruß läutete, verschwanden die Schwarzen, einer nach dem andern. Der Bauer führte seinen reichen Gewinst mit einem Wagen nach Hause, er blieb aber sein Lebtag ein einfacher Mann und gab den Bettlern, die an seine Türe pochten. Hätte er bei dem nächtlichen Kegelspiele den Kronentaler von dem Gelde genommen, so wären die Männlein mit all dem Reichtum verschwunden.

175. Die silberne Kegelbahn.

Beim Gradischnigg auf dem Helenenberge erblickte einst ein Hirte eine silberne Kegelbahn, auf der neun goldene Kegel und drei goldene Kugeln sich vorfanden. Als er nächstens wiederkehrte, um die schönen und wertvollen Kegel samt den Kugeln heimzutragen, fand er die Silberbahn nicht mehr.

176. Die Pferdezähne.

Einer der Grafen aus dem Geschlechte Dietrichstein soll seine Schätze vor dem Tode in den Felsen der Burg Dietrichstein verborgen haben. Sie liegen in drei großen Fässern, aber es gelingt nur selten einem, den Eingang der Kluft zu finden.

Einst fand ein junger, braver Bauernbursche auf seinem Lager nicht die gewünschte Nachtruhe, stand deshalb auf und trat ins Freie. Der Mond beschien mit seinem Silberlichte die Ruine, und der Nachtwandler bemerkte in einer Felswand des Berges eine früher nie gesehene Öffnung, aus der ein seltsamer Schimmer hervordrang. Er trat neugierig ein und sah darin drei Fässer stehen, jedes mit Pferdezähnen bis oben gefüllt. Verwundert nahm er aus jedem Fasse einen Zahn, begab sich hierauf wieder nach Hause und legte sich schlafen. Als er am nächsten Tage einigen Freunden die Zähne zeigen wollte, zog er an ihrer Statt ein Gold-, ein Silber- und ein Kupferstück aus der Tasche und bereute es, nicht mehr solcher kostbarer Dinger sich angeeignet zu haben.

177. Die feurigen Pferde.

Beim Gappnig auf der Gappen, einem Orte zwischen Gratschach und Penk im Mölltal, träumte es dem Bauer zu wiederholten Malen, er solle in der Sonnwendnacht auf den Danielsberg einen Schatz heben gehen.

Er werde einen weißen Fleck finden und solle an dieser Stelle graben, aber kein Wort dabei sprechen, möge er was immer sehen oder hören. Das kam dem Bauer nicht ganz geheuer vor, es ließ ihm aber dennoch keine Ruhe, und so nahm er seinen Knecht mit und wanderte in der Sonnwendnacht auf den Danielsberg. Sie fanden bald die bezeichnete Stelle und fingen schweigend ihre Arbeit an. Nach einiger Zeit fanden sie eine schwarze Truhe. Im selben Augenblicke, als sie diese heben wollten, kam eine Schar feuriger Pferde dahergesprengt, und eines davon sprang an den Knecht heran und wollte ihn in den Arm beißen. Erschrocken rief er ihm zu: „Gehst weg!" Damit waren Pferde und Truhe verschwunden, doch wo diese gelegen hatte, fanden sie nun einen schwarzen Schleier. Dieser soll der Sage nach noch lange Jahre im Herrgottswinkel der Wohnstube beim Gappnigbauer zu sehen gewesen sein.

178. Der Geisterstein.

Auf der Steinegge, einer ausgedehnten Bergweide auf der südlichen Seite des Lesachtales, gegenüber von Liesing, befindet sich ein Stein, dessen verwitterte Formen bei einiger Phantasie die Umrisse eines Schlüsselloches erkennen lassen. An ihn knüpft sich die Sage von einem alten steinreichen Wölflerbauer aus Liesing, der sein Geld daheim nicht sicher wußte und es daher in einem Topfe unter jenem Stein vergrub. Als er viele Jahre darauf wieder nach seinem Gelde sehen wollte, fand er an seiner Statt lauter Laub im Topfe.

Der Stein ist heute noch zu sehen und unter dem Namen „Geisterstein" bekannt, weil man früher in der Nacht oft ein Licht dabei gesehen haben will.

179. Die Allerseelenbrote.

Als ein Bauer, der mit seinen Ochsen heimfuhr, zur Wegkapelle von Leopoldskirchen kam, sah er in einer Nische Brotlaibchen aufgehäuft. Er hielt an und nahm eines von diesen sogenannten „Gatschial'n" in die Hand, denn er wunderte sich, wie solche Brötchen hierhergekommen waren. Nach damaliger Sitte wurden solche am Morgen des Allerheiligentages den Kindern und bettelnden Armen statt eines Almosens gereicht. Nichts Besonderes daran bemerkend, warf er das aufgehobene Stück wieder an seinen Platz. Da tat es einen „Jammerer", und das ganze aufgehäufte Brot war verschwunden. Kopfschüttelnd fuhr der Bauer seines Weges.

Bald hernach kam eine Bäuerin auf der Heimfahrt von ihrer Mühle an der Kapelle vorüber und hielt an. Sie sah die Brotlaibchen, die am Morgen noch nicht dort gelegen waren, und lud sie in einen leeren „Fleidensack". Denn sie dachte: Für die Schweine ist das ein gutes Futter. Schwer zogen die Ochsen an, immer schwerer ward in kurzer Zeit die Last. Als die Bäuerin nach Hause kam und im Sacke Nachschau hielt, bemerkte sie mit freudig pochendem Herzen, daß sämtliche Brotlaibchen in Silbertaler verwandelt waren.

180. Škopnjak.

Im unteren Rosental ist die Sage von einer brennenden, besenförmigen Gestalt, welche am Himmelsgewölbe dahinfliegt, sehr verbreitet. Dieser Geist heißt Škopnjak und stammt aus dem deutschen Volksglauben, da der Name hergeleitet ist von dem altdeutschen Worte scoup, nhd. Schaub, d. i. Garbe, Besen, Bund. Es wird von ihm gar vieles erzählt. Man sagt, er komme am Himmel hergeflogen und setze sich auf einen Baumwipfel oder Strauch, welcher dann verbrenne. Wo er einmal gesessen hat, bildet sich ein harter Klumpen. Er setzt sich auch gerne auf die Türklinke, den Misthaufen und auf einen Holzspan, der an beiden Enden angebrannt ist. Gewöhnlich erscheint er beim Hause, wenn darin jemand in den letzten Zügen liegt.

Man erzählt, daß er Kinder, wenn er sie bei der Türklinke, einem solchen Holzspan oder auf dem Misthaufen betritt, zu erwürgen pflegt; Wickelkinder tötet er auch im Bett. Sobald ein Kind die Türklinke anfaßt, wird es vom Škopnjak ergriffen und solange gewürgt, bis es tot zusammenbricht. Um die Kleinen vor ihm zu schützen, soll man die Türschnalle wie auch die Wickelkinder mit Weihwasser benetzen. Hat er einmal ein Kind in seiner Gewalt, so kann es nur von einem Menschen gerettet werden, der auf einer einjährigen Hanfpflanze steht, welche aus einem zufällig verstreuten Hanfkörnlein gekeimt hat.

Eine Sage erzählt, daß ihm einmal ein betrunkener Bauer auf dem Heimwege vom Wirtshause begegnete und ihm zurief, ihm seine Pfeife anzuzünden. Da sei der Škopnjak herbeigekommen und habe ihn getötet.

Einmal ging ein Jäger, das Gewehr auf der Schulter, spät nachts von einem Pirschgange heim. Auf einem Zaun, den er übersteigen mußte, gewahrte er eine Gestalt, von der die Funken stoben. Eine Weile überlegte der Jäger, ob er wohl über den Zaun setzen solle, dann aber dachte er, es sei, wie es wolle, und stieg mutig über. Auf der anderen Seite angelangt, nahm er die Büchse von der Achsel und schoß auf die Stelle, wo das Ungetüm saß. Da erfolgte ein so furchtbarer Donnerknall, daß die Leute aus den benachbarten Häusern herbeigerannt kamen, um zu sehen, was es gebe. Kaum erblickten sie den Skopnjak, so liefen sie in ihre Stuben zurück. Als man frühmorgens zur Stelle nachschauen ging, fand sich dort nichts Außergewöhnliches vor, das Gespenst war spurlos verschwunden.

In Unterkärnten heißt es, der „Skopnek" komme abends in Gestalt eines feurigen Besens heran und setze sich aufs Hausdach, wenn man über den Feierabend gearbeitet habe.

181. Die „Liechtmandeln".

In der Gegend von Osterwitz, Göseling, Mannsberg und auf dem Diexerfeld erzählte sich das Volk viel von den „Liechtmandeln". Diese umfliegen bei Nacht blitzschnell die „Schüttstellen" der Felder, und von ihnen ist sonst nichts sichtbar als die helle linke Hand mit den leuchtenden fünf Fingern. Einst sah ein Bauer auf dem Diexerfelde ein solches Männlein „hin und her irren". Er blieb stehen und beobachtete es. Da näherte

sich ihm das glühende Männlein und sprach: „Setz' ich den Markstein dorthin, so ist es nicht recht, und setz' ich ihn daher, so ist es auch nicht recht; wo setz' ich ihn also ein?" Setz' ihn dorthin, wo du ihn genommen hast," war die Antwort des Bauers, und das Mandel verschwand, nachdem es sich herzlich bedankt für den Rat, auf den es schon hundert Jahre gewartet hatte.

Einem „Gassenburschen" von Göseling begegnete um Mitternacht ein Lichtmandl. Als er das leuchtende Ding vor sich wandern sah, sprach er zum Mandl: „He, Klaner, läß m'r af deiner Fackel den Tobak ånfeuern!" Das Lichtmandl willfahrte dem Ansuchen; doch kaum brannte das Kraut, so versetzte es dem kecken Burschen eine so heftige Maulschelle, daß noch heute das feurige Fingermal des Lichtmandls auf seinem Gesichte geschaut werden kann.

182. Der feurige Alp.

Quatemberzeiten sind im Volk gar heilige Zeiten und stets der ernsten, beschaulichen Betrachtung gewidmet. Da erklingt keine Saite, kein fröhliches „Plepperliadle" erschallt, kein Pärchen dreht sich im Tanze, diese Tage sind still und einförmig, nur dem Fasten, Beten und Almosengeben geweiht.

Da begab es sich einmal, daß trotz der Heiligkeit eines solchen Tages zwei Bauernburschen aus dem Pressinggraben (Lavanttal) im Wirtshause zu St. Gertraud ein lustiges Treiben begannen, sangen und lärmten und trotz der Einwendungen des besorgten Wirtes, dem sie kein Gehör gaben, ihr tolles Treiben bis spät nach dem Aveläuten fortsetzten.

Als sie der Wirt endlich aus der Stube wies, zogen sie schimpfend und fluchend ab und beschlossen unterwegs auch noch ihre „Diandlan" zu besuchen. Sie mochten schon eine Strecke Wegs zurückgelegt haben, als sie plötzlich bemerkten, daß neben ihnen eine feurige Kugel daherrollte. Voll Schrecken gewahrten sie diese Erscheinung, gingen aber dennoch ihres Weges fort. Da ergab es sich, daß sie ihr Weg über einen Bach führte, wo ein schmaler hölzerner Steg den Übergang herstellte. Doch als sie eben dort ankamen, rollte sich der Feuerklumpen vor und dehnte sich über die ganze Länge des Stegs, so daß dieser wie mit glühenden Kohlen übersät schien. Jörgl, so hieß der eine Bursche, erkannte nun in dieser Erscheinung den aus vielen Erzählungen bekannten „Alp". Sie wußten sich augenblicks nicht zu raten noch zu helfen und standen lange unschlüssig an der Stelle. Da fiel dem Jörgl das Sprüchlein ein, mit dem man den Alp, der Funken von sich sprühte, vertreiben kann, und rief mit zitternder Stimme:

„Geah durthin, Ålp, du beaser Geist,
Wo du bist selben g'wös'n,
Wia in der Christnåcht, Jesas z' Ehr'
Die Mess' is wur'n g'lös'n."

Kaum hatte er ausgesprochen, so erhob sich der „Feuerschap", einer glühenden Rute vergleichbar, und zog mit Gebraus durch die Luft, ließ sich dann auf einem entfernten Felsstock nieder und fing sich „z' laußn"

an, „daß glei die Glan (Funken) umadum g'flog'n sein". Die Burschen gingen über den Steg, jedoch nicht zu ihren Liebsten, sondern nach Hause und erkannten dies als Strafe für die Entheiligung des Quatembertages.

183. Der bestrafte Bauer.

Ein Bauer bemerkte, daß auf einer „Gschiding" (Grenze zwischen zwei Feldern) vom „Betläutn" bis Mitternacht ein Irrlicht auf und ab wandelte. Lange traute er sich nicht hinzugehen, und nun ermannte er sich einmal und trat auf das Licht zu. Da sah er, wie auf einer Hand ein kleines blaues Flämmlein auf und nieder zuckte. Er wurde immer kühner und untersuchte, ob noch etwas zu sehen sei. Es kam ihm spaßhaft vor, daß eine Hand so allein herumwandelte. Da dachte er sich, da kann ich ja meine Pfeife anzünden, und sprach den Wunsch auch aus. Rasch flackerte das Lichtlein näher, und da überkam den Bauer das Grausen, und er wollte eiligst fliehen. Bevor er sich noch umdrehte, bekam er eine schallende Ohrfeige. Als er zu Hause angekommen war, betrachteten die Hausleute verwundert den Bauer, denn die eine Wange war ganz schwarz. Kein Mittel konnte ihm die Wange rein machen, und so trug er das Merkmal der Ohrfeige bis an sein Ende.

184. Flammenseelen.

Der windische Gailtaler liebt es, seine Hausgebete möglichst unter freiem Himmel zu halten. Besonders an Sommerabenden sieht man oft das gesamte Hausgesinde im Obstgarten kniend und laut betend seine Abendandacht verrichten. Bei einer solchen Gelegenheit ereignete sich — wie die Sage erzählt — folgendes.

Eine Hausgenossenschaft, bestehend aus dem Bauer und seinem Weibe, seinen acht Kindern und sämtlichen Knechten und Mägden des Hauses, war mit dem letzten Vaterunser gerade zu Ende gekommen, als eine seltsame Erscheinung die ganze Gesellschaft in Aufregung brachte. Hoch droben in den Felswänden, die gar geisterhaft ins Tal herunterstieren und die noch kein Mensch zu erklimmen imstande war, begann jetzt ein zauberschönes Flammenleben. Zuerst erschien eine einzige große, hochaufflackernde Flamme. Sie spaltete sich, und nun sah man nichts als Flammen und Flämmlein, welche bald heller, bald schwächer, jetzt vereinigt und jetzt vereinzelt hinauf und herab flogen, die Felsenwände entlang jagten, als wären sie vom Sturm getrieben worden. Das waren arme Seelen, welche ein heiliger Papst in die unersteiglichen Felsenwildnisse verbannt hatte, und die in Quatembernächten hin und her gejagt und also gepeinigt werden, bis sie ihre Sünden abgebüßt.

185. Flammenrosse.

In einer Quatembernacht ist einem Burschen, der zum Soldatenstande hätte sollen eingefangen werden, folgendes begegnet: Er hatte sich mit

mehreren Kameraden noch frühzeitig genug geflüchtet, und zwar hinauf zur hochgelegenen Wallfahrtskirche St. Stefan. In der Nacht war er in sein Dorf geschlichen, um Lebensmittel zu holen. Auf dem Rückwege sah er eine Schar Männer um ein großes Feuer sitzen, sämtliche kohlschwarz und ohne Köpfe. Ihn faßt der Graus, er rennt, so gut er kann, den schmalen, steilen Felsenpfad hinan zum Meßnerhäuschen von St. Stefan. Kaum ist er eingetreten, galoppiert es hinter ihm herauf gegen das Kirchlein wie von einer großen Menge wilder Rosse. Wie er neugierig zum Fenster hinausschaut, sieht er auch wirklich wenigstens an fünfzig Pferde in hellroten Flammen um das Kirchlein herumjagen und dann wieder verschwinden. Der Meßner belehrte ihn, daß in Quatemberzeiten sich regelmäßig solche Erscheinungen zeigten.

186. Die Jungfrau mit dem Schleier.

Bei Feldkirchen erhebt sich ein kleiner Berg, die Polenitzen genannt. In dem Berge befindet sich eine Höhle, die sich nach hinten zu einem schmalen Gange verlängert und sich angeblich durch den ganzen Berg hinzieht. Die Sage erzählt, daß dort vor vielen, vielen Jahren eine Einsiedlerin lebte. Niemand wußte, woher sie gekommen war noch wie sie hieß. Doch daß sie von hoher Abkunft sei, vermutete man überall; denn Leute, welchen sie am nahen „Kuchelbrunnen" beim Wasserschöpfen begegnet war, hatten schon öfter an ihren Fingern kostbare Ringe bemerkt. Sie war von wunderbarer Schönheit, und wer sie sehen wollte, ging des Morgens zum Brunnen, um Wasser zu holen, denn zur Morgenstunde pflegte sie beim Brunnen ihr schönes Haar zu waschen. In ein graues Gewand war ihre schlanke Gestalt gehüllt, am Kopfe trug sie einen Schleier. So ward sie immer gesehen, doch kein Mensch konnte sich rühmen, auch nur ein Wort über ihre Herkunft von der geheimnisvollen Frau vernommen zu haben.

Als sie eines Morgens wieder ihr Haar wusch, vergaß sie bei der Rückkehr den Schleier beim Brunnen. In der Höhle suchte sie vergeblich nach dem kostbaren Kleinod. Am nächsten Morgen aber schritt sie wieder zum Brunnen, und siehe, ein Jüngling stand vor ihr und hielt den vielgesuchten Schleier in der Hand. Doch stellte er an dessen Rückgabe die Bedingung, daß die Frau ihm ihre Lebensgeschichte erzähle. Da hub die Einsame an: „Ich bin eines mächtigen Königs Tochter und liebte einen Jüngling, der mich verschmähte. Da ich geheimen Zaubers kundig war, verwandelte ich ihn in einen Stein, um ihn zu strafen. Als mein Vater dies erfuhr, verstieß er mich und sprach einen harten Fluch aus. Nun ist mein Los, zu warten, bis er erlöst ist, und dies geschieht, wenn am Himmel drei Sterne mit rotem Licht erscheinen. Dann darf ich ihn einmal küssen, und wir müssen beide sterben." Heute noch wandelt die schöne Prinzessin in der Gegend und harrt der Sterne, die ihr Schicksal bedeuten.



X. Schlangen. Verwunschene Seelen.

187. Die Schlange von Reifnitz.

In der Nähe von Reifnitz, am Südufer des Wörthersees, erhebt sich auf schroffem Fels die St. Margareten-Kapelle, darunter befindet sich eine Höhle. Unweit davon sieht man die Ruinen der einst bedeutenden Burg Reifnitz. An die altersgrauen Trümmer knüpft sich folgende Sage.

An einem Abende des Jahres 1302 legte sich ein junger Jägersmann, ermüdet von weitem Gange, zu kurzer Rast in das weiche Moos nächst der von riesigen Waldbäumen umstandenen Burg. Nicht lange ruhte er da und es flog aus dem Dickicht ein Häher auf, mit einer Eichelnuß im Schnabel. Der Jäger wollte den Vogel erlegen; aber als er den Bogen zu spannen beginnt, fühlt er sich wie gelähmt und gewahrt eine große Schlange, deren funkelnde Augen unablässig auf ihm ruhen. Das Weidmesser aus der Scheide reißend, gedachte er das ekle Tier zu töten. Dies richtete sich indes hoch auf und zischte ihm entgegen: „Wage es nicht, mich anzutasten." Entsetzen ergriff den Jüngling und er sank bewußtlos zu Boden. Als er aus seiner Betäubung erwachte, sah er im Dämmerlicht des neuen Tages die Schlange wieder, die, nicht ferne von ihm, unverwandt auf die Margaretenkapelle blickte. Und aus dieser trat ein silberhaariger, bleicher Mönch, ging auf die Schlange zu und sprach zu ihr: „Heute sind es vierzig Jahre, seit du mich das letztemal gesehen. Hast du die Zeit genützt, Jutta?" — „Schweren Frevels bin ich mir bewußt", antwortete die Schlangenstimme, „aber entsetzlich ist auch die Buße, der ich unterworfen bin. Wann wird mir endlich Gnade kommen?" Und der Mönch tröstete: „Noch ist die Zeit der Sühne nicht verronnen, doch der Allgütige gedenkt deiner Erlösung. Du sahst den Häher, der gestern hier vorüberflog. Ich lähmte des Jägers Arm, auf daß er den Vogel nicht treffe und die Eichelnuß nicht auf jenes Steinriff falle und verdorre. Der Häher zog über den See zum Walde, wo ihm die Nuß entglitt und zu Boden fiel. Aus dieser wird eine Eiche wachsen und in der Wiege, die man aus ihrem Holze bauen wird, soll nach des Ewigen Ratschluß ein Kindlein schlafen, das, herangewachsen, dich durch seine guten Werke von deinen Qualen befreien wird." Plötzlich entstand eine glänzende Helle, Mönch und Schlange entschwanden dem Blicke des staunenden Jägers.

Achtzig Jahre danach feierte Burgherr Eckehard von Reifnitz die Taufe seines Töchterleins Ludmilla. Bei dem Festmahle gab es der Trinksprüche viele auf das Wohl des lieben Kindes, das in der von dem treuen Hausvogte der Reifnitzer kunstvoll geschnitzten Wiege lag. Und Eckehard erzählte seinen Gästen: „Der Eichbaum, aus dem die Wiege gefertigt worden, hat jenseits des Sees bei Leonstein gestanden, mehr als sechzig Jahresringe gewiesen und ist erst vor kurzem niedergeworfen worden. Betrachtet man die Wiege genauer, so sieht man im Geäder der Seitenwände und im Getäfel zu Häupten Schlangenringe, wie wenn sie ein Maler mit Absicht dort abgebildet hätte." Das flöße ihm Grauen ein, bemerkte der Burgherr weiter, denn es erinnere ihn an jene Schlange, die in der Chronik seines Hauses eine Rolle spiele und der Sage nach einmal in jedem 40. Jahre ihren unterirdischen Verbannungsort verlasse. Diese aber erzähle nach alten Aufschreibungen folgendes.

Herr Cholo von Reifnitz, der Erbauer der Burg, hatte nebst mehreren Söhnen eine Tochter, namens Jutta, die von entzückender Schönheit, aber stolzen, hoffärtigen Sinnes war und keine größere Lust kannte, als anderen und selbst Armen und Siechen Qualen zu bereiten. Einst begegnete sie nächst der Margaretenkapelle einem alten Mönche des Viktringer Klosters, der sich zum Gebete in dem Kirchlein anschickte. In ihrem Übermute schlug sie den Greis mit der Reitgerte und überhäufte ihn mit Schimpfreden. Geduldig, wortlos, nur einen strafenden Blick auf die Übeltäterin werfend, ertrug der fromme Mann die Schmach; aber das reizte die unholde Maid derart, daß sie ihre beiden Rüden auf ihn hetzte, die ihn zu Boden rissen und zerfleischten. Sterbend blickte er noch auf das grausame, mitleidslose Edelfräulein und sprach den schauerlichen Fluch: „Der Leib der Schlange werde deine Wohnung, sonder Ruhe sollst du weilen an der Stätte deiner Freveltat. So büßend sollst du der Erlösung harren, bis eine Frau deines Stammes kommt, die schuldlos im höchsten Unglück als guter Engel auf Erden wandelt." Wenige Wochen später erlag Jutta einer schweren Krankheit; ohne Reue und Buße ging sie dahin. In der Nacht nach ihrem Begräbnisse aber sah man in dem Felsen, auf dem das Kirchlein steht, eine Kluft und davor lag eine riesige Schlange.

Das erzählte der Burgherr seinen Gästen. Indessen schlummerte seine Frau Brigitta neben der Wiege des Töchterleins in einer stillen Kammer. Träumend sah sie in dem Gemache plötzlich einen hellen Schein; an der Wiege richtete sich eine große Schlange empor und betrachtete mit leuchtendem Auge das schlafende Kind. Allmählich aber löste sich die Haut des Tieres ab und aus der Schlange ward eine Frau von wunderbarer Schönheit, aber wachsbleichen Angesichtes. Und diese Gestalt neigte sich zur Wiege nieder und streckte die Arme nach dem Kinde aus. Vor Angst und Entsetzen erwachte die Burgfrau. Die kleine Ludmilla aber erwuchs zu einer frommen, edelsinnigen Jungfrau und wurde die Gattin des Ritters von Leonstein.

188. Die Frau von Leonstein.

In geringer Entfernung, auf dem bewaldeten Berge, der sich nordwestlich von Pörtschach hinzieht, stehen die morschen Überreste der Feste Leonstein mit ihrem hohen Wartturme. Auf dieser Burg verlebte Ludmilla von Reifnitz nach ihrer Vermählung glückliche Tage. Plötzlich aber wurde sie von schwerem Unglück heimgesucht. Einst wandelte die Burgherrin, in vertrautem Gespräch mit einem wohlgestalteten Jünglinge begriffen, durch die schattigen Gänge des Schloßgartens. Der eben heimkehrende Gatte erkannte ihren Begleiter nicht. Von wilder Eifersucht entflammt, stürzte er auf den Jüngling los und stach ihn mit dem Schwerte nieder. Es war der Burgfrau heißgeliebter Bruder, der nach jahrelanger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt war. Der Schwester Schmerzensrufe verrieten dem voreiligen Mörder, was er verbrochen. Entsetzt starrte er noch den Toten an, entfloh dann eilends aus der Burg und blieb seit jenem Tage verschollen. Ludmilla aber lebte fortan in stiller Zurückgezogenheit. Sie verkehrte nur mit Armen und Hilfsbedürftigen, um an ihnen Werke der Barmherzigkeit zu üben. Als sie

starb, versammelte sich die große Schar ihrer Schützlinge unfern der Burg und es erhob sich unter ihnen solch Wehklagen und Weinen, daß ihre Tränen die Wiese befeuchteten. Und mag die Umgebung noch so dürr und vertrocknet sein, immer prangt da eine herzförmige Stelle in frischestem Grün — die Herztratte. Diese hält die Erinnerung wach an das edle Herz der Burgfrau von Leonstein.

Ihr Gatte war nach Rom gepilgert, um dort den Frieden seiner Seele zu finden; dann hatte ihn die Sehnsucht nach der Heimat wieder an den See zurückgeführt. Aber er wagte es nicht mehr, seine Burg zu besuchen und der so schwer gekränkten Gattin vor die Augen zu treten. Auf der nahen Schlangeninsel lebte er, von niemandem erkannt und aufgesucht, in selbstauferlegter Buße jahrelang, bis ihm eines Tages der klagende Ton des Leonsteiner Kapellenglöckleins den Hingang seiner geliebten Frau verkündete. Als am nächsten Morgen das Burggesinde in das Kirchlein trat, um die tote Herrin noch einmal zu schauen, da lehnte der Einsiedler, selbst eine Leiche, knieend vor ihrem Sarge und sein blasser Mund war auf die Hände der Verblichenen gepreßt. An seiner Rechten fand man einen Siegelring, welcher erwies, daß der Büßer von der Schlangeninsel der Letzte derer von Leonstein gewesen. Vereint wurden die Gatten bestattet, das Wappen der Leonsteiner wurde gebrochen.

In demselben Augenblicke entlud sich ein heftiges Gewitter, ein Blitz schlug in den Fels der St. Margareten-Kapelle bei Reifnitz, löste einen mächtigen Steinblock ab und dieser verschüttete die verrufene Schlangenhöhle, deren Bewohnerin seit jener Zeit nicht mehr gesehen ward.

189. Die verwunschene Jungfrau in Jadersdorf.

In der Nähe von Jadersdorf im Gitschtale steht ein Felsen, das Käppele genannt. Dort prangte in alter Zeit ein Schloß, von dem heute noch ein Kellerraum zu sehen ist. Nach dem Volksglauben war es ein verwunschenes Schloß, in dem bis heute ein großer Schatz liegen soll. Es war ehemals von Riesen bewohnt; nach deren Aussterben lebte darin eine verwunschene Frau, die einen großen Schatz bewachte.

Eines Tages begegnete sie einem jungen Hirten aus Jadersdorf, der im Walde sein Vieh weidete. Die Frau bat ihn, am nächsten Tage wieder auf denselben Ort zu kommen. Er solle dann seinen Hirtenstab schief auf die Erde setzen, über dem oberen Ende des Stabes die Hände verkreuzen und auf diese seinen Kopf stützen. Danach werde eine gekrönte Schlange erscheinen, mit einem Schlüssel im Rachen. Sie werde sich am Stocke emporschlängeln und den Schlüssel ihm in den Mund legen. Der Hirte tat, wie ihn die Frau geheißen. Als aber die Schlange in die Nähe seines Gesichtes kam, schrak er zurück und bei dem Stoß glitt das Tier auf den Boden und verschwand. Gleichzeitig hörte der Hirtenknabe aus dem nahen Schlosse großes Wehgeschrei.

Längere Zeit nach diesem mißglückten Erlösungsversuch begegnete dieselbe Frau einem andern Hirten, zu dem sie folgende Worte sprach: „Das Schloß wird verfallen, aber aus seinem Grunde wird unter anderen Bäumen einmal eine Lärche wachsen, aus deren Holz eine Wiege gebaut werden soll. In

dieser wird das Kind liegen, welches dazu ausersehen ist, den Schatz des Schlosses zu heben." Hierauf verschwand sie und ward nicht mehr gesehen. Das Schloß verfiel gänzlich und viele Bäume faßten auf dem Schuttkegel Wurzel.

Eine Bäurin aus Jadersdorf streifte einmal Laub von diesen Bäumen. Dabei entdeckte sie auf dem Schloßgrunde einen Gang, der in die Tiefe führte. Sie ließ sich dort hinab und gelangte in einen Kellerraum, in welchem eine Truhe stand. In dieser lagen Laubblätter von wunderbarer Schönheit. Sie nahm sich davon eine Schürze voll und stieg empor. Zu Hause wollte sie die Blätter zeigen, doch siehe! sie hatten sich in lauter Silbertaler verwandelt. Die Bäurin eilte sofort wieder zurück, um eine größere Ladung solcher Blätter zu holen, doch die Truhe samt dem Inhalte war verschwunden. Sie hätte nach der Sage irgendein Ding, ihr Tuch oder die Schürze zurücklassen sollen, dann hätte sie den ganzen Schatz heben können. Dieser liegt also heute noch dort und harrt des glücklichen Finders.

190. Die weiße Schlange vom Lantschnigg.

Eine Gehstunde nördlich von Feldkirchen erhebt sich der bewaldete Lantschnigg. Man soll dort schon wiederholt auf einem steilen Felsen, der „Blauen Wand", eine weiße Schlange mit einem Schlüsselbund gesehen haben. Die Sage erzählt darüber folgendes:

Vor Zeiten prangte auf dem Lantschnigg ein großes Schloß, dessen räuberische Insassen keinen Wanderer ruhig des Weges ziehen ließen und lange ihr gefürchtetes Unwesen trieben. Da erkrankte eines Tages die Burgfrau. Der Ritter versprach dem eine reiche Belohnung, der seine Frau zu heilen vermöge. Aber es vergingen viele Tage, die Krankheit verschlimmerte sich stündlich und ließ das Ärgste befürchten, und kein Heilkundiger sprach auf dem Schlosse vor. Eines Tages erschien ein Mönch des nahen Klosters Ossiach und versprach die Frau zu retten, wenn der Ritter den bedungenen Lohn auszahle. Dieser leistete einen Eidschwur und nun bereitete der Mönch aus heilkräftigen Wurzeln und Kräutern einen Trank, wovon die Frau in kurzer Zeit genas. Freudig zahlte der Ritter an den Mönch nicht nur die bedungene Summe aus, sondern überreichte ihm beim Abschiede noch obendrein ein kostbares Geschenk für das Kloster Ossiach. Zufrieden trat der Mönch seinen Heimweg an, aber er mochte noch nicht weit gewandert sein, da reute es die Frau gewaltig, daß ihr Retter ein so kostbares Geschenk erhalten hatte, und sie brachte durch schmeichelndes und zorniges Zureden ihren Mann so weit, daß er dem Mönche nachjagte. Er holte ihn bald ein, schlug ihn unbarmherzig nieder und nahm ihm die wohlverdienten Schätze ab. Sterbend wandte sich der Mönch nach dem davonreitenden Meuchelmörder um und sprach eine fürchterliche Verwünschung aus, welche augenblicklich in Erfüllung ging: „Zur Strafe für diese Untat sollst du dein Schloß nicht mehr finden, es wird vom Erdboden verschwunden sein. Wenn du stirbst, wirst du im Grabe keine Ruhe haben. Dein böses Weib aber soll zur Strafe solange nicht ruhen können und als Schlange auf der Erde kriechen, bis eine mitleidige Seele ihr einmal den Schlüssel abnimmt und damit die Schätze öffnet, nach denen

es sie gelüstet." Lange irrte der Ritter in der Nähe des Lantschnigg umher, wo sein Schloß gestanden, endlich starb er vor Verzweiflung und der Fluch erfüllte sich auch an ihm. Seine ruhelose Seele soll nach vielen Jahren von einem Priester beschworen worden sein, worauf sie Frieden fand. Die geizige und herzlose Frau aber harrt noch heute der Erlösung und zeigt sich von Zeit zu Zeit als weiße Schlange, der die Menschen scheu ausweichen.

191. Die Jungfrau von Lantschnigg.

Vor langer Zeit lebte auf dem Berge Lantschnigg ein alter Mann, der mit Hilfe einer Wünschelrute Gold gefunden hatte. Er ließ einen breiten Stollen in den Berg hinein schlagen und gewann so viel Gold, daß er bald Besitzer des reichsten Goldbergwerkes war. Damit nicht zufrieden, ließ er sich auf der Höhe ein herrliches Schloß bauen und bezog es mit seiner lieblichen Tochter. Mit dem Reichtum nahm auch sein Stolz und Hochmut zu, so daß er bald allen Bewohnern verhaßt war; nur seine schöne Tochter ward wegen ihrer Freundlichkeit und Leutseligkeit von ihnen geliebt. Sie durfte aber, wenn der Vater zu Hause war, das Schloß nicht verlassen. Viele Freier stellten sich dort ein, aber jeder wurde von dem Schloßherrn hochmütig abgewiesen. Den Winter verbrachte er in einem südlichen Lande und kehrte erst in der wärmeren Jahreszeit zurück, um wieder Gold zu graben.

Da sah ihm einmal ein stattlicher Jüngling, der kurz vorher von dem stolzen Vater abgewiesen worden war, im Walde zu, wie er mit der Wünschelrute nach Gold suchte. Schnell ging er nach Hause, holte eine solche Rute und eilte auf den Berg, um gleich dem Schloßherrn Gold zu suchen. „Vielleicht finde ich bei dem reichen Prahler Erhörung, wenn ich, mit Schätzen beladen, wieder um die Hand seiner Tochter anhalte," dachte er und hielt sich nun längere Zeit im Lantschniggwalde auf. Sobald der Mann das Schloß verließ, schlich er unverzüglich in den Schloßgarten, wo das holde Mädchen, das den stattlichen Jüngling von Herzen liebte, auf ihn wartete. Eines Tages aber überraschte sie der Vater und tötete in der ersten Aufwallung des Zornes den Jüngling vor den Augen seiner Tochter, dann verwünschte er sie selbst, das Bergwerk und das Schloß. Kaum waren seine Worte verhallt, als das Bergwerk verfiel und das Schloß im Berge versank. Nach außen zeigt eine blaue Wand den Eingang ins versunkene Schloß, in welchem die liebliche Jungfrau als Schlange weilen muß, bis einer kommt, sie fängt und ihr den Schlüssel abnimmt, welchen sie um den Hals gebunden trägt. Jedes Kind in der Gegend kannte diese Sage, doch keinem Menschen zeigte sich die Schlange.

Eines Tages kam ein hübscher junger Mann zu diesem Berge und um seinen Weg abzukürzen, stieg er über einen Bretterzaun. Als er jenseits den Fuß zu Boden setzte, vernahm er ein leises Wimmern und zog ihn sofort zurück. Das wiederholte sich einige Male, bis er sich ein Herz faßte, hinübersprang und den Stein aufhob, unter welchem das Gewimmer hervordrang. Da erblickte er eine Schlange, die einen Bund goldener Schlüssel am Halse trug. Der Wanderer ahnte sofort, daß es damit eine besondere Bewandtnis haben müsse, hob das Tier auf und nahm ihm die Schlüssel vom Halse. Dann

fragte er, was er tun müsse, um die Verzauberte zu erlösen, worauf diese folgenden Bescheid gab: „Geh morgen zur Kirche und besorge die Vorbereitungen für unsere Hochzeit!"

Am folgenden Tage war die Kirche mit wartenden Menschen gefüllt, der Bräutigam stand am Altare, aber die Braut fehlte. Auf einmal ertönte ein leises Zischen, die Leute traten zur Seite und ließen eine Gasse frei, durch welche sich mit unheimlichem Pfeifen eine Schlange wälzte. Sie kroch hinter den Altar und kam auf der andern Seite als liebliche Braut hervor. Alles staunte über das Wunder und freute sich, daß das holde Mädchen wieder unter Menschen weilte. Nun wurde mit großer Pracht die Hochzeit gefeiert und das glückliche Paar lebte noch lange; aber von dem Bergwerk, dem Schloß und dem geizigen Manne war keine Spur mehr zu sehen. Heute zeigt man nur mehr eine blaue Wand, wo früher das Schloß gestanden haben soll.

192. Die erlöste Jungfrau.

Auf der Kühbrantnerhalt, etwa anderthalb Stunden von Liesing im Lesachtale, spielten einst zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Plötzlich stand ein kleines, schwarzgekleidetes Männlein vor ihnen und sagte, sie sollten sich nicht fürchten, wenn eine weiße Schlange komme, mit einer Krone auf dem Haupte und einem goldenen Schlüssel im Rachen. Diesen sollten sie ihr entreißen. Die Kinder versprachen das zu tun, worauf das Männlein verschwand. Bald darauf sahen sie die weiße Schlange daherkommen; sie hatte das goldene Krönlein und den goldenen Schlüssel. Doch ihr Anblick erfüllte sie mit Schrecken und sie liefen vor ihr davon.

Geraume Zeit darnach weidete auf derselben Stelle ein Hirte seine Herde. Auch ihm erschien das schwarze Männlein und bereitete ihn auf das Erscheinen der Schlange vor. Der Jüngling kannte keine Furcht, und als die weiße Schlange kam, entriß er ihr mutig den goldenen Schlüssel. Da verwandelte sich die Schlange in eine wunderschöne Jungfrau, die sich bei ihm freundlich für ihre Erlösung bedankte. Hierauf forderte sie ihn auf, ihr zu folgen, und führte ihn zu einer Felswand. Da nahm sie den goldenen Schlüssel, öffnete eine vorhin unsichtbare Tür und trat mit ihrem Begleiter in eine große Höhle, deren Wände von Gold und Edelsteinen schimmerten. Damit steckte sie dem Jünglinge die Taschen voll und dankte ihm nochmals für sein Werk. Als beide ins Freie traten, fiel die Tür mit starkem Getöse zu. Der Hirte sah sich erschrocken um, aber die Jungfrau war verschwunden und auch die Pforte nicht mehr zu sehen.

193. Die weiße Schlange im Görtschitztal.

Eine Rittersfrau besuchte einmal ihre Schwester auf deren Schloß im Görtschitztal. Ihr Besuch sollte eine Überraschung sein, aber sie hatte es schlecht damit getroffen, denn als sie in das Schloß kam, war kein einziges Zimmer frei für sie, alle waren von Gästen besetzt. Die Schloßfrau sagte: „Liebe Schwester, dein Besuch freut mich sehr, aber du mußt mit dem Mägdezimmer vorlieb nehmen, die anderen sind vergeben. Ein Gelaß im zweiten Stockwerke ist allerdings frei, aber dort ist's nicht geheuer, wie du weißt."

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte die Schwester hochmütig, „und ehe ich in der Mägdekammer schlafe, will ich oben übernachten!"

Sie begab sich bald zur Ruhe, konnte aber trotz ihrer Müdigkeit nicht schlafen; die Angst erhielt sie bis Mitternacht wach. Als der Wächter ins Horn blies, zeigte sich plötzlich in der Mauer eine kreisrunde Öffnung und daraus wand sich eine riesengroße weiße Schlange. Sie machte Anstalt, sich auf die Edelfrau zu stürzen, als diese mit rascher Geistesgegenwart die Stichwaffe ergriff und sie der Schlange in den Kopf stieß. Am Morgen fand die Schloßfrau die tote Schlange und daneben ihre Schwester, welche ihren Hochmut mit dem Tode gebüßt hatte. Die Schloßfrau ließ die kreisrunde Öffnung in der Mauer, die sich nun nicht mehr geschlossen hatte, erweitern und siehe da, in der dicken Mauer befand sich ein hohler Raum, gefüllt mit blinkendem Gold. Es war der Schatz, den die Schlange bewacht hatte.

194. Die verwunschene Jungfrau in Neuhaus.

Das Geschlecht derer von Neuhaus bei Gurnitz ist längst erloschen und von der Stätte, wo es gehaust, erübrigen nur spärliche Mauerreste. Ist das Schloß auch zerfallen, so lebt doch die Sage von der „verwunschenen" Jungfrau noch fort im Munde des Volkes. Ein Hirtenkind, ein frommes, gutes Mädchen, das früh aufstand und die Kühe weidete, kam eines Morgens auf einen üppig grünen Platz in der Nähe des alten Schlosses. Da sah es eine schöne, junge Frau auf einem Steine sitzen, zu deren Füßen ein Tuch ausgebreitet war, auf dem eitel Gold und Silber lag. Als die Frau das Mädchen bemerkte, sprach sie zu ihm: „Kind, wenn du wieder hierherkommst, da werde ich eine große, häßliche Schlange sein, werde in meinem Munde mehrere Schlüssel tragen und dich zu einer geheimnisvollen Tür führen, dort mußt du mir die Schlüssel abnehmen und die Tür aufsperren." So war es auch. Am nächsten Morgen kam das Mädchen zur gleichen Stelle und fand, wie die Frau gesagt, eine entsetzlich große, häßliche Schlange vor einem Toreingange liegen. Obgleich es der Worte jener Frau gedachte, hatte es doch nicht den Mut, der Schlange die Schlüssel aus dem Maule zu nehmen, sondern entfloh. Während es davonlief, vernahm das Mädchen ein klagendes Gewimmer und verstand die Worte: „O weh! o weh! o weh! Wann kommt die Zeit meiner Erlösung? Die Raben meines Waldes werden den Tannensamen erst streuen, aus dem der Baum wachsen wird für die Wiege des Kindes, welches wieder imstande sein wird, mich zu erlösen."

195. Die weiße Frau zu Kolbnitz.

In der Nähe von Kolbnitz im Mölltal weidete einst ein Hirte, der Sohn einer armen Familie, in den Bergen seine Schafe. Da sah er aus einer Felsenhöhle eine schöne, weiße Frau hervorkommen. Sie trat zu ihm mit den Worten: „Komm morgen um dieselbe Stunde an diese Stelle!" Als er am nächsten Morgen sich dort einstellte, erschien die Frau von gestern wieder und schlug mit einem Stabe dreimal auf den Felsen. Dieser öffnete sich und der Knabe folgte der Frau. Hinter dem Eintretenden schloß sich die Tür von selbst, aber auf einmal ward es hell und er erblickte an den Wänden

schimmerndes Gold und Silber. Da ringelte sich zu seinem Entsetzen eine große, unheimliche Schlange heran, während die Frau sprach: „Berührst du diese Schlange, so sollst du alle Schätze haben, die du siehst." Da überwand er sein Grauen und streckte die Hand nach der Schlange aus. Wie sie aber jetzt ihren Rachen öffnete, als wollte sie nach ihm schnappen, übermannte ihn die Furcht und er enteilte ins Freie. So muß die Schlange bis heute den Schatz im Felsen hüten und wird wohl noch lange auf Erlösung warten.

196. Die weiße Schlange im Schlosse Möllthеuer.

Der einstige Herr des Schlosses Möllthеuer soll ein Untertan des Ritters von Falkenstein gewesen sein. Es fiel den Flammen zum Opfer und blickt heute als traurige Ruine von seiner Anhöhe hernieder. Das Gemäuer weist auf der Südseite eine rötliche Färbung auf. Die Sage berichtet, daß der Erbauer des Schlosses ein reicher Herr gewesen sei, der bei der Herstellung des Mörtels Wein statt Wasser verwenden ließ.

Mitten aus dem altersgrauen Gemäuer wächst eine schlanke Lärche, von der die Sage folgendes berichtet. Einstmals hütete ein Knabe in der Nähe der Ruine seine Schafe. Es war schon spät abends, als er sich anschickte, seine Herde heimzutreiben. Da stand plötzlich eine schöne Frau vor ihm, die in schimmerndes Gewand gekleidet war und ihn mit gefalteten Händen bat, um Mitternacht wiederzukommen und ihre Erlösung zu bewirken. Da werde sie ihm als Schlange erscheinen und einen goldenen Schlüssel im Munde tragen. Wenn er ihr diesen abnehme, würde sie erlöst. Dann ermahnte sie ihn, jede Furcht abzulegen und sich durch nichts von seinem Versuche abschrecken zu lassen.

Der Knabe trieb nun seine Schafe heim und träumte unterwegs schon von dem Schatze, den er von der Frau zu bekommen hoffte. Als die Turmuhr im Dorfe zwölf Uhr schlug, hatte er bereits die Anhöhe erklommen, wo er die Erscheinung gesehen. Plötzlich kroch eine weiße Schlange heran, die wirklich den goldenen Schlüssel im Maule trug. Anfangs faßte er Mut, doch als das Tier zu zischen begann, stieg seine Furcht und endlich suchte er in der Flucht sein Heil. Nun hörte er hinter sich ein lautes Weinen und Schluchzen und er blickte zurück; da stand wieder jene Frau vor ihm und tadelte mit vorwurfsvollen Worten seine Zaghaftigkeit. Sie sagte, daß er dadurch nicht nur sein eigen Glück verscherzt, sondern ihre Erlösung um hundert Jahre verzögert habe, bis aus der Lärche, die damals ein junges Bäumchen war, eine Wiege gefertigt und das Kind, das darin erwachse, das Werk vollbringen werde.

197. Das versunkene Schloß.

1. In dem St. Martinswalde bei Villach stand einst ein großes Schloß, in welchem eine wunderschöne Prinzessin lebte. Auf einem nahen Schlosse hauste ein Prinz, der die schöne Königstochter leidenschaftlich liebte. Aber als er eines Tages um sie warb, wurde er von ihrem Vater höhnisch abgewiesen. Nun begab er sich zu seiner Großmutter, die im Walde wohnte und eine mächtige Zauberin war. Diese verwandelte die Prinzessin in eine große weiße

Schlange, welche so lange das Schloß hüten muß, bis einer kommt, der ihr den Schlüssel, welchen sie im Maule trägt, entreißt. Lange wagte niemand den kühnen Versuch, bis ein Ur-Urenkel des abgewiesenen Prinzen von der verzauberten Schönen hörte.

Er ging ins Schloß, wo die Schlange hauste, um ihr den Schlüssel zu entreißen; doch als sie ihn drohend anschnaubte, lief er aus Angst davon. Laut weinte die Schlange, denn sie wäre allzugerne von dem schönen Prinzen erlöst worden. Der Jüngling gelangte auf seiner Flucht im Tal zu einer Quelle, wo er sich zur Rast niederlegte und bald einschlief. Im Traum erschien ihm jetzt die Schlange als wunderschöne Frau und erregte in ihm holdes Verlangen. Sie eröffnete ihm, daß sie ihm ewig angehören werde, wenn er seine Angst überwinde und das Wagestück nochmals ausführe. Da erwachte er mit dem festen Vorsatz, die Jungfrau zu erlösen.

Am nächsten Tage ging er wieder in das Schloß, richtete jedoch auch jetzt nichts aus. Da das Wagnis nur dreimal unternommen werden darf, begab er sich am dritten Tage wieder zur Stelle und nahm sich vor, nicht eher zu weichen, bis er die Erlösung vollbracht. Wirklich entriß er der Schlange den Schlüssel; sie faßte diesen jedoch wieder und als er über sie herfiel, um mit ihr zu ringen, tötete sie ihn. Zugleich versank das Schloß und an der Stelle, wo es gestanden, erwuchs eine Linde. Später wurde dort ein Gasthaus gebaut, dessen Garten heute von ihren Zweigen beschattet wird. Wenn der Baum dereinst gefällt wird, werden einige Bretter auch zur Herstellung der Wiege dessen dienen, der vom Schicksale zur Erlösung der schönen Prinzessin berufen ist. Das Schloß aber wird wieder erstehen und in seine Räume wird das glückliche Paar einziehen.

2. In dem Dorfe Unterfellach bei Villach war gerade Kirchtag. Unter den Gästen, die von weit und breit zum Tanze kamen, befand sich einer, den niemand kannte. Der Fremde tanzte immer nur mit demselben Dorfmädchen. Während einer Rast erzählte er nun der staunenden Tänzerin, daß dort, wo sich jetzt der St. Martinswald ausbreitet, einst ein stolzes Schloß gestanden habe. Dies sei mit all seinen Bewohnern verzaubert worden, doch könne es durch sie erlöst werden. Übers Jahr werde zum Kirchtage in Unterfellach eine Schlange kommen, die einen Schlüsselbund im Maule trage. Wenn ihr das Mädchen die Schlüssel wegzunehmen wage, sei die Erlösung vollbracht.

Ohne daran mehr zu denken, tanzte das Mädchen am nächsten Kirchtage mit den Dorfburschen. Da hörte es auf einmal in einer Ecke des Gastzimmers ein feines Zischen und erinnerte sich dabei sofort ihres vorjährigen Tänzers. Aber sie fuhr entsetzt zurück, als sich vor ihr eine gräßliche Schlange erhob; diese verschwand wieder unter kläglichem Gezische, aus dem das Mädchen Worte zu vernehmen glaubte, die sich auf die künftige Erlösung und den Lindenbaum bezogen. Die Zeit ist wohl nicht mehr ferne, denn die Linde vor jenem Gasthause ist schon ein paar hundert Jahre alt.

198. Die weiße Schlange am Töllerberg.

Am Töllerberge lebte einst eine Bäuerin, welche mehrere kleine Kinder besaß. Wenn sie auf das Feld arbeiten ging, setzte sie ihnen eine Schüssel

Milch vor, damit sie unterdessen nicht Hunger litten. Kehrte sie dann abends heim, so war die Schüssel jedesmal geleert. Die Kinder gediehen dabei vortrefflich, was der Bäuerin große Freude bereitete. Als sie nun eines Abends die Kleinen wegen ihres guten Verhaltens lobte, erwiderten sie: „Wir essen die Milch nicht selbst, sondern ein schöner weißer Vogel kommt uns täglich besuchen und nascht uns die Milch weg.“ Da hielt die Bäuerin ihre weiße Hauskatze für jenen Vogel, konnte sich aber dabei das gute Gedeihen der Kinder nicht erklären und beschloß der Sache auf den Grund zu gehen.

Am nächsten Tage setzte sie den Kindern die gewohnte Schüssel Milch vor die Tür und versteckte sich in der Stube, um heimlich zu beobachten, was damit geschah. Es stand nicht lange an, so kam eine weiße Schlange dahergekrochen, eine schöne, glitzernde Krone auf dem Haupte. Sie naschte von der Milch und ließ sich von den Kindern auf den Schoß nehmen und streicheln. Nachdem sie sich sattgetrunken hatte, warf sie ihr Krönlein vom Haupte und verschwand in dem Loche, aus dem sie hervorgekommen war. In diesem Augenblicke sprang die Bäuerin aus ihrem Versteck hervor, nahm den Kindern die Krone weg und verbarg sie in einer Truhe, in der noch ein Restchen Flachs aufbewahrt lag.

Als der Winter heranrückte und die Arbeit auf dem Felde ruhte, holte die Bäuerin ihr Spinnrad vom Dachboden und begann den Flachs, der ihr geblieben war, zu spinnen. Jeden Tag langte sie einen Bund aus der Kiste und spann ihn zu feinem Garn, welches sie an Wochenmarkttagen dem Weber in der Stadt verkaufte. Doch die Menge des Flachses nahm nicht ab, sondern wuchs von Tag zu Tag. Sie dachte hin und her, wie es damit zugehe, bis sie sich endlich des Krönleins erinnerte, welches sie im Sommer dort verborgen hatte. Um sich nun zu überzeugen, ob dies wirklich eine so wunderbare Eigenschaft besitze, legte sie es in den Getreidekasten, wo nur mehr wenig Korn lag. Auch dieser füllte sich in kurzer Zeit. Die Bäuerin, der das Wunder keine geringe Freude bereitete, gab nun der Schlange täglich ein Schüsselchen Milch zu trinken und verschwieg ihr Geheimnis. Sie war von nun an aller Sorge enthoben und lebte glücklich bis zu ihrem Tode.

199. Die Schlangenkönigin.

Droben unter dem alten Schlosse ist die Schlangenwand; dort wohnt die Schlangenkönigin, deren silbern Krönlein die Macht hat, das Geld, bei dem es liegt, unvermindert zu erhalten, man mag davon nehmen, wie viel man will. Aber wehe dem, der nicht schnelle Füße hat, wenn das Zauberding sein eigen geworden!

In einem Dorfe lebte ein Bursche, fleißig und lustig, gefürchtet und gut, alles zu seiner Zeit, aber er war arm und liebte eine reiche Bauerstochter. Um ihre Zusage zu erhalten, hieß es, so schnell als möglich reich zu werden, und das ging am ehesten, wenn er das Schlangenkrönlein gewann. Er legte also ein weißes Tüchlein zurecht und wartete ungeduldig auf den nächsten Pfingstsonntag. Da ging die Sonne prächtig auf und es wurde schon in den Morgenstunden heiß von ihren Strahlen, ein Tag, der für sein Unternehmen gerade recht war. Als es das „Erste läutete“, sagte der Bursche, das weiße

Tüchlein in der Tasche und ein geweihtes Kreuz um den Hals, seiner Mutter „Füaf Gott" und ging der Kirche zu. Aber bei der Zaunecke bog er ab und huschte hinauf in den schattigen Wald, über Moos und durch Gesträuch und gelangte endlich auf den Weg, der zum Schlosse hinaufführte. So mußte es geschehen, so schwer es ihm auch fiel, denn am Pfingstsonntag vormittags, wenn es heiß ist, kommt die Schlangenkönigin aus ihrem Loch hervor, legt das Krönlein auf einen lichten Platz, sonnt sich und schläft. Wenn nun jemand vorher ein weißes Tüchlein ausbreitet, legt sie das Wunderkrönlein darauf. Ist die Schlange eingeschlafen, so muß man das Tuch ganz sachte aufheben und still davoneilen. Wehe, wenn die Schlange zu früh erwacht!

Als nun der Bursche vor seinem Ziele anhielt, um auszuschnaufen, klangen die Glocken von unten herauf und es deuchte ihn, als riefen sie: Komm, komm, komm! Es rührte ihn fast, aber das Kreuzlein küssend, sprach er: „Gott verzeih's" und ging zur Schlangenwand. Dort suchte er das sonnigste Plätzlein, legte sein Tuch auseinander und stellte sich hinter einem Busch auf die Lauer. Wieder klang es vom Tale herauf; er wollte den Hut abnehmen und beten, da raschelte es neben ihm und aus einer Steinspalte, die er früher gar nicht bemerkt hatte, kroch eine große Natter, auf dem glatten Kopfe ein silberblitzendes Krönlein. Er zitterte am ganzen Leibe, doch hielt er stand und starrte auf die Schlange, wie sie sich auf den sonnigen Platz wand, wie sie ihren Kopf erhob; er sah ihren Kopf mit der Zunge, beweglicher als eine Zitternadel, wie sie dann zum Tüchlein kroch, das Silberkrönlein darauflegte, sich daneben im Grase zu einer Scheibe ringelte und die Augen schloß.

Wenige Augenblicke wartete er noch, dann schlich er leise wie eine Katze zur Stelle. Du unglückbitteres Geschick! ein Zipfel des Tuches lag unter der Schlange. Was sollte er tun? Die Schlange totschlagen, daß sie ihm nichts anhaben konnte? Dann hatte das Krönlein seine Kraft verloren. Sich fortschleichen? Es ist gar zu schwer, auf ein Glück, das so nahe scheint, zu verzichten. „Lieber sterben," dachte er, „in Gottes Namen, vielleicht geht es." Dabei faßte er das Tüchlein mit der Silberkrone und tat einen Sprung, wie er ihn nie getan. Aber da gellte ein Pfiff durch die Luft, daß es ihn halb betäubte; die Schlange war erwacht und hatte einen Hilferuf ausgestoßen. Vor ihm, hinter ihm, rechts und links kroch es und wand sich, lauter Nattern und Schlangen. Jetzt sprang der geängstigte Jüngling in großen Sätzen talab, aber was half's? Die Schlangen rollten sich ihm nach und wanden sich um seine Füße, immer mehr und mehr, bis er zu Boden fiel. „Gott erbarm dich mein," war sein letztes Wort, bevor ihn die Schlangenkönigin, die ihm den Hals zusammenschnürte, erdrosselte.

Am andern Morgen fanden zwei Holzhauer sein blutiges Gerippe und das weiße Tüchlein daneben. Die Kleidung war in tausend Fetzen zerrissen. Sie trugen die Leiche in das Dorf hinab, wo man den Toten an dem weißen Tüchlein erkannte. (Unterdrautal.)

200. Die Sage von Würmlach.

Im schönen Gailtale liegt ein nettes Dörfchen, mit Namen Würmlach. Vor vielen Jahren wurde es von einer schrecklichen Plage heimgesucht. Plötz-

lich sah man viele giftige, gefährliche Schlangen, während man doch früher wenig davon bemerkt hatte. Das Entsetzen der armen Bewohner steigerte sich jedoch, als sich eines schönen Tages eine riesige weiße Schlange auf einem Steinhaufen sonnte und züngelnd in einem Gebüsche verschwand. Diese gefährlichen Gesellen richteten so viel Unheil an, daß sich einige wackere Männer zusammentaten, um das grause Höhlengezücht zu verderben. Sie suchten deshalb wohlbewaffnet jene Stelle auf, wo sich die Natternbrut gewöhnlich zusammenfand. Schon wollte man das Werk beginnen, da wälzte sich plötzlich die weiße Schlange heran und schoß mit grimmer Wut auf die Männer zu. Entsetzen faßte alle, und sie suchten ihr Heil in schleuniger Flucht. Aber nicht allen war es gegönnt, in das rettende Dorf zu gelangen. Zwei mußten ihr waghalsiges Unternehmen mit dem Leben büßen. Große Erregung bemächtigte sich der Leute, und die schlimmen Gesellen hausten ärger denn je. So gingen einige Jahre unter dieser schrecklichen Plage dahin und das Volk wurde ganz verzagt. Da traten wieder einige Bürger zusammen und beschlossen, daß einer das Werk vollbringen müsse. Streit drohte unter den Beratenden auszubrechen, als plötzlich ein fremder Mann mit kurzen Worten sich zu diesem gefährlichen Werke anbot. Alles staunte den kühnen Fremdling an und man pries ihn als Retter des Dorfes; denn jeder war überzeugt, daß er seine Worte auch bewahrheiten werde. Und richtig, der Mann hatte nicht bloß mit kühnen Worten geprahlt, sondern schritt alsbald zur Tat. Am nächsten Tage in aller Frühe errichtete er auf der bewußten Stelle einen riesigen Holzstoß und zündete ihn unter zauberkräftigen Worten an und bestieg sodann einen hohen Baum. Feierlich klangen seine Beschwörungsformeln, die eine grausige Wirkung hatten. Überall regte sich die giftige Brut und fuhr unter fürchterlichem Zischen und Pfeifen dem Feuer zu, wo sie elendiglich verbrennen mußte. Erfreut über den großen Erfolg wollte der Zauberer den Baum verlassen. Aber wer beschreibt sein Erschrecken, seine Angst, als racheschnaubend die weiße Schlange herankam. Wutentbrannt blitzten die Augen des höllischen Untieres, aber es half nichts, denn der Mann begann wieder seine Beschwörung und die Schlange mußte ebenfalls ins Feuer. Nicht lange sollte sich der Fremde seines heilbringenden Werkes erfreuen. Rasend vor brennendem Schmerz und grimmer, ohnmächtiger Wut, peitschte das Riesentier mit seinem Schwanze die Erde, daß ringsherum der Boden erzitterte. Noch einen mächtigen Schlag führte der grimmige Wurm, und zwar gegen seinen Bezwinger, umwand ihn mit dem Schweife und stürzte den Unglücklichen in die hochauflodernde Flamme, wo er mit ihm verbrennen mußte. So erzählt die Sage und der Ort bekam deshalb den Namen Würmlach, den er heute noch führt.

201. Die Schlangen im Glantal.

In Glanegg, auf dem alten Schlosse und in der ganzen Gegend gab es einst so viele Schlangen, daß sie selbst in die Wohnstuben und Küchen drangen und durch nichts zu vertreiben waren. An einem Sonntagvormittage war in einem Bauerngehöfte des Dorfes eine einzige Magd zu Hause geblieben, um für die Leute, welche zur Kirche gegangen waren, das Mittagmahl zu bereiten.

Während des Kochens versorgte sie in einem freien Augenblicke die Schweine mit Futter. Als sie vom Stalle in die Küche zurückkehrte und das Kraut umrührte, gewahrte sie mit Entsetzen, daß an dem Löffel eine „Otter" hing. Doch ein neues Mahl zuzusetzen, war es bereits zu spät. So warf sie denn das Tier heraus und dachte: „Wenn ich den Leuten nichts sage, wird ihnen das Essen auch so munden." Das tat sie auch und nach dem Mahle versicherten die Hausleute, noch nie so trefflich schmeckendes Kraut gegessen zu haben.

In einem andern Hause erschien täglich eine weiße Schlange, der die Kuhmagd ein eigenes Schüsselchen mit Milch vorsetzte. Da gab ihr ein alter Mann den Rat, einmal achtzugeben, ob die Schlange ein Krönlein trage. Dies solle sie, während das Tier trinke, sich aneignen und es in die Kiste legen, wo sie ihr Geld aufbewahre. Wirklich bemerkte die Magd, daß die Schlange, bevor sie Milch zu schlürfen begann, ein glitzerndes Krönlein auf den Boden warf, und beeilte sich, es in Sicherheit zu bringen. Seitdem konnte sie aus der Kiste Geld nehmen, soviel sie wollte, es war immer in gleicher Menge vorhanden.

202. Die weiße Schlange von Friedlach.

Gegenüber der stolzen Ruine Glanegg erhebt sich auf einer Anhöhe das Kirchlein von Friedlach, umgeben von größeren Bauerngehöften und kleineren Häusern. Überall, soweit das Auge reicht, erblickt man lachende Fluren, durchquert vom Silberband der Glan. Und doch hat dieses liebliche und fruchtbare Stück Land in grauer Vorzeit ein recht unfreundliches Aussehen gehabt. Die Sage erzählt, daß einst die Niederung des Tales unwirtlich und menschenleer gewesen war. Nur auf den umliegenden Höhen siedelten sich einige Bewohner an und rangen dem Boden die notwendigsten Bedürfnisse zum Lebensunterhalt ab; denn im moorigen Talgrunde trieb eine zahllose Menge giftigen Gewürms ihr Unwesen. Kein Mittel half dagegen, keine Bittprozession, kein Feuer, kein Gift. Doch auch auf den Anhöhen waren die Menschen nicht mehr sicher vor den Schlangen, die sich derart rasch vermehrten, daß sie in die Häuser eindrangen und in Bett und Kasten ihr Lager aufschlugen, die Lebensmittel zu verzehren anfingen, ja selbst ungescheut auf Tische krochen und neben den Menschen aus der Schüssel fraßen. So beschlossen die Bewohner, mit Hab und Gut die unwirtliche Gegend zu verlassen. Schon war alles zum Abzuge bereit, als eines Abends ein Handwerksbursche dahergezogen kam und von dem Unheil hörte. Zur Freude aller erbot er sich sofort, alle Schlangen, große und kleine, zu vertilgen, wenn sie ihm versichern könnten, daß keine weiße unter ihnen sei; sonst wäre er verloren. Aber so viel er auch fragte, niemand erinnerte sich, je eine solche gesehen zu haben.

Am nächsten Morgen begann der Fremdling sein Werk. Auf dem Hügel, wo jetzt das Dorf Friedlach steht und den damals eine alte Eiche überschattete, ließ er in weitem Kreise dürres Laubholz und harzige Tannenäste aufhäufen. Dann begab er sich zu den Landleuten, nahm von ihnen Abschied und ließ sich für den Fall, als wider ihre Vermutung die gefürchtete weiße Schlange, welche keine andere sei als die Schlangenkönigin, erscheinen und er zugrunde gehen sollte, das Versprechen geben, daß sie für seine arme Seele ein immer-

währendes Sühnopfer stiften wollten. — Dann stieg er den Hügel hinan, kletterte auf die Eiche, befahl, den Holzstoß anzuzünden und zog eine kleine Flöte hervor, auf der er eine liebliche Weise zu pfeifen begann. Als die Flamme am hellsten loderte, entlockte er der Flöte lustige Weisen. Da raschelte es hier und dort und überall regte es sich, zu hunderten eilten die Schlangen aus Steinhaufen, Häusern und Stallungen herbei, aus Löchern, Furchen und Schluchten hervor wand sich das scheußliche Gezücht. Wie von unsichtbarer Gewalt angezogen, krochen sie dem Feuer zu und wollten sich über den Glutkreis schwingen. Doch vergebens, sie alle fanden in den Flammen den Tod.

Schon blickte der Flötenspieler zufrieden und siegesfroh über Qualm und Dampf hin zu den Landleuten, die auf den Bergen standen und in lauten Ausrufen ihrer Freude Ausdruck gaben; schon schien die Menge des Gewürms nachzulassen, denn er hatte bereits geraume Weile seine Flöte ertönen lassen, da verkündete plötzlich ein gellender Schrei der Zuseher das Herannahen der weißen Schlange. Es war eine große, weiße Natter mit einem Krönlein auf dem Haupte, die Königin! Größer und stärker als alle anderen sprang sie, in Reifen sich windend, von der gegenüberliegenden Anhöhe herab. Aber der Spieler hörte nicht auf zu blasen, er wollte damit auch die Königin ins Feuer locken. Da auf einmal hob diese ihren zierlichen Kopf und schlängelte gerade auf den brennenden Ring zu. Banges Ahnen befiel die Leute, doch der mutige Jüngling lockte noch immerzu. Nun ist sie dem Feuer schon ganz nahe. In hohem Sprunge setzt sie über den Glutwall, plötzlich bricht das süße Tönen ab — die Schlange hat des Spielmanns Hals umklammert und beide stürzen herab in die aufzüngelnden Flammen.

Der tapfere Bursche hatte sein Leben für das Wohl der Leute geopfert, aber die Gegend war nun von der fürchterlichen Schlangenplage befreit; die Gemeinde löste ihr Gelübde und stiftete in dem Georgikirchlein, welches an jener Stelle errichtet wurde, eine „Schlangenmesse", welche auch tatsächlich noch jedes Jahr in Friedlach gelesen werden soll.

Die Geschichte vom Schlangentöter, der bei seinem Rettungswerke durch die gekrönte weiße Schlange umkommt, ist im Lande weit verbreitet. Sie heftet sich u. a. an mehrere Orte des Glantales, des Rosentales (Maria Elend), an den Kranebetbüchel bei Tiffen, an die Schlangeninsel des Wörthersees bei Pörtschach, deren Name die Sage damit erklärt; in Oberkärnten geht dieselbe Sage von dem Walde Ponholz bei Weißenstein, endlich gibt es mehrere Fassungen aus der Trixener Gegend und der Umgebung von Zell bei Ferlach. Hier stammte der Retter aus dem Bauernhause Groß in Zell; er bestieg einen Lärchenbaum, die weiße Schlange kam aus dem nahen Berge mit Namen Setitsche.

203. Die verwunschene Jungfrau von Wildenstein.

An einem Sommertage mähten mehrere Männer auf einer Waldwiese bei der Ruine Wildenstein; sie waren schon seit Morgengrauen an der Arbeit und verspürten starken Hunger, denn es ging bereits gegen Mittag, als die Dienstmagd des Bauers, dem die Wiese gehörte, für sie das Mahl brachte und die Schüssel innerhalb des Zaunes, der die weite Wiese umgab, zu Boden

stellte. Dann rief sie die Männer, von denen jeder an einer anderen Stelle mähte, herbei. Während der kurzen Zeit, da sie den Blick von der Speise abwandte, hatte sich eine große Schlange, mit einer Krone auf dem Haupte, unbemerkt in die Schüssel mit der Mähderkost geschlichen. Als jetzt das Weib sich mit der Schüssel zu schaffen machte, erblickte es zu seinem Entsetzen das grauenerweckende Tier. Mit unheimlicher Ruhe verweilte dies auf seinem Platze und das Weib besaß nicht so viel Mut, heranzutreten und es auf den Boden zu schütteln. Mittlerweile näherten sich die Mähder, welche die fahrlässige Magd sicher gescholten haben würden, wenn sie die Schlange auf ihrer Kost erblickt hätten. Ihre Angst stieg mit jedem Augenblicke; aber als hätte das Tier aus den Augen des Weibes gelesen, erhob es sich, bevor der erste zur Stelle kam, und kroch in den Wald zurück. Die Männer ließen sich auf der Erde nieder und die Magd setzte ihnen, ohne von dem Vorfall etwas zu erwähnen, das Mahl vor. Sie konnte ein geheimes Bangen nicht unterdrücken, daß alle an der vergifteten Speise umkommen würden, aber gerade das Gegenteil trat ein: sie lobten einmütig den vortrefflichen Geschmack des heutigen Mahles.

Diesmal schwieg sie. Erst als im nächsten Jahre bei gleicher Gelegenheit die Leute sich ihr gegenüber beklagten, daß ihnen das Essen nicht so munde wie damals, verriet sie ihnen, was an jenem Tage geschehen war. Darüber entspann sich ein lebhaftes Gespräch; es könne keine gewöhnliche Schlange gewesen sein, die so zutraulich zu Menschen kam; sie müsse diesen freundlich gesinnt sein, sonst wären wohl alle, die von jener Speise genossen, längst gestorben. Endlich ging man wieder an die Arbeit.

Seit jener Zeit ließ sich die Schlange mehrere Jahre nicht mehr sehen, bis ein merkwürdiger Zufall wieder Kunde von ihr brachte. An einem Sommertage weidete nämlich ein Hirtenknabe in der Nähe der Ruine Wildenstein die Rinder seines Vaters. Da erschien ihm plötzlich eine schöne Jungfrau, die auf ihn zuschritt, ihn mit traurigen Augen anblickte und sprach: „Wenn du befolgst, was ich dir aufgebe, so kannst du mich erlösen und alle Schätze heben, die jetzt ungenutzt liegen. Ich bin eine verwunschene Jungfrau!" Der Knabe fragte sie, was für eine Aufgabe er zu lösen habe, worauf sie erwiderte: „Das erste Geschöpf, das dir auf dem Heimwege begegnet, sollst du aufheben und küssen. Dann bin ich endlich erlöst." Damit war sie plötzlich verschwunden. Als er am Abend die Kühe heimtrieb, war das erste Geschöpf, das er am Wege antraf, jene Schlange, die vor Jahren der Magd erschienen war und sich in die Speiseschüssel geschlichen hatte. Vor Schreck wich er bei ihrem Anblicke zurück und getraute sich nicht, den Auftrag der Jungfrau auszuführen. Jetzt stand wieder die Jungfrau vor ihm und sagte: „Weil du mir nicht gefolgt hast, muß ich noch so lange auf meine Erlösung warten, bis zu Wildenstein eine Fichte mit drei Gipfeln erwachsen ist. Aus den Brettern ihres Stammes wird dereinst eine Wiege gezimmert, in welcher mein Erlöser schlummern soll."



Wagestück. Als die Truhe im Stalle lag, war der Knecht zufrieden und hieß es, den Sarg wieder forttragen. Aber was war das für ein Schreck! Der Sarg war trotz der vereinten Bemühungen nicht mehr von der Stelle zu bringen. Endlich holte man einen Mann, der in solchen Dingen Rat wußte und bald wieder Ordnung schaffte. Er fragte den Marknecht, ob in der vorigen Nacht ein Weiblein hier geherbergt habe. Der Knecht bejahte es und mußte das Weiblein dem Manne vorführen. Dieses mußte nun vor ihm aussagen, ob es mit dem Hans, den es kannte, immer gut gewesen, mit ihm in Frieden gelebt und auch in Frieden von ihm geschieden sei. Das alte Mütterlein gestand, daß es mit Hans immer „zerkriegt" gewesen und sich vor seinem Sterben mit ihm nicht ausgesöhnt habe. Nun lag alles klar am Tag. Die Alte mußte auf Verlangen des Sachverständigen dem Hans die Hand reichen und ihm verzeihen. Sobald dies geschehen war, konnte die Truhe mit den Gebeinen wieder weggetragen werden, und vom Kleppererhans hörte man seitdem nichts mehr.

207. Der Klåpperhåns.

In einem Friedhofe des unteren Lavanttales war einmal ein schauerlicher Geist, genannt der Klåpperhåns, weil sein bloßes Gerippe im Winde klapperte. Er stand jede Nacht bei der Kirchhofmauer und machte die ganze Umgebung durch das Klappern seiner Gebeine gruseln. Mutige Männer hatten schon mehrere Male versucht, ihn zu vertreiben, indem sie das Gerippe recht tief eingruben, aber es kam immer wieder zum Vorschein. Eines Abends kamen die Mägde in der Spinnstube zufällig auch auf den Klapperhans zu reden, und eine warf die Frage auf, wer wohl den Mut besitze, ihn jetzt vom Friedhof in die Stube zu bringen. Auf viele Versprechungen zeigte sich endlich eine „Dirn" dazu bereit. Zwar warnte und bat ein altes Weib, das hinter dem Ofen saß, von dieser Tat abzulassen, aber die Magd blieb bei ihrem Vorsatz, eilte hinaus und kam gar bald mit dem Gespenst in die Stube zurück und stellte es dort nieder. Das alte Weib war käsebleich geworden und zitterte. Aber bald bemächtigte sich auch der übrigen namenlose Angst, und sie baten die Dirn, den unheimlichen Gesellen wieder fortzutragen. Als nun diese das Gerippe aufheben wollte, erbebte sie an allen Gliedern, denn es war am Boden festgewachsen. Nun kehrten sich die Mägde gegen das bebende Weiblein und beschuldigten es, daß das Gespenst seinetwegen nicht von der Stelle zu bringen sei. Betroffen gestand die Alte endlich, daß sie ihn habe heiraten wollen, von ihm jedoch abgewiesen worden sei. Da habe sie über ihn einen fürchterlichen Fluch ausgesprochen, so daß er erst dann in seinem Grabe Ruhe finden könne, wenn sie vor seinem Gerippe kniend ein „Vaterunser" bete.

Bei diesen Worten sank sie in die Knie, und als sie das Gebet laut gesprochen hatte, zerfiel das Gerippe in ein Häuflein Staub. Dieser wurde im Friedhof beigesetzt, und seitdem hörte man dort nie mehr das Klappern des Klåpperhåns.

208. Ein Hausgeist.

Eben sank die Sonne hinter den Bergen, es war um die Zeit des Betläutens, als das Gesinde des Glanzer, eines Bauers im Nöringgraben, auf der Halt ob dem Hause eine wunderhübsche Kalbin weiden sah. Das Stück war fremd, aber derart gut gebaut, daß sich der Bauer verleitet fühlte, es zu seinem Vieh in den Stall zu stellen. Dann brach die Nacht herein. Sie sollte ihm übel bekommen.

Kaum breitete sich völlige Finsternis aus, als die Tiere im Stalle zu stöhnen und poltern begannen. Durch ihr Angstgebrüll drang dann und wann ein unheimliches Geschrei. Keiner getraute sich in den Stall. Als man am Morgen Nachschau hielt, war keine Kalbin mehr da.

Am nächsten Abend kam's in die „Rauchkuchl"; durch den Ausguß soll es hineingelangt sein. Ein schreckliches Schlagen geschah dort während der ganzen Nacht, alles Geschirr, so Holz wie Ton, lag am Morgen zerbrochen durcheinander auf dem Boden. Keines Menschen Fuß betrat während des Spukes den Raum.

So ging es fort etliche Monde. Einmal kam ein Spielmann des Weges; seine Tiere, ein Bär, ein Affe und ein Hund, trotteten hinterdrein. Als er ins Gehöft trat und um Unterkunft bat, wies ihm der Bauer die Rauchkuchl an, nicht ohne ihn vor dem gefährlichen Unwesen des Geistes zu warnen. Aber der wegmüde Spielmann legte kein Gewicht darauf und bezog mit seinen Begleitern den unheimlichen Raum.

Draußen lag die stille, dunkle Nacht. Da hob es wieder an. Wie ein Ungewitter fuhr es unter die Tiere, die unter der unsichtbaren Drangsal stöhnten und ächzten. Haarfetzen flogen von ihren gehetzten Leibern, so arg setzte ihnen der Geist zu. Bald ein Angstschrei des Affen, bald das tiefe Brummen des Bären, dann wieder ein unheimliches Wehgeheul des Hundes. Der Spielmann war hinter den Kachelofen geflüchtet und sah mit Grauen auf das höllische Spiel. Plötzlich hörte es auf. Todmüde lagen die Tiere am Boden, der mit Haarbüscheln ihres Felles übersät war.

Am Morgen fragten die Hausleute neugierig, wie der Spielmann geruht habe, doch dieser — fast schämte er sich, die Wahrheit zu gestehen — tat eine bedeutungsvolle Bewegung und kehrte dem unwirtlichen Gehöfte den Rücken. Von nun an herrschte dort einige Jahre Ruhe. In einer Frühjahrsnacht, da gellte es durchs Fenster zum Bauer hinein: „Hast du die graue Katz' noch?" — „Ja," antwortete geistesgegenwärtig der Bauer. Weil er dies tat, kam das Schreckgespenst nicht wieder, denn es fürchtete den starken Bären des Spielmanns.

209. Poltergeist.

In Feistritz-Pulst lebten zwei Bauern, die sehr gerne ins Wirtshaus gingen. Es war aber zwei Wegstunden von ihren Anwesen entfernt, und bei der Rückkehr ging es über einen Kreuzweg, wo ein Kreuz steht, das sogenannte „Geisterkreuz". Einmal gerieten die beiden im Wirtshause hart aneinander, und der eine ging früher nach Hause als der andere. Als

er bei dem Kreuz anlangte, legte er sich dort nieder, um den andern zu schrecken. Es dauerte nicht lange, so kam dieser vorüber, bemerkte ihn aber sofort und wollte ihn aufheben, in der Meinung, er sei unterwegs eingeschlafen. Da sprangen zu beiden Seiten zwei feurige Böcke auf und stellten sich ihm in den Weg. Er ging fort und fort, kam aber nicht von der Stelle. Als er endlich doch schweißgebadet daheim anlangte, schickte er sofort zu seinem Nachbar, der das Weite gesucht hatte, ob er den Spuk gesehen habe, was dieser verneinte. Da wurde der andre vor Grauen und Aufregung krank. Kein Dienstbote hielt es seitdem im Hause aus, denn es geisterte hier. Wenn jemand nach dem Eßzeug langte, flog es zur Stubendecke und begann dort zu tanzen; Speisen, welche aufgetragen wurden, wechselten von selbst ihren Platz. So ging es lange Zeit fort.

Eines Abend kam ein Bettler dahergezogen und bat um Nachtherberge. Die Bäuerin wies ihm freundlich ein Lager an und klagte ihm mit bewegten Worten das ganze Unheil. „Ich fürchte mich nicht," sprach er und blieb. In der Nacht vernahm er selbst ein schreckliches Gepolter, das durch das ganze Haus fuhr, und erklärte am Morgen der staunenden Bäuerin, daß der „Poltergeist" hier sein Unwesen treibe. Er kenne auch einen, der dagegen Rat wüßte. Mit aufgehobenen Händen bat ihn nun der Bauer, den Mann zu holen. Das geschah. Der Beschwörer kam herbei, nahm zwei Spiegel in die Hand und erblickte sogleich den Geist auf der Wand. Er hielt ihm die Spiegel vor und vertrieb ihn dadurch. Seit jenem Tage war wieder Ruhe im Hause.

210. Der Ochsengeist.

In der Gegend von Seeboden trieb sich ein Wesen um, das die Ochsen aus ihrer Ruhe bringen konnte. Für die Menschen war es unsichtbar, aber die Ochsen tobten und fuhren auseinander, sobald der Geist sich nahte. Ein einziges Mal hat ein Mensch den Ochsengeist gesehen, und zwar in Gestalt einer rotscheckigen Kalbin, doch im Augenblicke war er wieder unsichtbar.

So geschah es, daß manches eingejochte Ochsenpaar von ihm befallen ward und in wilder Wut entrann. Häufig geschah dies nachts, selten bei Tag. Wenn ein Bauer in dunkler Nacht verspätet mit seinem Ochsenpaar die Straße dahinfuhr, mußte er auf der Hut sein und sein „Zeug" so hergerichtet haben, daß es während der Fahrt keinen „Gratscher" machte. Alle Teile des Wagens und Geschirrs mußten geschmiert und sauber aneinandergefügt sein, denn das geringste Geräusch genügte, den Ochsengeist anzulocken. Geschah es aber doch, so war das Ochsenpaar verloren, es tollte dahin in rasender Flucht und war nicht mehr einzuholen.

211. Der Schimmelgeist.

Als die Franzosen ins weltabgeschiedene Katschtal eindrangen und alles verwüstend durchzogen, vergruben die Bauern alles, was irgend

Wert besaß. Nur der alte Postmeister Heiß in Rennweg tat dies nicht, ließ alles gehen, wie es eben ging und kümmerte sich nicht um das, was um ihn vorging.

Die Felder standen leer, die Kammern waren geplündert, als die Feinde wieder abzogen, und überall herrschte große Not. Da sandte der Kaiser den Schwergeprüften Geld, damit sie einigermaßen entschädigt würden. Es langte an die Post ein. Der Postmeister aber verteilte davon keinen Heller an die hilfsbedürftige Menge, sondern behielt die Summe für sich. Es geriet ihm und seinen Nachkommen nicht zum Segen. Nach einigen Jahren starb der alte Heiß und fand im Tode keine Ruhe.

Als Schimmel verkörpert, erschien sein Geist täglich unter den Rossen im Stall und fraß deren Futter. Die Pferde rissen, zerrten und schäumten, das Gesinde schrie, wenn es ihn spürte, kein Mensch wollte mehr im Hause bleiben. Da bannte der Pfarrer den Geist in einen Almsee. Doch auch hier gab er nicht Ruhe. Er lockte das Almvieh an und zog ein Stück nach dem andern in den tiefen See, worüber der Halter sich entsetzte. Endlich bannte man ihn in die Kirche von St. Georgen. Nun war sein Unwesen gestillt, und heute kann man die Spuren eines Mannes in der Kirchmauer sehen.

212. Ein Poltergeist.

In der Nähe von Millstatt stand noch vor wenigen Jahren ein Haus, von dem die Leute folgendes erzählen. Der erste Besitzer dieses Hauses hatte das Geld für den Bau auf unredliche Weise erworben. Eine Folge davon war, daß es darin immer geisterte. Keine Nacht verging ruhig. Dies hörte auch dann nicht auf, als das Haus nach dem Tode des Erbauers durch Kauf an einen andern überging. Vorzüglich die Hausflur, die mit Kugelsteinen und in der Mitte mit Steinplatten gepflastert war, hatten sich die Geister zum Tummelplatze ausersehen. Oft erdröhnte hier ein Lärm, als ob die Steinplatten aus der Erde gehoben würden.

Einmal wollte der Bauer das Fliegen der Steinplatten mit Augen ansehen und versteckte sich zu diesem Zwecke in einem Winkel des Hausflurs. Obwohl die zwölfte Nachtstunde bereits geschlagen hatte, vernahm er noch nichts. Nach einer Weile endlich begann eine Stimme leise zu sprechen, falls er Ruhe wünsche, das Haus von oben bis unten einweihen und sprengen zu lassen. Am folgenden Tage erschien der Pfarrer und weihte das Haus nochmals ein, von welcher Stunde an das Geistern ein Ende hatte.

213. Der Fuhrmann.

Eine Frau ging spät abends von Rosegg nach St. Jakob. Der Weg führte über einen Berg, und in finsterer Nacht mußte sie die Anhöhe erklimmen, dann durch einen unheimlichen Graben wandern. Anfangs begegnete sie noch manchem Bäuerlein, das sich verspätet hatte und im Vorübereilen ihren Gruß erwiderte, später aber traf sie keine lebende Seele

mehr an. Einsam ging sie ihren Weg weiter. Als sie in Gedanken versunken den Berg hinanstieg, schien es ihr, als sähe sie auf einer nahen Wiese viele Leute Heu aufschichten. Sie beschleunigte ihre Schritte, wandte sich aber doch einmal ängstlich um und sah dasselbe Schauspiel. Die Schar drängte sich hinter ihr her immer näher an sie heran. Nach einiger Zeit, in der sie tüchtig ausgeschritten war, hielt sie wieder Rückschau; wieder dasselbe Bild. Als sie die Anhöhe erreicht hatte, konnte sie es nicht unterlassen, ein drittes Mal umzusehen. Da bemerkte sie ganz nahe eine unheimliche Gestalt und stammelte ein kurzes Gebet für die Erlösung der armen Seele. Im Nu verschwand der Spuk. Sie eilte in höchster Angst weiter und erreichte endlich ein Bauernhaus, ging hinein und erzählte den Leuten, die über den ungebetenen Gast staunten, was ihr begegnet. Die Bäuerin wußte alles sogleich zu reimen. Sie erzählte, daß am heiligen Abend des verflossenen Jahres ein Fuhrmann Bretter über den Berg geführt habe. Ob dieser Sünde sei er gestraft worden. Denn als er durch den Graben gefahren, sei der Wagen umgestürzt und er so unglücklich hinabgeschleudert worden, daß er tot liegen geblieben.

Seine Seele hatte keine Ruhe gefunden und auf Erlösung geharrt; durch die Frau ward sie ihm zuteil.

214. Der Leichenwagen.

Der Sattel, über den die Straße von Granitztal nach Griffen führt, heißt die Grutschen. Im Volke geht die Sage, daß hier vor langer Zeit ein altes Mütterchen überfallen und erschlagen worden sei. Ihre Barschaft, die dem Räuber zur Beute fiel, habe 18 Kreuzer betragen. Nachdem er sich aus dem Staube gemacht, sei um Mitternacht ein Leichenwagen gekommen und habe die Frau auf den nächsten Friedhof zur Bestattung überführt. Seit jener Zeit fährt der Leichenwagen jede Mitternacht, gezogen von vier Rappen, vom Sattel bis zum Friedhof. Der Mörder sitzt vorne auf dem Brett und lenkt das Gespann. Wer ihm begegnet, wird gleich mitgenommen.

215. Der Geist im Schweinetrog.

In Gallizien bei Grafenstein lebte eine reiche Frau in einem abgelegenen Häuschen. Sie war so geizig, daß kein Bettler aus ihrer Hand ein Almosen, kein armes, frierendes Kind ein Stücklein Brot erhielt. Lieber warf sie es den Schweinen vor. Aber die Strafe blieb nicht aus. Sie starb, und seit ihrem Tode hört man im Futtertrog ein grausiges Gurgeln und Brummen; kein Tier nimmt daraus Futter. So büßt die Geizige ihre Schuld.

Ähnlich ergeht es den Leuten, die ein unchristliches Leben führten, nie in die Kirche gingen und stets Flüche auf den Lippen hatten. Sie gehen zur Geisterstunde in ihrem Hause um, und kein Mensch findet Ruhe unter einem solchen Dache.

216. Das Haus der Nachtwandlerin.

In Gallizien steht ein Haus, welches jahrelang unbewohnt blieb. Hier hatte vor langer Zeit eine gottlose Frau gelebt. In ihrer Sterbestunde soll es wunderlich zugegangen sein: Alle Tiere brüllten, die Pferde stampften mit den Hufen, und auch den Teufel will man gesehen haben. Die Frau mußte in der Nacht wandeln und daher getraute sich niemand, unter diesem Dache zu wohnen.

217. Das Höllentor auf der Saualpe.

An den schönen und mit zahlreichen Alpenblumen bewachsenen Abhängen der Saualpe hatte einst ein Bauer einen großen Besitz. Er war sehr habsüchtig, und trotzdem ging es von Jahr zu Jahr mit seiner Wirtschaft abwärts, so daß er zuletzt nur mehr eine Kuh im Stalle hatte. Er zahlte seinem Knechte keinen Lohn mehr aus, weshalb dieser den Dienst kündigte. Einige Tage darauf kam er zum Militär. Dort erzählte er den Fall mit seinem früheren Dienstgeber, und sofort wurde die Anzeige gegen den Bauer erstattet. Eine Gerichtskommission erschien auf dem Hofe und nahm die Pfändung vor. Der Bauer war darüber sehr erbost, daß ihm noch die letzte Kuh genommen werden sollte, ging in die nächste Stube und erhängte sich. Die Gerichtsbeamten, denen die lange Abwesenheit des Bauers auffiel, suchten ihn im ganzen Hause. Endlich fanden sie ihn, aber es war schon zu spät. Der Teufel hielt ihn schon mit seinen Krallen fest. Und da die Leute vergaßen, eine Handvoll Weihwasser, wie es Brauch ist, auf den erhängten Mann zu schütten, hatte er bereits seinen Geist aufgeben müssen.

Zur selben Zeit sah der Nachbar, der auch herbeigekommen war, den Bauer vom Hause fortgehen. Er fragte ihn, wohin er gehe. Dieser antwortete: „Ich habe mich ja erhängt und deshalb muß ich zur Hölle fahren." Aber auch noch anderen Leuten erschien der Tote.

Da dieser Bauer ein sogenannter Sonntagsjäger war und an den Sonn- und Feiertagen, anstatt den heiligen Gottesdienst zu besuchen, dem lustigen Weidwerk nachging, so mußte er dies besonders büßen. Er ging nun schnellen Schrittes über dick und dünn gerade dem Sauofen zu. Oberhalb der Forstner Kirche verlor die Gestalt den Kopf, und schädellose Hunde gesellten sich zu ihr, und mit schrecklichem Gebell und Lärm ging es die Alpe hinan.

Am Gipfel der Saualpe war gerade ein heftiges Gewitter ausgebrochen. Einige müde Wanderer suchten in den Höhlen des Sauofens Schutz. Da kam plötzlich ein herrlicher Wagen, der von Feuer umgeben und mit zwei feurigen Rossen bespannt war, angefahren. Auf einmal öffnete sich der eine Felsen, und aus dem Wagen stieg der Bauer, der sich erhängt hatte, trat ein und verschwand. Die Wanderer erschraken vor der geisterhaften Erscheinung und suchten vor Grausen im Dunkel der Nacht das Weite. Der Wagen aber fuhr mit Windeseile in den Löllingergraben hinunter.

Das Loch ist seit dieser Zeit offen geblieben, und der Volksmund nennt es das Höllentor.

Das betreffende Bauernhaus wurde früher alle Samstag abends von einem Geisterspuke heimgesucht, der sich in einem grauenerregenden Krachen aller Fugen des Hauses und Stalles äußerte. Damit dieser Spuk aufhöre, errichtete man in der Nähe des Hauses eine Kapelle, die aber dreimal von unsichtbaren Händen zerstört wurde. Als sie das viertemal erneuert wurde, schlug in sie der Blitz ein, richtete aber keinen Schaden an. Seit der Zeit ist es in dem Hause ruhig, und die Leute sind herzlich froh, daß der Geisterspuk aufgehört hat.

218. Wie eine Wiese zu ihrem Namen kam.

In der Nähe von Straßburg im Gurktale zweigt gegen St. Jakob hin ein Graben ab, der Langwiesen heißt. Den Abschluß bildet eine tiefe Schlucht. Vom Dorfe St. Jakob fällt eine sanft geneigte Wiesenfläche dagegen ab, welche im Volksmunde „Wånn's-amål-is-Wies'n“ genannt wird.

Vor vielen Jahren ereignete sich an einem Wintersonntag ein grauenhaftes Unglück. Einige Tage vorher war hoher Schnee gefallen, der in der strengen Kälte bald gefror und sich vortrefflich zum Schlittenfahren eignete. An jenem Sonntag beschloß ein Knecht, statt den Gottesdienst zu besuchen, eine Schlittenfahrt zu tun. Am Abend vorher hatte er eine Strohgarbe in das Wasser getaucht und gefrieren lassen. Als die Kirchgänger ihn mit diesem eigenartigen Schlitten sahen, rieten sie ihm, lieber in die Kirche zu gehen, aber er schenkte ihnen kein Gehör und wanderte zur Wiese hinaus. An ihrem unteren Rande wird sie durch einen Zaun abgeschlossen. Auf der gefrorenen Garbe sitzend, begann der Knecht die Lehne hinabzufahren. Anfangs ging es nur langsam vorwärts, aber immer schneller und schneller, bis er pfeilschnell zu Tal sauste; zwar sah er den gefährlichen Zaun vor sich und bremste aus Leibeskräften, aber wie von unsichtbarer Macht getrieben, flog die Garbe hinab. Bei dem fürchterlichen Anprall wurde ihm der Kopf abgerissen, während der Rumpf in die Schlucht fiel.

Als der Knecht beim Mittagmahle nicht erschien, begaben sich einige seiner Kameraden auf die Wiese, um ihn zu suchen. Zu ihrem Schrecken fanden sie am Zaun den Kopf des Verunglückten und tief im Graben den Leichnam. Sie trugen ihn ins nächste Bauernhaus und bahrten ihn auf; nach zwei Tagen wurde er im Friedhofe von St. Jakob begraben. Am Tage nach dem Begräbnis fand man den Kopf wieder an der Stelle, wo er zuerst gelegen hatte. Man trug ihn auf den Friedhof zurück, doch es wiederholte sich jetzt und später, daß er immer wieder am Zaun gefunden wurde. Da wandten sich die Bauern an den Pfarrer um Rat. Dieser befahl, an der Stelle, von der der Kopf nicht weichen wollte, ein tiefes Loch zu graben und ihn dort zu verscharren. Seitdem kehrte er nicht wieder. Geht man aber in der Nacht an dieser Stelle vorbei, so hört man die Worte rufen: „Wånn's amål is.“ Nach ihnen wurde die Wiese benannt. Das Volk sagt, daß der Böse mit der Seele des Knechtes zur Hölle gefahren sei und daß sie noch immer diese Worte rufe.

219. Die Sage vom Blärrwinkel.

Das Dorf Poitschach bei Feldkirchen gehörte einst einer reichen Gräfin, die einen einzigen Sohn besaß. Doch was galt ihr all der Reichtum! Das einzige und höchste Kleinod war er. Als nun die Türken in Kärnten eingebrochen waren, bekam der Edelmann eines Tages einen Brief aus der Residenzstadt mit der Aufforderung, seine Dienste dem bedrängten Vaterland zu weihen. Die Stadt bedürfe jetzt wackerer Männer, um dem Vordringen der Feinde Einhalt zu tun. Da nahm er zärtlichen Abschied von seiner Mutter; als sich diese aber gar nicht trösten lassen wollte, meinte er: „Wenn wir uns hier nicht wiedersehen, so gewiß im Jenseits!" Dann ritt er davon.

Das arme Weib aber, welches all sein Glück auf den einzigen Sohn gestellt hatte, konnte den Schmerz nicht ertragen, nahm in seiner Verzweiflung eine Waffe, ging hinaus in den Garten und tötete sich.

An derselben Stelle und um die Stunde, wo sich die Gräfin das Leben nahm, wollen Fabriksleute manchmal eine weiße Frau gesehen haben, die immerfort weinte. Daher heißt der Platz „Der Blärrwinkel", und manche fürchten sich noch immer, um jene Stunde an der Stelle vorüberzugehen.

220. Die alte Kofflerin.

Wenn man vom Spittaler Hauptplatze die Friedhofstraße entlang geht, so kommt man zu einem Feldweg, der durch das „Kranabetwaldl" über die Draubrücke führt. Jenseits der Drau zweigt ein Weg nach rechts ab, er führt nach anderthalbstündiger Wanderung zu einem großen Bauernhause. Dieses gehörte einst der alten Kofflerin. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete diese Bäuerin ohne Unterlaß; kaum, daß sie sich zum Essen Zeit ließ. Selbst am Sonntag vergönnte sie sich keine Ruhe, und während die Andächtigen in der Kirche waren, um Gott zu danken und seinen weiteren Segen zu erflehen, stand die Kofflerin am Waschtrog und wusch ihre Wäsche. Gar manche fromme Bäuerin schüttelte bedenklich das Haupt und warnte sie: „Es ist wohl gar nicht recht von Euch, daß Ihr nie in die Kirche geht." — „Ach, was!" antwortete sie darauf, „betet nur Ihr recht fleißig, damit Ihr in den Himmel kommt!"

Als es nun mit ihr zum Sterben kam, verlangte sie nach dem Priester. Allein bis dieser eintraf, hatte sie das Zeitliche gesegnet. „Das ist die Strafe Gottes," flüsterten die Anwesenden bedeutungsvoll. Nach drei Tagen wurde die Kofflerin begraben; sie fand aber im Grabe keine Ruhe und kehrte als Geist wieder in ihr Haus zurück. Ihre Angehörigen wußten sich nicht zu helfen und wendeten sich in ihrer Not an den Dechant zu Spittal. Dieser kam und wollte den Geist hinauf in die Weißen Wände bannen. Die Kofflerin aber sagte: „Nein, von dir lasse ich mich nicht bannen; du hast mehr Sünden als ich." Nun wurde der Kaplan gerufen, doch auch er erzielte keinen Erfolg, da er beim Messelesen zu schnell war. Erst dem greisen Pfarrer von Socher gelang die Verbannung. Zu bemerken ist noch, daß jener Kaplan von nun an die Messe so langsam las, daß selbst die eifrigsten Betschwestern kaum das Ende erwarten konnten.

221. Der übermütige Schneider.

Noch heute hört man von alten Leuten erzählen, daß in der Umgebung von Völkermarkt einst ein Schneider war, der drei Gesellen beschäftigte. Einer unter diesen war ein verwegener Bursche und sann auf Streiche, die die Leute reden machten. Als ein „Lehrbub" des Meisters starb und in einer dunklen Kammer aufgebahrt wurde, ließ es dem Gesellen keine Ruhe.

Kaum war Feierabend gemacht, hob er den Leichnam aus der Truhe und stellte ihn unter die Bahre, dann legte er sich auf diese. Wie immer bei solcher Gelegenheit versammelten sich in der Nacht die Weiber des Ortes zur Leichenwacht, aßen und tranken dabei und sandten dem Toten manches Gebet nach. Während sie gerade mit größter Andacht beteten, sprang der Schneider von der Bahre. Man kann sich denken, welches Entsetzen er unter den Weibern anrichtete und wie sie davonrannten. Hinterdrein kam der Schneider gesprungen. Kaum aber war er ans Haustor gelangt, erhob sich der Tote, eilte dem Schneider nach, erwischte ihn beim Kragen und verschwand mit ihm. In einem kleinen Wäldchen vor dem Dorfe zeigt man ein tiefes Erdloch, von welchem die Leute sagen, hier sei der Tote mit dem Schneider zur Hölle gefahren.

222. Die beiden Pilger.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als in ein kleines Dorf, so erzählt man bei Feldkirchen, zwei Pilger kamen. Der eine von ihnen war unterwegs erkrankt und konnte fast nicht mehr weitergehen. Der Wirt, bei dem sie Herberge suchten, hatte alle Zimmer mit Fremden besetzt und mußte sie abweisen. Dagegen zeigte er ihnen ein Schloß, wo sie ein Nachtlager bekommen könnten. Sie dankten dem Wirte für die Auskunft und erreichten das Schloß. Aber keine lebende Seele war hier zu finden. Sie durchsuchten alle Wohnräume; in einem einzigen Zimmer stand ein Bett. Müde, wie sie waren, wollte jeder von ihnen im Bette schlafen. Darüber gerieten sie in Streit und wurden handgemein. Endlich warf der Gesunde, von Zorn übermannt, seinen kranken Genossen vor die Tür und legte sich in das Bett.

Um Mitternacht entstand auf einmal ein heftiges Gepolter vor der Tür; Sessel, Geschirr und Kasten wurden von einer Ecke in die andere geschleudert. Der im Bette lag, wollte die Augen öffnen, doch gelang es nur mit größter Anstrengung. Da sah er, wie Schlag zwölf Uhr die Tür aufging und ein Zug von Gestalten, in weiße Tücher gehüllt, das Zimmer betrat. Unter ihnen war einer, der an Größe alle überragte und einen weiten Doktorhut auf hatte. Ihm folgte ein Diener, der Verbandzeug trug, und vier Männer, welche eine Bahre hereinbrachten, auf der der kranke Pilger lag. Sie stellten sie mitten im Zimmer nieder, kleideten den Kranken aus, der Doktor schnitt die Bauchdecke auf, nahm die Gedärme heraus, putzte sie, legte sie dann wieder an Ort und Stelle und vernähte die Wunde. Hierauf legten die Männer den Geheilten auf die Bahre zurück und trugen ihn wieder vor die Tür. Der Doktor stieg hernach auf einen

Stuhl und sprach: „Ich war ein berühmter Arzt, und da ich den Leuten allerlei Schabernack spielte, bannte mich ein Zauber solange in dieses Schloß, bis ich einem Kranken mit meiner Kunst das Leben rettete. Nun ist dies geschehen, und ich danke dem guten Wanderer, der mich erlöst hat!" Nach dieser Rede verschwand die Gestalt, und wohlriechende Düfte zogen durch das Gemach. Zugleich begannen Tisch und Stühle unheimlich zu krachen.

Als der Morgen anbrach, stand der Pilger vor der Tür geheilt auf und fühlte sich seltsam wohl; von der nächtlichen Operation hatte er nichts verspürt, sondern wurde davon erst durch den andern berichtet, der ihn gleichzeitig wegen seines gestrigen Betragens um Verzeihung bat. Nun wandelten sie nochmals durch alle Gemächer des Schlosses und kehrten dann in das Schlafzimmer zurück. Hier standen sie wie geblendet still; denn der Tisch war mit einem Berge von Gold- und Silbermünzen bedeckt. Sie nahmen das willkommene Geschenk an, setzten es in gangbares Geld um und bauten sich davon ein Schloß, in welchem sie bis an ihr Ende lebten.

223. Der bestrafte Leichenschänder.

Ein Mann lebte mit seiner Mutter immer in Unfrieden. Ja, er haßte sie sogar und tat ihr so oft als möglich ein Leid an. Seine Frau war viel liebevoller als er. Da starb die Mutter und hatte nicht die nötigen Kleider. So mußte denn die Schwiegertochter eine Schürze hergeben, damit die Tote ordentlich angekleidet werden konnte. Als nun der rohe Sohn heimkam, bemerkte er die Schürze seiner Frau an der Leiche. Rasch trat er an die Tote heran und riß ihr die Schürze herunter. Da sprang nun die Leiche auf den Rücken des entmenschten Sohnes und sprach: „Neun Monate habe ich dich unter dem Herzen getragen, nun sollst du mich neun Monate am Rücken tragen." Kein Mittel half, er mußte die Tote auf jeden Gang mitnehmen zur Strafe für seine Roheit der alten Mutter gegenüber. (Gurktal.)

224. Der wandernde Wirt.

Der alte Furner in Steuerberg hatte als Wirt und Müller nicht immer genaues Maß gehalten. Dafür mußte er nach dem Tode umherwandern und büßen. Einmal ging einer seiner Freunde, der von seinem Tode nichts wußte, nach dem Betläuten heim, und da begegnete er dem Geist des Furner. Er fragte ihn, wohin er gehe, und dumpf klang's zurück: „Nach Rom zu Måß und Wåg." Erst daheim erfuhr er, daß sein Freund schon lange gestorben sei. Jetzt verstand er auch seine Worte, denn er hatte den Toten gar gut gekannt. Auch wird erzählt, daß man ihn in der Nacht oft beim Brunnen hörte.

225. Der Grenzenfälscher.

Ein Bauer hatte in seinem Leben einmal einen Grenzstein übersetzt und dadurch seinen Nachbar um ein erhebliches Stück Wiese betrogen.

Dafür mußte er nun nach dem Tode jede Nacht den Stein ausheben und auf der Grenze auf und ab tragen. Viele, die ihn sahen, flohen erschreckt davon. Nur ein junger Bursche, der nicht wußte, was dieser Spuk zu bedeuten hatte, trat näher, und da hörte er die Stimme des Büßenden, die da immerfort rief: „Schwar, schwar." So rief er, und das machte einen seltsamen Eindruck auf den Burschen. Er sagte ihm nun, er solle den Stein ohneweiters wegwerfen, wenn er so schwer sei. Eilig warf er ihn weg und dankte dem Burschen, daß er die erlösenden Worte gesprochen hatte. Von dieser Zeit an sah man ihn nicht mehr. (Feldkirchner Gegend.)

226. Der Grenzsteinfrevler.

Im Maltatale erzählt man folgende Sage. Es waren einmal zwei Bauern, deren Besitzungen aneinander grenzten. Der eine jedoch wollte den andern übervorteilen und versetzte einen Markstein, wodurch er den Besitz des Nachbarn schmälerte. Dafür fand er nach dem Tode keine Ruhe, er mußte Tag und Nacht auf dem Steine sitzen. Dabei rief die arme Seele in einem fort: „Wohin? Woher?" Alles war über den tollen Spuk in Ängsten.

Einst kam ein fremder Mann ins Dorf und erfuhr von der Geschichte. Er ward von den Männern, welche ihm den Fall im Wirtshause erzählten, aufgefordert, an die Stelle zu gehen und sich selbst von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. „Warum auch nicht?" sagte er und ging hin. Als er sich dem Grenzstein näherte, hörte er die verzweifelten Rufe: Woher? Wohin? Da gab er barsch zur Antwort: „Tu ihn hin, wo du ihn hergenommen hast!" Und richtig war der Geist dadurch erlöst.

227. Die weiße Gemse.

Ein reicher Bauer auf der Egger-Alm im oberen Gailtal hatte eine Tochter, die zwar hübsch, aber ungeheuer stolz war. Einem armen Jüngling, der sie liebte, erklärte sie, daß sie ihn nur dann heiraten wolle, wenn er goldene Haare und Zähne habe. Tiefgekränkt über diese Abweisung verwünschte er sie, und die Jungfrau verwandelte sich in eine weiße Gemse. Auf der „Weißen Wand" wurde sie von Jägern zuweilen gesehen, aber wenn einer sein Gewehr auf sie anlegte, stand sie in menschlicher Gestalt vor ihm. Ihr Erscheinen galt als unheilbringend, denn jeden, der sie erblickte, traf ein Unglück.

Im Dorfe lebten drei Brüder, alle waren tüchtige Jäger. Ein alter Mann erzählte ihnen von der weißen Gemse. Da wandelte einen die Lust an, das seltsame Tier zu sehen. Bald stand er auf der „Weißen Wand" und erblickte in der Ferne die Gemse. Als er vor Schrecken Reißaus nahm, ging sein Gewehr los und traf ihn in die Brust, daß er tot zu Boden fiel. Auch sein zweiter Bruder soll einmal der Gemse begegnet und bald darauf in der Schlacht gefallen sein. Nun lebte nur mehr der Jüngste. Seine Braut beschwor ihn, ja nicht auf die „Weiße Wand" zu klettern. Aber sein Verlangen, die weiße Gemse zu erlegen, ward von Tag zu Tag

stärker, und so trieb es ihn endlich doch hinauf. Er klomm immer höher und höher, bis er zu einer Stelle gelangte, wo er weder vor- noch rückwärts konnte. Da erschien auch schon die weiße Gemse, und ehe er die Büchse anlegen konnte, sprang sie ihn an und rannte ihn in den fürchterlichen Abgrund. Seine Braut fand den Jägerhut und die Büchse, nicht weit davon den blutigen Leichnam des Verwegenen. So war das Geschlecht der drei Brüder ausgestorben; aber die weiße Gemse hat seit der Zeit niemand mehr gesehen.

228. Fåll åbe.

Im Görtschitztal erzählt man, daß einst spät abends ein Handwerksbursche müde und hungrig in ein Dorf kam. Aber ach! das einzige Gasthaus war bis auf das letzte Plätzchen besetzt, da am nächsten Tage Jahrmarkt war. Dem Wirte tat der Arme leid, und er sann auf einen Ausweg. Da kam ihm ein guter Gedanke, und er sagte: „Seht! Das Schloß da oben steht leer. Es ist zwar nicht geheuer, dort zu bleiben, aber wenn es Euch um ein Nachtlager zu tun ist, dürft Ihr nicht furchtsam sein." — „Schon gut," sprach Martin, der mutige Bursche, „ich gehe hinauf." Der Wirt gab ihm ein Stück Fleisch, das er zum Nachtmahl sieden sollte, dazu einen Laib Brot und eine Maß Bier. Wohlgemut stieg der Bursche den Hügel zum Schlosse hinan. Oben angekommen, machte er Feuer im Herde, stellte einen Topf mit Wasser darauf, warf das Fleisch hinein und wartete nun, bis es zu sieden begann. Während er noch darüber nachsann, was ihm hier wohl geschehen könne, hörte er zwölf dumpfe Schläge, und zu gleicher Zeit öffnete sich die Decke und eine Stimme rief: „I fåll åbe." — „Fållst hålt," sagte Martin, „aber nit in mein Hefen eine!" Die Stimme schwieg, zwei Hände kamen durch die Öffnung und fielen neben dem Kochtopf auf. Dann rief es wieder: „I fåll åbe," und wieder antwortete Martin: „Fållst hålt, åber nit in mein Hefen eine!" worauf zwei Füße herunterflogen. So ging es fort, bis alle Glieder beisammen waren. Martin stellte sie so zusammen, wie sie zusammengehörten, und fragte nun den sonderbaren Menschen: „Na, ålsdånn wås willst denn hiazt?" Der nächtliche Gast bedeutete ihm, den „Kråmpen" (Grabwerkzeug) zu nehmen und mitzugehen. „Mitgehn tua i wohl," sagte Martin, „åber den Kråmpen muaßt schon selber trågen, i håb ihn hergetrågen a nit." Schweigend nahm der Unheimliche die Picke und ging bis zur Kellertür, Martin ihm nach. Hier verlangte er, daß Martin die Tür öffne. „Bist du g'spaßig, zuag'måcht håb's jå a nit i!" Da öffnete der Geist und stieg hinab. Unten sollte Martin zu graben beginnen. Doch dieser schüttelte den Kopf: „Hörst mar auf! I håb do dås Loch nit zuagegråben," erwiderte er. Darauf machte sich der Geist selbst an die Arbeit. Nach einiger Zeit kam ein Eisengefäß zum Vorschein, und jener verlangte, daß Martin es hebe. Lachend erwiderte dieser: „Wer's einetån håt, soll's außerheben!" Wieder mußte sich der Geist zur Arbeit bequemen. Das Gefäß war schwer, am Rande blinkten goldene Taler. Vom Geiste aufgefordert, das Gold in drei Teile zu teilen, ein großes und zwei kleine Häufchen, entgegnete

Martin: „Na, waßt du! wås geht mi dei Geld ån?“ worauf jener das Verlangte tat. Dann kam ein brunnentiefer Seufzer aus seiner Brust, und er sprach: „Der große Haufe gehört dir, der kleinere den Armen und der kleinste dem Herrn Pfarrer, damit er ein paar Messen für die armen Seelen lese. Ich bin erlöst! Früher haben die andern mir folgen müssen, heute hab' ich einem Fremden seinen Willen getan. Ja, ich bin erlöst!“ Kaum war das letzte Wort verklungen, so war auch schon der Geist nicht mehr da. Martin kehrte als reicher Mann in das Dorf zurück und erfüllte das Gebot des Geistes, dem sein keder Mut Erlösung gebracht hatte.

229. Die Heiligen-Dreikönigsinger in Gnesau.

In der Nähe von Gnesau bildet das Gebirge, welches die Südseite des Tales begrenzt, bevor es ins Tal absinkt, eine kleine Hochfläche. Hier stehen mehrere verstreute Bauerngehöfte, umgeben von grünen Wiesen und schönen Feldern. Nebenan erhebt sich ein dunkler Wald, der sich bis an den Bach ins Tal hinzieht.

Vor langer Zeit, als der Wald noch Bären, Wölfen und anderm Raubgetier in seinem dichten Bestande Verstecke bot, trug sich dort eine Geschichte zu, die heute noch im Volksmunde fortlebt. Drei arme Brüder, Bauernsöhne aus der Umgebung, sollen in der Zeit um das Dreikönigsfest, als Könige aus dem Morgenland verkleidet, von Haus zu Haus gezogen sein, um überall ihre Lieder und Segenswünsche vorzutragen, was heute wie damals noch Sitte ist. Da sie bei jedem Bauer, wo sie einkehrten, Gaben erhielten, hatten sie bald eine beträchtliche Menge von Geschenken beisammen, die der jüngste tragen mußte. Auf dem Heimwege, der sie mitten durch diesen finsteren Wald führte, gerieten sie bei der Teilung des Erlöses in einen heftigen Streit. Jeder wollte mehr bekommen als die andern, besonders erbost gebärdeten sich die zwei älteren Brüder.

Als sie in die Mitte des Waldes gelangten, überfielen sie den dritten und erschlugen ihn, worauf sie ihn seines Anteils beraubten und die Leiche, so gut es ging, verscharrten. Während sie noch damit beschäftigt waren, begann es sich im Walde unheimlich zu rühren. Unter ihren Füßen fing es an zu rollen und zu krachen, und beide fühlten eine höllische Furcht. Plötzlich erfolgte ein heftiger Schlag, und die beiden Mörder wurden vom Erdboden verschlungen.

Man erzählt, daß sie in eine gräßliche unterirdische Gegend gelangt seien, wo sie nun schreckliche Arbeiten verrichten müßten. Der Beherrscher dieser Unterwelt sei eine teufelsähnliche Gestalt, ebenso sein Gefolge. Auf sein Gebot müßten sie den Pflug und andere Ackergeräte wie auch Wagen ziehen und dabei schwere Peitschenhiebe erdulden. Dies litten sie zur Strafe für den Brudermord.

Wenn man in der Dreikönignacht durch diesen Wald geht, so hört man aus dessen Mitte ein klägliches Jammern und Winseln. Jetzt soll dies nicht mehr vorkommen, aber ein kleiner Erdhügel, unter welchem der Erschlagene begraben sein soll, wird von alten Leuten noch gewiesen. Er schließt die Geschichte von den Heiligen-Dreikönigsingern in sich.

230. Die Königssänger der Ober- und Unteralpe.

Von der Oberalpe im Metnitztal erzählt die Sage, daß am Feste der heiligen drei Könige die Königssänger der Ober- und Unteralpe auf dem Wege zum Auenbrückl zufällig zusammengetroffen und in heftigen Streit geraten seien, der in eine tödliche Rauferei überging. Beide Teile erlitten Verluste, im ganzen sollen sechs Sänger erschlagen worden sein. Ihre Leichen wurden, zu einem Haufen übereinander geschichtet, zurückgelassen. Darüber erhob sich nun von selbst ein Stein, der deutlich die Form eines Leichensteines aufweist.

Jedes Jahr in der Dreikönigsnacht erscheinen die erschlagenen Sänger vor dem Stein und singen ihre Lieder. Wenn ein Mensch zu dieser Zeit in ihre Nähe kommt, wird er von ihnen unter den Stein gezogen und muß elend zugrunde gehen. Hat der Stein, der in jeder Dreikönigsnacht ohne Unterbrechung wächst, die Höhe von sechs Metern erreicht, dann werden die Erschlagenen auferstehen und jeder wieder seinem vorigen Berufe nachgehen. Auf dem Steine — so berichtet die Sage weiter — liegt den ganzen Winter hindurch kein Schnee, wenn er auch ringsumher meterhoch aufgetürmt ist.

231. Die Geister der Weißen Wand.

Bei einem Bauer im Maltatale saß das Gesinde eines Abends im traulichen Gespräch beisammen. Man erzählte dies und das, da kam das Gespräch auch auf die Wand, wo es der Sage nach „betrügen" sollte. Die meisten fühlten ein heimliches Gruseln, nur ein Knecht rief keck: „Ich traue mich hinauf!" Wenn man nach des Bauers Almhütte ging, kam man an der Wand vorbei. Der Bauer, der wohl selbst neugierig sein mochte, wie es sich mit dem Geisterspuk verhalte, schlug ihm daher vor, um Mitternacht hinaufzugehen und zum Wahrzeichen, daß er oben gewesen, das Brett des Rührkübels, der in der Almhütte stand, mitzubringen. Damit war der dreiste Knecht wohl einverstanden, nur daß er sich den Hund des Bauers als Begleiter erbat.

Und bald erhob sich der Knecht und trat die Nachtwanderung an. Als er in die Nähe der berüchtigten Wand kam, rief eine Stimme: „Greif an, greif an!" — „Er hat einen vieräugigen Hund mit, ich trau' mich nicht," gab eine andere Stimme zurück. Noch einmal hörte er das Zwiegespräch, aber er kam ungefährdet vorüber.

Bei der Almhütte angelangt, band er den Hund an einem Balken fest und holte das Brettchen. Da er wieder herauskam, hingen zwei Hunde dort, beide so ähnlich wie ein Kreuzer dem andern. Das konnte sich der Mann nicht erklären. „Meinen Hund kenn' ich ja wohl," dachte er bei sich und band den los, welcher ihn freundlich anwedelte. Doch leider war dies der unrichtige, er hatte nicht die braunen Flecken über den Augen, war also nicht „vieräugig", was dem Knechte entging. Als dieser nun wieder bei der Wand anlangte, vernahm er nur noch die Worte: „Greif an!" Die Antwort: „Jetzt trau' ich mich," hörte er nicht mehr, denn mit graulichem Getöse fiel etwas über ihn her, der Hund verwandelte sich

in eine Schreckgestalt, und vorwärts ging's mit dem Manne, daß die Fetzen seines Gewandes an den Bäumen hangen blieben. Um ihn war's jetzt geschehen.

Der Bauer ahnte das Unheil, ging tags darauf nachsehen und fand seine schlimme Ahnung bestätigt: an der Wand lag das Brett neben einigen Rockfetzen, und an der Hüttentür zerrte der Hofhund an seinem Strange.

232. Die Geister von Rottenstein in der Sattnitz.

Zwei Bauern beschlossen einmal, mit Hilfe des Pfarrers die Geister von Rottenstein zu beschwören. Zu diesem Zwecke wanderten sie zur Ruine. Zwischen den verfallenen Mauern murmelte der Pfarrer mehrere Gebete und Zauberformeln, worauf drei Geister in Gestalt starker Männer erschienen. Einer von ihnen trug einen Galgen, die beiden anderen jeder eine Hacke. Im Angesichte der erschrockenen Bauern berieten sie, welchen von den dreien sie zuerst hängen sollten. Als ihnen gar die Geister diese Frage zur Entscheidung vorlegten, vergaßen die Bauern in ihrer Todesangst, daß ihnen der Pfarrer eingeschärft hatte, während der ganzen Beschwörung kein Wort zu sprechen, schrien wie aus einem Munde: „Den Pfarrer!" und liefen, was sie laufen konnten. Der so schnöde im Stiche gelassene Pfarrer hatte seine liebe Not, sich bei den Geistern zu entschuldigen und entrann mit Mühe ihrer Rache.

233. Der Geist im Schlosse Eberstein.

Im Schlosse Eberstein treiben verschiedene Geister ihr Unwesen. Oft hörte die Dienerschaft das Rauschen seidener Frauenkleider, ohne jemand zu sehen. Ein Kastellan, der spät in der Nacht vom Kartenspiele heimkehrte, sah vor dem Schloßtor einen riesengroßen Mann mit breitkrempigem Hute, der ihm den Eingang vertrat. Erst als der Geschreckte den Rosenkranz in die Hand nahm, verschwand die Erscheinung.

234. Ritter Bibernell.

Einst lebte auf Schloß Stein bei Oberdrauburg ein mächtiger, aber seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit wegen verhaßter Ritter, mit Namen Bibernell. Alle Ortschaften zwischen Greifenburg und Oberdrauburg waren ihm untertan, und er übte sein Herrenrecht so strenge, daß kein Untergebener Eigenbesitz haben durfte.

Ein Bauer in Stein grub einst auf seiner Wiese einen jungen Obstbaum aus und verpflanzte ihn in seinen Garten. Als Bibernell dies erfuhr, ließ er den Bauer allsogleich auf das Schloß entbieten und fuhr ihn barsch an, warum er dies getan habe. Der schlaue Bauer entgegnete: „Ich habe den Baum von einem schlechten auf besseren Grund verpflanzt. Mir gehört der Grund ohnedies nicht, da ich Euer Gnaden untertäniger Knecht bin." Auf diese Antwort nicht gefaßt, lächelte der Ritter und klopfte mit sichtlicher Zufriedenheit dem schlauen Bauer gnädig auf die Achsel.

Sobald ein Untertan ins Schloß gehen mußte, nahm er Abschied von den Seinen, als gelte es auf Nimmerwiedersehen, was auch häufig zutraf; denn der heute noch vom dunklen Wald sich abhebende Fallturm war oft Zeuge der ärgsten Grausamkeit, die der Ritter durch seine Diener verüben ließ. Seine Reisigen wohnten im Dorfe Rittersdorf, welches vom Gröfflhofe durch einen Gang mit dem jenseits der Drau gelegenen Schlosse verbunden war. Der Gang führte unterhalb der Drau und mündete in der Schloßkapelle.

Die einzige Tochter dieses Ritters, ein Vorbild weiblicher Tugend und Anmut, liebte einen Schreiber, der in Greifenburg bedienstet war. Bei dem harten Sinne des Ritters war an eine Vereinigung nicht zu denken, die Liebenden beschlossen daher zu fliehen und im benachbarten Welschlande ihren Bund durch den Priester segnen zu lassen. Da das Mädchen nicht unbemerkt aus dem Schlosse entkommen konnte, verfiel es auf folgende List. Allnächtlich Schlag zwölf Uhr zeigte sich dort ein Geist, an dessen Verkehr die Wache bereits gewöhnt war. In Gestalt und Kleidung dieses Geistes gedachte nun das Burgfräulein zu entfliehen, verspätete sich jedoch, so daß das Gespenst früher kam und von dem sehnsüchtig harrenden Geliebten aufs Pferd gehoben und eiligst entführt wurde. Als der Schreiber zur Dellacher Brücke kam, fiel das Mondlicht hell auf die in seinen Armen ruhende Gestalt und siehe! ein gräßlicher Totenkopf grinste ihm entgegen. Da es eben Mitternacht schlug, löste sich die Gestalt in Nebel auf und verschwand. Der Schreiber ritt zurück, fand die harrende Geliebte und floh mit ihr ungehindert über die Grenze nach Italien und wurde dort mit dem Fräulein getraut.

Als Bibernell die Flucht seiner Tochter erfuhr, raste und tobte er, konnte von den zitternden Wachen jedoch keinen weiteren Bescheid erhalten, als daß in verwichener Nacht der Geist zweimal an ihnen vorübergewandelt sei. Seinem rastlosen Bemühen gelang es endlich, dem Paare auf die Spur zu kommen; er erforschte ihren Aufenthalt. Nachdem dies gelungen, lud er die jungen Gatten zu sich und versprach ihnen volle Verzeihung. Ohne Argwohn kehrten sie zurück.

Zu ihrer Ankunft — es war ein Martinitag — veranstaltete der Ritter ein prunkvolles Fest. Bei dieser Gelegenheit sollte der Burgkaplan den Bund nochmals einsegnen. Als beim darauffolgenden Mahle auf die Gesundheit des Brautpaares getrunken wurde, und dieses Bescheid gab, sank die Braut mit dem Rufe: „Ich bin vergiftet!“ zu Boden, während der getäuschte Schwiegersohn ebenfalls die Wirkung des Giftes verspürte und der Ritter hohnlachend die Verratenen betrachtete. Der Schreiber vermochte diese Schmach nicht zu ertragen; er raffte alle Kraft zusammen, fiel über den Ritter her und durchbohrte ihn mit dem Dolche.

Nach alter Bestimmung sollte der letzte Ritter von Stein in Luggau begraben werden. Es wurde daher Bibernells Leichnam in einem prächtigen Sarge unter zahlreicher Begleitung der nun frei aufatmenden Untertanen über den Gailberg geführt. Als der Zug auf der Höhe anlangte, hörte man ein lautes Kollern im Sarge, und als man ihn öffnete, fand man ihn leer. Dies ist die Sage vom letzten Ritter auf Stein.

235. Der „tote Ritter“.

Die Sage von dem „toten Ritter“ beruht auf einer Erzählung des Abtes Johann von Viktring, der in seinem „Buch gewisser Geschichten“ (II, 8) zum Jahre 1288 folgendes erzählt. In dieser Zeit lebte am Hofe des Herzogs Albert ein Ritter aus der Landschaft Chur, der Sohn eines wackeren Ritters. Er wurde „der Tote“ genannt. Herzog Heinrich von Kärnten, der Sohn Meinhards, und Konrad von Aufenstein haben, wie sie angeben, ihn sehr oft gesehen und sich oft mit ihm unterhalten. Seine Mutter soll vor Schreck und Angst im Wochenbette gestorben und auch begraben worden sein, erschien aber häufig innerhalb der ersten dreißig Tage nach ihrem Tode und bot dem neugeborenen Kinde die Brust. Die Amme erzählte das ihrem Herrn, der sich über den Tod seiner Gemahlin sehr grämte; er beobachtete ihr Kommen, überraschte sie und ließ sie nimmer von dannen. Zwei Jahre und darüber lebte er mit ihr nun noch beisammen, und ihrer Ehe entsprossen noch zwei Söhne, von denen der eine unser Ritter war. Viele verwunderten und entsetzten sich darob. Der Chronist schreibt diese Wundergeschichte auf Rechnung des Teufels oder böser Geister.

236. Die Sage vom Luderberg.

Es war zur Zeit der Türkenkriege. Die Kunde von einem Einfalle der Türken verbreitete unter der Bevölkerung Angst und Schrecken; bis in die entlegensten Alpendörfer drang das Gerücht von ihren Greueltaten. Zu dieser Zeit lebte in Schwarzenbach im Miestale ein reicher Bauer, der eine einzige Tochter besaß, an welcher sein ganzes Herz hing. Bei der Nachricht, daß auch das Miestal von den wilden Türkenhorden bedroht sei, da wurde es ihm schwer ums Herz. Er faßte den Entschluß, mit dem geliebten Kinde aus der Heimat zu fliehen, bis der Friede zurückgekehrt sei. Sein Geld wollte er dem Schoß der Erde anvertrauen.

In einer mondhellen Nacht, als alles friedlich schlummerte, trat er leise aus seinem Hause, das am Ende des Dorfes stand, und wanderte durch den dunklen, stillen Wald dem Luderberge zu. Immer höher stieg er, bis er endlich auf einer Wiese anlangte. Das milde Mondlicht ergoß sich auf die Waldblöße, in deren Mitte ein alter, großer Lindenbaum stand. Da plötzlich war es ihm, als höre er deutlich Schritte hinter sich, als vernehme er ein schweres Atmen; hastig wandte er sich um, doch es war nichts zu sehen. „Ich werde mich wohl getäuscht haben,“ sprach er zu sich selbst und schritt auf den Lindenbaum zu. Da nahm er den mitgebrachten Spaten, grub eine tiefe Grube und versenkte den Schatz, einen Topf blanker Dukaten, in die Erde. Schnell verwischte er alle Spuren der Arbeit und spähte nochmals umher, aber nichts regte sich; nur durch die Krone der Linde ging ein heimliches Rauschen, sie bewegte wie im Traum ihre Blätter, als wäre sie in ihrem Schlummer gestört worden. Niemand, so dachte der Bauer, hat gesehen, wo ich den Schatz vergraben, als die alte Linde, die ihn hütet. Nun trat er den Heimweg an. Er hatte nicht

bemerkt, daß ihm der Nachbar gefolgt war, daß zwei neidische Augen den ganzen Vorgang mit angesehen hatten, daß sein Schatz nun verraten war. Tief aufatmend kam er im Tale an.

Bald darnach nahm er Abschied von der lieben Heimat und zog mit seiner Tochter weit fort in ein entferntes Alpendorf.

Jahre vergingen. Endlich kehrte der lang ersehnte Friede wieder, und er zog in die Heimat zurück, aber krank und alt. Er konnte sich ihrer nicht lange mehr freuen, im nächsten Frühling schon deckte ihn der Hügel. Auf dem Totenbette hatte er der Tochter das Geheimnis verraten; der bergrabene Schatz war ihr zum Erbe bestimmt.

In der Nacht nach dem Begräbnis des alten Bauers begab sich der Nachbar auf die einsame Bergwiese am Luderberg. Leise schlich er zur Linde und fing zu graben an. Da plötzlich fühlte er eine eisige Hand auf seiner Schulter, hastig wandte er sich. Vor ihm stand eine Gestalt, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, mit einem breiten Hut auf dem Kopfe. Ein Schauer erfaßte ihn, er wollte fliehen, doch mit tonloser Stimme befahl der Unheimliche, ihm zu folgen. Am Waldessaum bestiegen beide ein Pferd. Langsam war der Ritt, aber je tiefer sie ins Tal kamen, desto rascher ging es vorwärts, in fliegender Hast endlich sprengten sie dahin. Der Mond trat aus den Wolken und beleuchtete das Gesicht des Fremden. Entgeistert starrt der Nachbar in ein fahles Leichenantlitz. Er wollte vom Pferde springen, aber zwei Arme umklammerten ihn. „Gold sollst du haben, Gold will ich dir zeigen," lispelte die Stimme, „das Gold, das du mir stehlen willst, das Erbe meines Kindes sollst du sehen." Endlich hielt das Roß, und als der Nachbar sich umsah, gewahrte er mit Entsetzen, daß er auf dem Gottesacker war, am Grabe des reichen Bauers, den man tagszuvor zur Ruhe bestattet hatte. Das Grab war jetzt offen. Da plötzlich sprang der Reiter in das Grab und warf seinen Mantel ab; der Nachbar erkannte schaudernd den Alten. „Erkennst du mich?" fragte er leise, faßte den Zitternden an der Hand und zerrte ihn in das Grab. Ein ängstlicher Schrei klang durch die Stille der Nacht, dann war alles wieder ruhig. Der Mond schien jetzt über der träumenden Erde, und blitzende Sternlein schauten hernieder. Der Nachbar kam nie wieder.

237. Die Sage vom Totenritt.

Es war einmal ein Mädchen, erzählt man um Timenitz, die hatte einen Geliebten, der war Soldat und weilte viele Meilen weit von ihr. Durch lange Zeit ohne jegliche Kunde, wähnte sie ihn gestorben. Trauernd legte sie im Garten ein rundes Beet voll Vergißmeinnicht an, in die Mitte pflanzte sie eine Rose. Da fand sie sich jeden Morgen und Abend ein, um die Blumen zu begießen und ihres Geliebten zu denken.

Jahre vergingen. Wieder saß sie einmal im Garten und band gerade mit einem grünen Faden den Strauß zusammen, welchen sie fertig gewunden hatte, da erschien ein Offizier an der Gartentür und rief ihr zu: „Annamiedi! gib mir den Buschen! kennst mi denn nit?" — „I kenn' di nit," gab das Mädchen zur Antwort, „der Buschen aber g'hert mein'

Herzliebsten." — „Der bin ja ich, schau mi nur ordentlich an," erwiderte der Soldat. Das Mädchen blickte ihm ins Gesicht und erkannte den Geliebten und fiel ihm um den Hals.

Die Freude währte nicht lange, der Geliebte mußte wieder zu seinem Dienst zurückkehren. Beim Abschiede sagte das Mädchen zu ihm: „Vom heutigen Tage an über sieben Jahre hole mich ab, ob tot oder lebendig." Der Offizier versprach's und zog dann weiter.

Unterdessen war ein Krieg ausgebrochen; auch der Offizier rückte ins Feld und fiel. Auf dem Friedhofe eines fernen Dorfes wurde er begraben. Als nun die sieben Jahre um waren, erschien einmal des Nachts ein stattlicher Reiter auf weißem Rosse vor dem Hause des Mädchens. Er klopfte ans Fenster und lud sie ein, ihm zu folgen. Ihren Geliebten erkennend, erinnerte sie sich seines Wortes, machte sich auf und ritt mit ihm fort. Sie ritten über Berg und Tal, durch Feld und Wald, wohl über sieben Pfarren weit. Unterwegs sprach der Reiter auf einmal: „Der Mond, der scheint so hell, die Toten reiten schnell; Diendle, fürchtest du dich?" Sie gab ihm zur Antwort: „Wie soll ich mich fürchten, bist ja du bei mir, Herzallerliebster mein." Nach einer Weile fragte er sie wieder, sie antwortete wie früher. Jetzt kamen sie in die Nähe eines Friedhofes, wilder wurde der Weg, das Roß begann zu schnauben, und das Mondlicht schien auf des Reiters leichenfahles Antlitz. Er fragte jetzt wieder, ob sie sich fürchte, da ergriff sie ein „Grausen", daß sie es nicht länger mehr auf dem Pferde auszuhalten vermochte. Ehe sie sich's jedoch versah, waren beide mit einem raschen Satze des Pferdes über die Mauer in das Innere des Friedhofes gelangt. Ein offenes Grab lag vor ihnen. In ihrem Schrecken raffte sie jetzt alle Kraft zusammen, riß sich los und stürzte von dannen, indes Roß und Reiter hinter ihrem Rücken in der Tiefe des Grabes verschwanden.

Nach langem Wandern erreichte sie schon am hellichten Tage ihres Vaters Haus. Aber sie ward von da an ihres Lebens nicht mehr recht froh, begann zu kränkeln, und nicht lange, so schlug auch ihr das letzte Stündlein.

Anders lautet die Rosentaler Sage.

Ein Mädchen hatte einen Burschen sehr lieb, und er mußte ihr ewige Treue geloben und versprechen, sie heimzuführen, ob tot oder lebendig.

Lange hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Da erschien er einmal nachts auf weißem Pferde vor ihrem Fenster und hieß sie mit ihm zu reiten. Als sie eine Strecke weit geritten waren, sprach er zu ihr: „Der Mond, der scheint so hell, wie reiten die Toten so schnell! Diandle, fürchtest du dich?" Das Mädchen verneinte es. Wieder eine Weile darauf erneuerte der Reiter seine Frage, das Mädchen antwortete abermals mit Nein. Das Gesicht des Geliebten ward jedoch immer blässer, und als sie das dritte Mal auf seine frühere Frage sich nach ihm umwandte, sah sie nur mehr eine Totenlarve. Inzwischen hatten sie einen Friedhof erreicht. Als das Roß hier einlenkte, fühlte das Mädchen ein „Grausen", sie faßte den Bogen der Friedhoftür und schwang sich vom Pferde herunter, daß sie weit wegflog und innerhalb der Dachtraufe des nächsten

Hauses fiel. Dadurch war sie gerettet; über die Grenzen der Linie, welche die Traufe zog, hatte der Tote keine Gewalt mehr. Bewußtlos sank sie dort nieder, während Roß und Reiter mit lautem Gedröhne im Grabe verschwanden. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, kam das Mädchen wieder zu Bewußtsein und machte sich auf den Rückweg nach Hause. Allein sie lebte nur mehr wenige Tage.

238. Geh, Weib, hol' Leute.

Ein Bauer hauste mit seinem Weibe ganz einsam und weit entfernt von den anderen Häusern. Da starb plötzlich der Bauer abends, und die bedauernswerte Bäuerin mußte ihn allein aufbahren und traute sich allein nicht in die dunkle Nacht hinaus. Schluchzend lehnte sie an der Bahre, da erhob sich plötzlich der Tote und sprach: „Die Liab is aus, die Trei is aus, geah, Weib, hol' Leit." Sie wollte den Toten nicht allein lassen und ging nicht, als er auch ein zweites Mal dieselben Worte aussprach. Noch einmal erhob er sich und sprach drohend zum Weibe: „De Liab is aus, de Trei is aus, geah, Weib, hol' Leit oder i z'reiß di zu Stab (Staub) und Asch'n." Jetzt erhob sie sich und eilte hinaus in die finstre Nacht und kehrte bald mit einigen Leuten zurück. Sie beteten miteinander für sein Seelenheil. Der Tote aber rührte sich nicht mehr. (Gurktal.)

239. Der Dienstag und der Donnerstag.

In einer Pfarre des Unterrosentales und den am Fuße der Karawanken liegenden Ortschaften haben die Bauern die Gewohnheit, den Dienstag- und Donnerstagabend dadurch zu feiern, daß sie nach dem Abendessen nicht mehr spinnen. Zur Rechtfertigung dieses Brauches erzählen sie folgende Sage:

In einem einsam gelegenen Gebirgshäuschen feierte ein Weib an jedem Dienstag- und Donnerstagabend. Plötzlich erkrankte ihr Mann. Als die Nacht herannahte, sagte er zum Weibe: „Rufe jemand, diese Nacht wird sehr schlimm sein!" „Wenn du auch sterben solltest," erwiderte die Häuslerin, „ich werde dich schon selbst waschen, ankleiden und auf die Bahre legen."

Um 9 Uhr war der Mann bereits tot, und sie tat, wie sie gesagt hatte. Als sie nun an seiner Leiche wachte, schlug die Geisterstunde, und was geschah! Der Tote wollte sich aufrichten. Angstvoll floh sie zur Türe, da trat ein großer, unbekannter Mann herein, der ein Haselnußstäbchen unter dem Arme trug. Damit schlug er den aufsitzenden Toten, worauf sich dieser wieder legte, aber über eine Weile sich wieder aufzurichten begann. Da trat ein zweiter Mann zur Tür herein und brachte den Toten auf gleiche Weise mit einem Haselnußstäbchen zur Ruhe. So bewachten die zwei Männer den Leichnam und schlugen ihn mit ihren Ruten, sobald er sich bewegte, bis die Geisterstunde vorüber war. Nun wandten sich die unbekannten Schutzgeister zur beklommenen Häuslerin und sagten: „Wir beide sind der Dienstag- und Donnerstagabend, die du so fleißig verehrst; deswegen sind wir dir zu Hilfe gekommen, sonst hätte dich dein toter Mann in tausend Stücke zerrissen, da du seinen Wunsch nicht erfüllt hast." Hierauf verschwanden sie.

240. Die gute Mutter.

Im unteren Rosentale geht die Sage von einer Mutter, die ihr böswilliges Töchterchen so lieb hatte, daß sie es nicht übers Herz brachte, es zu strafen. Als das Kind jedoch plötzlich starb und begraben wurde, streckte es stets die eine Hand aus dem Grabe hervor, was der ohnehin trostlosen Mutter Kümmernis erhöhte. Was nun tun? Sie ging zum Pfarrer und klagte ihm ihr Leid. Dieser gab ihr den Bescheid, drei Haselruten zu schneiden und damit der Reihe nach so lange die Hand des toten Mädchens zu schlagen, bis alle drei verbraucht wären.

Die Mutter befolgte seinen Rat, und wirklich zog das Mädchen seine Hand ins Grab zurück, als die dritte Rute bis zur Hälfte abgeschlagen war; denn seine Fehler waren jetzt gesühnt, seine Seele gerettet und es konnte nun in den Himmel eingehen. Hätte die Mutter ihr Kind bei Lebenszeit mehr im Zaume gehalten, so wäre ihr dies herzbrechende Werk erspart geblieben.

241. Der Ahnensteig.

Vor vielen Jahren soll zu Feistritz im Rosentale auf dem Felsen, der oben einen bläulichen Schimmer zeigt, ein Schloß gestanden haben. Dort lebte der Sage nach ein frommer Graf mit seiner Familie. Aber das Unglück heftete sich an seine Fersen. Ein Kind nach dem andern ging den betrübten Eltern in den Tod voran, ein schweres Siechtum warf die Gattin aufs Krankenlager und befiel bald auch den Grafen. Nach einem schweren Tage hatten nun beide in der Nacht denselben Traum: Sie gingen auf einen nahen Hügel. Auf dem Wege dorthin, der im Volksmunde noch heute „Ahnensteig" heißt, begegneten jedem die verstorbenen Kinder und riefen sowohl dem Vater als auch der Mutter wiederholt zu: „Bauet eine Kirche!" Die Träumenden sahen dabei auf dem Hügel, wo heute die Kirche steht, drei Kreuze ragen wie auf dem Berge Golgatha. Wie waren sie erstaunt, als sie einander am Morgen den seltsamen Traum erzählten. Nach erlangter Gesundheit wollten sie auf jenem Hügel eine Kirche bauen. Wirklich genasen sie und erfüllten ihr Gelübde.

Noch jetzt sollen die Kinder des Ortes jeden Freitag zur Kirche kommen und für die Verstorbenen beten. Nach den drei Kreuzen, welche hinter dem Altare eingemauert sind, nennen die Leute diese Kirche „bei den Kreuzen".

242. Die Strumpfbänder.

Im Maltatal geht folgende Sage: Es war einmal ein Mann, der hatte zwölf Kinder, wollte aber seine Vaterschaft nicht anerkennen. Da starben sie nach und nach alle dahin. Als sie aufgebahrt wurden, tat er jedem ein langes Kleid um, aber um die Strümpfe band er keine Bänder.

Einmal ging der Mann um Mitternacht des Weges, da begegneten ihm seine zwölf Kinder, die alle kopflos waren. Dennoch erkannte er sie, wie sie ihm zuriefen: „Wenn du nicht gestehst, unser Vater zu sein, so geht's dir schlecht! Wir können nicht in den Himmel eingehen, denn du hast uns

keine Strumpfbänder mitgegeben, nur lange Kleider, auf die wir im Gehen treten; sie machen uns auf unserem Wege straucheln." Da riß der Vater sein ganzes Gewand in Stücke, band den Kindern davon Strumpfbänder unter die Knie und heftete die langen Kleider auf. Die Kinder bedankten sich für dieses gute Werk und verschwanden.

Tags darauf erzählte der Mann sein Erlebnis und was es damit für ein Bewenden hatte. Die Leute aber sagten: „Hätte er nicht so gehandelt, so wäre es ihm wahrlich schlecht ergangen."

243. Du sollst den Sonntag heiligen.

In einem einsamen Berggehöfte bei Steuerberg nächst Feldkirchen wohnte die verwitwete Mutter Anna. Die Leute der Umgebung nannten sie so. Sie war eine fürsorgliche Hausfrau, sprach gerne mit den Dienstboten und sorgte mütterlich für sie; aber eines mußten diese beobachten: sie durften nie das Gespräch auf das wunderhübsche Töchterlein der Bäuerin lenken, das vor einigen Jahren gestorben war. Geschah dies aber doch, so hatte man eine wunde Stelle ihres Herzens aufgerissen und die sonst so umsichtige Hausfrau weinte tagelang und vernachlässigte während dieser Zeit Wirtschaft und Gesinde.

Eines Tages sah sie einen jungen Bauernsohn an ihrem Hause vorübergehen, der ihr Eidam hätte werden sollen. Bei seinem Anblicke bohrte der Schmerz um die liebe Tochter mit erneuter Kraft in dem Mutterherzen und sie betete den ganzen Tag und auch die folgenden Wochen, ja durch Monde, der Herrgott möge ihr die Tochter wiedergeben.

Eines Abends, als sie eben wieder in inbrünstigem Gebete vor einer Marienstatue auf den Knien lag, da ging die Stubentür auf und herein trat die Verstorbene, im langen, weißen, wallenden Sterbegewande, die Myrtenkrone auf dem Haupte, den Lilienstengel in der Hand, sagte nichts und setzte sich zum Tisch. Aber nicht das liebe Lächeln von einst lag auf ihrem Antlitz, sondern strenger Ernst. Die Mutter sprach das Mädchen an, es gab keine Antwort; sie wollte es bewegen, ein anderes Kleid anzuziehen — vergebens. Als der Morgen graute, verschwand die Erscheinung. Am nächsten Abend kam sie wieder und blieb wieder bis zum Morgen.

Der Witwe ward es allmählich unbehaglich in des ernsten, stummen Besuches Nähe. Sie wies also die Tochter von ihrem Platze; das Mädchen zu berühren, getraute sie sich nicht, und so blieb es und wich nicht von der Stelle. In ihrer Herzensangst eilte die Frau zum Pfarrer und bat ihn um Abhilfe. Als sie seine Frage, ob sie einen Knecht im Hause habe, der alle Sonntagmorgen die Schuhe putze, bejahte, sagte der alte Pfarrer: „Dieser muß das Mädchen am Arme fassen und mit ihm auf den Friedhof gehen; dann wird die Erscheinung ein für allemal verschwinden." Froh über die empfangene Kunde eilte sie heim, so schnell sie ihre alten Füße tragen konnten, und bat den betreffenden Knecht, daß er den vom Pfarrer empfangenen Rat ausführe. Er versprach es zu tun.

Eines Morgens erfaßte er das Mädchen an der Hand und wollte es in den Friedhof geleiten. Kaum hatte er jedoch den ersten Schritt über die

Schwelle des Hauses getan, so faßten ihn die Geister und zerrissen ihn in tausend Stücke. Die Gestalt aber war und blieb verschwunden.

Auf dem Lande ist es nämlich Brauch, Sonntags nur die allernotwendigsten Arbeiten zu verrichten. Was man Samstag abends verrichten kann, das wird in der „Lichtstunde", d. h. vom Beginn der Dämmerung bis zum Lichtanzünden, also in ungefähr drei Viertelstunden getan. Der Knecht hatte sich dadurch vergangen, daß er die Schuhe nicht schon am Samstag putzte, und büßte dafür mit seinem Leben.

Im Rosental heißt es, daß man Sonntags nicht Schuhe putzen dürfe, weil sonst Mäuse und Ratten ins Haus kämen und alles Eßbare aufzehrten.

Eine ganz ähnliche Sage stammt aus Poggersdorf.

244. Der Mutter Tränen.

Am Faakersee ist folgende Sage verbreitet. Einer Frau starb ihr einziges Kind, und sie weinte darob Tag und Nacht. Doch die Tränen konnten ihren großen Mutterschmerz nicht lindern, und so ging sie in ihrer Verzweiflung zum Pfarrer um Rat. Dieser riet ihr, um Mitternacht in die Kirche zu gehen und dort der Dinge zu harren, die da kommen würden.

Schon geraume Zeit sitzt sie in einem Stuhle, als sie gegen drei Uhr morgens ein Rauschen hinter dem Altar vernimmt. Da kommen die Kleinen, die verstorbenen Kinder des Dorfes hervor, mit zarten Schleiern angetan, jedes ein Krönlein auf dem kleinen Haupte. Als letztes sieht sie ihr eigenes Kind, doch ohne Krönlein. Statt dessen trägt es ein Schaff, und die Mutter sieht, wie schwer es dem Kinde fällt, an der Last zu tragen. Und es trippeln die Kleinen um den Altar und jedes hat etwas zu opfern, ein Gebet seiner Mutter; nur ihr Kind hat nichts, nichts als Tränen, welche die Mutter um ihr Kind geweint, und diese will es als Opfer hingeben. Jetzt fällt es der Mutter schwer aufs Herz, daß sie in ihrer großen Trauer versäumt hatte, für das tote Kind zu beten.

Und als sie am nächsten Sonntag um Mitternacht sich wieder in der Kirche einschloß und die Kleinen abermals zur Opferung kamen, da wurde sie mit Freuden gewahr, daß auch ihr Kind ein Krönlein wie die anderen trug, nur daß es heute als erstes um den Altar trippelte; es hatte von allen Kindern das größte Opfer: viel heiße Gebete der armen Mutter.

245. Die Christmette der Toten.

Im Landvolk herrscht noch vielfach der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen in Gestalt von abschreckenden Geistern den Menschen heimsuchen. Der gläubige Christ sucht ihrem Erscheinen vorzubeugen, indem er abends den Schlafraum mit Weihwasser besprengt und für die armen Seelen im Fegefeuer einige Vaterunser betet; denn nach der Meinung der Leute kehren nur die Toten wieder, welche im Leben nicht alle Sünden abgebüßt haben und vom Menschen Fürbitte erwarten. Noch verbreiteter ist der Glaube, daß die Toten zu gewissen Zeiten auf dem Friedhof einen Umzug halten. Besonders gefürchtet ist die Christnacht, denn da sollen die Toten in der

Kirche unter großer Feierlichkeit die Mette begehen. So erzählt eine Sage aus Millstatt:

Ein altes, kränkliches Weib wohnte der Christmette bei. Es saß in einem Winkel an der Wand, so daß es von vielen Kirchenbesuchern nicht bemerkt wurde. Als die feierliche Handlung beendet war, drängte alles Volk dem Ausgange zu und verließ fast gruselnd die Kirche. Das alte Mütterchen war in seinem Winkel eingeschlafen. Eine Zeitlang herrschte Totenstille, auch der Meßner verließ eilends die Kirche, nachdem er am Altare Ordnung geschaffen hatte.

Plötzlich war der Raum hell beleuchtet und von fern klang es wie Orgelton. Davon erwachte das Mütterchen und sah nun, daß es allein in der Kirche war. Noch bevor es recht zum Bewußtsein seiner Lage kam, sah es, wie weißgekleidete Totengerippe in die Kirche zogen, darunter eine Verwandte des Weibes, welche erst vor einigen Tagen gestorben war. Diese trat nun schnell an das zu Tod erschrockene Mütterchen heran und befahl ihm, schnell aus der Kirche zu gehen und vor dem Tor sein „Umhängtuch" fallen zu lassen. Im Fortgehen dürfe es aber nicht umsehen, sonst sei es des Todes.

Das Mütterchen eilte nun dem Ausgange zu und ließ dort das Tuch fallen. Am Morgen fand man auf jedem Grabe ein Stück davon.

In Kaning geht eine ähnliche Sage. Ein Bauernbursche verweilte nach der Christmette mit seinem Vater noch eine Zeitlang in der Nähe der Kirche und besprach dies und jenes. Als er endlich allein den Heimweg antrat und er an der Kirche vorbei so langsam dahinschlenderte, bemerkte er plötzlich an den Kirchenfenstern einen hellen Lichtschimmer. Verwundert, daß zu so ungewöhnlicher Zeit die Kirche beleuchtet sei, wollte er der Sache auf den Grund gehen, nahm bei einem Hause eine große Leiter und stellte sie ans Kirchenfenster. Dann stieg er so weit empor, daß er mit einem Auge in das Innere sehen konnte. Was er da gesehen, hat niemand von ihm erfahren. Soviel ist gewiß, daß er seit jener Nacht auf dem Auge, mit welchem er in die Kirche schaute, blind war.

246. Allerseelenzug.

Auch am Allerseelenabend sollen die Toten um die Kirche ziehen. In Kaning steht neben der Kirche ein Gasthaus. Am Allerseelenabend verspätete sich ein Bursche und als er in angeheitertem Zustande heimwärts ging, warf er einen Blick durch das Friedhofgitter und sah nun einen Zug von schwarzgekleideten Gestalten. Ganz zuletzt humpelte ein Weib nach, welches vor wenigen Tagen gestorben war. Er fürchtete sich nicht vor Geistern und sprach zum Mütterchen, das ihm bekannt war: „Jå, Urschele, hinten nåch?" Sie entgegnete: „Heint i, morgen du!" Am nächsten Tage starb der Knecht.

247. In der Allerseelennacht.

An einem Allerseelentage war es, als ein alter Totengräber zu Greifenburg um Mitternacht in der Friedhofskapelle Kerzen brennen sah und ein Stimmengewirr vernahm. Da er kein Hasenfuß war, trat er ein. Aber wie

erstaunte er, als er am Altar einen fremden Priester erblickte. Die Kirche war ganz mit Menschen gefüllt; auch er nahm in der letzten Bank Platz, wo nur eine alte Frau saß. Nach einiger Zeit wendete ihm diese ihr Gesicht zu, und er erkannte mit Schrecken in ihr seine längst verstorbene Taufpatin. Auch sie erkannte ihn und flüsterte ihm zu: „Entferne dich schnell, denn wenn du bemerkt wirst, ist es um dich geschehen. Laß jedoch deinen Rock an der Friedhoftür fallen.“ Der Totengräber machte sich aus dem Staube und befolgte den Rat seiner Patin. Kaum hatte er den Friedhof verlassen, als es ein Uhr schlug und es ihm vorkam, als ob die Toten wieder ihre Gräber aufsuchten.

Am Morgen erzählte er den Leuten sein nächtliches Erlebnis, doch sie lachten ihn aus und keiner glaubte daran. Als sie aber auf den Friedhof kamen und auf jedem Grabe ein Stück seines Rockes fanden, blieb ihnen nichts anderes übrig, als seinen Worten Glauben zu schenken.

248. Die Totenmesse.

Im oberen Drautal ist die Meinung verbreitet, daß jede Mitternacht die Seelen des Fegefeuers in die Kirche kommen. Die, welche viele Sünden abzubüßen haben, erscheinen ganz durchnäßt, da ihnen der lange Weg vom Fegefeuer auf die Erde viel mehr Beschwerden macht als denen, welche weniger Sünden tragen.

Eine Frau erwachte um Mitternacht und stand auf, in der Meinung, es sei schon Tag; doch es war der Mond, der voll und hell ins Zimmer schien. Sie kleidete sich an und ging zur Kirche. Dort waren viele Leute versammelt, welche beteten. Alle waren kopflos, auch der Priester am Altare. Unter den Andächtigen bemerkte sie einen ihrer Verwandten, der schon vor Jahren gestorben war. Er warnte die Frau, noch weiterzugehen und befahl ihr umzukehren und ohne umzublicken, etwas hinter sich zu werfen. Sie gehorchte und warf zuerst ihre Schürze zurück. Obwohl sie hörte, daß ihr alle Geister folgten, blickte sie nicht um, sondern warf auch noch ihr Halstuch zurück. Die Geisterschar folgte ihr bis zum Friedhoftore und verschwand dann. Die Frau aber suchte ihr Heim auf und legte sich nochmals zur Ruhe.

Am nächsten Morgen fand man die Kleidungsstücke zerrissen im Friedhofe. Auf jedem Grabe lag ein Fetzlein.

249. Das Neusonntagskind.

1. Ein junger Bauernbursche von Rennweg im Katschtale war an einem „neuen Sonntag“, das ist ein solcher, der auf den Ersten des Monats fällt, geboren und hatte daher immer und immer mit den Geistern zu schaffen. Teils begegnete er den kopflosen Wesen auf offener Straße, teils im Bereiche des Friedhofes und der Kirche, ja selbst daheim in seiner Kammer war er vor ihnen nicht sicher. Einmal ging er von Rennweg nach dem benachbarten St. Georgen. Es war vor Mitternacht und der Mond schaute freundlich auf die stille Erde hernieder. Als der Bursche am Friedhof von St. Georgen vorbeiging, gewahrte er darin einen Leichenzug. Die Gestalten schienen in

tiefe Andacht versunken, sie waren alle ohne Kopf wie der Priester, der in ihrer Mitte stand. Lange stierte er in bangem Schweigen hinüber. Endlich schlug es zwölf Uhr. Langsam tönte es ins Weite, und geraume Zeit nach dem letzten Stundenschlage surrte es noch in der Luft, dann ward es still; die Nachtwandler waren verschwunden.

2. Ein andermal — es war mitten im Winter — ging er auf offenem Felde nach St. Peter. Wie er so dahinschlenderte, bemerkte er einen Soldaten, der regungslos ohne Kopf dastand und ihm den Weg versperrte. Der Bursche umging den Geist und lenkte seine Schritte dem nahen Dorfe St. Peter zu. Schon bog er um die Ecke der Kirchhofmauer und betrat bald danach durch die Tür den Gottesacker, um über ihn leichter und ohne Umweg ans Ziel zu gelangen. Er ging schnurstracks der Ausgangstür zu, doch was war das? Er konnte sie trotz aufmerksamen Suchens nicht finden. Da schlug es elf. In der Kirche wurde es lebendig, es knarrte das Schloß, und aus dem Gotteshause bewegte sich ein Zug kopfloser Gestalten und umwandelte langsam den Friedhof. Zwei jüngst verstorbene Bauern, die der Tod nacheinander geholt hatte, beschlossen den Zug. Fürchterlich langsam flossen dem Zuschauer die Minuten dahin; aber als es zwölf Uhr schlug, da fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen, die Nachtwandler verschwanden, er fand den Ausgang und ging eilends ins Dorf.

250. Pfarrer und Klausner.

Oberhalb Pusarnitz steht auf freier Anhöhe das Kirchlein Maria in Hohenburg. In dessen Nähe wohnte vor vielen Jahren ein Klausner, der ein guter Freund des damaligen Pfarrers von Pusarnitz war. Beide einigten sich dahin, daß der, welcher früher sterbe, nach seinem Tode dem Lebenden erscheine und von seinen Erfahrungen im Jenseits Nachricht gebe.

Eines Tages hatte der Einsiedler seine frommen Übungen bis um Mitternacht ausgedehnt. Da klopfte es an das kleine Fenster seiner Zelle, und wie er aufsah, erblickte er seinen Freund, den Pfarrer, aber zu seinem größten Erstaunen nicht mehr leibhaftig, sondern als Geist. „Was bringst du mir Neues?“ war die Frage des überraschten Klausners. „Dreier Fehler wurde ich schuldig befunden,“ erwiderte der Geist. „Erstens habe ich mehrere Messen, welche mir bezahlt worden sind, zu lesen vergessen; zweitens habe ich dem Meßweine zu gerne zugesprochen; endlich bin ich gegen meine Pfarrkinder zu strenge, jedoch gegen mich selbst zu nachsichtig gewesen und muß lange büßen. Du kannst mir helfen, wenn du an meiner Statt die schuldigen Messen liesest. Auch würde die Zeit meiner Leiden abgekürzt, wenn du für mich beten, fasten, dich geißeln und alles mir aufopfern wolltest. Auch lasse ich die um ihre Messen Betrogenen inständig bitten, daß sie mir vergeben; wenn sie mir diese Bitte gewähren, wird mein Leiden um vieles gemildert.“ — „Wer wird mir glauben,“ warf der Klausner ein. „Reich mir diesen Deckel,“ versetzte der Pfarrer, indem er auf einen am Fenster liegenden Schachteldeckel wies. Leicht drückte er die Hand darauf und siehe, ein schwarzes Mal hatte sie eingebrannt. „Hier hast du ein Zeichen! Zeige es den Geschädigten und sie werden dir glauben,“ sagte der Geist und verschwand.

Der fromme Klausner tat genau nach dem Wunsche des Verstorbenen. Dieser erschien ihm während seiner Bußzeit noch öfter. Endlich an einem Allerheiligentage kam er zum letztenmal, aber diesmal in verklärtem Zustand, und dankte dem guten Klausner für seine Hilfe, worauf er verschwand. Nach sieben Tagen schied auch jener von hinnen, genau, wie sein Freund es beim Abschiede verkündet hatte.

Noch lange sah man den Deckel mit dem schwarzen Abdrucke der Hand im Hohenburgerkirchlein. Ein späterer Nachfolger des seligen Pfarrers soll ihn wegen des daran haftenden Aberglaubens aus der Kirche entfernt haben.

251. Vom Jenseits.

In St. Martin bei Feldkirchen erzählt man: Einst lebten zwei Freundinnen, deren Neugierde so weit ging, daß sie über das Leben nach dem Tode Aufschluß suchten. Da ihnen kein anderes Mittel zu Gebote stand, ihre Neugierde zu befriedigen, so beschlossen sei, daß die von ihnen, welche früher aus dem Leben scheide, die Überlebende besuche und ihr erzähle, wie es ihr ergangen.

Es dauerte nicht lange, so starb eine von den beiden. Der zweiten blieb wenigstens die Hoffnung, bald zu erfahren, was ihr nach dem Tode bevorstehe. Vom Hörensagen wußte sie, daß die Verstorbene am ersten Feierabende nach ihrem Ableben den versprochenen Besuch abstatten werde, und zwar sobald das Feuer im Herde erloschen sei. Diese Bedingung vergaß aber die Wartende einzuhalten, sie wollte die Verstorbene vielmehr bei Licht betrachten, ließ daher das Feuer im Herde nicht ausgehen und schürte unablässig die Glut. Aber Stunden vergingen, und die Freundin kam nicht. Da legte sie sich enttäuscht zur Ruhe. Kaum lag sie im Bette, so erschien die Erwartete. Auf die Frage, warum sie erst so spät komme, antwortete die Tote: „Ich habe keine Ruhe gehabt, solange du im Feuer herumgestochert hast. Es ist im Jenseits nicht so, wie du gesagt, und auch nicht so, wie ich gesagt habe.“ Nach diesen Worten war sie verschwunden.

252. Die Verdammte.

Aus derselben Gegend stammt folgende Sage: Eine Magd lag auf dem Sterbebette, wollte aber keinen Priester holen lassen und starb ohne den Empfang der Sakramente. Als der Ortspfarrer dies erfuhr, hätte er sie gerne zurückgerufen, um ihr den Seelentrost zu spenden, doch wußte er nicht, wie das anzustellen sei und fragte einen Kameraden um Rat. Von diesem erhielt er ein Buch, in welchem er allabendlich lesen sollte.

Als er eines Abends in selbigem Buche las, klopfte es an seine Tür. Er rief: „Herein, aber du allein!“ Ihm kam es nämlich vor, als stünden mehrere vor seiner Tür. Es klopfte ein zweites Mal, und er antwortete wie früher. Als es zum drittenmal klopfte, und er dieselbe Antwort gab, glaubte er vor der Tür viele Ketten rasseln zu hören. Die Magd trat ein. Mitleidig fragte sie der Mann, wie es ihr ergehe. Darauf sagte sie, daß sie verloren sei und niemand sie retten könne. Dann verschwand sie.

253. Die Quittung aus der Hölle.

Im 16. Jahrhundert lebte auf dem alten Schlosse zu Tanzenberg ein Ritter namens Siegmund. Dieser war ein rachgieriger, feindseliger Mensch, der seine Untertanen bedrückte, wann immer sich Gelegenheit hierzu bot. Sein Lieblingsroß war ein Rappe, der ihn in manchen Kampf getragen hatte. Siegmund besaß auch einen Affen, der auf den Namen Pollux hörte und immer in seiner Nähe weilte. Das Besitztum des Ritters umfaßte Tanzenberg mit der Umgebung, auch die Ortschaft Mödernndorf nannte er sein eigen. Diese Ortschaft hatte er dem gewesenen Verwalter von Tanzenberg verpachtet, weshalb der Mann kurzweg „Mederdorfer" genannt wurde Dieser lieferte immer zur festgesetzten Zeit sein Pachtgeld ab.

Nun war wieder einmal die Frist gekommen, daß er den vereinbarten Pachtzins zahlen sollte. Er ging daher nach Tanzenberg und bezahlte dem Ritter seine Schuld. Siegmund nahm das Geld in Empfang, konnte aber keine Quittung darüber ausstellen, da er von grimmigen Gichtanfällen geplagt wurde.

Bald darauf starb er, und sein Erbe ging auf den Sohn über, der sich bis zu seines Vaters Tode in Ungarn aufgehalten hatte. Der neue Herr besah seine Papiere und bemerkte alsbald, daß es mit der Zahlung des Pächters von Mödernndorf nicht richtig stehe, denn die letzte Quittung fehlte. Er ließ ihn daher vor sich kommen und fragte ihn, warum er den Pacht nicht gezahlt habe. Dieser beteuerte, die Summe dem Verstorbenen übergeben zu haben, doch was half es? Der Herr verlangte die Quittung. Nun erzählte der Mödernndorfer, wie es gekommen, daß er keine Quittung habe, aber seine Aussage fand keinen Glauben. Entweder solle er die Quittung vorweisen oder die Summe nochmals zahlen. Traurig schlich der Pächter nach Hause und sann auf einen Ausweg, da er zweimal zahlen weder konnte noch wollte.

Eines Tages ritt er auf seinem Schimmel nach Karnburg. Da kam er zu einer Keusche, in welcher sich eine Zigeunerin aufhielt, die als Wahrsagerin bekannt war. Bei ihr hoffte er Hilfe zu finden. Er band sein Pferd vor der Hütte an einen Pflock und schritt durch die niedere Tür ins Innere. Die Alte war am Herde beschäftigt. Auf ihrer Schulter hockte ein Kater, der fortwährend pfauchte, als er den Ankömmling erblickte. Nachdem der Pächter der Alten seine Leidensgeschichte erzählt hatte, sagte sie: „Ich will dir einen Rat geben, du mußt ihn aber auch jederzeit befolgen!" Da er mit allem einverstanden war, mischte die Zigeunerin einen Trank und bot ihm davon zu trinken, dann sprach sie: „Besteige dein Pferd und reite nach der Richtung, die ich dir zeigen werde. Da wird dir ein Jäger entgegenkommen, der dein Pferd verlangen wird. Du brauchst ihm jedoch nur zu antworten: ‚Pferd und Reiter gehören zusammen! Ich will die Quittung!' Nach mehrstündigem Ritte wirst du zu einem Schlosse gelangen. Dort wird man dir einen Trunk anbieten und dich zum Sitzen nötigen. Weder im einen noch im andern darfst du nachgeben; du sollst auch Gott nicht anrufen, sonst stehe ich für nichts." Der Pächter bedankte sich, bestieg sein Pferd und ritt in der bezeichneten Richtung durch den

Wald. Ein furchtbares Gewitter zog heran, es blitzte und donnerte ohne Aufhören, sein Pferd scheute und war kaum zu bändigen.

Plötzlich stand ein Jäger vor ihm und fragte: „Verkaufst du dein Pferd?" worauf der Pächter entgegnete: „Pferd und Reiter gehören zusammen; ich will die Quittung!" Rechts und links tauchten jetzt allerlei unheimliche Gestalten auf, aber er ließ sich durch nichts abschrecken und ritt mutig seines Weges. Endlich lichtete sich der Wald, und vor seinen Augen erhob sich ein Schloß, welches durchaus dem Schlosse Tanzenberg ähnlich sah.

Er ritt durch das Tor und übergab sein Pferd einem herbeieilenden Stallburschen; dann schritt er die Stiege hinauf und begab sich in den Rittersaal. Hier begegnete er dem Kellermeister; das war ein alter Bekannter, der manchen Humpen mit ihm geleert hatte. Der Kellermeister rief freudig aus: „Nur hurtig! Herr Siegmund wartet schon auf dich." Beide betraten nun den Prunksaal. Dem Pächter lief es kalt über den Rücken, als er die mit brennrotem Samt behangenen Wände sah, die ihn züngelnde Flammen zu sein dünkten. Eine große Gesellschaft fröhlicher Zecher war hier versammelt. Unter den Anwesenden, die teils Ritter, teils Pächter aus Klagenfurt und der Umgebung waren, bemerkte er auch den alten Herrn von Tanzenberg. Ein Hallo erscholl, als sie seiner ansichtig wurden. Alle hielten ihm ihre Gläser entgegen und forderten ihn auf, Bescheid zu trinken. Siegmund rückte einen Sessel heran und lud seinen einstigen Pächter ein, darauf Platz zu nehmen. Aber eingedenk der Worte der alten Zigeunerin lehnte er beides dankend ab. Da sprach der Ritter: „Endlich kommst du herab! Was willst du von mir?" Ohne Zagen erwiderte der Möderndorfer: „Ich will die Quittung." — „Wenn du das Geld brauchst, es liegt im Katzenloch, der Quittung bedarfst du nicht, da wir in einem Jahre ohnehin beisammen sein werden." Der Pächter gab zur Antwort: „Nicht wie du willst, sondern wie Gott will." —

Da war es ihm, als erwache er aus einem schweren Traume. Er blickte um sich, aber sein Staunen mehrte sich — er lag im Friedhofe von Maria Saal und nicht weit von ihm graste sein Pferd, das an einem Grabkreuz angebunden war. Er dachte nach, wie er hierher gekommen sei, da fiel ihm plötzlich bei, daß er der Quittung halber bei Herrn Siegmund in der Hölle gewesen sei, und in der Hand hielt er einen Zettel mit der Aufschrift „Quittung". Eilends verließ er den unheimlichen Ort, trabte nach Tanzenberg und wies dem neuen Besitzer die Quittung vor. Auch versäumte er nicht zu sagen, wo das abgelieferte Pachtgeld liege. Doch keiner wußte, wo sich das Katzenloch befand, nur ein alter Ochsner, der früher im Dienste Siegmunds gestanden, erwiderte auf die Frage, ob er das Katzenloch kenne, ein zaghaftes „Ja" und erzählte, daß es dort „geistere". Katzenloch hieß nämlich ein alter Turm des Schlosses Tanzenberg, in welchen nach dem Ableben Siegmunds dessen Affe mit des Herrn Silberpfeifchen geflüchtet war und dort sein Unwesen trieb. Die Dienstleute vernahmen oft ein geheimnisvolles Pfeifen und hielten dies für Geisterspuk.

Der Ochsner führte die beiden zum Turme, auf dessen Fenster gerade der Affe erschien. Der junge Ritter legte sein Gewehr an, und tödlich ge-

troffen stürzte das Tier zu Boden. Nun drangen sie in den Turm ein und fanden das vermißte Geld. So endet die Sage von Tanzenberg oder von der Quittung aus der Hölle.

Im folgenden eine andere Fassung derselben Sage.

Zum Schlosse Tanzenberg gehörte einst auch das jetzt schon verfallene Schloß Möderndorf mit einer Säge im gleichnamigen Dorfe. Ein Bauer hatte diese Säge gepachtet und mußte zu gewissen Zeiten den vereinbarten Zins im Schlosse Tanzenberg abliefern. Als er nun eines Tages seinem Gutsherrn die Pachtsumme brachte, traf er ihn ganz allein im Schlosse an. Der Graf besaß einen Affen, an dessen Kunststücken und Grimassen er sich ergötzte. Auch dieser war im Zimmer und hockte unweit des Herrn auf einem Stuhle. Kaum aber hatte der Graf das Geld in Empfang genommen und in eine Lade gesperrt, als er zum übergroßen Schrecken des Bauers leblos in den Stuhl zurücksank. Und während sich der Bauer um den Toten bemühte, war der Affe mit einem Satze auf dem Tische, öffnete die Lade, nahm den Geldbeutel und sprang in den runden Schloßturm. Alle Bemühungen des Bauers blieben erfolglos, mit dem Grafen war's aus, ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Erbe verlangte nun vom Bauer nochmals das Pachtgeld. Doch der Arme geriet darüber in Verzweiflung und sann hin und her, wie er das Geld beschaffen könne. Da ging er zu einer Wahrsagerin, sie wohnte in der „Saglerhütte" zu Kading, und flehte sie um Rat an. Ihr Bescheid lautete: „Geh' in die Hölle und fordere vom alten Grafen die Quittung!" Als der Bauer zweifelte, ob der Verstorbene denn auch sicher zur Hölle gefahren sei, beschwichtigte sie ihn mit den Worten: „Weißt du nicht, daß die meisten Grafen in die Hölle kommen? So wird wohl auch er drunten sein." Dann legte sie ihm ans Herz, in der Hölle ja nichts anzugreifen, dort brenne alles von Feuer; und wenn er Gesellschaft finde, solle er sich hüten, ein Gespräch zu führen. Weiters gab sie ihm Weisungen, wie er in die Hölle gelangen könne: er müsse abends auf einem Schimmel in den Maria Saaler Friedhof reiten und sich unter der Friedhofmauer niederlegen, so werde er einschlafen und in die Hölle fahren.

Der Bauer tat, wie ihm geheißen, und es gelang ihm wirklich, vom Grafen die Quittung zu erhalten. Am nächsten Tage eilte er, so schnell ihn seine alten Beine tragen konnten, zum jungen Grafen, wies ihm die Quittung und brauchte den Betrag nicht nochmals zu bezahlen. So war ihm geholfen.

254. Ferm und sein Freund.

In Berg, einem Dorfe bei Rosegg, wohnte ein Bauer, der unter dem Namen „der alte Ferm" im ganzen Rosentale bekannt war. Er hatte einen Freund, mit dem er sich besonders gut verstand und alles Mögliche besprach. So gaben sich die beiden einst das Versprechen, daß der, welcher zuerst sterbe, zurückkommen und erzählen müsse, wie es in der anderen Welt sei. Es geschah nun, daß der Freund des alten Ferm starb. Am

dritten Abende nach dessen Tode begab sich Ferm eben zu Bette, des alten Versprechens schon lange nicht mehr gedenkend.

Als die Wanduhr zwölf schlug, wurde er mit einem Male durch ein Geräusch geweckt, und er erkannte alsbald die Stimme seines Freundes, der an der Türe pochte und ihn dringend bat, hinauszukommen. Ferm, dem es unheimlich zumute ward, zögerte anfangs, doch es blieb ihm nichts anderes übrig, als der Aufforderung zu folgen. Als er vor die Türe trat, bat ihn der Verstorbene, mit ihm zu gehen. So wanderten sie miteinander, Seite an Seite, die ganze Nacht hindurch und führten ein lebhaftes Gespräch, denn der Verstorbene hatte viel, sehr viel zu erzählen. Aber den Inhalt seines Berichtes durfte kein Mensch erfahren, und Ferm mußte hoch und teuer versprechen, daß er darüber schweigen werde. Endlich kamen sie zur Draubrücke, wo das Mauttor ihrer Wanderung ein Ziel setzte. Doch als sie hinkamen, ging es von selbst auf und beide schritten über die Brücke. Dann schlug der Tote die Richtung nach Klagenfurt ein. Eben läuteten die Stadtglocken den Morgengruß, als die Wanderer vor der Kapuzinerkirche anlangten. Die Tür öffnete sich, noch ein letztes Lebewohl, und dann verschwand der Verstorbene, um nie wiederzukehren.

255. Das Anmelden.

1. Ein Bauer im Görtschitztal, der weder an Gott noch an die Heiligen glaubte, verlor in kurzer Zeit seine drei Kinder und bald hernach seine Gattin. Am dritten Tage nach ihrem Tode klopfte es bei Nacht an seine Tür. Er meldete sich nicht. Da schloß jemand leise die Tür auf und trat an sein Bett. Erschrocken richtete er sich auf und fragte: „Anna, bist du's?" worauf seine verstorbene Frau zur Antwort gab: „Ja, Karl, ich bin's und wo ich bin, sind noch viele." „Was willst du?" fragte er. „Meine Mutter hol' ich," klang es hohl und leise zurück, dann war die Erscheinung dahin.

Von plötzlicher Unruhe erfaßt, stand der Mann auf, ging hinauf in die Stube seiner Schwiegermutter und fand diese tot im Bette. Von der Stunde an, so erzählt man, war er gläubig und fromm.

2. In einem Orte des Liesertales saß eine Häuslerin mit ihrer Tochter in der Stube. Sie lauschten dem Klang der Abendglocke und beteten still vor sich hin den „englischen Gruß". Da auf einmal ward der stille Friede gestört, und die beiden Frauen fuhren entsetzt auf. Es klirrte wie von brechendem Glas, sie stierten ängstlich nach der Richtung des Geräusches und bemerkten in der Ofenecke glitzernde Scherben. Ein Krüglein war vom Herdgesimse herabgestürzt und lag nun zerbrochen auf dem Boden. Das machte sie überaus traurig. Denn es geht im Volk ein alter Glaube, daß Krüge, die ohne sichtbare Ursache zu Boden fallen und brechen, den Tod eines Freundes ankündigen.

Die Frauen legten sich beunruhigt schlafen und sahen mit Bangen dem nächsten Tag entgegen. Da hatte die Häuslerin einen sonderbaren Traum. Sie stand an der Lieserbrücke und sah viele Frauen in weißen, wallenden Tüchern herankommen. Sie traten ans Wasser und ließen die Tücher im

Flusse wogen unter Wehklagen und Seufzen. Dann zogen sie wieder ab, ernst und stumm wie sie gekommen, und wandten sich einem nahen Häuschen zu. Bald ertönten darin klagende Stimmen, sie klangen wie ein Totengebet. Nun erkannte die Frau im Traume, daß der zerbrochene Krug ihr recht geweissagt, denn in dem Häuschen wohnte ihre einzige, alte Freundin. Sie setzte sich am Ufer nieder und brach in Tränen aus.

Als sie morgens aufwachte, erzählte sie den Traum ihrer Tochter und sprach zu ihr: „Heute wirst du meiner alten Freundin einen Liebesdienst erweisen müssen. Du hast ja schon oft Tote gekleidet und zum langen Schlaf gebettet." Da klopfte es an die Tür und herein trat die Magd der Nachbarin und erzählte mit schluchzender Stimme, daß ihre gute, liebe Herrin gestern um 11 Uhr abends gestorben sei. Um eben diese Stunde hatte der Krug ihren Tod „angemeldet".

3. Es war im Achtundvierziger Jahre. Der Bruder eines angesehenen Bauers zu Himmelberg, noch jung an Jahren, mußte dem Rufe zu den Waffen Folge leisten, da es galt, die österreichischen Besitzungen in Italien gegen die häufigen Einfälle der Sardinier zu schützen. Er folgte dem Rufe um so lieber, als er dem Regimente zugeteilt wurde, das unter der vortrefflichen Führung des tapferen, allgemein beliebten „Vaters" Radetzky stand. Schwer freilich fiel ihm der Abschied von den Seinen, da man doch nicht wissen konnte, ob er die Heimat je wiedersehen werde; doch „Gut und Blut für unsern Kaiser, Gut und Blut für's Vaterland", war die Losung, und so riß er sich nach kurzem, aber um so innigeren Abschiede von den Lieben und unterdrückte beim Anblicke der Eltern, der weißhaarigen Ahne und all der anderen Gefährten seines Lebens nur mit Mühe seine Rührung.

Allabendlich, wenn die Glocke den Abendsegen läutete, knieten sämtliche Hausbewohner nieder; der Hausvater nahm den großen Rosenkranz, dessen einzelne Perlen fast nußgroß waren, in die Hand und betete mit lauter Stimme vor. Sie alle schlossen den Sohn, Bruder und Enkel in ihr Gebet ein, der jetzt einem unbestimmten Schicksal entgegenging.

Woche um Woche verging, der Frühling war ins Land gekommen und auch die Hoffnung auf bessere Zeiten kehrte zurück, aber nur spärlich liefen die Nachrichten über die Vorgänge in Italien ein. So wußte man auch nicht, ob Franz noch unter den Lebenden weilte oder gefallen sei. An einem warmen Juniabend saßen alle in der „guten Stube" beisammen. Die Großmutter kauerte im Winkel auf der Ofenbank und horchte auf das Gespräch, dessen Gegenstand wie fast immer der Soldat in der Fremde war. Allerhand Mutmaßungen über den Verlauf des Krieges wurden laut und weckten die Erinnerung ähnlicher Vorgänge. So rückte allgemach die zehnte Stunde heran. Da erschollen am Haustor drei schwere Schläge. Alle fuhren empor. Der Hausvater nahm den Kienspan, öffnete das schwere Tor und leuchtete in die Nacht hinaus. Doch niemand war zu sehen. Die Hausinsassen glaubten sich getäuscht zu haben und schrieben den Vorfall ihrer überhitzten Phantasie zu — da klopfte es wieder. Der Hausvater eilte abermals hinaus, doch mit demselben Erfolg. Als die Schläge noch ein drittes Mal ertönten, erbot sich der Hausknecht, die Runde um das Haus zu machen und trat hinaus.

Da auf einmal vernahm man Laute, die wie Schweinegrunzen klangen, der Hausknecht kam hereingestürzt und berichtete ganz atemlos, daß er auf dem Gange, der um das Haus führte, ein Schwein ohne Kopf mit blutendem Halse gesehen habe. Alle waren ob dieser Nachricht erschrocken und um sich von der Wahrheit der Worte zu überzeugen, gingen sie nun selbst hinaus. Die Worte des Knechtes entsprachen genau der Tatsache. Ein scheinbar lebendes Schwein ohne Kopf ward sichtbar. Blutspuren führten über den Gang und endeten bei der Tür des Gemachs, wo sonst der abwesende Bruder des Bauers zu schlafen pflegte. Niemand vermochte sich diese Erscheinung zu erklären, die abergläubischen Gemüter waren aufs höchste erregt. Die alte Ahne mit schneeweißem Haar erhob sich und sprach, die Augen fest und unverwandt in die Ferne gerichtet, als suche sie dort jemand, die unheimlich klingenden Worte: „Mein Enkel, euer Sohn und Bruder lebt nicht mehr, ihn hat der Tod geholt, der auch mir nicht mehr lange Zeit gibt."

Leider sollte sie recht haben. Am nächsten Tage langte die Nachricht ein, daß Franz in der Schlacht bei Custoza den ruhmvollen Tod für's Vaterland gestorben sei und, wie die später heimkehrenden Kameraden berichteten, hatte er um 10 Uhr abends auf ganz schreckliche Weise seinen Tod gefunden: eine Kanonenkugel hatte ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt.

256. Die Sage vom Magis.

Vorzeiten lebte in St. Gertraud im Lavanttale der Wirt und Grundbesitzer Magis. Er war ein gottloser Mann und bereicherte sich zeitlebens durch unlautere Geschäfte und Diebstahl. Seine Weine mischte er mit Wasser und verkaufte sie zu hohen Preisen. Sein Grundbesitz wuchs von Jahr zu Jahr, denn in stillen Nächten schlich er mit Haue und Spaten hinaus zur Grenze seines Besitzes und setzte die Grenzsteine weiter in des Nachbars Gut hinein.

Eines Tages lag er an heftigem Fieber darnieder. Am Vortage war er noch rüstig und gesund gewesen und so munkelte man, daß er sich bei einem unlauteren Nachtgeschäfte erkältet habe. Sein Zustand wurde mit jeder Stunde bedenklicher, und man hielt es für geraten, den Pfarrer zu holen, damit er dem Schwerkranken die Sakramente spende. Doch dieser wollte davon nichts wissen, als ihm der Seelenhirte die heilige Hostie zeigte. Tief betrübt zog dieser unverrichteter Dinge wieder von dannen. Der Kranke starb ungetröstet und von allen verlassen in der folgenden Nacht. Am Morgen trug man seine Leiche auf den Kirchhof hinaus und verscharrte sie in dem ungeweihten Winkel.

In der Nacht, da Magis starb, ging ein Bauer über die Alpe. Die Sennhütten waren wegen der vorgerückten Jahreszeit bereits unbewohnt, das Vieh schon längst zu Tal getrieben. Es nahm daher den Bauer wunder, daß, als er an der Magishütte vorüberkam, daraus Laute zu vernehmen waren. Er näherte sich und sah durch eine Türspalte hinein. Da überkam ihn tödlicher Schreck und nur seine Neugierde hielt ihn, noch länger zu bleiben. In der Hütte tanzten nämlich zwei Hasen, die aber statt der

Ohren Hörner am Kopfe trugen und feurigen Atem hauchten. Der eine hub mit seiner Stimme an:

„A Hälbe Wässer und a Hälbe Wein
Wird wohl auch a Mäß sein."

Darauf der andere:

„Jetzt g'hört wieder einer mein,
Drum muß heut Festtåg sein."

Hernach nahm jedes der Häslein einen Pokal zur Hand und sie stießen an, daß die Gläslein klangen. Den Bauer aber hielt's nun nicht länger. Was er konnte, lief er, um nur bald zu Tal zu kommen. Am nächsten Tage vernahm er, daß der Gastwirt Magis in der Nacht gestorben sei, und jetzt erst vermochte er sein Erlebnis auf der Alm zu reimen.

257. Bahrrecht.

In Seeboden am Millstättersee ist einmal ein Bettler in einer Badstube gestorben. Es wollte den armen Mann niemand in sein Haus nehmen, und so wurde er auch in der Badstube aufgebahrt.

Einen Tag nach dem Begräbnis fand man den Leichnam wieder in der Badstube auf der Bahre liegen. Dabei merkten die Leute, daß er im Grabe keine Ruhe finden konnte, weil er unter keinem rechten Dache aufgebahrt worden war. Ein mitleidiger Bauer ließ ihn nun in sein Haus bringen und in der Rauchstube aufbahren. Am folgenden Tage wurde der Bettler nochmals begraben und ist seitdem nicht wiedergekehrt.

258. Der Tod und die Tödin.

Einst sprach der Tod zur „Teadin": „Ich nehme die Sense, du den Rechen; ich werde mähen, du rechnest nach." So zog das Totenpaar den Maltaberg hinauf. Als sie zum letzten Bauer kamen, fing der Tod an zu mähen, den ganzen Maltaberg herunter, und sie streifte hinterdrein die Mahd mit dem Rechen ein. Indes wütete auf dem Berge die Pest, kein Mensch blieb am Leben, alles mähte der Tod nieder.

In Seeboden heißt es: An einem Sonntag soll man nicht Wäsche waschen, sonst kommt die „Teadin" und wäscht mit. Sie ist die Frau des Todes. Oft hat man sie am Bache schon „ploien" gehört, manche Leute wollen sie sogar gesehen haben in Gestalt eines schwarzen, abschreckend häßlichen Weibes, das einen gänzlich verflickten Rock an hat und einen „flakaten" (herabhängenden) Hut auf dem Kopfe trägt.

Auch in Fellach bei Villach und Umgebung ist die Sage von der Teadin verbreitet. Wenn Weiber bei Mondschein waschen, gesellt sich ihnen ein Weib zu, das auch waschen will. Wenn die Wäscherinnen bemerken, daß die neue Genossin kein menschliches Wesen ist, weil es immer größer und größer wird, ergreifen sie wohl schreiend die Flucht.

So war es einst zu Fellach, als mehrere junge Mädchen im Mondschein wuschen. Da kam die Tödin herbei und half ihnen, während ihr Leib mit unheimlicher Schnelligkeit emporwuchs. Die Mädchen bemerkten dies und rannten aus Leibeskräften bis zu ihrer Hütte, die sie noch vor der Tödin

erreichten. Diese schlug wütend ihren Fetzen auf die Tür, und lange konnte man daran Kratzspuren sehen. Die Leute sagten, der Geist habe nicht die Macht besessen, eines der Mädchen zu töten, weil es ihm noch nie gelungen war, mit seinem Fetzen einen Menschen zu erdrosseln.

Einst soll die Tödin wieder am Bache Wäsche gewaschen haben, als ein Soldat über die Brücke ging. Kaum ward er des schönen Mädchens unter der Brücke ansichtig, als er ihm seine Mütze zuwarf. Die Tödin aber nahm sie auf, klopfte damit dreimal auf einen Stein, und die Mütze war schneeweiß. Dann warf sie diese dem Soldaten zu. Als dieser den Vorgang bemerkte, ergriff er schleunigst die Flucht. Die Tödin verfolgte ihn zwar, doch entging er ihrer Hand.

Wenn ein Wäschestück über Nacht im Freien bleibt, wäscht es die Tödin nochmals aus. Ein Bursche, dessen Hemd über Nacht draußen geblieben und von der Tödin gewaschen worden war, ging, ohne dies zu wissen, zur Tanzmusik. Auf dem Heimwege spürte er bereits einen heftigen Schüttelfrost, und in kurzer Zeit war er eine Leiche. Denn was die Tödin gewaschen, bringt seinem Träger den Tod.

Einst ging ein Bauer um Mitternacht seiner Behausung zu. Da wurde er im Dahinschreiten plötzlich gewahr, daß eine Frau, mit einem weiten Schlapphut auf dem Haupte, vor ihm einherging. Er wollte ihr vorauseilen, aber je schneller er ging, desto schneller ging auch sie. Das dauerte eine Zeitlang, und dem Bauer begann es allgemach zu gruseln. Mittlerweile gelangten sie zum Hause, doch was war das? Die Fremde trat durch die Tür ein; der Bauer, der ihr folgte, konnte sich nicht erklären, was sie zu so später Stunde in seinem Hause zu suchen habe. Sie eilte über die Stiege hinab in die Küche und öffnete die Tür, welche von dort in den Keller führte. Er eilte ihr betroffen nach und erreichte sie auf der Kellerstiege. Dann hob er den Schlapphut in die Höhe und o Schrecken, das bleiche Antlitz des Todes grinste ihm entgegen. Da machte er schnell das Kreuzzeichen, und der Spuk verschwand augenblicks. (Feistritz-Pulst.)

259. Die Teadin bei der Quelle von Fefferniß.

In Fefferniß, einem Dorfe in der Mitte des unteren Drautales, wurde von jeher viel Flachs angebaut. Man erzählt, daß in den Brechelhütten eine schwarze, gespenstige Frauengestalt in der Nacht Flachs spinne und dabei singe und lache. Je öfter man ihren Gesang vernahm, desto sicherer konnten die Bewohner auf eine gute Flachsernte hoffen. Jedermann hütete sich des Nachts, in die Nähe der Brechelhütten zu gelangen, denn man erzählt, daß diese schwarze Frau (vom Volke Teadin [Tod] genannt) jede Neugierde mit dem Tode bestrafe. Oft sah man nachts eine dunkle Gestalt über die Mooswiesen des Dorfes huschen, hinunter zu einer am Ufer der Drau entspringenden, mit dichtem Gebüsch umwachsenen Quelle. Dort hörte man die Teadin waschen und plätschern, und niemand wagte sich nach dem Gebetläuten an die Quelle. In später Nacht hörten mehrere vorübergehende Burschen des Dorfes an der Quelle die Teadin waschen. Da schlich einer von ihnen, von Neugierde getrieben, ganz hinunter zu der Waschenden,

um sie zu belauschen. Auf einmal hörten seine Kameraden, welche oben auf ihn warteten, einen klatschenden Schlag und einen kläglichen Schrei. Von Angst getrieben flohen sie in das Dorf zurück. Als sie jedoch am nächsten Morgen Nachschau hielten, fanden sie den Freund tot an der sprudelnden Quelle. Heute noch erzählt jung und alt von der Teadin und jedermann fürchtet sich, in der Nacht an die Quelle zu gehen.

260. Die Movje, die Glotten oder Glottelen.

In Ober- und Unterkärnten ist der Glaube verbreitet, daß ungetaufte Kinder, solange ihnen der Himmel versperrt ist, in Gestalt großer schwarzer Vögel bei Nacht umfliegen und bei den Menschen Hilfe suchen. Im Mölltale heißen sie „Glottelan". Manchmal begleiten sie die Wilde Jagd. Sie pfeifen in der Luft wie Menschen und stoßen unheimlich heulende Töne aus; erscheinen sie in der Nähe menschlicher Wohnungen, so künden sie einen Todesfall an. Wehe dem Menschen, der ihnen nachts in Wald oder Feld begegnet und ihren Ruf nachäfft: sie fallen über ihn her und richten ihn übel zu. Obgleich sie durch das Licht zu den menschlichen Wohnungen gezogen werden und diese in dunklen Nächten umflattern, leiden sie doch nicht, daß man sie mutwillig durch Feuer herbeilockt. Eine Sage aus Obervellach erzählt darüber: Eines Abends nach dem Gebetläuten schlugen mehrere Knaben mit glimmenden Holzspänen feuerrote Räder in der Luft und liefen dabei über einen Wiesenrain hinab. Da kamen von jenseits des Tales große schwarze Vögel (Raben) mit eisernen Schnäbeln geflogen und zerrissen mehrere Übeltäter, welche nicht schnell genug flüchten konnten.

Wenn jemand im Freien ein Feldfeuer entfacht und ihrer dabei spottet, so sind sie rasch zur Stelle und löschen es mit ihrem Flügelschlag aus. In derselben Nacht gelingt es dem Menschen dann nicht mehr, Feuer zu machen. In der Gegend von Haimburg bei Völkermarkt nennt man diese Vögel Movje oder Moose.

Ein Knecht hütete Pferde, welche über Nacht auf der Weide blieben. Wegen der empfindlichen Kälte bereitete er sich ein kleines Lagerfeuer und setzte sich dazu. Plötzlich vernahm er ein unheimliches Pfeifen in der Luft, und ohne etwas im Sinne zu haben, pfiff er gedankenlos nach. Nun fielen die Movje über ihn her und löschten das Feuer. Der Knecht ergriff eilends die Flucht, trotzdem richteten sie ihn mit ihren Schnäbeln noch übel zu. Am Morgen ging er an die Feuerstelle nachsehen und bemerkte in der verstreuten Asche zahlreiche Tritte von zarten, kleinen Kinderfüßchen. Geht ein harmloser Wanderer bei Nacht über Land, so wollen die Seelen, welche in der Geisterstunde umfliegen, daß er seine Anwesenheit durch Pfeifen oder Singen kundgibt, damit sie ihm rechtzeitig ausweichen können.

261. Das Mal des Toten.

Ein Bursche aus dem mittleren Rosental wanderte einst nachts zu seinem Mädchen und schlug den kürzesten Weg über den Friedhof ein. Da stieß er plötzlich im Dunkel an jemand an und ebenso plötzlich saß ihm eine derbe Maulschelle auf der rechten Wange. Da er weder jemand sah noch hörte

und beim schwachen Sternenschimmer vor sich ein offenes Grab bemerkte, gruselte es ihm, und er enteilte dem unheimlichen Orte. Als er bei dem Mädchen angekommen war, welches mit den Mägden noch am Spinnrad saß, entsetzte es sich nicht wenig über sein Aussehen, denn die rechte Wange war fast ganz schwarz. Auf die vielen Fragen der Mädchen erzählte der Bursche den ganzen Hergang. Ein alter Mann, der schweigend auf der Ofenbank saß, riet ihm nun, einige Birkenreiser abzubrechen, auf den Friedhof zurückzukehren, und sie über das offene Grab zu legen; der Tote könne dann nicht hinein und werde gerne das Brandmal entfernen. Und so geschah es. Als die Zeit da war, daß der Tote wieder in die Grube steigen wollte, forderte er den Burschen auf, die Reiser wegzunehmen. Dieser verlangte dagegen zuerst die Entfernung des schwarzen Mals von der Wange und erhielt plötzlich auf dieselbe Stelle einen Schlag. Der Verstorbene erklärte, das Seine getan zu haben und forderte den Burschen auf, ein andermal mit Singen oder Pfeifen seine Anwesenheit zu verraten, damit die Toten auszuweichen wüßten. Nun nahm der Bursche die Reiser weg, das Grab schloß sich. Als er wieder zu den Seinen kam, war auch nicht eine Spur von dem schwarzen Fleck auf seiner Wange zu sehen.

Eine ähnliche Überlieferung ist im oberen Glantal im Schwange.

262. Der Türmer zu Klagenfurt.

In früheren Zeiten war es Sitte, daß der Feuerwächter auf dem Turme der Stadtpfarrkirche zu Klagenfurt stündlich die Runde machte und mit einem Hornrufe nach allen Himmelsrichtungen die Stunden verkündigte. Um Mitternacht durfte er jedoch nur nach Westen, Norden und Osten blasen, niemals nach Süden, wo vor der Stadt der Friedhof von St. Ruprecht liegt, um die Toten nicht wachzurufen.

Einst versah ein arger Trunkenbold das Türmeramt. Als er einmal spät abends mürrisch an seinem Stammtisch erschien, hänselte ihn einer seiner Zechbrüder wegen dieser Verspätung; ein anderer setzte die Sticheleien fort und begann den Sohn des Türmers zu verspotten, der in Abwesenheit des Vaters die Stunden blies. Wenn dieser das Horn ertönen lasse, klinge es so kläglich, als wolle er die Toten erwecken. Der Spott seiner Trinkgenossen versetzte den Alten in solche Wut, daß er wie sinnlos fortrannte und drohte, ihre Worte wahrzumachen. Kaum hatte er den Turm erstiegen — es war kurz vor Mitternacht — so ergriff er das Horn und begann mächtig zu blasen: erst nach Norden, dann nach Osten und Westen, schließlich nach Süden. In tödlichem Schrecken stürzte sein Weib herbei und wollte dem Rasenden das Horn entwinden, doch vergeblich. Er blies nur noch kräftiger nach Süden hin, daß es über die Stadt und die Felder hin klang in den Friedhof

Da beginnen sich die Gräber zu öffnen, grausige Gestalten steigen daraus hervor und wandeln, zum Zuge geordnet, im fahlen Lichte des Mondes dem Turme zu, woher der Ruf erklingt. Immer näher kommen sie heran, schon erblickt sie der Türmer und sinkt vor Schrecken in die Knie. Aber es ist zu spät. Bereits erklimmen die Geister mit flatternden Hemden den Turm, schon langt der erste mit seinen Knochenfingern durch das Eisengitter

des Ganges nach dem vermessenen Türmer — da erdröhnt in der Glockenstube der erste Stundenschlag, und die Gerippe zerstieben. Seit der Zeit wagte es kein Türmer mehr, nach Süden zu blasen und die Toten aus ihrem Schlafe zu wecken.

Anders lautet eine zweite Sage: Einem Stadtpfarrtürmer waren sein Weib und drei liebliche Kinder gestorben. Das verdüsterte ihm sein ohnehin freudenarmes Leben noch mehr; er verfiel in solche Schwermut, daß er Tag und Nacht nur an seine Lieben dachte, die ihm der Tod geraubt.

In einer stürmischen Nacht, da seine Sehnsucht schier nicht mehr zu bezwingen war, faßte er den Entschluß, zu erproben, ob die allgemeine Sage, daß der Ruf nach Süden die Toten zu erwecken vermöge, auf Wahrheit beruhe. Nachdem er also die Mitternachtsstunde nach den drei üblichen Richtungen verkündet hatte, wandte er sich gegen Süden und blies. Und siehe, da bewegte sich eine Schar weißer Gestalten nach dem Turme, erklomm die Stufen und schloß den frevelhaften Türmer in ihren grausigen Ringeltanz ein. Am Morgen fand man den Türmer entseelt vor seiner Stube liegen.

263. Sage von den Windseelen.

Wenn die Holzknechte einen Baum fällen, so ist es nach ihrer Meinung nicht gleichgültig, ob sie den Baumstumpf eben wegschlagen oder zersplittert lassen. Die armen Seelen bleiben an den Spießen hängen, wenn die Holzfäller den Stumpf nicht eben absägen und ein Kreuz darauf einhauen.

Kreuzen sich im Walde zwei Äste, so hört man, wenn der Wind durch die Bäume fährt, ein Geräusch wie Ächzen und Stöhnen. Die Holzhauer sagen, daß dieses Ächzen von den gemarterten Seelen herrühre, die zwischen den Stämmen vom bösen Geiste eingeklemmt und ihrer Ruhe beraubt werden. (Kanaltal.)

264. Die Sage von der Scheintoten.

Vor vielen Jahren starb in Klagenfurt am Alten Platz in dem Hause, wo sich heute die Landschaftsapotheke befindet, eine Frau mit Namen K . . . Sie wurde in St. Ruprecht aufgebahrt und nach zwei Tagen begraben. Der Totengräber aber, den es nach ihren schönen Ringen gelüstete, warf das Grab nur oberflächlich zu, indem er über die Öffnung Bretter legte und Erde darauf türmte. In der Nacht schlich er heimlich zum Grabe, öffnete es und versuchte, der Toten die kostbaren Ringe vom Finger zu ziehen. Da ihm dies nicht gelang, schnitt er der Frau den Finger ab. Sie war aber nur scheintot und erwachte davon. Der Totengräber erschrak gewaltig, denn er glaubte ein Gespenst zu sehen und ergriff die Flucht. Frau K. gelang es mit vieler Anstrengung, sich aus der Grube herauszuarbeiten und sie legte den weiten Weg von St. Ruprecht nach Klagenfurt zurück. Ihre Angehörigen waren nicht wenig erstaunt, als sie die Totgeglaubte wieder lebend vor sich sahen. Über ihre Auferstehung herrschte große Freude, und Frau K. soll noch einige Jahre gelebt haben.

XII. Heilige Zeiten und Bräuche in der Sage. Zauberer und Hexen.

265. In der heiligen Nacht.

Im Mölltale lebte ein Bauer, der sich überzeugen wollte, ob es wahr sei, was das Volk von der heiligen Nacht zu erzählen weiß. In der Christnacht bekommen nämlich die Rinder menschliche Sprache und bereden mit einander, was das nächste Jahr den Menschen bringen wird. Will man sie hören, so muß man sich auf Farnkraut legen, welches auf dem Lande als Streu verwendet wird, und ohne daß man es weiß, Farnsamen bei sich haben. Alte Knechte sollen sich daher in früheren Zeiten öfter während dieser Nacht in die Futtertröge der Stalltiere gelegt haben, um ihr Gespräch zu belauschen. In einigen Gegenden Kärntens herrscht wieder die Meinung, daß Stierkälber, die als Zwillinge geworfen wurden, im siebenten Jahr während der Christnacht miteinander sprechen. Mancher Kühne hat schon einem solchen Gespräche gelauscht, aber noch jedesmal — so berichten die Sagen — ist der Eindringling gestraft worden und konnte keinem andern mitteilen, was er gehört; denn am Morgen wurde er als Leiche gefunden.

Der genannte Bauer traf also die nötigen Vorbereitungen und begab sich am Christabend in den Stall, um zu beobachten, ob seine Ochsen wirklich zu sprechen beginnen würden, und zu erfahren, was ihm das neue Jahr bringen werde. Die Ochsen, die bei seinem Eintreten ruhig am Stande gelegen hatten, erhoben sich sogleich; gegen Mitternacht hörte er, wie der eine zum andern sprach: „Übers Jahr wird mich der ‚Schinder' vom Hause führen. Du wirst im Hause bleiben, gemästet und geschlachtet werden und am nächsten Christtage wird die Bäuerin dein Fleisch auf den Tisch stellen. An deinem Tode wird der Knecht schuld sein, der uns füttert." Da stand der Bauer auf und stellte sich zur Tür, als der Ochse fortfuhr: „Den Holzstock, der dort bei der Türe steht, werden wir heuer noch auf den Friedhof ziehen; darauf wird die Bäuerin den Knecht heiraten."

Als der Lauscher inne ward, daß er damit gemeint sei, fiel er vor Schreck zu Boden, und am nächsten Morgen fand man ihn tot im Stalle. Auch alles andere, was die Ochsen vorhergesagt, traf pünktlich ein. Der erste Ochs verendete im Lauf des Jahres an einer Seuche, der Schinder schaffte das Aas fort. Der andere wurde zur nächsten Christnacht geschlachtet, sein Fleisch kam als Festbraten auf den Tisch; der Knecht aber heiratete die verwitwete Bäuerin.

266. Weihnachtswunder.

Weitum im Lande herrscht der Glaube, daß während der Christmette das Wasser des Hausbrunnens sich in Wein verwandelt. In einem unterkärntischen Dorfe hatte eine Hausfrau mehrere Mägde. Am Christabend befahl sie ihnen, ihre Arbeit möglichst schnell zu verrichten, um rechtzeitig feiern und zur Mette eilen zu können. Aber eine „Dirn" verspätete sich und

arbeitete in die Nacht hinein. Zufällig trat sie, als in der Kirche gerade die „Wandlung“ vor sich ging, mit einem Schaff zum Brunnen und ließ Wasser anlaufen. Doch wie sie in der Stube davon trinken wollte, bemerkte sie mit Staunen, daß es lauterer Wein war. Die Hausfrau schickte sie sogleich zum Brunnen zurück, aber jetzt floß dort schon wieder Wasser.

267. Der Spuk am Kalvarienberg bei Metnitz.

Auf der Anhöhe nördlich des Marktes Metnitz hausten einst die Ritter von Metnitz. An Stelle der einstigen Burg steht jetzt eine kleine Kapelle, von der man sich gar wunderliche Dinge erzählt. Wer nämlich hier in der heiligen Christnacht um die Zeit, während welcher der Priester Wein und Brot verwandelt, auf einem Stuhl von besonderer Beschaffenheit sitzt, der sieht die Qualen der Verdammten. Der Stuhl muß neun Füße besitzen, die so angeordnet sind, daß sie ein Kreuz bilden; jeder Fuß muß aus einem andern Laubholze verfertigt sein. Der Anblick der Gepeinigten soll so überwältigend sein, daß man hinfort nicht mehr sündigen kann. Um dies zu verhüten, erscheint der Satan und bietet einem sehr viel Geld an, damit man den Ort verlasse, oder er setzt einem schon auf dem Weg zur Kapelle allerlei Schwierigkeiten entgegen.

Ein Bauer, welcher diesen Sachverhalt erfuhr, wollte die Wahrheit der Sage prüfen. Er brach am Weihnachtsabende mit einem früher beschriebenen Stuhle auf und beeilte sich, geraume Zeit vor der bestimmten Stunde hinzukommen. Aber wie ward er getäuscht! Nachdem er schon einen weiten Weg zurückgelegt hatte, stand er plötzlich vor einer ganz unbekannten Mauer. Da es unmöglich war, überzusteigen, mußte er das Hindernis umgehen. Bald kam er zum Metnitzbach. Doch was ist geschehen? Die Brücke ist verschwunden. Vorsichtig dem Bachlaufe folgend, gelangte er nach unsäglichen Beschwerden endlich an eine Stelle, wo er das Wasser überschreiten konnte. In Metnitz angelangt ist er schon so müde und matt, daß er froh ist, bis hierher gekommen zu sein und gar nicht mehr daran denkt, seine Wanderung fortzusetzen. Unwillig wirft er den Zauberstuhl über die Friedhofmauer und tritt in die Pfarrkirche, wo eben die Mette beginnt.

268. Leas'ln.

In der Johannis-, Walpurgis- und Thomasnacht, sowie am Christabend kann man den Schleier der Zukunft lüften. Besonders Mädchen, welche ihren künftigen Bräutigam kennen lernen wollen, benützen diese Gelegenheit; am Vorabende des Johannistages, während des Gebetläutens, oder in der Christnacht während der Mette antwortet ihnen das Schicksal. Die Neugierige legt zu diesem Zwecke einen ganzen Laib Brot nebst einem Messer auf den Tisch und kehrt darauf ganz entkleidet die Stube aus, ohne nach dem Tische umzublicken. Schaut sie hierauf in den Spiegel, so grinst ihr der Tod daraus entgegen, wenn sie im folgenden Jahre sterben soll; oder sie sieht darin den kommenden Bräutigam in Nebelgestalt erscheinen. Dasselbe ereignet sich, wenn sie nach dem Auskehren von der Tür her einen Blick zwischen den

Beinen durch nach dem Tische wirft. Ist ihre Neugierde gestillt, so muß sie sich schleunigst entfernen, damit der Böse über sie keine Gewalt erlangt.

In der Feldkirchner Gegend geschah es einmal, daß eine neugierige Kuhdirn die Bäuerin ins Vertrauen zog und sie um Rat fragte, wie sie ihren künftigen Bräutigam kennen lernen könne. Die Bäuerin verwies auf den alten Brauch, und am Heiligen Abend tat die Magd, wie ihr geheißen. Sie kehrte nackt die Stube und blickte dann in der vorgeschriebenen Stellung nach rückwärts zur Tür, wo zu ihrem Schrecken der Bauer stand. Voll Verdruß ging sie zur Bäuerin und beklagte sich, daß sie den Bauer in ihr Geheimnis eingeweiht habe. Doch die Bäuerin erwiderte gelassen: „Nein, das ist nicht so. Wenn du einst deinen Kindern ein Stück „Reindling" abschneidest, dann gib auch den meinen ein Stücklein Brot!"

Was die Bäuerin ahnte, ging wirklich in Erfüllung. Sie starb im folgenden Jahre, die frühere Kuhdirn aber ward Bäurin auf dem Gehöfte und betreute als Stiefmutter die Kinder der Verstorbenen.

269. Wegscheidensitzen.

Wenn man in der Sonnwendnacht zwischen elf und zwölf Uhr sich an eine Wegscheide setzt, wo auch ein Kreuz steht, so erscheint ein Geist. Dieser trägt ein Schlüsselchen oder sonst eine Kleinigkeit. Gelingt es, ihm das Ding abzunehmen, so erhält man auf der Stelle einen Haufen Geld.

Am Kreuzberg in Kliening gingen einmal mehrere Leute am Sonnwendabend „Wegscheiden sitzen". Unter ihnen war auch ein Großknecht. Da kam richtig ein kleines, schwarzes Weiblein daher und hielt ein Schlüsselchen in der Hand. Der Großknecht sprang auf die Erscheinung zu, um ihr das Schlüsselchen abzunehmen, da zerriß ihn das Weib in lauter kleine Stücke. Die anderen Leute jedoch bekamen von ihm eine große Menge Geld.

270. Die Habergeiß.

Nach einer Erzählung aus dem Mölltale hat die Hábergaß nur drei Füße, und zwar einen vorn auf der Brust; man hört sie besonders an schönen Frühlings- und Sommerabenden. Wenn sie einer meggaz'n hört, so stirbt er entweder selbst bald oder einer seiner Verwandten. (Drautal.) Ihr Auftreten ist sonst an keine bestimmte Zeit gebunden. Im Drautal und Gurktal bedeutet Hábergaß auch Uhu oder kleine Nachteule, welche Vögel durch ihren Ruf gleichfalls einen Todesfall anzeigen. Die Sage beschreibt sie bald als Vogel, bald als vierfüßiges Tier. Manchmal wird sie wie der „Brechelschimmel" von zwei Männern, über die ein weißes Tuch geworfen wird, so dargestellt, daß eine pferdeähnliche Figur entsteht, die nun lärmend in die Stube, wo die schlimmen Kinder sich befinden, einzieht. In Feldkirchen und der Reichenau gilt die Hábergaß als Hexe. Sie erscheint als altes, häßliches Weib in zerlumpten Kleidern, mit Werg auf dem Kopfe und einer Mistgabel bewaffnet. Beim Mahle der Brechlerinnen kommt sie ans Fenster und langt mit der Gabel nach den Speisen, wobei sie allerlei Tierstimmen erschallen läßt. Sie versucht dann, ins Haus einzudringen, allein sobald sie auf der Tür ein weißes Kreuz oder das Trudenzeichen findet, muß sie entweichen.

271. Das Vermante (Bemante).

Leute, deren Augenbrauen über der Nase zusammenlaufen, aber auch andere können mit ihrem Blick Böses zufügen („vermanen"), wenn sie etwas stier, mit begehrlichen Blicken oder neidvoll ansehen. Einmal kam ein Mann in das Wirtshaus zu Diex und schaute mit so stechendem Blick in sein Glas, daß es in der Mitte entzweisprang. Zahlreiche Sagen erzählen, daß Leute, die sich auf das Verwünschen und „Vermachen" verstanden, ihren Feinden oder Nebenbuhlern oft schweren Schaden zufügten.

So soll das Haus „beim Spieß" in Sittich „vermacht" sein, kein Besitzer kann dort bestehen. Einmal soll nämlich ein Weib, das zaubern konnte, hingekommen sein und gesagt haben: „So wenig auf dieser Herdgrube je Gras wachsen kann, wird ein Besitzer in diesem Hause bleiben können."

Wer das „Vermante" besitzt, fängt an abzumagern und siecht langsam aber unrettbar dem Tode entgegen. So erging es einem Kleinbauer zu Gmünd. Schon hatte er alle Hoffnung verloren, da kam ein Männlein von Spittal, und als es den Sachverhalt erfuhr, riet es ihm, ein Bad zu nehmen. Das Wasser mußte unter einer Brücke geschöpft werden, über die ein Brautpaar und ein Leichenzug geschritten waren; in dieses sollten Steine von der Dachtraufe und gewisse Alpenkräuter gegeben werden. Der Kranke befolgte alles getreulich, ward gesund und blieb bis auf den heutigen Tag von jeder Krankheit verschont.

Ein junger Katschtaler hatte vor kurzem geheiratet. Eines Tages spielten die Nachbarskinder vor dem Hause; sie wollten ein Häuslein bauen und gruben mehrere Löcher in die Erde. Auf einmal gerieten sie auf eine Blechplatte, arbeiteten weiter und fanden noch eine rostzerfressene Schüssel, Haare und Knochen von Tier- und Menschenschädeln und gerade soviel Löffel, als Bewohner im Hause waren. Die Kinder liefen mit ihrem Funde in die Stube und zeigten die seltsamen Dinge den Anwesenden, die ganz erstaunt eines nach dem andern betrachteten. Die alte Mutter erkannte jedoch, was es damit für eine Bewandtnis hatte. Man wollte einem der Brautleute das „Vermante" antun. Wahrscheinlich — so sagte sie — wird es ein neidiges Dirndle gewesen sein, das auch ein Auge auf den jungen Bauernsohn geworfen hatte.

Beim Zölling in Rennweg geschah es einmal, daß ein Ochs an einer seuchenartigen Krankheit zugrunde ging. Bald ereilte es den zweiten und den dritten und vierten, in einigen Tagen hatte der Bauer um vier Ochsen weniger. In Spittal hauste damals das „alte Bergerle", welches in solchen Angelegenheiten zu helfen wußte. Der Bauer ließ ihn holen, um das Geheimnis zu lüften. Durch den Hausknecht erfuhr das Männlein, daß die Ochsen, bevor sie verreckt, den Kopf immer gegen den „Futterwurf" gerichtet hätten; sodann mußten alle das Gehöft verlassen, und der Helfer schloß sich um Mitternacht in dem Stalle ein; emsig begann er unter dem Heuwurf zu graben, bis er die Ursache des Unheils fand, einen weißen Rindsschädel. Ein Feind des Bauers hatte ihn in böser Meinung hier eingegraben und damit den Tod der vier Ochsen bewirkt. Seit aber der Rindskopf entfernt war, blieben die Tiere vor weiterem Übel verschont.

Einen Büchsenschuß von Rennweg entfernt liegt das Dörfchen Slapf. Hier lebten zwei Bauern, der Haslitzer und Hoisensimon wie Hund und Katze. Der Haslitzer aber kannte einen Zauber, wodurch er seinem Nachbar furchtbaren Schaden zufügte. Im Hause des Hoisensimon war man zu gewissen Stunden seines Lebens nicht mehr sicher; von allen Seiten, nicht bloß durch das Fenster, flogen Steine in die Stube, von Wand und Decke surrte es herab. Aus allen Gegenden kamen Leute herbei, um dieses grausige Spiel zu beobachten.

Einst kehrte im Vorüberziehen ein alter, ausgedienter Soldat hier ein. Als man ihm die traurige Geschichte erzählt hatte, wußte er sogleich Rat und sagte, daß der Haslitzer solches Unheil stifte. Seitdem war man davon erlöst und reich belohnt wanderte der Soldat weiter.

In Olsach, einem Dörflein bei Spittal, lebte ein Bauer glücklich und zufrieden, bis ihn plötzlich das Glück im Stiche ließ. Eine Viehseuche raffte seine besten Ochsen dahin. „Sie haben halt das Vermante“, raunten die Leute. Lange Zeit währte die Seuche und jeden Tag fiel ihr ein Stück zum Opfer. Da hieb der Bauer einem lebendigen Ochsen den Kopf ab und hängte ihn auf den Giebel seines Hauses. Von nun an hatte er Ruhe.

272. Die Gedotztratte.

Die Gedotztratte ist einer der Übergänge über den Gebirgszug, der sich von der Mödinger-Alp bis Friesach erstreckt. Warnend zeigt der ältere Hirte dem jüngeren auf der Gedotztratte ein unbegrastes Fleckchen, an dem Gott zum ewigen Andenken und zur Warnung vor dem Laster der Grausamkeit kein Gras wachsen läßt, weil dort einst ein Schafhirte ein junges Lamm lebendig begrub.

273. Wie Rinderseuchen verhütet wurden.

In der Niklai bei Sachsenburg wütete vor Jahren eine heftige Rinderseuche, der sogenannte „Tamisch“. Um dem Viehsterben Einhalt zu tun, verfuhren die Bauern also: auf jedem Hofe, wo es kranke Rinder gab, wurde einer lebendigen Kalbin der Kopf abgeschnitten, durchbohrt und hinter dem Hoftor aufgenagelt. Daher konnte man in der Niklai bei allen Bauern an den Stalltüren solche Rindshäupter sehen, so beim Laggner, Lahnhuber, Mitterer, Angerer und überall.

Der alte Laggner tat überdies das Gelübde, Freitags keinen Mist vom Hofe zu führen, wenn die Seuche aufhöre. Als das eintraf, hielt man jahraus jahrein beim Laggner an diesem Brauche fest, bis der junge Bauer das Anwesen erbte. Da traf es sich zufällig, daß man an einem Freitag auf den Feldern düngte und der junge Bauer (heute bereits ein Greis) morgens und mittags einige Wagen voll aus dem Hofe führte. Der Alte sah dies und sprach besorgt: „Sohn, das sollst du nicht tun! es ist wider das Verlöbnis.“ Bald trat die Krankheit auf und ließ erst nach, als die alte Sitte wieder eingehalten wurde. Ein paar Jahre später übertrat ein Knecht in Abwesenheit des Bauers das Gebot neuerdings und siehe, wieder raffte die Seuche ein Rind dahin.

274. Die Stiertratte.

Wandert man das Glödnitztal aufwärts, so ist die letzte Ortschaft Weisberg. Eine Stunde westwärts davon erhebt sich auf einem steilen Hange das letzte und höchstgelegene Gehöfte dieser Gegend, der „Bauer im Ort." Nur wenig Getreide wächst mehr hier und der Hafer wird oft schon früh vom Schnee bedeckt. Von ihm entfernt und höher hinauf liegt die sogenannte Stiertratte. — Einst, so erzählt die Sage, zogen übermütige Hirten einem lebenden Stiere die Haut ab und trieben ihn so zu Markte. Auf der ausgespannten Haut sitzend würfelten sie um das gelöste Geld. Noch bezeichnet man die Stelle auf jener „Tratte" (ständig zum Weiden verwendete, kleine Parzelle), wo dies geschehen sein soll, denn ouf ihr wächst seit jenen Tagen kein Grashalm mehr. Es soll dieses Plätzchen, unfruchtbar und ewig kahl, den Fluch der Tat zur Warnung vor frechem Übermute bewahren.

275. Mähdersagen.

Für den Mähder (Mäher oder Schnitter) ist es ungemein wichtig, daß seine Sense oder Sichel gut schneidet, denn Tage und Wochen vergehen, während welcher Zeit dies Gerät sein einziger Gefährte ist. Hat sein „Zoig" einmal keine ordentliche „Schneid" mehr, so wird er mißmutig, die Arbeit will nicht mehr vonstatten gehen. Will er daher, daß sein „Zoig" immerfort schneide wie Gift, so muß er an einem bestimmten Tag zur Geisterstunde einen neubegrabenen Toten ausscharren, ihm die Pfeid (das Hemd) abziehen, diese selbst und seine dem Toten anlegen. Da dies mit Lebensgefahr verbunden ist, ward das rechte Mähderglück erst wenigen zuteil.

Einen Knecht verfolgte das Mißgeschick fort und fort, nie hatte seine Sense eine rechte „Schneid." Beim Mähen setzten ihm seine Kameraden mit ihren schärferen Sensen hart nach, so daß er sich zu Tod abmühen mußte, um nicht eingeholt zu werden. Da ging der Arme zu einem Schmied im Walde und bat ihn um Abhilfe. Dieser gab ihm eine Sense mit den Worten: „Nimm sie und „tängle" sie so gut, wie du's imstande bist; nachher versuch's und mäh' den Tänglstock ab. Gelingt es dir, so hast du eine Sense wie keine weit und breit. Aber wohlgemerkt! Quäle nicht die übrigen Mähder durch allzu große Hast. Wenn die Sense abgenützt ist und du einer andern bedarfst, komm wieder; ich werde dann sehen, ob du mir gefolgt hast." Der Knecht dankte und ging.

Nach Jahren war die Sense bis auf den Rand abgenützt und der Knecht wanderte wieder nach der Waldschmiede, um eine neue zu erhalten. „Ich will sehen", sprach der Alte, „was du getan", und hieb mit der Spitze dreimal gegen den Ambos. Bei jedem Schlage schrumpfte die Sense zusammen und jedesmal troff Blut aus dem Stahl. „Du hast meinen Rat nicht befolgt," sprach er, „du hast deine Kameraden hartgemäht. Schau her auf die Blutstropfen!" Der Knecht mußte unverrichteter Dinge von dannen ziehen und solange er Mäher war, sich mit einer schlecht schneidenden Sense plagen.

Auf einer Waldwiese, dem Enzan-Boden, soll einst ein Schloß gestanden haben, das von Riesen bewohnt war. Der Enzibauer von Weißbriach war

ein schlechter Mäher, weshalb er seine Wiese in der Nacht bei Mondschein mähte, weil das Gras, wenn es feucht ist, sich leichter mähen läßt. Plötzlich stand ein Riese vor ihm und donnerte ihn mit den Worten an: „Was machst du da? Der Tag gehört euch, doch die Nacht gehört uns!" Als ihm hierauf der Bauer sein Leid klagte, griff der Riese nach der Sense und schärfte sie. Damit fertig gab er sie dem Bauer zurück und sagte: „Mähe nie mehr in der Nacht und schärfe die Sense nie wieder!" und verschwand. Der Bauer befolgte seine Worte und war von dieser Stunde an der beste Mäher des Dorfes.

276. Die Åntlåßeier.

In ganz Kärnten kennt das Landvolk die große Bedeutung der Åntlåßeier. An den drei „Åntlåßtagen", d. s. Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag, werden sie gelegt und schützen den Menschen vor Feuer, Wasser und anderen Nöten.

In Lind bei Sachsenburg war einst eine furchtbare Feuersbrunst ausgebrochen, die auch die Keusche eines armen, in der Welt alleinstehenden Weibleins gefährdete. In seiner Herzensangst schrie es weinend: „Gebt mir ein Åntlåßale! Hussig! Hussig!" Eine Bäurin brachte ihr ein solches und das Weiblein warf es in der festen Überzeugung, daß es wirken werde, über das Dach, auf welches bereits das Feuer des Nachbarhauses gierig herzüngelte. Wie auf Befehl eines höheren Wesens wandte sich die Flamme vom Häuslein ab und die Habe der Armen blieb verschont.

277. Liebeszauber.

Früher konnten die Mädchen ihre Liebhaber nach Belieben zwingen, sie zu besuchen. Zu diesem Zwecke stellten sie einen Topf mit Wasser auf den Herd. Wenn das Wasser zu sieden begann, mußte der Bursche seinen Weg zum Liebchen antreten.

Ein Bursche klagte nun seinem Kameraden, daß er allabendlich den weiten Weg zu seiner Geliebten zurücklegen müsse. Der Zweite war ein heller Kopf und wußte sogleich Rat; er solle seinen Leibriemen um den Holzblock schnüren, auf dem er „Tass'n" (Fichtenreisig) hacke. Dies tat er denn auch kopfschüttelnd, aber sieh da! Der Holzzblock fing an, sich zu bewegen und wanderte zur Geliebten des Burschen. Mit großem Gepolter wälzte er sich die Stiege hinan auf den Dachboden, wo das Mädchen lag. Dieses sprang zu Tod erschrocken aus dem Bette. Der Klotz hüpfte auf das Lager und zerstampfte es in tausend Trümmer. Hätte sich das Mädchen nicht geflüchtet, so wäre es ihr wohl ebenso ergangen. (Zell.)

Dem Schafhirten Klaman beim Skutouz in Zell begegnete nachts einmal, als er von Freibach nach Hause ging, ein alleingehender Stiefel, der gleichmäßig klappernd: schaulate, schaulate sich vorwärts bewegte. Klaman gab ihm mit seinem kurzen Prügel einen Stoß, daß er über den Wegrand flog. Doch als er sich umblickte, hörte er den Stiefel mit gleichem Geräusche weitereilen. Das war also ein Stiefel, den sein Besitzer an seiner Statt zum Liebchen schickte, weil es ihn wohl zu oft bestellte.

278. Der Traum des Mädchens.

Ein Senner mußte in einer Quatembernacht zu seiner Hütte auf die Alm. Noch ehe er sein Ziel erreicht, blieb er vor einer halbverfallenen Sennhütte stehen. Seit vielen Jahren war diese Hütte von keinem Menschen mehr bewohnt gewesen, das wußte er; und heute, heute ist Licht in dieser Hütte. Er schleicht sachte einer Fensterhöhlung näher und guckt recht vorsichtig ins Innere der Hütte. Was sieht er da! Ein junges, schönes, ihm bekanntes Mädchen steht entkleidet neben einem Kessel voll siedenden Wassers, umgeben von einer Schar schwarzer Männer ohne Köpfe. Jetzt wird das Mädchen von den Männern ergriffen und in den Kessel geworfen. Wohl wehrt sich das Mädchen, es bittet, es schreit — vergebens, die Beklagenswerte liegt eine Viertelstunde lang im siedenden Wasser. Die schwarzen Männer verschwinden und alte häßliche Weiber treten auf. Diese ziehen und zerren das gesottene Mädchen aus dem Kessel, werfen es wie einen Mehlteig auf eine Steinplatte und fangen es zu kneten an. Das Geschöpfchen zappelt noch, es hat noch Leben in sich; doch die Weiber kneten wie wütend an ihm herum, hauen mit ihren fleischlosen Händen darauf los, walzen es und strecken es und dehnen es, wie Köchinnen den Strudelteig herzurichten pflegen. Und seltsam, die Weiber haben zwar Köpfe, aber keine Augen darin, bloß finstere Augenhöhlen. Dem Senner schwinden die Sinne, er bricht zusammen; und wie er wieder erwacht, ist es in der Hütte so still und öde, wie es seit langen Jahren immer gewesen ist. Später erfuhr er, daß dem Mädchen in derselben Nacht alles das geträumt hatte, was er mit eigenen Augen geschaut. Ein Zehrfieber raffte bald darauf das Mädchen hinweg. (Aus dem unteren Gailtal.)

279. Freitagsträume.

Zwei Fischer am Millstättersee hatten nachts einmal denselben Traum: Sie fuhren auf den See hinaus, um zu fischen. Sonder Acht stießen sie plötzlich mit ihren Booten so heftig an einander, daß diese leck wurden und sie auf der Stelle untergingen. In den Morgenstunden des folgenden Tages fuhren sie nun wirklich zum Fischfang aus und erzählten, während sie hinausruderten, sich gegenseitig ihren Traum, den sie in einer Freitagnacht gehabt. Hätten sie das unterlassen, so wäre das Traumgesicht Wahrheit geworden. Von dieser Begebenheit soll der Glaube herstammen, daß Freitags- und Sonntagsträume wahr sind und ihre Erfüllung durch Erzählen vereitelt werden kann.

280. Der Regen am Hochzeitstage.

Es ist ein alter Aberglaube, daß der Regen am Hochzeitstage Glück bringe. Von einer solchen Braut behauptet der Volksmund, sie habe als Mädchen die Töpfe ausgekratzt, d. h. sie sei naschhaft gewesen. Zur Erklärung dieses Aberglaubens wird folgende Sage erzählt: Es war einmal ein heißer Sommer eingetreten, die Sonne schien glühend auf die Erde, monatelang fiel kein Tropfen Regen. Der Tau, der bei Nacht gefallen war, wurde schon in

den frühesten Morgenstunden von der Sonne aufgesogen. Da alle Feldfrüchte versengt wurden, traten Teuerung und Hungersnot ein. Die Armen stillten zwar mit trockenem Brot ihren Hunger, aber unsäglich litten die Kranken.

Da lebte in einer Stadt eine vornehme Familie. Den Haushalt führte ein junges, braves Mädchen, dem beim Anblicke des Elends der Armen das Herz bebte. Besonders dauerten es die alten Frauen, welche ihren Hunger mit schlechtem, erbetteltem Brote stillen mußten. Da kam ihm ein guter Gedanke und es gab die Speisen, die es selbst erhielt, den Kranken und Armen und begnügte sich mit Brot, das im Überfluß vorhanden war. Seit diesem Tage ließ es seine Speisen im Topfe zurück, kratzte diesen aus und verteilte alles unter die Armen. Dies gute Werk gewann ihm das Herz eines trefflichen Mannes und bald war der Tag der Hochzeit festgesetzt.

Nur die nächsten Verwandten wurden zur Hochzeit eingeladen, um das Brautpaar zur Kirche zu geleiten, denn beide waren arme Leute. Doch es kam anders als man dachte. Als das Brautpaar vor der Kirche anlangte, begann es plötzlich in Strömen zu regnen, die Hochzeitsgäste erhoben die Hände zum Himmel und dankten dem Herrn für das erquickende Naß und nun waren alle von der Hungersnot gerettet. Die Feld- und Gartenfrüchte erholten sich und gelangten noch im selben Jahr zur Reife, wenn auch verspätet.

Seitdem hieß es, daß der Witterungsumschwung dem Mädchen zu verdanken und der niederströmende Regen die Belohnung für sein edelmütiges Handeln gewesen sei.

281. Das Opfer.

In Pusarnitz, am nördlichen Rande des Lurnfeldes, zeigt man auf dem alten Friedhofe gleich hinter der Kirche einen auffallend großen Grabhügel. Von diesem berichtet die Sage folgendes. Vor Jahren wütete zu Pusarnitz die Pest und forderte so zahllose Opfer, daß bereits Gefahr bestand, die Gegend werde völlig entvölkert werden. Da hörte man eines Tages aus der Luft eine Stimme erschallen, welche kundgab, daß die Seuche sofort erlöschen würde, wenn man einen Menschen lebendig begrabe. Die Leute, welche dies hörten, wußten sich nicht zu raten, keiner wollte freiwillig eines so schrecklichen Todes sterben. Endlich einigte man sich dahin, daß der, welcher am folgenden Sonntag nach der Messe zuerst die Kirche verlasse, das Opfer sein solle.

Zwei Männer hielten vor dem Kirchtor Wache, als ein junges Mädchen die Bognerkellnerin, aus der Kirche trat. Doch kaum war sie einige Schritte vorwärts geeilt, so wurde sie von den Männern ergriffen und zum Grabe geschleppt, das zu diesem Zwecke aufgeworfen war. Wohl bat sie die Männer händeringend, sie doch zu verschonen; sie habe die Kellerschlüssel bei sich und müsse nach Hause eilen. Aber ehe die Leute aus der Kirche kamen, lag sie in der Grube, Steine und Erdschollen bedeckten sie.

So hatte sie ihr junges Leben dem Wohle der ganzen noch übrigen Bevölkerung opfern müssen, das Wüten der Pest aber hörte sogleich auf.

Auf dem Grabhügel wurde ein Hollunderstrauch gepflanzt, zum Zeichen, daß das Opfer der Seuche da begraben liege. Als der Strauch immer größer wurde, beschnitten ihn die Leute sorgfältig, damit er ja nicht den First der nahen Kramerkeusche überrage. Denn dann, so geht die Sage, kehrt die Pest wieder. Im vorigen Jahre wurde er umgehauen. Die Größe des Grabhügels erklärt die Sage damit, daß er wenige Jahre nach dem Tode des unglücklichen Mädchens immer größer geworden sei.

282. Das Steinkreuz.

An einer Biegung der Waldstraße, die nördlich von Weitensfeld nach Gurk führt, steht ein Steinkreuz. Einsam und verlassen thront es auf dem steinigen Hügel, der Verwitterung ausgesetzt. Obwohl ein unscheinbares Mal aus alter Zeit, birgt es doch eine inhaltsvolle Vergangenheit.

Vor uralter Zeit, als noch Zwerge, Elfen und Nixen ungehindert ihr Wesen trieben, lebte hoch im Gebirge ein frommer Eremit. Gerne stand er jedem mit Rat und Tat bei und wußte manche Mittel gegen Krankheiten und Seuchen. Er genoß daher im Volke hohes Ansehen und einen guten Ruf.

Großer Schrecken erfaßte die Gemüter der friedliebenden Bergbewohner, als sie hörten, daß neuerdings ein Krieg ausgebrochen sei. Sie wußten, welch gräßliche Greueltaten und Verwüstungen die unmenschlichen Barbaren bei dem letzten Beutezuge verübt hatten. Bisher waren sie von Unholden noch nicht belästigt worden. Jetzt aber fürchteten sie mit Recht, daß ein bedrohliches Schicksal ihrer harre. Scharen von Leuten, die ihre letzte Zuversicht verloren hatten, sah man zu des einsamen Mannes Höhle pilgern. Jedem wußte der erfahrene Einsiedler Trost und frischen Lebensmut einzuflößen.

Eine neue Schreckenskunde verbreitete sich. Die Pest hatte ihren verderbenbringenden Einzug gehalten. Der Würgengel wütete unbarmherzig und der Sensenmann bekam reichliche Beute. Man beschloß, sich abermals an den Eremiten zu wenden. Doch auch der Greis wußte keinen Rat zu erteilen, wie diesem Übel vorgebeugt werden könne.

Das Unglück kam mit Riesenschritten näher. Schon hatte der finstere Leidensmann auch in ihrem Dorfe Einzug gehalten.

Da der Eremit nicht helfen konnte, so wandte man sich als letzte Zuflucht an die alte Waldhexe, die hoch im Gebirge ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Sie empfand scheinbar mit den armen Leuten Mitleid, als sie hörte, daß die Not schon so hoch gestiegen sei. Sie verkündete ihnen, daß der Pest nur dann gesteuert werden könne, wenn sie sich entschlössen, die reinste und schönste Jungfrau des Ortes lebendig zu begraben. Und zwar sollte es die sein, die beim nächsten Gottesdienste als erste aus der Kirche trete. Lange zögerten die schlichten Älpler mit der Ausführung des grausamen Ratschlages. Neue Opfer der Pest befestigten endlich den unabänderlichen Entschluß.

Ostersonntag war's. Feierliche Glockenklänge durchzitterten die Luft und riefen die Gläubigen zum Gebete. Andächtig lauschten die Bedrängten den Trostworten des Seelsorgers. Wie Balsam fielen die warmen Worte aufs wunde Gemüt. Doch das Schreckliche war nicht abzuwenden. Als nun die Ersten aus der Kirche treten, entsteht ein heftiger Lärm. Eine wunderschöne

Jungfrau, welche niemand kannte, hielten drei handfeste Burschen. Ein jeder wußte, daß dies reine Mägdlein für sie in den Tod gehen müsse. Der Priester redete ernstlich auf sie ein und erbot sich, das Martyrium zu übernehmen. Gebrochen ließ sich das Mädchen weiterführen.

Auf einem Hügel hatte man ein Grab geschaufelt. Als sich die Menschenmenge mit dem willenlosen Opfer dorthin begeben hatte, wollte man zur Ausführung der schrecklichen Tat schreiten. Wild schrie die Maid auf und es bemächtigte sich ihrer eine namenlose Angst, als sie den Tod in so greifbarer Nähe sah. Aber trotz allen Sträubens vollführten die Männer, deren Herz in diesem Momente zu Stein erstarrt sein mochte, ihr Werk. Fürchterlich gellte der Todesruf des armen Opfers aus dem Grabe. Doch bald vernahm man nur dumpfes Röcheln, bis Todesstille über dem grausigen Orte lag.

Finstere Wolken hatten sich zusammengeballt und die Frühlingssonne verfinstert. Ein heftiger Sturm, begleitet von Regengüssen, setzte ein. Immer grausiger tobte der Wind. Fast schien es, als ob die Erde sich auftun wolle, um die Vollführer der schrecklichen Tat zu verschlingen. Bald stürzten reißende Wildbäche zu Tale, die viele menschliche Wesen mit sich führten. Die nicht zur rechten Zeit die schützende Behausung erreicht hatten, fielen dem Wasser zum Opfer.

Das verblendete Volk hatte in seiner Bedrängnis den Ratschlag der bösen Hexe, die auf das Verderben des Dorfes ausging, befolgt und mußte nun so die Tat büßen.

Zur Erinnerung an das schreckliche Ereignis errichteten spätere Generationen an der Stätte, allwo einst das unbekannte Mädchen begraben ward, das einfache Steinkreuz.

Wenn man um Mitternacht an dieser Stelle vorbeigeht, hört man leises Wimmern. Noch immer kann die arme Seele keine Ruhe finden. Noch allerlei abenteuerliche Gerüchte gehen im Volke um, so auch, daß das Mägdlein einmal im Jahre, und zwar an ihrem Todestage, in einem weißen Gewande zu sehen sei. Traurig schaut sie die Vorübergehenden an und verschwindet, wenn sich ihr jemand nähert.

283. Bodenringe.

Da und dort findet man auf dem Waldboden kreisförmige Flecken, welche sich von ihrer Umgebung deutlich abheben, auch wenn sie mit Gras bewachsen sind. Sie bilden sich überall dort, wo ein Baum mit Stumpf und Stiel ausgegraben wurde. Das Landvolk behauptet allgemein, auf einen solchen Ring falle kein Schnee und kein Gras wachse darauf, so daß man ihn zu jeder Jahreszeit bemerken könne.

Auf dem Eselssattel, der das Loibltal mit Zell verbindet, zogen vor ungefähr hundert Jahren zwei Männer zu Mitternacht um einen Baumstrunk einen Kreis. Der eine aus dem Loibltale war ein Hasenfuß, der zweite, beherztere, war in Zell daheim. Dieser band seinen furchtsamen Genossen an den besagten Baumstumpf. Nun kamen alle Einwohner der Pfarre Zell heran und zogen an ihm vorüber ins Loibltal. Wie einer zur selbigen Stunde

im Bette gelegen hatte, so kam er jetzt daher; Nackte und Bekleidete gingen im Zuge. Jedes Mädchen, das im kommenden Jahre ein lediges Kind bekommen sollte, brachte es schon auf dem Arme mit; wer dieses Jahr sterben sollte, trug seinen Sarg. Sie alle sah der Mann am Baumstrunk jetzt als wandelnde Schattenbilder.

Die Zaunstecken sind häufig mit kreisförmig geflochtenen Ruten befestigt. Drei solcher Stecken besaßen nun die zwei. Wenn sie einen über jenen Bodenring schoben, verschwand das hineinragende Stück unter Gezische und Gepfauche. Nachdem sie ihr Höllenspiel beendigt hatten, ging jeder seinen Weg. Die drei Stecken aber leisteten dem Loibltaler auf dem Heimwege gute Dienste. Wenn er über ein Brücklein ging, über welches der Leichenzug zu führen pflegte, so warf er einen in den Bach und all seine Furcht war plötzlich geschwunden. Dann vergaß er auch, wo und mit wem er die unheimliche Arbeit begonnen hatte, nicht aber den Zweck seiner Wanderung: diejenigen zu sehen, welche im Jahre ledige Kinder bekommen oder sterben würden.

Auf der Schaida, anderthalb Stunden östlich von Zell, wird heute noch ein solcher Zauberring gezeigt.

284. Wie man früher Geld gewann.

Im Katschtale wie im Mölltale geht die Sage, daß in alter Zeit verwegene Leute oft große Schätze gehoben hätten. Einige baumstarke Burschen taten sich zusammen und fanden sich um die Geisterstunde an einem verabredeten Platze, bei einem einsamen, uralten Kirchlein oder einer verlassenen Kapelle ein. Sobald es elf Uhr schlug, zogen sie mit einer Totenbahre dreimal um das Heiligtum. Aber wie schwer schien ihnen das Geschäft! Die Geister spielten ihnen mancherlei Possen, saßen auf, und zwar in solcher Menge, daß die Bahre nicht selten zu schwer ward und die Arbeit ungetan bleiben mußte. Dann aber war es um die Verwegenen geschehen. Deshalb mußte beim Umzuge ein Bursche mit einem „weißelsenen" Stäbchen unaufhörlich auf die Bahre schlagen, weil dadurch die Geister vertrieben wurden. Hatte dieser seine Aufgabe recht getan und waren sie, bevor es zwölfe schlug, glimpflich dreimal um die Kirche gekommen, so fanden sie Geld die schwere Menge entweder in einem Hut, der vor dem Tore stand, oder es leuchtete aus einer Ecke den Abenteurern entgegen.

285. Wie ein Geizhals sein Geld wiederfand.

Im Lavanttale lebte einst ein Geizhals. Als er eines Tages hundert Gulden verlor und alles Suchen vergeblich blieb, fragte er ein zauberkundiges Weiblein um Rat. Von diesem erhielt er den Bescheid, sich mit einem Freunde um Mitternacht in die Totenkammer zu begeben; dort werde er einen Sarg finden, den er dreimal um die Kirche ziehen müsse.

Der Geizhals tat nach diesen Worten und hatte den Sarg glücklich zweimal um das Gotteshaus gezogen. Das drittemal aber sprang auf halbem Wege der Deckel plötzlich auf und heraus sprang ein Totengerippe. Beide Männer rannten davon und am nächsten Morgen war das Spukgeräte spurlos verschwunden. Doch der Geizhals fand sein Geld alsbald.

286. Die Räuber von Forst.

In mancher Höhle und in mancher engen Talschlucht sollen vormals Räuber gehaust haben. Auch in der Nähe von Forst, am Abhange der Saualpe, wohnten einst solche Gesellen und unternahmen von ihrem Schlupfwinkel aus schreckliche Raubzüge durch die fruchtbaren Gefilde des Tales. Ihr Anführer hieß Trattenbauer. Einmal kam die gefürchtete Schar nach Siebending und traf dort eine Frau, die schon hochschwanger war. Die Räuber töteten sie und schnitten ihr das Kind aus dem Leibe. Von nun an waren sie vor jedem unvermuteten Überfall gefeit. Sie hatten dem Kinde nämlich die Rechte abgeschnitten; wollten sie nun wissen, ob sie sicher seien, so steckten sie eine Kerze in die tote Hand. Wenn sie lotrecht stand, war's gut, neigte sie sich aber, so drohte ihnen Gefahr und sie nahmen Reißaus.

287. „Bringenmachen".

In früheren Zeiten soll es Männer gegeben haben, die den Dieb zwingen konnten, sich mit dem Diebstahl bis zu einer gewissen Morgenstunde beim Bestohlenen einzufinden.

Zu Rennweg im Katschtale hauste ein Bauer, der alles, was er besaß, unbesorgt liegen und stehen ließ, denn er verstand sich auf diese Kunst. Eines Tages kam ihm ein Feldgerät abhanden. Da baute er auf seine Gewalt und wartete, ohne sich um das verlorene weiter zu kümmern, in Gemütsruhe die festgesetzte Morgenstunde ab. Und wirklich! Zur bestimmten Zeit gewahrte er den Dieb, wie er über den Rain vor dem Hause herabsprang, mit dem gestohlenen Geräte auf dem Rücken, über und über schwitzend wie ein aus dem Wasser gezogener Pudel.

288. Der Wildschützsepp.

Der Wildschützsepp war ein allbekannter Wilderer, der an beiden Hängen der Saualpe sein Unwesen trieb; er verstand es, sich durch allerhand Zauberkünste den Verfolgern zu entziehen oder Hirsche und anderes Wild anzulocken. „Der große Mann," wie er teils wegen seiner hohen Gestalt, teils wegen seiner überirdischen Macht genannt wurde, hatte seine Kraft vom Teufel erhalten, als er bei einer Mette um die Mitternachtsstunde in einer Nische der Kirche stand und dem Pfarrer jedes Wort mit Spott und Hohn nachsprach. Der Geistliche rief vom Altar zurück: „Verflucht sei dieser Gotteslästerer!" Da zischte und heulte es um die Kirche, eine kleine schwarze Fliege kam geflogen und der Wildschütz, wohl wissend, wer das Tierchen war, fing es und schluckte es, ohne es zu zerbeißen. Von diesem Augenblicke an stand er mit dem Teufel im Bunde.

Einst saß er in seiner Almhütte und putzte den Gewehrlauf. Vorsichtig schlich ein neugieriger Jäger zum Fenster und als er den Wilderer so beschäftigt sah, eilte er in die Stube, doch welch Erstaunen — anstatt des Gewehrlaufes hatte der Wilderer ein Holunderrohr in der Hand, das er mit

dem Messer bearbeitete. Ein andermal wieder, als ihn der Jäger mit einem Bocke vor sich sah, verschwand er plötzlich und an seiner Stelle stand ein Baumstumpf. Der Jäger trieb die Axt in den Klotz; die Wundnarbe, welche der Wilderer damals davontrug, brandmarkte ihn für immer. Bei einer solchen Gelegenheit verlor er auch einen Finger; er hatte sich einmal vor dem verfolgenden Jäger in einen Strauch verwandelt und der Jäger schnitt einen Zweig davon ab.

Bevor er sich zur Ruhe legte, stellte er seinen Stiefel auf und lehnte seinen Stock daran; drohte Gefahr, so fiel der Stiefel um, der Stock weckte ihn und zeigte gleichzeitig in die Richtung, woher die Häscher kamen.

Als einst der Graf jagte und kein Tier zu erblicken war, rief er aus: „Verflucht sei der Wildschützsepp!" Da stand wie aus der Erde geschossen ein Mann vor ihm und fragte, warum er sich so ärgere. Der Graf erzählte ihm sein Mißgeschick. Der Wildschützsepp, denn dieser war es, sagte nun: „In zehn Minuten wird der schönste Hirsch hundert Schritte vor dem Herrn Grafen stehen", und ging weiter. Bald darnach schoß der Graf einen herrlichen Achtzehnender.

Endlich übermannte den Wilderer das Alter und er wollte Buße tun, doch kein Pfarrer sprach ihn seiner Sünden frei. Da riet ihm ein alter Priester, zu Fuße nach Maria Lourdes zu wandern, um dort reumütig zu büßen — doch er starb auf dem Wege dahin.

289. Von einem andern Wildschützen.

Vor nicht zu langer Zeit soll in Windisch-Bleiberg und abwechselnd in Feistritz ein Jäger gelebt haben, der die Macht besaß, einen Gemsbock zu zwingen, daß er von selbst tränenden Auges in sein Haus kam. Eines Abends zechte er im Gasthause, als er von seinem Grafen den Auftrag erhielt, einen Gemsbock zu schießen. In seinem Rausche erwiderte der Jäger, daß nicht viel dazugehöre, denn der Gemsbock müsse ihm auf Wunsch ins Haus kommen. Voll Zorn über diesen Mißbrauch des edlen Weidwerks entließ ihn der Graf auf der Stelle. Tags darauf zog der Jäger in die Steiermark und begann dort ein Wildschützenleben.

Eines Abends übernachtete er in einer Almhütte, um seine Kameraden zu erwarten. Das Gewehr hängte er an einen Nagel, zündete auf dem Herde Feuer an und begann sein Pfeiflein zu rauchen. Plötzlich trat ein anderer Geselle ohne Gruß herein und hängte sein Gewehr an denselben Nagel, wo schon des Wilderers Waffe hing. Schweigend setzte er sich an die andere Seite des Feuers und tat alles, was der Wilderer tat. Stopfte dieser sein Pfeifchen, so stopfte auch der Fremde seines; nahm er eine Kohle zum Anfachen des Tabaks, so tat es der andere auch. Dabei sprachen sie kein Wort. Als der Morgen graute, ward der Jäger dieses unheimlichen Spieles satt, er schritt zur Wand, wo sein Gewehr hing und riß es herab. Dabei flog das andere in den Winkel. Jetzt rief ihm der stumme Geselle zu: „Hättest du meine Flinte berührt, so hätte ich dich zermalmt wie die Mühle das Korn." Schaudernd suchte der Wilderer das Weite.

290. Die Hexe im Loibltale.

In alter Zeit lebte im Loibltal ein altes Weib, von dem man erzählte, daß es vom Teufel besessen und daher imstande gewesen sei, in Verlust geratene Gegenstände oder Vieh, das sich beim Trieb über den Loiblpaß verlaufen hatte, wieder ausfindig zu machen. So mancher hatte seine Kraft in Anspruch genommen und war durch die Hexe wieder zu dem Seinen gelangt.

Einmal verlor ein Bauer zwei Ochsen und suchte die ganze Gegend ab, doch ohne Erfolg. Da rieten ihm die Nachbarn, die Hilfe der Zauberin in Anspruch zu nehmen. In seiner Verzweiflung befolgte er den Rat, begab sich zu ihrer Hütte und bat sie um Auskunft. Sie entgegnete: „Heute weiß ich nichts. Komm morgen zur selben Stunde, da werde ich dir Bescheid geben können." Voll Neugierde, wie sie es anstellen werde, blieb der Bauer in der Nähe des Häuschens, um das Weib bei allen seinen Handlungen zu beobachten. Als die Nacht hereinbrach, zündete die Hexe eine Kerze an und legte sich zu Bette. Der Bauer, der ans Fenster getreten war, sah um Mitternacht eine schwarze Gestalt an sich vorbei ins Zimmer huschen, ohne daß die Tür geöffnet wurde. Dann trat der Schwarze zur Kerze und entblößte die behandschuhten Hände und o Schreck! An den Fingern, welche nach der Flamme griffen und sie auslöschten, bemerkte der Bauer lange Krallen. Da ergriff er schleunigst die Flucht und wagte später nicht mehr nach den verlorenen Ochsen zu fragen.

291. Die Hexe auf der Kotschna.

Vor mehreren hundert Jahren lebte im Bodental ein geiziger Bauer, der seine Goldstücke in einen Topf mit Schweinefett warf, um seines Schatzes sicher zu sein. Eines Tages bemerkte er freilich, daß ein Dieb auch dieses Versteck ausfindig gemacht hatte, und namenlose Angst befiel ihn. Da machte er sich auf den Weg zur Kotschna, um die dort lebende Barbara, eine bekannte Zauberkünstlerin, um Rat zu fragen. Sie versprach, ihm am nächsten Tag zu antworten und entließ ihn mit dem Auftrag, morgen wieder zu kommen.

Der Bauer übernachtete nun ohne Wissen der Alten in ihrer Scheune und beobachtete, was beim Hause während der Nacht vorging. Ehe der Morgen graute, eilte er ins Rosental, um den Gerichtsherren von Hollenburg zu erzählen, was er in der verflossenen Nacht erlebt hatte. Wahrscheinlich erhoffte er davon einen noch größeren Gewinn. Die Barbara habe, so erzählte er, kaum daß die Nacht sich um die Kotschna breitete, drei Pfiffe getan, um ihren Bundesgenossen, den Teufel, zu rufen. Dieser sei augenblicks erschienen und er habe dann gehört, wie ihn die Hexe nach den verlorenen Goldstücken des Bauers fragte. Der Böse habe geantwortet, daß des Bauers Schwein den ganzen Inhalt des Topfes samt den Dukaten verschlungen habe.

Nun begaben sich die Gerichtsherren zu Barbara und suchten ihr mit unsäglichen Folterqualen das Geständnis abzupressen, daß sie eine Hexe sei. Von ihrem rohen Tun ließen sie nicht früher ab, als bis das Weib zu Tode gequält war. Von Gewissensbissen geplagt und um die schwere Schuld von

sich zu wälzen, hängten sie die Tote an einem roten Tuch auf eine Türschnalle, als ob sie sich selbst das Leben genommen. Nach der vorgeschriebenen Zeit wurde sie hierauf begraben.

Des Bauers Gewissen regte sich nun und er begann zu fürchten, daß Barbara die Gegend als Geist unsicher machen könnte. Deshalb grub er ihre Leiche aus und beauftragte einen Mann, sie unter der Hollenburg in die Drau zu werfen. Zum Lohne dafür gab er ihm ein „Fradele" Schnaps. An der Stelle aber, wo Barbara die paar Tage begraben lag, wandelt sie heute noch als Geist und klagt ihre Peiniger an.

292. Von der Zauberin Barba in Windisch-Bleiberg.

Ein ganzer Kranz von Mären umgibt die Gestalt der Zauberin Barba, die vor vielen Jahren weitum bekannt und gefürchtet war.

Noch jetzt herrscht der Glaube, daß eine in einen Holzblock gehauene Hacke sich beim Stiele melken läßt. Tut man das, so muß man vorher den Namen der Kuh nennen, der dadurch die Milch entzogen werden soll. Die Barba verstand nun dies Geschäft vorzüglich. So kam einmal ein Bauer zu ihr, der seinen Nachbar haßte und sie bat, ihm Rache zu verschaffen. Die Alte riet ihm, den Namen der Kuh seines Nachbars zu nennen und an einem Stiel zu melken. Während er molk, rief Barba immerzu: Melke, melke! Endlich rann statt der Milch Blut aus dem Stiele, die Kuh des Nachbars machte noch ein paar „Zucker" und fiel tot hin.

Eine Tochter des Großbauers erblindete. Der Pint-Adam wußte keinen anderen Rat als die Blinde zur Barba zu führen. Als sie hinkamen, wurden sie von dieser bereits erwartet. Sie kannte das ganze Unglück des Großhauses und sagte, am Kirchtag habe ein Mann das Mädchen falsch angeblickt und es ihr angetan, wovon sie das „Vermante" bekommen hätte. Sie erbot sich, Adam einen Spiegel zu zeigen, in welchem er den Missetäter sehen könnte, doch er lehnte es ab mit dem Bemerken, daß sich das Mädchen darüber noch mehr grämen würde. Dann legte Barba der Kranken einen Lederring um den bloßen Leib und gab dem Bauer drei Nähte. Wenn sie über eine Brücke kämen, darüber man Tote führte, sollten sie jedesmal eine Naht „hinterrücks" in den Bach werfen. Das taten sie getreulich und die Bauerntochter ward wieder sehend. Als der Gürtel endlich in Verlust geriet, durfte er nicht mehr gesucht werden, so hatte Barba befohlen.

Einem Bauer war ein Goldgulden, den er im Miste vergraben hatte, abhanden gekommen. Nur Barba konnte hierüber Auskunft geben. Nachdem er sie befragt hatte, schickte sie ihn in ihre Scheune und hieß ihn eine Zeitlang warten. Dort sah er, daß ein Bock, dem Feuer aus dem Maule schlug, vor Barba erschien und zu ihr sprach: „Sag' ihm, der Nachbar habe den Gulden gestohlen! Doch hat ihn ein Schwein verschluckt, das im Dünger wühlte." Der Mann, der alles mit angehört, ging sogleich nach Hause, schlachtete das Schwein und fand in seinem Magen den Goldgulden. Der Bock erschien allemal, wenn Barba mit den Fingern pfiff.

Unfrieden stiften war ihr liebstes Geschäft. Beim Štin, einem Bauernhaus in Mitterwinkel, gaben die Kühe plötzlich wenig Milch. Die Zauberin

riet der jungen Bäuerin, in der Nacht Lärchenholz auf dem Herde brennen zu lassen, dann werde der Täter erscheinen. Die alte Bäuerin, welche wenig schlafen konnte, vernahm bei Nacht das Knistern in der Küche und stand auf, um nachzusehen, was es dort gebe. Nun war der Verdruß da. Doch wurde die ganze Geschichte von einem „Brentler", dem Skutouz-Jose, der alles angehört hatte, aufgedeckt.

Der Koschutnigbauer bei Freibach hatte sich mit dem Pfarrer von Zell zerstritten. Als ihn dieser einmal von der Kanzel herab beschimpfte, ärgerte er sich derart, daß er erkrankte und zusehends abmagerte. Da berief er die Barba und sprach zu ihr: „Die schönste trächtige Kalbin bekommst du, wenn du mich heilst." Das Weib gab ihm einen gleichen Gürtel wie jener Bauerntochter, steckte allerlei Blumen dahinter und er genas in kurzer Zeit. Nun fragte ihn die Alte, wie sie den Pfarrer strafen sollte. „Soll ich ihn töten?" — „Das gerade nicht, aber krank soll er werden, daß er an mich denkt!" Und wirklich, bald fing des Pfarrers Leib sich an zu schälen. Doch als er Lunte gerochen, lief er schnell zum Koschutnigbauer und leistete Abbitte. Dann fiel der Fluch von ihm.

In Hollenburg fand die Verruchte endlich ein unseliges Ende, sie wurde erschlagen. Der Scherge schlug ihr noch einen Nagel in den Kopf, dann wurde sie im Walde unweit der Burg begraben. Lange Zeit noch liefen Böcke nächtlicherweile um das Grab.

293. Die Kohlrachin.

Die Kohlrachin, eine verfluchte Hexe, welche die Gegend von Millstatt und Treffling unsicher machte, wurde in Rachenbach bei Trebesing verbrannt. Auf einem Stein, der heute noch vom Volke dort gezeigt wird, soll sie hingeritten sein. Vor der Hinrichtung bat sie, nochmals zurückschauen zu dürfen. Man erlaubte es ihr. Tiefe Runzeln entstanden auf ihrem Gesicht, ihre Miene ward ernst, grauenerweckend der Blick, den sie zurückwarf. Da öffneten sich ihre Lippen und die racheverheißenden Worte entströmten ihrem Munde: „Was meine Augen jetzt geschaut, soll der Wurm und der Käfer fressen!" Da nahte ihr letztes Stündlein, die Flammen schlugen über ihr zusammen und verzehrten sie. Der Hexenspruch aber ging wirklich in Erfüllung. Lange Zeit darnach vernichteten Käfer und Würmer jeglichen Anbau.

294. „'s Gockmoidale" und die „Bergbäuerin"

Am Gock lebte einst ein altes Weiblein und war als „Gockmoidale" allgemein bekannt. Man sagte von ihr, daß sie hexen konnte, und man fürchtete sich auch vor ihr. Bei ihrer Keusche stand ein Baum, in dem ein dicker Nagel steckte. Wenn sie nun Milch brauchte, ging sie hin und melkte den Schlüssel, worauf Milch herausfloß. Dadurch zog sie den Kühen Milch ab und schädigte die andern Bauern. Als sie starb, mußten alle Fenster aufgerissen werden und die Kühe in den Ställen der Bauern fingen an zu brüllen und zu stampfen. Von dieser Zeit an gaben die Kühe mehr Milch.

Eine andere Milchhexe war die Bergbäuerin. Sie hatte immer Milch, auch wenn ihre Kühe knapp vor dem Kalben waren.

295. Geschichte eines Zauberers.

In der Nähe von Preitenegg liegt ziemlich hoch im Bergwald ein einsames Gehöfte mit dem Hausnamen „Kauz". Dort lebte — wie das Volk erzählt — vor mehr als fünfzig Jahren ein Zauberer, den man weitum fürchtete. Alte Leute wußten zu erzählen, daß er aus einem fernen Lande gekommen war und sich mit einem Gefährten im Bergwald angesiedelt hatte. Dieser Mann war auf einmal verschwunden und niemand wußte, wohin er gekommen war, bis ihn einmal ein Knecht, der spät abends nach Hause ging, als Geist wiedersah. Aus einem Wegkreuze kam er hervor, verfolgte den Knecht und verschwand beim nächsten Kreuze wieder. Das erlebten in der Folge auch andere, die nachts den Weg zwischen beiden Kreuzen benützen mußten. Jetzt wußte man es: Der Zauberer hatte seinen Genossen verwünscht.

Ein Müller wollte einst einen Birkenstamm für einen Pflugbaum aus dem Kauzwalde holen. Aber als er ihn auf der Schulter hatte, konnte er nicht mehr von der Stelle. Er wollte den Stamm abwerfen und fliehen, allein umsonst. Im nächsten Augenblicke stand der Zauberer vor ihm, schenkte ihm lächelnd den Stamm und hieß ihn gehen. Der Müller aber holte nie wieder einen Stamm aus dem Kauzwalde.

So wie diesem Müller war der Zauberer auch anderen Leuten gegenüber mild und nachsichtig.

Eine besondere Macht soll seinem Auge innegewohnt haben. Wenn er in ein Uhrwerk sah, so blieb die Uhr stehen; wen er ansah, der bekam Schwindel und Kopfschmerz. Am glänzendsten aber bewies er diese Macht, als ein Bäuerlein, das zu seinem Vieh auf die Alm ging, sie anzweifelte. Er wies auf einen Waldschlag hinüber, den nur ein seichter Graben von den beiden trennte, und sah scharf hinüber. Das Bäuerlein sah, wie ein Hirsch über den Graben gelaufen kam und etwa zehn Schritte vor ihnen auf die Knie fiel; es wollte sogar Tränen in seinen Augen bemerkt haben. Erst als der Zauberer den Blick vom Hirsche abwendete, lief er wieder waldein.

Seit dem Verschwinden seines Genossen lebte der Zauberer völlig einsam in seinem Hause. Sein Lieblingsaufenthalt war der „Bärofen", wo er oft stundenlang auf einem Felsblocke lag und in die Gegend von Graz hinausschaute. Man sagt auch, daß er nachts in einer Höhle des „Bärofens", der nach der Sage ein verfallenes Schloß ist, mit dem Teufel Zwiesprach gehalten.

Im Dorfe hat man ihn niemals gesehen; er erreichte ein sehr hohes Alter. Seinen Tod sah er lange voraus. Er hatte alles zum Sterben geordnet, als ihn eine sanfte Schwäche auf das Krankenlager warf. Einsam, nur von einer Magd bedient, starb er in seiner Hütte, nachdem er seine Zauberbücher in der Nacht verbrannt hatte. Aber er sollte zur Strafe für seine Gemeinschaft mit dem Bösen im Grabe keine Ruhe finden, und so haust er noch jetzt als Geist im Bärofen. In dunklen Sommernächten kann man ihn auf schwarzem Rosse über die Alpe hinreiten sehen.

296. Der Traxstoffel.

Unweit des „Blauen Tumpfes" im Malteintale liegt die Schönau, deren saftig grüne Wiesen im Jahre 1903 durch einen Bergsturz verschüttet wur-

den. Auch die Traxhütte ging dabei zugrunde. Diese Sennhütte war noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Bauernhaus und das ganze Jahr hindurch bewohnt. Ein Teil der Schönau wurde damals mit Getreide bestellt.

Es geht die Sage, daß beim Trax einmal ein gewisser Stoffel Besitzer war, der sich auf Zauberkünste verstand. Eines Tages befahl er seinem Knechte, daß er sich auf den Weg ins Elend zur Arlhöhe mache, um Schafe heimzutreiben. Er möge nur flink vorausgehen, der Bauer werde bald nachkommen. Der Knecht packte eine Jause ein, ging fort und glaubte dem Bauer das Nachkommen recht leicht zu machen, indem er sich möglichst Zeit ließ. Jedoch so langsam er auch wanderte, der Stoffel holte ihn nicht ein. Da dachte der Mann, es sei am besten, ein wenig zu warten, setzte sich bei der Quelle unter der Langwand nieder und aß von seiner Jause. Da kam plötzlich ein mächtiger Geier das Tal entlang geflogen; er strich so knapp über den rastenden Knecht hin, daß dieser die Augen des Vogels funkeln sah und das Wehen der gewaltigen Schwingen spürte. Noch eine Weile wartete er, vom Stoffel war nach wie vor nichts zu sehen; dann ging er langsam wieder weiter und sah noch oft nach dem Bauer zurück. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er auf der Arlhöhe ankam und seinen Herrn bereits oben sitzen sah und schelten hörte über sein langes Ausbleiben. „Wo seid's ös mir denn fürgången?“ fragte der Knecht und setzte hinzu: „I hån enk ninderscht g'seach'n!“ — „Aber i hån di g'seach'n“, erwiderte Stoffel zornig, „du långsåmer Mensch, wia du beim Långewåndbauer g'jaus'nt håst.“ Nun wußte der Knecht, wer der große Geier mit den Funkelaugen gewesen war, und er sah dazu, daß er bald in einen andern Dienst kam.

297. Die Hexe am Karnberge.

Vor mehreren Jahrhunderten stand im Glantal ein Schloß, bewohnt von einem holdseligen, liebenswürdigen Fräulein mit Namen Emma. Welchem Geschlecht sie angehörte, verschweigt die Sage. Emma hatte sich dem Ritter von Niederdorf versprochen, doch ihre Anmut verlockte auch den Ritter von Möderndorf, um ihre Hand anzuhalten. Obwohl er hätte voraussehen können, daß er einen Korb erhalten werde, verdroß es ihn gewaltig, aus ihrem Munde zu vernehmen, daß sie den Niederdorfer vorziehe, um so mehr, als er mit diesem seinem Nachbarn einen langwierigen Streit in Jagdsachen führte.

Einst ritt der Niederdorfer vom Gottesdienste, dem er in der nahen Wallfahrtskirche Maria Saal beigewohnt, nach Hause; als er sich Kading näherte, scholl ihm lauter Zecherlärm entgegen, welcher allgemach das Rauschen des Wassers und das Geklapper der nahen Mühle übertönte. Die Zechbrüder hatten den Reiter kaum erkannt, so sprangen sie von ihren Sitzen auf und reichten ihm mit dem Rufe: Willkommen! ihre weingefüllten Becher. Beim Anblick seiner Waffenfreunde sprang er rasch vom Pferde und warf die Zügel einem herbeieilenden Knappen zu, worauf er an ihrem Tische Platz nahm. Dem Möderndorfer, der sich in der fröhlichen Gesellschaft befand, tat sein Anblick grimmig leid; bald war es mit dem Frieden vorbei, denn der ab-

gewiesene Nebenbuhler spürte schon die Glut des Weines in seinem Haupte und begann seinen glücklicheren Nachbar zu sticheln, was dieser endlich mit einigen kräftigen Schimpfworten erwiderte. Nun sprang der Möderndorfer jäh von seinem Sitze auf, das Schwert blitzte in seiner Hand und er würde den verhaßten Gegner wohl niedergestreckt haben, wenn nicht auch dieser sein Schwert gezogen und sich verteidigt hätte. Jetzt begann es unter der breiten Linde lebendig zu werden, die Ritter vermittelten zwischen den Feinden und bald war der Friede wieder hergestellt; aber der Niederdorfer bezahlte seine Zeche, nahm Abschied von seinen Freunden und verließ mißmutig die Schenke. Einer nach dem andern ritt nach Hause, bis endlich der Möderndorfer, als es bereits zu dämmern begann, stark berauscht die Faust ballte und fluchend heimritt. Zorn und verhaltene Rache kochten in seiner Brust.

Als er des andern Morgens erwachte, erinnerte er sich des gestrigen Vorfalls und bittere Galle stieg ihm auf; eine Rachetat sollte seinen Grimm kühlen. Da fiel ihm ein, daß in seinem Burgfried ein altes Weib wohnte, welches mit geheimen Künsten begabt war und in einer kleinen hölzernen Keusche am Fuße des Ulrichsberges lebte. Ohne Säumen brach er auf, um bei ihr Hilfe in seiner Angelegenheit zu finden. Er traf die Alte, wie er durch die niedere Stubentür eintrat, an einem Tische sitzend und in einem alten Buche blätternd, und rief: „Gut, Alte, daß ich dich zuhause finde!" worauf sie entgegnete: „Gestrenger Herr Ritter, was befehlet Ihr und was führt Euch so unvermutet zu mir?" Da erzählte der Ritter der Reihe nach: daß er von Fräulein Emma abgewiesen worden sei und daß der Niederdorfer seiner Brautwerbung im Wege stehe. Mit leisem Kichern antwortete die Alte: „Gestrenger Herr, Ihr habt nicht not, mich altes Weib zu befragen; Ihr seid ja Grenznachbarn. Eure Wälder stoßen aneinander und so habt Ihr wohl bald Gelegenheit, Euren Gegner in Jagdsachen zu treffen und Euch wegen Verletzung Eures Jagdrechtes zu beklagen. Dann fordert ihn zum Zweikampfe. Ist Tag und Stunde festgesetzt, dann kommt zu mir, gestrenger Herr Ritter! Die Alte wird Euch ein grünes Sälblein geben; mit diesem bestreicht das Schwert, das Euren Gegner treffen soll, und seid getrost, daß jede Verletzung ihn töten wird. So werdet Ihr Eures verhaßten Nebenbuhlers entledigt." Der Möderndorfer hörte diese Botschaft gerne, warf mehrere funkelnde Goldstücke auf den Tisch und entfernte sich.

Niemand wußte, wann das alte Weib in die Hütte am Fuße des Ulrichsberges gezogen war; sie wohnte dort seit Menschengedenken. Ihr Äußeres flößte den abergläubischen Bauern Furcht und Abscheu ein; sie hatte kohlschwarzes Haar, ihre Haut glich schwarzbraun gegerbtem Leder; man sah sie in gebückter Stellung in der Gegend herumschleichen, mit einem Stab in der rechten Hand und einem „Zegger" (Hängetasche) am linken Arm.

Wenige Tage nach jenem Vorfall bot sich dem Möderndorfer Gelegenheit, seinen Nachbar einer Verletzung seines Jagdrechtes zu zeihen und ihn dafür zum Zweikampfe zu fordern. Der Niederdorfer nahm die ihm aufgedrungene Fehde an. Sein tückischer Gegner hatte nichts eiligeres zu tun als bei der Alten die vorsprochene Giftsalbe zu holen und vergaß nicht vor dem Kampfe sein Schwert damit zu bestreichen.

Der Kampf war in vollem Gange. Hieb auf Hieb fiel, ohne daß ein Ritter sich des Sieges über den Gegner rühmen konnte; schon übermannte sie beide die Mattigkeit und sie bluteten aus mehreren Wunden. Endlich aber fing das Gift zu wirken an, der Niederdorfer erbleichte, ein Zitterfrost schüttelte seine Glieder, entkräftet sank er zu Boden. Erbarmungslos bohrte der Möderndorfer sein Schwert in die Brust seines hilflosen Gegners.

Nach einigen Tagen ritt der Sieger in glänzendem Waffenschmuck und herrlicher Kleidung zum Schlosse des Fräuleins. Frohe Zuversicht glänzte aus seinem Auge, denn nun schien ihm der Werbung nichts mehr im Wege zu stehen. Aber Emma erschrak bei seinem Anblick und als er gar den Antrag wiederholte, erwiderte sie mit fester Stimme: „Niemals werde ich meine Hand dem Ritter von Möderndorf reichen; lieber will ich in einem Kloster Zuflucht suchen.“ Über diese unerwartete Abweisung ergrimmt entfernte er sich fluchend und brütete Rache. Seine Gedanken waren von nun an nur mehr auf ein Ziel gerichtet, wie er Emma zur Ehe zwingen könne. So warb er mehrere Söldlinge und als er sich hinreichend stark glaubte, umstellte er in einer Nacht Emmas Schloß, wo nur wenige Knechte wachten. Ohne viel Blutvergießen wurde die Burg erstürmt.

Emma jedoch hatte die Gefahr erkannt und mit weiblicher Klugheit die Anschläge des Ritters durchschaut. Sobald daher der Kampf begann, entfloh sie auf geheimen Wegen in Knappenkleidung. Der Möderndorfer durchsuchte alle Winkel der eroberten Burg nach seinem Bräutchen — es war ihm glücklich entschlüpft. Aus Wut darüber ließ er das Schloß plündern, an mehreren Stellen anzünden und gab es völliger Zerstörung preis.

Fräulein Emma hatte die Nacht bei einem Bauer zugebracht und begab sich am nächsten Tage zum Herzog von Kärnten, um den Möderndorfer der Gewalttat anzuklagen. Gerührt vernahm der Herzog ihre Klage, lud den Ritter vor und ließ ihn wegen des mutwilligen Friedensbruches in Haft setzen. Emma aber trauerte um den gefallenen Verlobten, den Ritter von Niederdorf, und noch gegenwärtig wird der Platz, wo der Zweikampf stattgefunden haben soll, der Trauergarten genannt. Sie erbaute auf dem Hügel eines nahen Berges von dem geretteten Gelde ein Kloster, in welches sie als Nonne eintrat, und nannte es nach ihrem Klosternamen Annabichl. Die letzten Tage ihres Weltlebens verbrachte sie zu Emmersdorf. An der Stelle, wo einstmals ihr Schloß gestanden, erhebt sich heute ein rotes Holzkreuz mit dem Heilande, zu dessen Füßen ein Schemel die Vorübergehenden zum Gebete einladet. Nachdem der Ritter von Möderndorf seine Freiheit wieder erlangt hatte und seinen schönsten Plan vereitelt sah, raste er in sinnloser Wut. Die Alte in der Holzkeusche bekam seinen Zorn zuerst zu fühlen. Er faßte sie am Rocke, stieß sie aus der Hütte und zerrte sie den Hügel hinab. Am Waldrande brannte gerade der Meiler eines Köhlers. Da flammte es hell auf, als der Ritter sie mitten in die Glut schleuderte. Doch ehe die Hexe ihre Seele aushauchte, verwünschte sie die ganze Gegend. Ihr Geld hatte sie schon lange vorher, um es den habgierigen Menschen zu entziehen, am Fuße jenes Hügels vergraben. Furchtsame Bauersleute, die nachmals zu nächtlicher Stunde an der Stelle vorübergingen, sahen Flämmlein um den Hügel tanzen und mieden seitdem den Ort.

298. Die „Kägsen“ (Hexen).

Nach dem Glauben der Landleute haben es die Hexen besonders auf die Milch ihrer Kühe abgesehen; sogar den „Rührkübel“ sollen sie manchmal behexen. Ein Mittel dagegen ist das Hineinwerfen von glühenden Nägeln oder Eisenstücken. Es gibt Bauern, welche, wenn sie das Unglück einer Mißernte haben, solange suchen und vermuten, bis sie die Ursache ihres Unglücks gefunden zu haben glauben. Gewöhnlich bezeichnen sie ein altes Weib als Hexe und verfolgen sie dann mit ihrem grimmigsten Hasse. So sollen zwei Totenbeine oder Haare und Nägel von Toten, über der Torschwelle gekreuzt oder dem Feinde heimlich eingegraben, unabwendbares Verderben bewirken. Die Hexe denkt sich den Feind manchmal in einem Baum und treibt eine Anzahl Nägel in den Stamm. Beginnt der Baum zu verkümmern oder dorrt er ab, so geschieht es auch dem vermeinten Menschen. Gegen das „Anhaben“ alter Weiber, die den nächstbesten Bauer ins Verderben stürzen und den gesündesten Menschen über Nacht zum Krüppel machen können, sowie gegen die gefährlichen Schatzgeister, welche vergrabene Reichtümer hüten, hilft der „Bergspiegel.“

Er kann nur mit Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln gewonnen werden.

Auf dem Berge, der sich ob Eisentratten rechter Hand erhebt, hauste vormals der Bauer Gautschenbacher. Zur selben Zeit lebte im nahen Gmünd ein altes Weib, das die Kraft besaß, den Mitmenschen etwas anzutun. Die Leute fürchteten sie und gingen ihr aus dem Wege. Unser Bauer ahnte nichts von der Alten Zauberkraft. Als diese einmal vor dem Bauer einen Gegenstand zu Boden warf, hob er ihn auf, da fuhr es ihm ins Knie; mühsam schleppte er sich nach Hause und ward bettlägerig, kein Mensch wußte Hilfe. Da erinnerte er sich eines Mannes, der in Feldkirchen lebte und einen Bergspiegel besaß. Schnabel war sein Name. Diesen ließ er holen und wurde von ihm soweit hergestellt, daß er wenigstens das Bett verlassen konnte. Mehr vermochte Schnabel nicht, denn er besaß nicht volle Gewalt über den Geist. Dagegen eröffnete er dem Bauer, daß bei seiner Behausung ein Schatz liege — der Bergspiegel zeigte ihn an. Als man daranging, den Schatz zu heben, erschien der unselige Geist in kohlschwarzer Gestalt. Er hatte demnach noch nichts von seinen Sünden abgebüßt, daher besaß auch der Bergspiegel keine Macht über ihn und der Schatz mußte ungehoben liegen bleiben.

299. Wetterhexen.

Der regellose Wechsel der Witterung veranlaßt die Landleute zu dem Glauben, daß Gespenster oder Menschen, welche über verwerfliche Zauberkünste verfügen, „Wetter machen“, Hagelschlag und Sturzregen verursachen könnten. Viele behaupten, daß man in Hagelkörnern Hexenhaare finde; wenn man diese verbrenne, müsse die Hexe sterben. Als gutes Mittel gegen Hagelschlag gilt, daß man eine Sense und einen Rechen ins Kreuz oder ein Kruzifix auf einen Kreuzweg legt. Das letzte Mittel soll auch anhaltenden Regen abwenden.

Im Mölltale weideten einst zwei Halter ihre Kühe. Es war ein klarer Sommertag, die Sonne schien so freundlich und da die Tiere ruhig grasten, gaben die beiden Buben ihrer Freude lauten Ausdruck. Sie jauchzten und sprangen vor Lust in die Höhe und sangen ein Lied nach dem andern. Unversehens kam ein altes, häßliches Weib daher; als es die munteren Halter erblickte, sprach es: „Ich will nicht, daß ihr froh seid; eurer Lustbarkeit werde ich ein Ziel setzen und machen, daß ein Wetter kommt, welches Vieh und Weide erschlägt!“ Wie vom Zauber gebannt, standen die Halter da und wagten nicht zu widersprechen, als ihnen die Hexe befahl, aus der nahen Almhütte ein Schaff Wasser herbeizubringen. Furchtsam gehorchten sie. Die Hexe hatte sich auf einem Steine niedergelassen und wartete, bis sie mit dem Verlangten kamen. Dann murmelte sie einige Worte und plötzlich stieg aus dem Schaff ein feines Wölklein immer höher und höher und verdichtete sich hoch oben in der Luft zu einer furchtbaren Wetterwolke, aus der ein schrecklicher Hagel niedersauste. Die ganze Gegend wurde verwüstet.

Drei junge Bauernburschen aus Ferlach kehrten einmal von Klagenfurt zu Fuß nach Hause zurück. Vor der Stadt, auf der Laibacherstraße, überraschte sie ein furchtbarer Gewitterregen, der sogleich in einen Hagelschlag überging. Da die niederprasselnden Schloßen ein Weitergehen unmöglich machten, flüchteten sie in das Gasthaus Hoffmann. Da fiel ihnen das sonderbare Beginnen eines alten Weibes auf. Dieses warf nämlich Stühle und Bänke auf die Straße, so daß die Füße nach oben gerichtet waren. Mit anderen Hausgeräten verfuhr es ebenso und stellte sich schließlich selbst mit aufgelösten Haaren auf die Straße.

Als das Unwetter vorübergezogen war, schickte sie Knechte nach allen Richtungen auf die Felder der Nachbarn; zurückgekehrt erzählten diese, daß das Getreide überall vernichtet sei, nur auf den Feldern des Hoffmann stand es schön und wohlbehalten da.

300. Das Wetterhemd.

An einem schönen Sommertage arbeiteten die Leute auf einer Alm im Maltatal, als ein schweres Wetter daherzog. Hui, wie es bald blitzte und krachte! Knechte und Mägde flüchteten geängstigt in den Heuschupfen. „Hat einer ein Stück an, das am Feiertag gewaschen ist?“ fragte der Meierknecht, als das Toben immer ärger wurde. „Ich,“ entgegnete kleinlaut eine Magd; „meine Pfeid ist an einem Feiertag gewaschen worden.“ — „Weg damit!“ schrie der Knecht. Die „Dirn“ zog das Hemd ab und warf es ins Wetter hinaus. Da fuhr mit schauerlichem Krachen der „Donner“ hinein und das Wetter verzog sich alsbald.

301. Vom Wetterschießen.

Vor alter Zeit waren die „Wetter“ in der Niklai viel heftiger als heutzutage, daher besaß jeder Bauer eine Anzahl geweihter Wetterböller im Hause, um sie bei drohendem Gewitter abzufeuern. An einem Lorenzentage, der in der Niklai als Feiertag durch Arbeitsruhe geheiligt ward, befand sich nur

die Laggnerbäuerin mit ihrem Sohne in der Stube. Der Bauer kniete draußen auf dem „Eichbüchel“ und betete, das Gesinde war nach Pusarnitz zum Gottesdienst gezogen. Plötzlich bemerkte sie, daß vom Drautal her Wetterwolken zogen und schickte den Jungen zum Bauer, um diesen auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Laggner, der noch auf der Erde kniete, folgte dem Rufe sogleich und holte drei der heiligen Böller, lud sie und schickte sich an sie abzufeuern. Aber schon stieg hinter dem Hause auf dem „Eichbüchel“ ein kleiner Nebel auf, den irgendeine Wetterhexe durch Sprüche hervorzauberte. Kaum waren die drei Böller nacheinander abgeschossen, verschwand der Nebel augenblicklich, das Wetter ging vorüber und nur ein schwerer Regen rauschte nieder. Die Saat war gerettet.

Ein andermal ging der alte Laggner, nachdem er eben einige Wetterböller gegen drohende Wolkenmassen abgefeuert hatte, in seine nahegelegene Mühle. Aber plötzlich fand er den Weg versperrt, querüber lag ein altes, unförmiges Weib, nur mit Unterrock und Pfeid bekleidet. Ohne sich darum zu kümmern, wich der Bauer aus und ging seitab vom Wege weiter. Kaum war er einige Schritte gegangen, so kam ihm der Gedanke, daß es eine Wetterhexe sei, und er sah sich um. Und wirklich, die Gestalt war verschwunden. Hätte er sie vorher berührt, so würde sie ihn in tausend Stücke gerissen haben, denn es war eine Wetterhexe, welche durch die geweihten Böller aus den Wolken geschleudert worden war.

302. Der Zauberer Jákl.

In früheren Zeiten gab es Leute, welche „Hochwetter“ erregen konnten. Ein solcher Mann war der Zauberer Jakl. Dieser überwarf sich einst mit dem „Grafen“ in Drauhofen (heute heißt das Haus beim „Wieser“), und verließ ihn zürnend. Beim Fortgehen stieß er folgende Drohworte aus: „Warte! das sollst du mir büßen! Dein Schloß, das stürze ich in die Drau.“ Er begab sich hierauf unverweilt auf den „Knoten“, zog seine Zauberschnur und erregte von den hohen Almen aus einen furchtbaren Sturmwind, daß die Lärchen auf dem „Knoten“ wie Schilf umknickten und der Rauchfang des Schlosses herabfiel. Das Gebäude selbst blieb freilich stehen, weil dem Zauberer mitten in der Beschwörung die Schnur riß. Da rief er unmutig ins Tal hinab: „Wäre mir meine Schnur nicht gebrochen, so hättest du jetzt kein Schloß mehr,“ und verschwand.

303. Der „Zaubrarjagl“.

Am rechten Ufer des Kolbnitzbaches erhebt sich ein Hügel, der oben abgeplattet ist. Dieser kleine, ebene Teil heißt der Zaubrerboden. Dort soll vor vielen, vielen Jahren das Schloß des „Zaubrerjagl“ gewesen sein. Von hier aus trieb er sein Unwesen. Er beteiligte sich am Wolkenschieben, schaute Menschen und Vieh mit scheelen Augen an, daß sie erkrankten und daran zugrunde gingen. Einst schob er die Wolken bis in die Türkei hinein. Am Rückwege ging es ihm sehr schlecht und er mußte sich in einen weißen Hasen verwandeln, sonst hätte man ihn gesteinigt. Gepeinigt von Hunger erreichte

er das Haus des Oberfellner. Die Bäuerin labte den Hungrigen und wurde darob vom Bauer, einem Feinde des „Jagl", beinahe davongejagt. Hurtig zog der Neugestärkte Wolken zusammen und vernichtete durch Wolkenbrüche die Felder des Oberfellner. Von dieser Wolkenreise kehrte er diesmal noch glücklich heim. Später schoß ihn ein Jäger in Gestalt eines weißen Hasen. So endete der gefürchtete Zauberer.

304. Der Werkmeister beim Bau von Viktring.

Als Viktring erbaut wurde, währte dem Abte die äußere Verputzung, welche die Schönheit der Fassade des Viktringhauses in Klagenfurt hätte erreichen sollen, zu lange und er versprach dem italienischen Maurermeister eine Belohnung von hundert Dukaten, wenn er sie vor Ablauf des Sommers vollende. Wie der Werkmeister dies erreichen wollte, davon erzählt die Sage folgendes.

Unfern dem Baue stand eine Bretterhütte, in welcher die Arbeiter ihre Geräte aufbewahrten und der Werkmeister eine eigene Kammer besaß. Beständig trieb der Meister an und hunderte von Arbeitern standen auf den übereinander gebauten Gerüsten in emsigster Arbeit; aber nur zu oft drohte ein Ungewitter sie zu vertreiben und den noch weichen Anwurf hinwegzuspülen. In solchen gefahrvollen Augenblicken eilte der Werkmeister vom Gerüste herab in die Hütte, verbarg sich in seiner Kammer und jedesmal verschwand, nachdem einige große Tropfen gefallen, die drohende Wetterwolke. So blieb es immer schön, die Bauarbeit ging ungestört fort. Aber der arme Landmann der Umgebung, dem das Gras zu Staub wurde, verzweifelte über die entsetzliche Dürre.

Das stete Verschwinden des Meisters bei einem heranziehenden Gewitter hatte den Verdacht einer Taglöhnerin erregt, die unfern der Bauhütte Mörtel bereitete. Als nun wieder ein Unwetter drohte, verbarg sie sich zunächst in der Kammer des Werkmeisters und entdeckte nun, daß er dort eine breiartige Masse, und zwar stets nach einer Richtung, umrührte. Kaum hatte er sich entfernt und das Unwetter vertrieben, so eilte sie in die Kammer und rührte den Brei, aber in der entgegengesetzten Richtung; das Gewitter kehrte um, entlud sich mit großer Heftigkeit und ein Blitzstrahl warf den Zauberer vom Gerüste in den Abgrund.

Diese Sage erzählt das Landvolk von Viktring bis zum heutigen Tage.

305. Die Wettermacher auf dem Diexerberge.

Voreinst sollen sich die reichen Bauern auf dem kornreichen Diexerberge, ja selbst die geistlichen Herren aus Diex und Umgebung mit Hexenkünsten und Zauberei befaßt haben. Stand ein segensreiches Jahr in Aussicht und hatten sie noch viel Getreide vorrätig, daß sie glaubten, es nicht mehr verkaufen zu können, so zauberten sie böse Wetter und Hagel, der die Ernte der Nachbarn vernichtete und diese zwang, das Getreide um teures Geld bei ihnen zu kaufen. Um ihre Teufelskünste ausüben zu können, bestrichen sie sich in den Achselhöhlen mit einer Zaubersalbe, die ihnen Flugkraft verlieh.

Ein reicher Bauer aus Diex hatte sich mittelst der Salbe in die Wolken erhoben und trieb oben seine Hexereien. Alsbald zog sich über der Gegend ein arges Unwetter zusammen und die armen Bauern beteten, daß das böse Gewitter an ihren Häusern und Grundstücken schadlos vorüberziehe. Da faßte der fromme Nachbar des Zauberers ein Herz, nahm seine Büchse und schoß mit geweihtem Pulver in die schwarzen Wolken. Sieh da, der Schuß hatte überraschenden Erfolg. Mit furchtbarem Getöse fiel der Unhold vor dem Schützen nieder und verschwand. Das arme Weib des Zauberers, welches alles mit angesehen hatte, starb plötzlich infolge des ausgestandenen Schreckens.

306. Ein Gastmahl in den Wolken.

Ein Handwerksbursche übernachtete bei einem Bauer. Als es anfing dunkel zu werden, schmückte sich die Bäuerin, setzte sich auf einen Besen, machte allerlei absonderliche Bewegungen damit und fuhr durch den Kamin auf dem Besen sitzend den Wolken zu. Auch die Tochter kämmte sich, zog ihre Sonntagskleider an und folgte der Mutter nach. Neugierig machte der überraschte Bursche mit dem Besen dieselben Bewegungen und schlug zu seinem Entsetzen denselben Weg ein. Oben angekommen, sah er auf einer Tafel hunderterlei Speisen und um dieselbe saßen Hexen mit ihrem Meister, dem Teufel. Er setzte sich dazu und bekreuzte sich, bevor er zu essen anfing Sogleich fiel er unter Donnern und Krachen auf die Erde.

307. Vom Wolkenschieben.

Viele Leute glauben, daß manche Gewitter nur dann entstehen, wenn Zauberer die Wolken zusammenschieben und dann an einem beliebigen Orte niederlassen. Es soll ein recht lustiges Geschäft sein, wenn nicht ein Gegenzauber das Schieben erschwert, so daß ihnen oft das Blut unter den Nägeln hervorspritzt. Einst arbeitete ein zauberkundiger Bauer auf dem Felde und da sah er, wie ein Hagelwetter herankam. Die Knechte und Mägde wollten heimeilen, doch der Bauer sagte: „Bleibt nur, es kommt nichts." Er bannte die Wetterhexe und siehe, da kam ein „tschodrats Weible" (mit wirrem Haar) daher und bat den Bauer: „Låß aus, låß aus, i darträg neamar", aber er bedeutete ihr, sie möge die Wolken nur weiterschieben. Noch zweimal kam die Alte flehend daher. Das drittemal erlaubte er ihr, zwischen zwei hohen Zäunen den Hagel niederzulassen. Während auf den Feldern das schönste Wetter war, ging zwischen den Zäunen ein fürchterlicher Hagel nieder, aber kein einziges Hagelkorn fiel darüber hinaus. Staunend betrachteten die Leute die Zäune, die nun bis oben mit Eiskörnern gefüllt waren.

308. Der entlarvte Wolkenschieber.

Zwischen Sirnitz und Griffen kam ein schlimmes Wetter heran. Eilig liefen die Burschen zu den Böllern und schossen, daß es weit herum hallte. Aber es nützte nichts. Da nahm einer unter ihnen geweihtes Pulver und geweihte Bleikugeln und lud damit den Böller, um den Zauberer zu treffen.

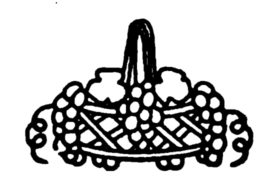
Genau zielte er gegen eine besonders dunkle Wolke und schoß ab. Bald verschwanden die Wolken. Abends kam der Bauer selbst mit abgeschossener Hand daher. Jetzt wußten sie, mit wem sie es zu tun hatten.

309. Der Weber als Wolkenschieber.

Ein Weber saß bei seiner Arbeit. Als er eine Wolke sah, überkam ihn die Lust, ebenfalls Wolken zu schieben. Er konnte nicht widerstehen und sprach die Zauberformel: „Auf und davon und ninderscht on." Gleich erhob er sich samt dem Webestuhle in die Luft. (Nock.)

310. Die entlarvte Wetterhexe.

Ein Wetter zog heran. Ratlos irrten die Leute herum. Auf den Feldern war das Heu zum Einführen bereit und auch das Getreide konnte durch ein Hagelwetter vernichtet werden. Da eilten einige Leute zum Pfarrer, denn sie wußten, wenn er durch die Monstranze schaute, konnte er die Zauberer erkennen und sie dann bannen. Eilig eilte der pflichteifrige Seelsorger mit der Monstranze hinaus und sah gegen die Wolken hinauf. Alsbald sah er in einer dunklen Wolke ein Mitglied seiner Gemeinde, eine bekannte Wetterhexe. Er streckte die Monstranze segnend aus und bannte sie, indem er sprach: „Weich odar i nönn di ban Nom". Da nun die Hexe gebannt war, ging auch das Gewitter glücklich vorüber. (Nock.)



XIII. Walische Mandel. Venediger.

311. Das Goldbrünnl am Reißkofel.

Viele Jahre hindurch kam ins Gailtal ein Wälscher von höchst sonderbarem Aussehen. Sein Gewand war das eines Bettlers, aber er bettelte nicht, vielmehr trug er ein schroffes, verschlossenes Benehmen zur Schau und blieb auf alle Fragen über das Woher und Wohin seiner Reise stumm. Mißtrauisch betrachteten ihn die Leute, niemand wußte sich das rätselhafte Kommen und Gehen des seltsamen Gastes zu erklären.

Einst spürte ein neugieriger Bauer dem sonderbaren Fremdling nach und folgte ihm heimlich auf seiner Wanderung bis auf den Reißkofel, wo er ihn vor einem hohen Felsen haltmachen sah und ein Zaubersprüchlein murmeln hörte, worauf sich eine geheime, sonst nicht sichtbare Felsenpforte vor ihm auftat, die in eine Berghöhle führte. Darin verschwand der geheimnisvolle Fremde. Reich beladen mit glänzendem Goldsande kehrte er nach geraumer Weile aus der Felsenkammer zurück, deren Eingang sich hinter ihm wieder schloß. Als der Wälsche fort war, stellte sich der Bauer vor den Felsen und sagte das Zaubersprüchlein her, welches er jenem abgelauscht hatte. Auch ihm öffnete sich darauf der Eingang in die Höhle mit dem „Goldbrünnl". In unersättlicher Goldgier belud sich der Bauer so schwer mit dem edlen Metalle, daß er seine Last kaum aus der Höhle zu schleppen vermochte. Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen der rätselhafte Fremde, der ihn durch einen geheimnisvollen Bergspiegel beobachtet hatte, vor ihm, finster und drohend, und befahl ihm, in den Zauberspiegel zu schauen.

Der Bauer tat, wie ihm geheißen, und erschrak nicht wenig, in äußerst niedlichem Bilde darin sein heimatliches Anwesen zu erblicken. Sein Knecht fuhr gerade mit dem Erntewagen durchs Stadeltor und die Bäuerin molk die Kühe. Da holte der Wälsche unter seinem Mantel etwas hervor; hellauf blitzte es vor den Augen des Bauers, und als er wieder in den Spiegel schaute, lag die Kuh niedergeschossen vor der betroffenen Bäuerin. Das Bäuerlein, dem es in der Nähe des unheimlichen Gesellen ganz gruselig zu werden begann, versuchte Reißaus zu nehmen. Aber mit eisernem Arme hielt ihn der Mann zurück und drohte, auf das Spiegelbild weisend, so werde es dem Bauer ergehen, wenn er sich noch einmal aus Goldgier zu dem verhängnisvollen Felsen begebe. Dann war er verschwunden, der Bauer aber eilte in toller Flucht heimwärts. Das Spiegelbild hatte nicht gelogen, seine schönste Kuh lag tot im Stalle.

312. Das Goldtürmle.

Auf der Gundersheimer Alm in der Jauken heißt eine Berglehne die „Goldene Patre". In derselben Gebirgsgruppe erhebt sich der Reißkofel, der im Volksmunde noch immer Reichkofel heißt. Ein Felsvorsprung daselbst führt den Namen „Goldtürmle". Dieses soll in seinem Innern ein reiches Goldlager bergen. Um es zu heben, kamen vor Zeiten „Walische" aus Friaul und krochen durch eine Spalte des wilden Gewändes in den Berg hinein. Zum Einstieg benützten sie eine sog. Hieflerstange als Leiter.

Alle Jahre kam ein solcher Wälscher in das Tal und suchte den Reißkofel auf. Der Unterwelzbauer, dessen Gehöft in der Nähe lag, beobachtete ihn und stieg einmal, als jener fort war, selbst in den Berg. Er gelangte in einen großen Saal, wo es von Golde schimmerte, daß es eine Pracht war. Der Bauer raffte, was er tragen konnte, zusammen und trug es nach Udine in einen Kaufladen zum Verkaufe. Der Händler nahm ihm den Goldsand ab und sagte dann: „Willst du deine Heimat sehen?" und führte ihn in sein Zimmer, nahm einen Bergspiegel und ließ den Bauer hineinschauen. Da sah er seine Frau, wie sie gerade eine Kuh molk. Der „Walische" feuerte eine Pistole ab und schoß die Kuh nieder. „Siehe," sprach er, „wenn du noch einmal in den Kofel gehst, so wird dir das gleiche geschehen." Als der Bauer heimkam, war die Kuh wirklich tot, und er besuchte den Reißkofel nimmer.

313. Der Wurzenander.

Im Oberlaufe der Gail, deren Ursprung auf tirolischem Gebiete liegt, dehnt sich das Lesachtal aus, berühmt und berüchtigt durch seine 72 Gräben. Vor dem Dorfe St. Lorenzen mündet der tosende Tuffbach im Radegundergraben in die Gail. Verfolgen wir den Lauf dieses zur Regenzeit so unheilvollen Sturzbaches, so gelangen wir in das von der einheimischen Bevölkerung so gern besuchte Tuffbad, dessen Heilquellen sehr segensreich wirken, aber über das Tal hinaus wenig bekannt sind. Daselbst teilt sich der Tuffbach: Der eine Teil bildet den Hintenwald, der andere das Hintertal, wo hauptsächlich die folgende Erzählung sich abspielt.

Viele Jahre hindurch kam zur Sommerzeit ins Lesachtal ein alter Mann von höchst sonderbarem Aussehen; die Kleidung war sehr vernachlässigt, ein spitzer Hut deckte die große Glatze, am Rücken hing ein Sack aus grobem Linnen. Die Rechte führte einen astigen Stock, der oben gekrümmt und mit Metall beschlagen war. Auf der Nase trug der Mann eine schwarze Brille und das Kinn war von einem weißen struppigen Bart umrahmt. Ein kleiner, schwarzer Spitzhund gab ihm das Geleite.

Name und Herkunft des sonderbaren Fremdlings blieben unbekannt, den Leuten gegenüber gab er sich als Wurzel- und Kräutersammler aus. Weil es Volksbrauch ist, jedem Fremden einen Namen beizulegen, so nannte man ihn allgemein den Wurzenander. Die Jugend hatte eine heilige Scheu vor ihm, und es genügte die Nennung seines Namens, um die unfolgsamen Kinder zum Gehorsam zu bekehren. Beim Gruberbauer hatte der Wurzenander sein ständiges Quartier, das er auf der Hin- und Herreise bezog. So kam und ging der Kräutersammler jahraus, jahrein. Mißtrauisch betrachteten ihn die Leute, ließen ihn jedoch ungehindert seiner Wege gehen. Aber der Gruberbäuerin Neugierde wuchs von Tag zu Tag und erreichte endlich einen solchen Grad, daß sie ihren Mann veranlaßte, dem Wurzenander heimlich nachzuspüren, was der Bauer eines Tages wirklich tat. Er verfolgte ihn bis ins Tuffbad und weiter in das Hintertal, wo er ihn unter einem Felsen haltmachen sah. Jetzt versuchte er, geräuschlos näher zu kommen, allein der wachsame Spitz hatte ihn bereits

gewittert und schlug Lärm. Im selben Augenblicke war der Bauer an der Seite des Wurzenander, der erschrocken aufgesprungen war. Dabei sah jener, wie der angebliche Kräutersammler aus der Quelle, die aus einer Felsenhöhle hervorsprudelte, Goldkörner fischte. Groß war das Erstaunen des Gruberbauers, noch größer der Ärger des Wurzenander. Mit zornigen Blicken maß er den unwillkommenen Störenfried, und es hätte wohl eine Kraftprobe abgesetzt, wenn ihm nicht die markige Gestalt des Bauers Furcht eingeflößt hätte. Und so versuchte er denn auf gütlichem Wege einen Vergleich zustande zu bringen, indem er dem Bauer reichliche Belohnung in Aussicht stellte, wenn er zu schweigen verspreche. Im andern Falle, drohte er, werde er sich zu rächen wissen. Der Bauer gab sich damit zufrieden und erzählte zu Hause auf die dringenden Fragen seiner Frau, nichts Besonderes wahrgenommen zu haben.

Der Wurzenander verließ die Gegend, und der Bauer schwieg. Bald aber trieb ihn die Sucht nach dem kostbaren Metalle wieder zur Stelle seiner Entdeckung, allein das „Goldbrünnl" — so heißt der Ort bis zum heutigen Tage — war nicht mehr zu finden.

Allgemein fiel es auf, wie oft und schwer das Unglück diesen Sommer das Haus des Gruberbauers heimsuchte; bald lag jemand im Hause krank, bald fehlte es auf der Alm beim Vieh. Offenbar wurde die Geschichte durch die bekannte Schweigsamkeit der Frauen.

Die Gruberbäuerin merkte alsbald, daß ihr Mann öfter abwesend war und darüber keine rechte Auskunft geben wollte. Zudem stieß sie in einem Schranke auf eine beträchtliche Summe klingender Münzen. Bestürzt eilte sie zum Bauer und teilte ihm den Fund mit. Er schien sich darüber zwar zu verwundern, erweckte aber Argwohn durch sein beharrliches Schweigen, das er den stürmischen Fragen seiner Frau entgegensetzte. Der Hausfriede war gestört, denn die Bäuerin erklärte, bevor sie nicht wisse, woher das Geld sei, keinen Streich mehr zu arbeiten; sie dulde kein unrecht Gut im Hause. So gab er denn endlich nach und rückte mit der Wahrheit heraus, das Weib war versöhnt, und alles schien in Ordnung.

Der Sommer war vorüber und das Almvieh in die Winterstallungen zurückgekehrt. Allein der Gruberbauer konnte nicht recht zur Ruhe kommen, die Drohung des Goldgräbers gab ihm viel zu denken Ganz niedergeschlagen kam er eines Morgens aus dem Stalle, sein bestes Pferd lag tot vor der Krippe. Drei Wochen später trug man seinen ältesten Sohn zu Grabe, und unaufgeklärt blieb die Todesursache des starken, gesunden Jünglings.

Wohl hatte der Bauer sein Weib beschworen, um Gottes willen die Begebenheit mit dem Wurzenander nicht weiter zu erzählen. Aber ein Schloß an den Mund legen konnte er ihr nicht, und so kam's, wie es zu kommen pflegt. Die Gruberbäuerin weihte ihre Nachbarin in das Geheimnis ein und richtig — kurze Zeit darauf war es das Tagesgespräch im ganzen Tale. Als der Schnee vergangen war, sah das Hintertal beim Goldbrünnl viele Besucher, die dort ihr Glück zu finden hofften, freilich vergebens. Ein glühend heißer Sommertag war zur Rüste gegangen, sinnend kehrte der Grubenbauer mit den Seinen vom Felde heim. Der Wurzenander mit seiner Drohung ging ihm nicht aus dem Sinn. Seine Sorge

wurde noch dadurch gesteigert, daß der Kräutersammler sich heuer noch nicht hatte sehen lassen, während er andere Jahre schon Mitte Juli erschienen war.

Alles war bereits zur Ruhe gegangen, voll und hell zog der gute Mond seine Bahn, doch sollte er heute Zeuge eines schrecklichen Unglücks werden. Ein Weidmann, der oben am Berge wohnte und eben von einem Jagdgange heimgekehrt war, sah mit seinem scharfen Auge zuerst das Feuer. In wilden Sätzen sprang er abwärts und schrie, so laut er konnte: „Feuer, Feuer! Es brennt beim Gruberbauern!"

Spät erst hatten die Hausleute den Brand bemerkt, der bei der Dürre und Trockenheit so rasch um sich griff, daß man froh sein mußte, das nackte Leben in Sicherheit zu bringen. Der anbrechende Morgen sah das stattliche Anwesen in Schutt und Asche. Weinend und klagend drängten sich die Kinder um den Gruberbauer, der sein Heim verloren hatte. Tief ergriffen sprach er zu seinem Weibe:

„Schweigen ist Geld,
Reden ist g'fehlt!"

314. Das Venedigermandl in Rattendorf.

Nahe an der Grenze zwischen Italien und Österreich liegt die Rattendorfer Alm. Die Sage erzählt, daß dort Gold zu finden sei. Vor vielen Jahren kam jeden Sommer ein alter, gebückter Italiener aus Udine nach Rattendorf und ließ sich dort für längere Zeit in einem Wirtshause nieder. Bei schöner Witterung besuchte er täglich die Alm und kehrte abends müde, aber mit einem gefüllten Sack in das Dorf zurück. Dadurch neugierig gemacht, suchte der Wirt dem Geheimnis auf die Spur zu kommen und durchsuchte eines Tages, als der Italiener sein Zimmer zu verschließen vergessen hatte, das Gepäck des Fremden. Da fand er einen mit Goldsand gefüllten Sack, stellte ihn aber wieder an seine Stelle und faßte den Entschluß, die Fundstelle zu erkunden. Abends kehrte jener mit schwerem Bündel heim, den Wirt jedoch ließ der Gedanke an das Gold nicht schlafen. Kaum stieg die Sonne hinter den Bergen empor, so schlich der Alte schon wieder auf die Alm, hinter ihm der lauernde Wirt, der auf diese Weise den Platz ausfindig machte, wo jener den Goldsand holte.

Bald kehrte der Alte nach Udine zurück, und der Wirt beeilte sich, nach seinem Beispiele Reichtümer zu sammeln. Als er bereits eine ansehnliche Menge besaß, zog er in der Verkleidung des Alten die staubige Straße nach Udine, um den kostbaren Sand dort für Geld einzuhandeln. Doch da hörte er in einer der Gassen sich plötzlich angerufen und gewahrte zu seinem Entsetzen hinter sich jenen Mann. Freundlich begrüßte ihn der Italiener und nahm ihn gastlich auf. In seinem Zimmer hatte er eine Zauberlaterne, mit welcher er dem erstaunten Rattendorfer viele schöne Bilder vorführte, zuletzt auch sein Wirtshaus in Rattendorf und die Goldalm. Dann sprach er: „Du siehst, daß mir nichts entgeht, was sich in der Ferne abspielt. Für diesmal will ich dich nicht strafen. Behalte das Gold zum Danke für die gute Aufnahme, die du mir immer ge-

währt hast. Aber wehe dir, wenn du noch einmal zur Fundstelle zurückkehrst oder sie einem andern verrätst!" Um seiner Warnung noch mehr Nachdruck zu verleihen, zeigte er dem ohnedies eingeschüchterten Wirte seine Gaststube und sagte, er brauche nur in die Laterne zu sehen und wisse, was im Hause geschehe und gesprochen werde. Ein Druck auf seine Flinte genüge, so liege der Wirt als Leiche in Rattendorf. Hoch und heilig schwor der biedere Älpler, nie mehr Gold holen zu wollen noch das Geheimnis auszuplaudern. Für den mitgebrachten Sand gab ihm der Alte so viel Geld, daß er nach Hause fahren und dort ohne Sorgen leben konnte. Er hielt sein Versprechen bis zum Tode, und das Geheimnis sank mit ihm ins Grab.

315. Der Goldsucher am Weißensee.

Mit Beginn des Sommers kam alle Jahre ein Männlein zum Weißensee und mietete beim Moserwirt zu Techendorf ein Zimmer. Frühmorgens stand es auf, versorgte sich mit einer Jause und durchstreifte dann die Gegend. Man konnte von ihm weder erfahren, woher es stamme, noch wie es heiße. Eines Sommers kam er wie gewöhnlich angereist und besuchte noch am selben Tage die Neusacher Alm. Ein Knecht vom Hause hätte mitgehen sollen, weil er sich aber verspätete, ging der Italiener voraus und wurde erst auf der Neusacher Alm von diesem eingeholt. Er hatte eben ein viereckiges Rasenstück ausgestochen, füllte einen Sack mit roter Erde und bot auch dem hinzukommenden Knechte solche an. Doch da dieser einen Sack Mehl zur Almhütte zu tragen hatte, lehnte er das Geschenk mit den Worten ab, er werde es auf dem Rückwege mitnehmen und schritt weiter. Als er wiederkam, fand er weder den ausgestochenen Rasen noch rote Erde. Zuhause erzählte er sein Erlebnis, und man konnte sich nicht erklären, was der Wälsche mit der Erde beginne.

Nun vergingen viele Jahre, ohne daß man von dem Männlein hörte. Der Moserwirt, der reiselustig war und gerne fremde Länder besuchte, kam in diesem Sommer nach Paris. Als er dort auf einem großen Platze stand und die vielen schönen Häuser bewunderte, hörte er sich auf einmal angerufen und sah sich um. Da erblickte er das bekannte Männlein, welches von dem Fenster eines palastartigen Hauses herabsah. Es rief ihn hinauf und lud ihn ein, für einige Tage bei ihm als Gast zu bleiben. Der Moserwirt nahm die Einladung freudig an und ließ sich die prachtvoll eingerichtete Wohnung sowie die Getreidevorratskammern des Männleins zeigen. „Alle diese Häuser gehören mir," sagte es, als sie vor die Haustüre traten; „und das Geld zum Baue habe ich mir vom Weißensee geholt." Beim Mittagessen ließ der Fremde den Wirt in einen Spiegel schauen, und dieser sah darin zu seinem nicht geringen Staunen, wie seine Frau in der Küche stand und eben Knödel kochte.

Als der Moserwirt wieder daheim war, fing er an, nach Gold zu graben und soll ein reicher Mann geworden sein. Das Vorhandensein von alten Bergwerken in der Gegend bezeugen übrigens die Namen „Silbergraben", „Goldschupfen" und „Knappensteig".

316. Der Goldtrog im Leobengraben.

Hoch oben an der sonnseitigen Lehne des Leobengrabens steht das Haus des Veitbauers, zu dem bei Eintritt der schönen Jahreszeit alljährlich am bestimmten Tage ein ärmlich gekleideter Mann kam und dort einige Zeit verblieb. Das Gehaben des Fremdlings, der Zweck und Ziel seiner Reise niemals verlauten ließ, weckte den Argwohn des Bauers, und so beschloß er denn, ihm einmal nachzuschleichen. Kaum graute der Morgen, so war der Unbekannte schon auf den Beinen und eilte in den Leobengraben. Auch der Bauer stand zeitig auf — er war ein Wilderer — und eines Morgens zog er seine Schleichschuhe an, nahm die Büchse mit und stahl sich davon, nachdem der Fremde bereits ausgezogen war. „Entdecke ich sein Geheimnis nicht, so werde ich vielleicht ein Waldtier niederknallen," war sein Sinn. Aber bald erreichte er den Fremden und hielt sich immer in gemessener Ferne. Jener durcheilte den Graben bis zur Feldnerhütte, dann bog er ab und hastete den steilen Abhang hinauf, der Veitbauer hinterdrein. Nach mehrstündigem Klettern hielt der Fremde endlich an und blickte vorsichtig spähend nochmals zurück; doch einsam und still lag die Almwiese unten, nur einige Zirben mit verkrüppeltem Geäste standen da und verbargen den Bauer, der lauernd jede Bewegung des Fremden verfolgte. Da hob dieser, als er sich unbeobachtet wußte, eine Felsplatte, die sich wie ein Tor öffnete, verschwand in der Höhlung und schloß hinter sich. Lange dauerte es, bis er wieder hervorkam und ein gleißendes Stück Gold in seinen Lederranzen schob. Dann legte er die Platte behutsam über die Grube und verschwand nach einer anderen Seite des Berges.

Der Veitbauer gedachte dem Fremden im nächsten Jahre um einen Tag zuvorzukommen und merkte sich den Platz und die Zeit genau. Ein Jahr darauf stand er am bestimmten Tage schweißtriefend vor der Platte, hob sie auf und stieg in die Grube. Finster war's und eisig kalt. Aber des gesuchten Geheimnisses ward er nun inne. Dort in der Ecke stand ein Steintröglein, in welches aus dem Felsen flüssiges Gold tropfte. Was sich hier seit der letzten Aushebung angesammelt, war im Laufe des Jahres hart geworden; das begriff der Veitbauer augenblicklich, hob den Goldklumpen aus dem Steintrog und schleppte ihn in seinem Ranzen nach Hause. Doch sagte er sich, daß ihm der Goldklumpen wenig nütze, wenn er dafür nicht Bargeld erhalte. Was also tun? Er war ein findiger Kopf und, ohne lange zu überlegen, machte er sich auf den Weg nach Welschland. Schon war er tagelang gewandert und schlenderte nun selbstzufrieden durch eine italische Stadt, da hörte er aus dem nächsten Fenster die Worte: „Veitbauer, woher? wohin? was tust du?" Es war die Stimme des Fremden, welche ihm jetzt tödlichen Schrecken einjagte, da er ihn übertölpelt hatte. Weil er selbst ins Garn gerannt war, überließ er sich jetzt willenlos dem Verhängnis. Doch der Mann tat ihm nichts zuleide, sondern kaufte ihm sein Gold ab und beschenkte ihn reichlich, weil er ihn jedes Jahr so liebevoll aufgenommen hatte.

Von jetzt an kam aber der Fremde nicht mehr in den Leobengraben, und auch das Goldloch verschwand.

317. Der Venediger im Maltatal.

Einst kam ein altes Männlein, mit einem Rückenkorb beladen, von Venedig ins obere Maltatal, um hier Silber zu graben. Er kehrte in Malta ein und erbat sich von dem Bauer einen Knecht, der ihm bei seiner Arbeit helfen sollte. Rüstig schritt er dann selbander auf die Glockscharte und hielt nach anstrengender Wanderung vor einem großen Felsloch, aus welchem heller Goldschimmer drang. Da band er den Rückenkorb an ein mitgebrachtes Seil und ließ daran den Knecht in die Tiefe mit der Weisung, ihm das Erz aufzuladen, bis der Schatz gehoben sei. Der Knecht gehorchte und füllte einen Korb nach dem andern; endlich war die Höhle leer, und er rief unten: „Zieh mich hinauf, jetzt wollen wir den Schatz teilen!" Das Männlein aber wollte nichts von einer Teilung wissen, wälzte einen großen Stein auf das Loch und wanderte mit seiner reichen Beute davon. Der arme Knecht war nun lebendig begraben und begann in seiner Verzweiflung die große Höhle zu durchsuchen. Lange irrte er umher, da gewahrte er endlich einen schwachen Lichtschimmer und ging darauf zu. Längs eines schmalen Ganges tappte er sich ins Freie. Aber er befand sich in der Pärschütz und war somit durch den ganzen Faschauneread gekrochen.

318. Das „Walische Mandl" im Kleinen Stuhl.

Im Kleinen Stuhl, der sich in der Nähe des Hochstuhls erhebt, befindet sich die sogenannte Knappenhöhle. Von dieser gelangt man auf einer morschen Leiter in einen dunklen Schacht, der tief in den Berg führt und endlich vor einer eisernen Platte abschließt. Vor Jahren soll öfter ein „Walischmandl" diese Höhle aufgesucht und jedesmal zwei irdene Töpfe, die er bei sich trug, mit Gold gefüllt zurückgebracht haben. Dies soll er längere Zeit betrieben haben, bis er einmal von einem Halter gesehen wurde. Er hatte nämlich beim Einstiege seine Zaubergläser und den Mantel vor der Höhle liegen lassen. Der Hirte kam zufällig an die Stelle, wo beides auf einem Baumstrunke lag, erblickte die Augengläser und steckte sie aus Vorwitz an die Nase. Da brach er in einen Ruf des Staunens aus, denn in unmittelbarer Nähe sah er in dem Berge eine Höhle, in der das schönste, reinste Gold floß. Kaum hatte er die Zaubergläser wieder abgenommen, so sah er nichts als nackte, undurchsichtige Felsen. Schon wollte er das Kunststück ein zweites Mal versuchen, da erschien der Besitzer des Glases, nahm ihm die Brille aus der Hand und sprach: „Bemühe dich nicht vergeblich, du kannst das Gold doch nicht gewinnen. Ich habe meine Seele dem Teufel verschrieben, um während meines ganzen Lebens und auch nach dem Tode alleiniger Besitzer des Schatzes zu bleiben. Nie wird ein Mensch dazu gelangen. Aber dereinst werden bei einem Wirte im oberen Bärental schwarze Zwillingsstiere geboren und dann werden sich Leute finden, welche mit diesen Zugtieren das Gold fortführen und dadurch auch mich aus des Teufels Krallen befreien werden." Hierauf teilte er dem staunenden Hirten noch mit, daß sich im Berge eine dicke Walze reinen Goldes mehrere Kilometer lang hinziehe, und verschwand.

Im Bärental taten sich einst vier Männer zusammen, um den sagenhaften Goldschacht zu finden. Sie stiegen wirklich in die Höhle und gelangten in dem Schachte bis zu jener Eisenplatte, welche sie öffneten. Hinter ihr gähnte eine bodenlose Tiefe, in welche sie sich an einem starken Seile hinabließen. Als sie Boden unter sich fühlten, begannen sie fieberhaft zu graben und zu schaufeln; doch auf einmal erhob sich unter Donner und Blitz im Berge ein heftiges Ungewitter, so daß sie den Mut verloren, alles im Stiche ließen und eiligst emporkletterten. Als sie aber aus der Höhle traten, war draußen der schönste Tag. Nach einiger Zeit wiederholten sie den Versuch und stiegen nochmals in die Höhle. Aber die Eisenplatte, welche sie damals in ihrer Angst offen gelassen hatten, war verschlossen und ließ sich trotz aller Bemühungen nicht mehr öffnen; ihr Werkzeug lag vor dem Eingange des Schachtes.

319. Der Krapflbauer.

Der alte Krapflbauer ging einmal auf seine Wiese, die am Fuße des „Gralli“ auf einem Moose lag. Oben angekommen, bemerkte er an einem Felsen, aus dem eine Quelle hervorsprang, einen „Walisch“, der die sonderbarsten Bewegungen und Gebärden machte. Eine Weile sah er dem sonderbaren Tun zu, und dann schrie er ihn an, was er da tue. Der Angerufene erschrak heftig und sagte nach längerem Besinnen: „Krapfl, an diesem Orte liegt viel Gold und kann nur durch diese Zeichen gehoben werden. Da du mich in meiner Beschwörung gestört hast, ist für mich das Gold verloren, und ich muß nun arm in meine Heimat zurückkehren. Solltest du dich einmal verleiten lassen, das Gold selbst zu heben oder jemand davon etwas zu sagen, so müßtest du augenblicklich sterben. Ich habe ein Bild von dir, und du kannst mir nie entkommen.“ Einige Jahre vergingen, und der Krapflbauer glaubte, daß der arme „Walisch“ gestorben sei, denn man hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen. Eines Tages saß der Bauer im Wirtshause und erzählte nun seinen Nachbarn, was er vor einigen Jahren erlebt hatte. Die Erzählung erregte in ihnen die Lust, den Schatz zu heben, und sie machten sich gleich auf den Weg. So auch der Krapfl, aber er kam nicht mehr nach Hause, denn er starb plötzlich auf dem Heimwege. Jetzt verging den andern der Mut, und man zeigt heute noch die Stelle, wo das viele Gold liegt.

320. Der Fremde im Reißkofel.

Einst soll im Reißkofel ein großer See gewesen sein. Von den Wänden der Höhle, die den See einschloß, hingen in großer Menge Goldzapfen herab, die sich im Wasser spiegelten. Der Eingang zur Höhle war jedoch außerordentlich schwer zu finden und öffnete sich nur demjenigen, der zu rechter Stunde kam und den Spruch kannte, nach dessen Hersagen sich dann ein Felsspalt zeigte. Durch diesen war der See mit der Außenwelt verbunden. Alljährlich sah man einen fremden Mann kommen. Dieser stieg in den Berg und zog dann wieder reich beladen von dannen. Ein Neugieriger schlich ihm einmal nach, erlauschte den Spruch, und als der

Fremde fort war und die Felsen hinabkletterte, ging auch er hin und sagte den Spruch. Die Erde erbebte, und als sich der Mann vom Schrecken erholt hatte, war der Felsen gespalten. Auf allen Vieren kroch er im Stollen dahin. Mit einem Male umgab ihn blendender Glanz. Als er sich weiter umsah, erblickte er die Goldzapfen und unter ihnen den plätschernden See. Der Mann setzte sich in den Kahn, der da war, und schaukelte auf den Wellen dahin. Auf einmal tauchten an verschiedenen Seiten des Sees kleine Männlein auf, schwammen herzu, hielten sich am Nachen fest und zogen ihn mit sich in die Tiefe. Doch ertrank der Mann nicht. Dort, wo in der Mitte der See sprudelt, fiel er hinunter, und das Wasser schwemmte ihn in einer ganz fremden Gegend zutage.

321. Das Reißkofelmandl.

Vor Zeiten war der Reißkofel sehr erzreich, er barg große Schätze an Gold und Silber; doch niemand konnte sie heben. Da kam einmal ein Männlein in diese Gegend, das den Schatzort entdeckte, sich zu dessen Eigentümer aufwarf und sogleich Leute anwarb, welche ihm beim Graben behilflich sein sollten. Da es aber selbst noch arm war, vertröstete es sie und gelobte, ihnen reichlichen Lohn zu geben, wenn sie nie verraten würden, wo der Schatz liege. Dies beschworen sämtliche Arbeiter, und nun wurde an der gewissen Stelle den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein fleißig gegraben und gehämmert. Nach einigen Monaten war das Männlein reich wie ein König, und nun baten ihn die Arbeiter um den bedungenen Lohn, erhielten aber keinen roten Heller, sondern er redete ihnen zu, sich noch zu gedulden. So begaben sie sich wieder in die Höhle und gruben neue Schätze aus. Nach langer, mühevoller Arbeit erneuten sie ihre Forderung, aber das Männlein verweigerte noch immer hartnäckig jede Belohnung. In ihrem Zorn verfluchten sie den reichen Geizhals, zogen in ihre Heimat und ließen ihn allein in der Grube zurück. Die Not und Armut seiner Helfer kümmerte ihn indes wenig, er war ja reich geworden, und seinen Schatz konnte ihm niemand mehr rauben; so legte er sich ruhig schlafen. Doch als er am nächsten Tage bei Morgengrauen in die Goldgrube gehen wollte, war der Eingang verfallen. Da plötzlich trat kalter Schweiß auf seine Stirne, er fühlte ein eisiges Wehen. Ein fürchterlicher Krach erfolgte, das ganze Gold verschwand im Augenblicke, kalt wurde das Blut in seinen Adern, die Gestalt schrumpfte zusammen und verwandelte sich zu Stein. So steht er nun zur Strafe für seinen Neid in einer Höhle, deren Wände zwar von Golde strahlen, aber ohne daß er darnach langen kann. Nur in dunklen Nächten erhält er menschliches Leben, umwandelt, in einen grauen Mantel gehüllt, den Berg und betrachtet prüfend seinen Reichtum. Die Höhle des „Reißkofelmandls“ hat kein Menschenauge mehr erblickt.

322. Der Welsche im „Gedrehten Stein“.

In der Gegend der „Heusteige“ bei der Schafhütte auf der Koralm erhebt sich ein grauer Stein, im Volksmunde „Gedrahter Stan“ geheißen.

Alljährlich am Palmsonntag steht er frommen Sonntagskindern offen, aber nur so lange, als der Priester am Altare die Passion liest. Da kam nun einmal zu einem alten Bauer auf der Rieding ein brauner Reiter aus Welschland. Es war am Vorabende des Palmsonntages. Mit einer Summe Geldes bewog er den Alten, ihn zum „gedrehten Steine" zu führen. Die aufgehende Sonne fand beide dort, den Bauer, der gemütlich sein Pfeifchen rauchte, und den Welschen, der voll Ungeduld auf den glücklichen Augenblick paßte. Glockengeläute verkündete den Beginn der Messe, und als es zum Evangelium läutete, da öffnete sich der Stein und ließ den Welschen ein. Der Bauer wartete gespannt, was weiter folgen würde; die Lesung der Passion mußte bereits zu Ende gehen, und noch immer kam der braune Mann nicht zurück. Da ertönte ein schrecklicher Krach, und die bisher sichtbare Tür im Felsen verschwand. Lange wartete der Bauer vor dem Steine, aber der Welsche kam nicht wieder.

323. Der Pfarrer von Latschach.

Im 17. Jahrhunderte erzählten sich die Bewohner eines Dörfchens in unmittelbarer Nähe des Faakersees, daß der Mittagskogel Gold berge. Es gab daher viele Leute, die es zu gewinnen trachteten und bald da, bald dort Grabungen anstellten, aber immer vergebens. Auf dem Berge, wo heute die Bertahütte steht, dehnten sich schöne Almen aus und auf den saftiggrünen Wiesen weideten die wohlgenährten Herden der Talbewohner. Grund und Vieh gehörte drei Bauern aus dem Orte, mit Namen Irschnig, Hojer und Koblar. Bei dem ersten stand eine Sennerin im Dienste, welche drei Dukaten besaß. In der damaligen Zeit war das für einen Dienstboten eine große Summe und deshalb war sie auch das Gespräch sämtlicher Dörfler. Ihr Dienstgeber drang so lange in sie, bis sie endlich sagte, woher das Geld stammte. Das Mädchen erzählte nun, daß schon dreimal ein fremder Mann aus Italien auf die Alm gekommen sei und oben übernachtet habe. Für die gebotene Milch und sein Nachtlager habe er ihr jedesmal einen Dukaten überreicht, frühmorgens die Hütte verlassen und sei abends, reich mit Gold beladen, in seine Heimat zurückgekehrt.

Irschnig erzählte dies dem Ortspfarrer, und beide rieten nun der Sennerin, vor dem bestimmten Tage einen Scheiterhaufen zu errichten und diesen beim Erscheinen des Fremden anzuzünden. Nach einiger Zeit brannte wirklich hoch oben am Mittagskogel ein Holzstoß. Der Pfarrer und der Bauer sahen das verabredete Zeichen, nahmen jeder ein Gewehr und eilten auf die Alm, wo sie den Fremden fanden. Alsogleich drohten sie ihn zu erschießen, wenn er ihnen nicht gutwillig die Hälfte des Schatzes abtrete. Mit saurem Gesichte ging der Goldgräber auf diesen Vertrag ein und konnte es tun, da ja für alle Gold genug vorhanden war. Die zwei nahmen ihn in ihre Mitte und ließen sich von ihm zur Fundstelle führen, wo sie so viel Erz nahmen, als jeder zu schleppen vermochte.

Als der Welsche eines Jahres nicht erschien, erhielt Irschnig den Auftrag, den auf den Entdecker entfallenden Anteil nach Görz in seine Woh-

nung zu bringen. Er tat dies und fand ihn wirklich in einem vornehmen Hause auf. Da er nun in einem Zimmer dem Welschen allein gegenüberstand, zog dieser plötzlich eine Pistole aus der Tasche hervor und sagte höhnisch: „So, jetzt will ich dir's heimzahlen! Bringst du mir nicht jährlich meinen Anteil her, so bist du augenblicklich des Todes." Willig oder nicht mußte der Kärtner sich fügen, denn das Leben war ihm lieb. Von nun an erhielt der Italiener jedes Jahr eine Menge Goldes aus Kärnten zugeschickt und brauchte selbst nicht mehr den weiten Weg zurückzulegen.

Der Pfarrer — Latschacher war sein Name — ließ das Gold zu Münzen prägen und erbaute an Stelle der kleinen hölzernen Kapelle des Dorfes eine schöne Kirche, die Schule und das Pfarrhaus. Aber einige Neider verklagten ihn heimlich bei Gericht, daß er auf unehrliche Art reich geworden sei. Da er das Geheimnis nicht verraten wollte, wurde er zum Tode verurteilt, und zwar sollte er lebendig eingemauert werden. Heiß und inbrünstig flehte er zu Gott, daß er ihn diese Schmach nicht erleben und lieber eines natürlichen Todes sterben lasse. Aber der Tag der Hinrichtung kam immer näher, und so sprach er denn einmal zu seinen Pfarrinsassen: „Ihr wißt, wozu ich das Geld verwendet habe. Sind es nicht gute Taten, die ich vollbracht, so soll mein Körper verwesen wie jeder andere. Ist das Geld aber zu gutem Zwecke angewendet, so werde ich selbst nach hundert Jahren nicht verwesen."

Sein Gebet fand Erhörung, denn er fiel eines Tages, noch ehe die Zeit abgelaufen war, am Altare tot zu Boden. Der Bauer, welcher jetzt allein um das Geheimnis wußte, sank bald darauf im Gasthause Worouz in Oberferlach beim „Kegelscheiben" entseelt zur Erde, und niemand weiß zu sagen, wo jener unerschöpfliche Goldschatz verborgen ist. Der Leichnam des Pfarrers wurde im Mittelschiff der von ihm erbauten Ortskirche beigesetzt. Noch jetzt zeigt man im Meßnerhause den Schmelzofen sowie die Pressen, worin das Gold geprägt wurde. Im Jahre 1870 wurde die Gruft zum zweiten Male geöffnet, und noch immer war der Leichnam unverwest. Das Volk sagt, wenn der Sarg im Jahre 1970 geöffnet werde und der Leichnam noch immer nicht in Verwesung übergegangen sei, werde Latschacher vom Papste heilig gesprochen werden.

Längst schon hat das Dorf einen andern Namen. Aus Dankbarkeit für den Gründer der Kirche nannte man es Latschach. Noch heute spricht man davon, daß der Besitzer des Irschnighofes ein Nachkomme des „Goldbauers" sei.

324. Der Prösekarstab.

Beim vulgo Prösekar, Bauer zu Reifnitz, befindet sich seit uralten Zeiten ein Pilgerstab, an welchen sich folgende Sage knüpft.

Vor hundert Jahren kamen drei Italiener zum Prösekarbauer, welcher sie in die unterirdischen Räume der Schloßruine führte, in der Absicht, mit ihnen und mit Hilfe des Satans alldort die großen Geldschätze zu heben. Nun erzählt man, daß die drei Welschen in den Mauergängen den Teufel beschworen, während Prösekar als Wächter am Eingange aufgestellt wurde.

Als der Heraufbeschworene erschien, half er den Schatz heben, aber unter der Bedingung, daß ihm die Seele eines Mitbeteiligten verschrieben werde. Sie versprachen ihm die Seele des Wächters. Die Welschen griffen mit vollen Händen nach den gezeigten Schätzen und machten sich damit aus dem Staube. Der betrogene und verpfändete Bauer mußte es nun noch obendrein mit dem Satan abmachen. Dieser kam in Gestalt einer Hirsegarbe zum Hause Pröſekars, um sich sein Pfand zu holen. Vor dem Hause auf dem Düngerhaufen widersetzte sich dieser, und es entspann sich ein so heißer Kampf, daß Kehricht und Dünger hoch in die Luft flogen. Sein Weib sah dies, kam mit Weihwasser heraus, besprengte die Ringenden und rettete so ihren Mann. Dieser fühlte sich zu Hause nicht mehr sicher, er griff, nachdem er sich beim Pfarrer von Keutschach noch Rat geholt hatte, zum Pilgerstabe und pilgerte nach der ewigen Stadt. Nach langer Zeit kehrte er zurück, doch litt es ihn nicht mehr zu Hause. Schon am nächsten Tage machte sich der Mann wieder auf den Weg, kam nach Maria Ellenhof, (wo sich dieser Ort befindet, konnte man nicht erfahren), wo gerade Kirchtag gefeiert wurde, kehrte jedoch von dieser Wallfahrt nie wieder zurück. Niemand wußte, wohin er gekommen. Sein Stab aber, mit welchem er nach Rom und zurück gepilgert, wird jetzt noch beim Pröſekar aufbewahrt und gezeigt.

325. Das Goldloch oder die steinerne Schüssel.

Auf der Leonharder Alpe befindet sich eine muldenförmige Vertiefung, das „Goldloch oder die steinerne Schüssel“ genannt. In alten Zeiten soll ein Männlein, beim Volke „Venedigermandl“ genannt, unaufhörlich bemüht gewesen sein, aus demselben Gold und Edelsteine zu schöpfen. Als er nun wieder einmal nach Schätzen suchte, verführten ihn die Berggeister in einen unterirdischen Gang, in welchem er lange Zeit herumkroch. Auf einmal leuchtete ihm ein großer Karfunkelstein entgegen und blendete sein Auge, er konnte nicht weiter. Nach großer Anstrengung und Mühe gelang es ihm wieder an das Tageslicht zu kommen. Von nun an sah man ihn nimmer. Der Schatz aber liegt noch immer in der Mulde verborgen.

Das Schatzgraben wird auch heute noch im oberen Lavanttale von älteren Leuten betrieben. Vor zwei Jahren fand zufällig ein alter Mann, welcher schon lange nach Schätzen suchte, einen Kessel, in welchem sich lauter Gold befand. Er wechselte das Geld um und lebt mit seiner Familie vergnügt. Wie ja die meisten Erdenkinder dem blendenden Lichte des Glückes zustreben, so hoffen auch unsere Schatzgräber, verzauberte, vergrabene Schätze in Schloß- und Burgruinen, in alten Kellern, in Erdhügeln, alten Bäumen usw. zu entdecken. Dazu ist eben nicht jeder berufen, es muß ein auserwähltes Kind des Glückes sein.



XIV. Von großen Freveln und ihrer Strafe.

326. Die Sage vom Pasterzengletscher.

Auf jenen Höhen, welche heute die Eisfelder der Pasterze bedecken, waren einst grüne Wiesen, ausgedehnte Matten, wo die Bewohner der dort aneinander grenzenden Länder ihre großen Jahrmärkte abhielten. Als ein solches Fest, wobei es an allerlei Unterhaltungen nicht fehlte, einmal auf einen Sonntag fiel und der heilige Tag durch Tanz, Spiel und ausgelassenes Vergnügen entweiht wurde, da kam, von Gott gesendet, über die Höhen des Großglockners ein furchtbarer Sturm; der Regen fiel in Strömen, von den Felsen herab stürzten schäumende Wasser, den Wiesenplan bedeckten wogende Fluten und rissen Menschen, Vieh und all die Herrlichkeiten des Marktes in die Tiefe und bedrohten sogar die schuldlosen Bewohner des Tales. Da schickte Gott in seinem Erbarmen einen heftigen Frost, der die niederrauschenden Wogen plötzlich erstarren machte und die Frevler im Eise begrub, die schuldlosen Talbewohner aber rettete. Von Zeit zu Zeit soll das Eis des Pasterzengletschers die Leichen solcher Frevler auswerfen.

327. Die Entstehung der Hochalmspitze.

Wo sich heute die grünlich schillernden Eisfelder der Hochalmspitze ausbreiten, waren einst weite, schöne Wiesen und Almen, soweit das Auge reichte. Große, wohlgebaute Menschen bewohnten dort schmucke Häuser, und prächtiges Vieh weidete auf den Feldern. In diesen Auen wohnte ein lustiges, arbeitsames Völkchen. An Werktagen sah man sie rüstig bei der Arbeit auf Wiesen, Feldern und in ihren Wohnungen; ihr Fleiß wurde aber auch reichlich belohnt, ihr Wohlstand nahm von Tag zu Tag zu. Viel Butter und Käse lag auf den Tischen übereinander geschichtet, große Schüsseln, gefüllt mit kräftiger Milch, standen nach Bauernart in den Speisekammern aufgestapelt. Aber dieser Reichtum machte, wie es zu kommen pflegt, die Bauern übermütig und verschwenderisch. Sie begannen ein schwelgerisches Leben. Sonntags sah man die jungen Burschen im Wirtshause mit Käsekugeln nach Butterkegeln schieben, und allgemein herrschte der Brauch, daß die reichen Bauerntöchter sich in großen Wannen mit Milch badeten. Als der Reichtum der Leute bereits eine solche Höhe erreicht hatte, wurde die ganze Woche hindurch gepraßt, während die Arbeit auf den Feldern ruhte. So konnte es nicht lange weitergehen, das Strafgericht Gottes mußte über die Au hereinbrechen.

Eines Tages ging es in diesen Almdörfern ganz besonders lustig her. Da tauchte am Himmel eine schwarze Wolke auf, welche bald die Gegend mit Nacht bedeckte. Blitze zuckten, der Donner hallte in den Bergwänden wider, auf einmal aber sank mit ungeheurem Getöse die blühende Au samt ihren Wiesen und Ortschaften in die Erde und aus der Tiefe stieg langsam die vereiste Kuppel der Hochalmspitze hervor. Niemand hat mehr von den reichen Bewohnern der Au Kunde erhalten, nur ein armer Hirten-

knabe soll einst das Grün der versunkenen Almen durch das Eis haben leuchten sehen. Wer heute über den glänzenden Gletscher schreitet oder vom Gipfel des Berges die herrliche Aussicht über die ganze Hochalmspitze und Ankogelgruppe genießt, ahnt wohl kaum, daß unter Eis- und Schneefeldern fruchtbare Auen begraben liegen. Nur der volkstümliche Name des Berges, die Verstante Alm, bewahrt noch das Andenken an die furchtbare Gottesstrafe.

328. Die Entstehung des Elendgletschers.

1. Die Hochtäler des Elend, wo heute die Gletscher blinken und nur Schafe und Ochsen durch zwei Monate ihre kärgliche Weide finden, waren in alter Zeit mit saftigen Wiesen und freundlichen Matten bedeckt, auf denen große Viehherden weideten. An schönen Sommertagen strömte das Volk hinauf, um sich mit Tanz und Spiel in Gottes freier Welt zu vergnügen. Die Täler waren sehr fruchtbar, Jahr um Jahr wuchsen die Erträgnisse, Jahr um Jahr wuchs aber auch der Stolz und Übermut des Volkes.

Eines Sonntags war die Menge wieder auf den Höhen versammelt, und die Burschen begannen in ihrem grenzenlosen Übermute mit Butter und Käse Kegel zu schieben. Mit vollstem Eifer gaben sie sich dem Spiele hin und merkten nicht, daß allmählich drohende Wolken am Himmel aufstiegen. Plötzlich brach ein schreckliches Gewitter los, ein Blitz nach dem andern zuckte in das Felsgeschröff nieder und wechselte ab mit fürchterlichen Donnerschlägen, große Hagelkörner prasselten zur Erde, mit Schnee und eisigem Regen untermischt. Da ergriffen die Frevler entsetzt die Flucht, aber sie kamen nicht weit, denn in kurzer Zeit war die Alm mit einer dichten Eisschicht bedeckt, welche alles Lebende begrub. Die Sennerin und der Halter flüchteten in die Sennhütte, aber auch sie ereilte das Verderben, sie erstarrten zu Stein, und bald war die ganze Gegend von einem Gletscher bedeckt. Überall war das Elend über den Verlust der fruchtbaren Weide groß, und der Name Elend blieb dem Gletscher bis auf den heutigen Tag. Noch kann man im Keesboden die zwei „steinernen Mandl" sehen. Sie wären zu erlösen, wenn einer sich die Mühe nehmen wollte, einen schwarzen Hahn, eine schwarze Katze und einen schwarzen Stier ins Kees hinaufzutreiben.

2. Vor Zeiten waren da drinnen viel reiche Erzgruben, jetzt ist fast nichts mehr davon zu sehen. Die Knappen in der Feistritz, wo die Schmelz war, ließen ihrem Mutwillen freien Lauf. Einem armen Weibe nahmen sie die einzige Kuh weg und zogen ihr bei lebendigem Leibe die Haut ab. Wohl klagte und jammerte das Weib, fand aber kein Mitleid, sondern nur Spott bei den Leuten. Um sich nun an ihnen zu rächen, nahm es einen eisernen Hahn und grub ihn vor den Augen der Knappen im Moose ein. „So wenig," rief sie mit lauter Stimme, „als dieser Hahn je verwesen wird, so wenig sollt ihr in den Gruben noch Erz finden." Und es fing an zu schneien; immer dichter und dichter wirbelten die Flocken, der Schnee reichte schon über das Dach der Schmelz hinauf. Da riefen die Knappen kläglich um Hilfe, aber niemand konnte helfen, und so gingen

alle zugrunde. Seit der Zeit sind alle Erzgruben unter Schnee und Eis begraben. Wenn es jedoch einmal gelingt, einen schwarzen Hahn, der auf dem Rücken eines schwarzen Stieres freiwillig sitzen bleibt, hinaufzubringen, dann wird die verwunschene Alm („verkeeste Alm") vom Banne befreit werden.

Manchmal ist trotz der Nähe der Gletscher der Winter im Elend sehr milde gewesen. Es begab sich vor vielen Jahren, daß beim Almabtriebe ein Stier nicht aufgefunden wurde. Da schlechtes Wetter einfiel, mußte das verlaufene Stück Vieh im Stiche gelassen werden. Das Erstaunen der Hirten war groß, als ihnen beim Auftrieb im nächsten Sommer der Stier wohlbehalten entgegenkam. Wie sich das Tier den langen Winter hindurch ernährt und vor dem Erfrieren geschützt hatte, konnte niemand begreifen.

329. Die übermütigen Almer auf der Koralpe.

Wenn im Herbste das Vieh von den Almen getrieben wird und kein Stück gefallen, auch sonst nichts Böses widerfahren ist, so halten die Hirten und Sennerinnen der Koralm ein frohes Fest mit Spiel und Tanz. Bei einem solchen waren einst die Leute schon nachmittags so betrunken, daß sie vor lauter Übermut nicht wußten, was zu beginnen. Da formten sie aus Butter Kegel, aus Käse Kugeln und begannen mit der Gottesgabe freventlich zu spielen. Plötzlich bemerkten sie am Horizont ein kleines Wölkchen, das aber von Stunde zu Stunde anwuchs und bald den ganzen Berg bedeckte. Nun brach ein solcher Schneesturm los, daß die Hütte in wenigen Augenblicken eingeschneit war. Obwohl sie reiche Vorräte enthielt, mußten doch die schlimmsten Frevler Hungers sterben, bevor vom Tale Rettung kam.

330. Steinfeld im Drautal.

Tief drinnen im Steinfeldergraben, durch den der Rottensteiner Bach rauscht, herrschte in alter Zeit ein reges Leben. Knappen waren es, die emsig nach Gold gruben und sich infolge ihres Reichtums einem schwelgerischen Leben ergaben. Es waren ihrer so viele, daß sie eines Morgens, als sie zur Arbeit gingen und ein jeder von ihnen mit dem Hammer neun Schläge auf einen glatten Fels tat, ein ganzes Tröglein aushieben. Sorglos und verschwenderisch lebten sie in den Tag hinein und wußten sich vor Übermut nicht mehr zu fassen. Dazu trug auch die üppige Fruchtbarkeit der Gegend bei. An schönen Sonntagen, wenn alle beisammen waren, liebten sie das Kegelspiel. Aus Butter geformte Kegel und Kugeln aus Käse dienten ihnen als Spielgerät. Einmal, als ihr Übermut aufs höchste gestiegen war, zogen sie einem lebenden Stiere mit glühenden Zangen die Haut vom Leibe. Das gemarterte Tier brüllte laut vor unausstehlichem Schmerz, denn sie streuten auf die nackten Wunden Salz. Da vernahm man aus dem fernen Widerhall des Gebrülles die Strafe verkündenden Worte: „Heute Schönfeld, morgen Steinfeld!"

Der Abend senkte sich über das Tal, als die Ruchlosen ihr grausames Spiel beendigt hatten. Schwere, schwarze Wolken zogen am Himmel herauf, die Vorboten eines furchtbaren Gewitters. Heulend durchstrich der Sturmwind die dichten Wälder, während sich die Wolkenmassen über dem Graben von Schönfeld entluden. Der Wolkenbruch schwellte den Wildbach zu ungeheurer Größe an, die Waldbäume stürzten mit furchtbarem Gekrache in die reißende Flut, die menschlichen Wohnungen wurden samt ihren Insassen vom Wasser des entfesselten Rottensteiner Baches hinweggeschwemmt. Brausend ergossen sie sich durch den Graben und ließen Schutt und Geröll auf der früher so anmutigen Au von Schönfeld zurück, die durch diese vernichtende Gieß in ein wahres Steinfeld umgewandelt wurde. Nur dem unermüdlichen Fleiße der nun bekehrten Einwohner gelang es allmählich, diese öde Steinwüste wieder in Kulturland zu verwandeln. Der Name Steinfeld ist aber dem Orte bis auf den heutigen Tag geblieben.

331. Die Sage vom Kölnbreingletscher.

In den Felsen des Kölnbrein im Maltatale fand man einst manches schwarze Loch, aus welchem die Bergknappen schimmerndes Golderz zutage förderten. An Wochentagen gingen sie fleißig ihrem Berufe nach, Sonntags aber, oder wenn sie gerade einen guten Tag hatten, kamen sie auch ins Tal und hielten dort frohe Feste. In den Rödernwänden, in deren Nähe sie arbeiteten, hauste damals eine alte Hexe, der das Bergmannsgesindel ein Dorn im Auge war. Denn sie hatte ein reizvolles Töchterlein, das manchem von ihnen eine süße Augenweide war und von vielen schmucken Knappen verehrt wurde. Als nun das häßliche Weib einst einer Schar Bergleute, die sich mit dem Mägdlein zu schaffen machten, barsch die Türe wies, wurde es von den Ergrimmten gezüchtigt. Mit fürchterlichen Verwünschungen und Rache schnaubend entfernte sich die Alte und ging zu ihrem Nachbar, dem Teufelsschmiede; diesen bat sie, ihr einen eisernen Hahn zu schmieden. Er tat es, und als das Tier fix und fertig auf dem Tische stand, nahm sie es triumphierend in ihre dürren Hände, kehrte damit zu ihrer Behausung zurück und sprach zu den Bergleuten: „Über euch soll Schnee und Eis fallen und so lange nicht vergehen, bis mein eiserner Hahn nicht rostet."

Schon am nächsten Tag erfüllte sich ihr Schwur, die Männer wurden bei der Arbeit von einem schrecklichen Unwetter überrascht und konnten sich nicht mehr retten. Mann und Maus fand in den Eismassen ein kühles Grab.

In den neunziger Jahren fand man im Kölnbreingletscher Überreste von Gebäuden, die wahrscheinlich die Wohnungen dieser Bergleute gewesen waren.

332. Der hl. Petrus und die Maltaberger.

Zur Zeit, als hierzulande ein wahres Paradies bestand, als die helle Sonne über breitkronige Palmen lachte, wandelte der hl. Petrus hinauf in das Land der wilden Heiden. Hügelauf, hügelab, über Berg und Tal,

durch Feld und Wald. Bunte Falter gaukelten in der Luft und zierliche Vöglein schwirrten von Baum zu Baum. Petrus kam, nachdem er im Morgenlande seine Pflicht erfüllt, herauf zu den Alplern, denen er mit väterlicher Liebe den Glauben seines Heilandes verkünden wollte. Schon erhoben sich vor ihm die mächtigen Bergrecken der Alpen, aber nicht nackte, graue Felsen waren es, sondern saftiggrüne Hänge. Der Meister hatte ihm einen Gefährten auf die Reise mitgegeben, so daß er auf freien Wegen, unbeirrt durch Wetter und Blitz, dahinziehen konnte. Eine Baßgeige war's, unter deren mächtigem Buckel er Schutz fand, die aber auch herhalten mußte, wenn es galt, die Herzen der Heiden für das Evangelium milder zu stimmen. Überall, wo der Gute Menschen fand, predigte und belehrte er. Aber obgleich das Land schön und fruchtbar war, wohnten doch wenig Menschen darin. Doch dort oben auf jenem Berge, den man heute den Maltaberg nennt, hausten wie heute ungeschlachte Leute. Die jungen Burschen liebelten mit allen Mädchen, Treue halten konnte freilich keiner. Und erst die Alten! Wenn da einer nach langen Irrfahrten eine Ehefrau gefunden hatte, jammerte er den ganzen lieben Tag über sein schlimmes Los.

Zu diesen Leuten kam nun der Apostel. Mit seiner Baßgeige auf dem Rücken stieg er im Schweiße seines Angesichts bergan und hielt alle Augenblicke an, um recht „überzuschnaufen". Schließlich stand er oben bei der ersten Hütte. Er klopfte an eine Tür — keine Antwort. An der zweiten und dritten ging's ihm auch nicht besser. Endlich trat ihm ein altes, buckliges Weiblein in den Weg und fuhr ihn mit scharfer Stimme an: „Was schaffst du da? Mein Alter ist nicht daheim!" Auf sein Fragen erfuhr er, daß alle Leute beim Tempel unter der „Glockenspitze" wären. Dann schlug sie barsch die Türe zu, und Petrus konnte abziehen. Der Weg führte immer noch bergauf; tief seufzte er, und warnende Worte des Herrn fielen ihm ein.

Jetzt tat sich vor ihm ein Tal auf, das in den herrlichsten Farben erglänzte. Ganz aus der Ferne vernahm er fröhliches Jauchzen und Singen. Er beschleunigte seine Schritte. Immer näher kam er dem Orte, woher das Gejohle ertönte, und betrat einen Hain von hohen edlen Bäumen, die einen freien Grasplatz umrahmten. Eine Menge Volkes war da versammelt, knorrige, sehnige Männer, junge Burschen und „tolle" Dirnlein. Dort unter einem hohen Baume kauerten etliche Männer um einen viereckig zugehauenen Stein und schienen in eine ernste Sache vertieft. Hier, umstanden von Älteren, drehte sich Paar an Paar in mäßigem Reigen, und sie sangen eine Weise zu Ehren ihrer Götter. Durch die dichten Bäume drang der Schimmer des hölzernen Tempelbaues.

Alles, was der heilige Mann da schaute, dünkte ihn Teufelswerk; als sie im Tanze innehielten, trat er vor und stellte sich vor die Fröhlichen hin. Doch diese juckte es aufs neue in den gelenkigen Gliedern, und wie aus einem Munde scholl es dem Mann mit der Baßgeige entgegen: „Grüaß di! Mach auf, mach auf!" (Sie meinten damit, daß Petrus ihnen aufspiele.) Aber dieser glaubte, sie hätten ihn als Himmelstorwart erkannt, und mit kräftiger Stimme fuhr er los: „Aufmachen soll ich dem

nichtsnutzigen Volke? Nichts da! Erst müßt ihr euch bekehren!" — „Aufmachen! Aufmachen!" erscholl es aus der Menge. Aber Petrus blieb standhaft: „Nicht eher, als bis ihr eure Fehler gutgemacht, euren Götzendienst und den sündigen Ringelreihen abgestellt und den Tempel dort den Flammen übergeben habt!" Da raunten sie sich zu: „Der is nit recht bei Kopf" und lauter ertönte es: „Aufmachen! Aufmachen!" Zornesröte überzog jetzt das würdevolle Antlitz des Apostels, als er mahnend rief: „Vom Erdboden sollt ihr vertilgt werden, wenn ihr das Wort Gottes nicht hören wollt." Ein lautes „Ohoo!" tönte zurück; alles wird lebendig, jeder greift nach einer Wehr, wo immer sie zu finden ist, Prügel und Knüttel raffen sie auf. Die Weiber machen verzagte Gesichter und ziehen sich hinter die kampflustigen Männer zurück, und ehe sich's der Heilige versah, lag er schon am Boden. Er stöhnte noch einige racheköndenden Worte, aber schon fielen die Schläge hageldicht hernieder; seine Drohungen verwandelten sich in klägliches Gewimmer, endlich in hilfloses Flehen. „Haut ihm das G'spül z'samm!" schrien sie, und bald lag der treue Brummbaß in tausend Splittern. Als endlich die Arme der Zuschlagenden müde geworden, ließen sie von dem Fremdling ab.

Mühsam erhob sich Petrus, tiefen Groll in der Brust. Wie armselig kam er sich vor, seine Knochen schmerzten ihn, die Baßgeige war dahin! Wo sollte er sich jetzt vor Wettern bergen, wie die Erdenkinder für Gottes Wort gewinnen, wenn sie, die teure, nicht mehr war? Er kniete nieder und betete recht inbrünstig zum Herrn um Schutz für sich und Strafe für die Sünder.

Wolken stiegen auf, hinter den Bergen kamen sie, vom Winde gejagt, dahergeflogen, anfangs licht und weiß, bald aber wälzten sie sich dunkler daher. Um die „Glockenspitze" ballte sich Gewölk und ängstlich Getier umflatterte den Berg. Es dunkelte, und noch immer quollen die Wetterwolken hinter den Spitzen hervor. Der Wind stieß an die Wände, und in den Lüften klagte es wie Menschen im schrecklichen Kampfgewühl. Da zuckte es hell auf, fern grollte der Donner, und ächzend fielen die Bäume, vom Blitzstrahle getroffen. Den Leuten wurde es angst und bang, sie flohen in ihre Hütten oder verbargen sich in Felsklüften. Endlose Feuergarben fuhren prasselnd nieder, die Erde schien in Flammen zu stehen, und selbst Petrus, der wohl wußte, was das Unwetter zu bedeuten hatte, verkroch sich gruselnd in ein Felsenloch. Nun begann es vom Himmel zu schütten, dem hohen Gebirge entquollen brausende Wasser, die ins Tal tosten und hoch aufschäumten bei dem wilden Spiel. Das Erdreich lockerte sich, die Grundfelsen traten zutage, und Steinmassen donnerten mit den rauschenden Fluten zu Tal. Ganze Palmenwälder stürzten in die Tiefe und rissen alles Getier mit sich. Ein fürchterlicher Krach, und die „Glockenspitze" versank. Von den Felswänden, die sich jetzt gebildet hatten, fuhren Lawinen nieder und begruben den weiten, herrlichen Platz mit wüstem Schutt und Gerölle. Die Palmen und alles Gewächs, das die Sonne so schön ans Licht gebracht, ward in dieser Schreckensnacht vernichtet. Weiße Eiskörner fielen vom Himmel, und in kurzer Zeit war die Gegend in schimmerndes Weiß gehüllt.

Als die Wut des Sturmes ausgetobt, die Wolken sich verzogen hatten und der Nebel verschwand, schien die Sonne auf eine weite, glitzernde Eisfläche. Unten im Tale schmolz die kalte Hülle wieder; Palmen und andere edle Gewächse waren freilich für immer verschwunden, aber dichte Tannen und Fichten wuchsen nun an den Hängen. Auf luftigen Bergeshöhen liegt heute noch Schnee und Eis.

Petrus zog nun unbehelligt nach dem Süden zurück. Oftmals überraschten ihn auf der Wanderschaft Regengüsse und Stürme, aber die Nadelbäume, unter die er sich dann flüchtete, ließen kein Naß durch.

Kaum graute der Tag nach dieser unheilvollen Nacht, die zwar wie ein Zugbrücklein von heut' auf gestern lag, aber genügt hatte, um den Maltabergern für immer Elend und Kummer zu bringen, als auch schon die Furchtsamen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen und mit Tränen in den Augen das Werk der Vernichtung schauten. Jetzt hieß es starke Hütten zu bauen, aber ach, die knorrigen Fichten und Tannen, die astigen Ahornbäume und Wildhaseln, welche da wuchsen, machten ihre Äxte schartig, als hieben sie damit gegen die Felsen; fluchend verrichteten sie ihre Arbeit. Und die Maltaberger Holzknechte fluchen wohl auch heute noch, wenn ein fester Lärchenbaum unter ihren Streichen nicht fallen will: „Du verflixta Peta!"

333. Warum der Goldbergbau in Kliening bis zur Zeit stille steht.

1. Die selige Hemma lebte nach dem Tode ihres Gemahls Wilhelm, Grafen von Friesach und Zeltschach, der unter dem Altar der Kirche in Gräbern bei Preblau begraben liegt, als Besitzerin des Goldbergbaues in Kliening bei St. Leonhard im Lavanttal. In ihrem Bergwerk war eine große Zahl von Knappen tätig. Diese wurden aber nicht wie üblich je nach dem Verdienste mit vorgezählter Münze ausbezahlt, sondern jeder durfte am bestimmten Zahltage eine Handvoll Goldmünzen aus der damit gefüllten Schürze Hemmas fassen. Die Herrin ging von der Meinung aus, daß ein arbeitsamer Knappe durch die fortgesetzte Beschäftigung einen bedeutend festeren und sichreren Griff bekomme und eine größere Menge Lohnmünzen zu ergreifen vermöge als ein müßiger Arbeiter. Infolge des Übermutes wilder, zügelloser Knappen soll sich die Gottesstrafe ereignet haben, daß plötzlich alle Goldquellen versiegten; alle weitere Mühe blieb vergeblich, kein Gold war mehr in dem überreichen Hemmastollen zu finden.

Nur den beiden Söhnen Hemmas, Wilhelm und Hartwig, gelang es noch immer, so oft sie das stillstehende Bergwerk betraten, eine reiche Ausbeute zu gewinnen. Sie brauchten nämlich nur an einem Glöcklein im Stollen zu läuten, und es erschien sofort ein Zwerglein, das ihnen mächtige Goldadern aufdecken half. Nach der Arbeit war jede Spur verschwunden und für andere unauffindbar.

Das Glück der begünstigten, jedoch sehr schwachsinnigen Söhne der Hemma erweckte bei den Knappen großen Neid, und deshalb versuchten sie,

den beiden das Geheimnis, den Schlüssel zum Golde zu entringen. „Wein plaudert," sagt ein altes Sprichwort — und so bezechten die tückischen Knappen die überglücklichen, ahnungslosen Söhne ihrer Herrin, entlockten ihnen das Geheimnis und erschlugen sie zuguterletzt, um fortan allein nach Schätzen zu graben. Doch das Maß ihres frevelhaften Übermutes schien noch nicht voll zu sein; sie hieben den Erschlagenen die Köpfe ab und verwendeten sie zum Kegelspiel.

Als Hemma die Trauerkunde erhielt und die Ursache der Tat erfuhr, verwünschte sie das Bergwerk, und so konnten die Knappen trotz des erschlichenen Geheimnisses nicht die geringste Spur Goldes mehr finden. Untröstlich über den Verlust, beschloß Hemma von der greulichen Stätte fort über die Saualpe nach Friesach zu ziehen. Eine einzige, allerdings sehr schwache Hoffnung ließ sie den Leuten vor dem Scheiden aus dem Orte noch zurück; dadurch ward die vorherige Verwünschung der Goldgruben zum Teile wieder aufgehoben, und dies geschah auf folgende Weise:

Am Hohenwart, über den ihr Weg führte, setzte sie eine kohlschwarze Henne nieder und legte ihr eine mit Mohnkörnern gefüllte, große Milchreine vor. Jedes Jahr wird nun die Henne nur ein Körnlein daraus fressen und dann jedesmal an einer verborgenen, aber stets anderen Stelle der ausgedehnten Alm ein kupfernes Ei legen. Erst wenn die Henne das letzte Körnlein aus der Reine (Schüssel) gefressen hat, wird der Bergsegen jenes verwunschenen Stollens sich aufs neue erschließen. Wem es jedoch vor dieser unendlich langen Zeit gelingen sollte, einen ebenso kohlschwarzen Hahn auf den Hohenwart zu bringen, wo auf den dreimaligen Hahnenruf die bewußte Henne erscheint, diese sodann zu fangen und samt allen bis dahin gelegten Eiern zum Stolleneingange zu bringen, dem würde das Glück zuteil, vom selben Augenblicke an im Hemmastollen wieder reichlich Gold zu finden.

Doch jeder Versuch scheiterte bisher, denn es gelang nie, alle Bedingungen zu erfüllen: entweder starb vorher der schwarze Hahn schon während der Aufzucht, trotz aller Sorgfalt, oder es brach auf dem Wege zur Alm plötzlich ein Schneesturm los, durch den das Tier zugrunde ging. Ein anderer Hahn versagte den dreimaligen Ruf, mancher Glücksjäger wieder stellte sich beim Einfangen der Henne so ungeschickt, daß sie ihm entkam, oder er konnte, wenn er sie glücklich erwischt hatte, die kupfernen Eier nicht finden; heute nach so vielen Jahren dürfte das schon gar nicht mehr gelingen. Aber auch die nun einzige Hoffnung der Leute jetziger Zeit scheint sich noch immer nicht erfüllen zu wollen, da die kohlrabenschwarze Henne auf dem Hohenwart sicherlich nicht so bald all die vorgesetzten Mohnkörnlein aufgefressen haben wird.

2. Als die Berge noch von Goldadern durchzogen waren, welche allerwärts ausgebeutet wurden und auch reichen Gewinn lieferten, geschah es, daß die Bergarbeiter ob ihres Reichtums übermütig wurden und mancherlei Unfug trieben, oft zum Schaden der Leute. Von diesem Schlage waren die Knappen zu Kliening. Ihnen waren Holzkugeln beim Kegelschieben nicht gut genug, sie verwendeten Silberkugeln; aber auch diese wurden nach kurzer Zeit verworfen, und Goldkugeln traten an deren Stelle. Während

eines solchen Spieles wuchs ihnen der Übermut, und bald verlockte sie der Zufall zu einem unmenschlichen Frevel. Ein Bursche, der die Kegel aufsetzte, der aber kein Geisteskind war, sondern bei den Leuten den sehr bezeichnenden Namen „Zapfen" führte, streckte verwundert ob der eingetretenen Pause den Kopf in die Kegelbahn. Da kam einem Knappen plötzlich der Einfall, den Kopf des Aufsetzers als Kugel zu verwenden; er trat zu ihm und hieb ihm den Kopf ab. Nun begann ein grauses Spiel, das so recht nach ihrem Herzen war, denn eine solche Kugel war wohl auf keiner anderen Kegelbahn zu finden. Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten.

Die Mutter des Gemordeten kam zufällig des Weges und erblickte den Leichnam ihres Sohnes sowie die eifrigen Kegelschieber; den Zusammenhang ahnend eilte sie wortlos nach Hause und erschien nach einer Weile schwer beladen wieder. In der einen Hand trug sie eine große eiserne Henne, in der andern sechs Eier aus gleichem Metall. So bepackt tritt sie unter die Knappen, welche darüber ein helles Gelächter erheben. Aber bald verstummt es. Die Frau tut einen gräßlichen Schwur. Zum Zeichen, daß Gott sie in ihrem Schmerz erhört habe und die schamlose Freveltat der Knappen rächen wolle, schwört sie, daß die Goldadern des Berges nicht eher wieder zum Vorschein kommen würden, bevor diese eiserne Henne die sechs eisernen Eier werde ausgebrütet haben.

Das erzählt das Volk vom einstigen Bergsegen des oberen Lavanttales. Die eiserne Henne mit den Eiern steht aber tatsächlich auf einem Sockel in unmittelbarer Nähe von Kliening.

334. Das Bergwerk in Ruden.

Vor ungefähr 150 Jahren befanden sich in dem Berge bei Ruden ergiebige Eisengruben. In dem Wirtshause des Dorfes pflegten die Knappen nach der harten Arbeit sich bei Gesang und Tanz zu erholen. Da der Bergbau riesige Mengen Eisenerz abwarf, waren die Knappen sehr gut besoldet und verübten, durch den Reichtum übermütig gemacht, viel tolle Streiche. Sie wußten, daß die Wirtsfrau eine schwarze Kuh besaß. In einer Nacht schlichen einige von ihnen in den Stall und begannen der Kuh die Haut bei lebendigem Leibe abzuziehen, dann füllten sie das Fell mit Heu und Stroh und stellten das Trugbild an den Futtertrog. Als nun die Wirtin am Morgen in den Stall ging, um ihre Kuh zu füttern und zu melken, sah sie zu ihrem Entsetzen, was bei Nacht geschehen war. Zorn und Verzweiflung stritten eine Zeitlang in ihrer Brust, schließlich bemächtigte sich ihres sonst frommen Sinnes der brennende Wunsch nach Rache. Vor allem brannte sie zu erfahren, wer die Frevler waren. Während sie auf dem Boden umherspähte, ob keine Spur zu entdecken sei, bemerkte sie plötzlich unter dem Futtertroge ein Bergmannskäppchen und wußte jetzt, wer ihr den Schaden angetan. Da füllte sie ein Scheffel mit Mohnsamen und sprach die Verwünschung aus, daß im Berge so viele Jahre kein Erz mehr gewonnen werden möge, als das Getreidescheffel

Mohnkörner zähle. Dieser Fluch ging auch alsbald in Erfüllung. Im selben Augenblicke verschwand das Eisenerz in allen Gruben, und die Knappen mußten in die Fremde ziehen, um auf andere Weise fern von der Heimat ihr Brot zu verdienen. Noch heute erinnert der Name des Dörfleins Ruden an den ehemaligen Erzreichtum der Gegend, denn er bedeutet soviel als Ruda, d. h. „Erz".

335. Das Goldbergwerk in der Čeva.

Vor Zeiten gab es in Uggowitz Goldbergwerke. Besonders viel Gold lieferte die Čeva, ein Berg hinter der Pfarrkirche, der die Form einer menschlichen Stirne hat und deshalb Čeva, d. h. „Stirne" heißt. Je größer der Reichtum der Grubenbesitzer ward, desto mehr stieg ihr Hochmut und ihre Spottlust, die sich besonders gerne gegen die Armen kehrte. Wenn sie nur konnten, suchten sie diesen einen Schabernack zu spielen. So schickten sie einmal eine arme Witwe, deren ganzes Vermögen in einer Kuh bestand, mit einer nichtigen Botschaft nach Malborghet. In ihrer Abwesenheit schlachteten sie die Kuh, stopften die Haut mit Stroh aus und banden sie an die Krippe, um der armen Frau eine schmerzliche Enttäuschung zu bereiten.

Der erste Weg, den sie nach ihrer Rückkehr tat, war nach dem Stalle. Namenlose Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, als sie den rohen, teuflischen Spaß gewahrte, den man an ihr verübt hatte. Rache brütend lief sie, so schnell sie konnte, nach Wolfsbach und ließ sich bei dem dortigen Schmiede eine eiserne Henne mit Eiern schmieden. Am nächsten Tage legte sie das kleine Kunstwerk in die Grube mit den Worten: „Eher wird diese eiserne Henne die Eier ausbrüten, als daß sich in der Čeva wieder Gold findet." Der Fluch ging in Erfüllung.

So sehr die Grubenbesitzer auch den Berg fortan durchwühlten, sie fanden kein Stäubchen Gold mehr. Solches wird erst wieder zum Vorschein kommen, wenn sich der Fluch der Witwe erfüllt hat.

336. Das Goldbergwerk St. Oswald bei Villach.

In alter Zeit grub man im St. Oswaldberge unweit von Villach nach Golderzen. Die Goldadern des Berges schienen unerschöpflich zu sein, deshalb bereicherten sich nicht bloß die Grubenbesitzer, sondern auch die Bergleute erhielten hohen Lohn und ersparten sich im Lauf der Jahre beträchtliche Summen. Aber ihr Reichtum verlockte sie bald zu rohen Scherzen. Am Fuße des Oswaldiberges stand eine Hütte, in der eine arme, fromme Frau ihr Leben fristete. Ihr ganzes Hab und Gut war eine Kuh. Eines Tages schickten die zu bösen Streichen immer aufgelegten Bergleute die arme Frau mit einem Auftrag in die Stadt Villach und benützten die Zeit ihrer Abwesenheit dazu, die Kuh zu schlachten, ihr die Haut abzuziehen und diese mit Stroh zu füllen. Nachdem sie dieses Truggebilde an die Krippe gestellt hatten, ergriffen sie die Flucht.

Bald kehrte die Frau heim und fand zu ihrem größten Entsetzen ihre Kuh regungslos im Stalle. Gewaltigen Herzenskummer bereitete ihr die boshafte Tat; als sie von Leuten, welche die Ruchlosen beobachtet hatten, erfuhr, wer ihr die einzige Habe geraubt, reifte in ihr der Entschluß, sich an den übermütigen Bergleuten zu rächen. Sie ging deshalb ins nächste Dorf zu ihrem Oheim, der ein Zeugschmied war, mit der Bitte, ihr eine eherne Henne zu schmieden. Nachdem die Arbeit fertiggestellt war, nahm sie die Henne und stellte sie in den Stollen des Goldbergwerkes, wobei sie den Edelschacht mit folgenden Worten verfluchte: „So wenig diese Henne jemals Eier legt, so wenig werdet ihr fernerhin in diesem Berge Gold finden.“ Es dauerte wirklich nicht lange, so gingen ihre Worte in Erfüllung. Schon am nächsten Tage, als die Bergleute im Stollen wie gewöhnlich nach Gold gruben, fanden sie statt der glänzenden Golderze nur taubes Gestein. Der ganze Goldreichtum des Oswaldiberges ist seit jenem Fluche versiegt.

337. Das Goldbergwerk zu St. Oswald ob Hornburg.

Vor ungefähr sechshundert Jahren bestand in St. Oswald, das am Abhange der Saualpe liegt, ein Goldbergwerk, dessen Besitzer, die Grafen von Hornburg, ein großes Gebiet ihr eigen nannten und von ihrem Schlosse weithin geboten.

Im Orte Klein-St. Paul wohnte damals ein armes Weib, das von der Hornburger Gräfin für verschiedene Dienstleistungen eine Kuh zum Geschenk bekommen hatte. Eines Tages wurde sie von der Gebieterin mit einer Botschaft nach St. Veit gesandt. Während ihrer Abwesenheit stahlen ihr die übermütigen Knappen von St. Oswald die Kuh, schlachteten sie und stopften die Haut mit Stroh aus. Nun veranstalteten sie ein wüstes Gelage, bei welchem sie das Fleisch des Tieres verzehrten. Das Weib war mittlerweile von seinem Botengang zurückgekehrt und der schändlichen Tat inne geworden. In ihrem Schmerze begab sie sich zu ihrem Bruder, dem Schmied in Eberstein, und klagte ihm ihr Leid. Er tröstete sie und verfertigte eine eiserne Henne mit drei ebensolchen Eiern. Damit begab sich die Gekränkte zur Zechhütte, die sich oberhalb St. Oswald befand, und sprach dort: „So wenig diese Henne ihre Eier ausbrütet, so wenig werdet ihr von nun an im Oswaldberge Gold finden.“ Und so geschah es auch. Als die übermütigen Knappen am nächsten Tage einfuhren, fanden sie kein Gold mehr und büßten den Frevel, den sie mit dem Gute der Armen getrieben, indem sie fortziehen und anderswo ihr Brot verdienen mußten. Auch der Reichtum der Grafen von Hornburg schwand allgemach dahin, die frühere Pracht erstarb, und als endlich das Grafengeschlecht erlosch, blieb das Schloß unbewohnt und verfiel; heute blickt es als traurige Ruine, in der Eulen und anderes lichtscheues Getier nistet, ins Görtschitztal.

In der Nähe der Osselitzerkeusche zeigt man noch einen großen Felsblock, unter welchem die eherne Henne mit den drei Eiern verborgen sein soll. Wenn ein Sonntagskind sie findet, so wird in den ehemaligen Bergwerken von St. Oswald wieder Gold zutage treten.

338. Die Entdeckung des Hüttenberger Erzlagers.

Die Arbeit, welche heute der Bergmann im Schweiße seines Angesichtes verrichtet, war schon den Völkern des Altertums bekannt. Früh eroberten die Römer Gebiete, in denen sich mächtige Erzlager befanden. So kannten sie auch den hohen Wert des Eisens von Noricum, zu welchem Gebiete das heutige Kärnten gehörte, und die Entdeckung des Erzlagers von Hüttenberg, der „kärntischen Eisenwurzen", wie es genannt wird, gelang einem römischen Soldaten. Dieser wurde nach der Sage wegen eines Verbrechens auf den Hüttenberger Erzberg verbannt, wo er eines Tages lange Zeit hungrig in den Wäldern umherirrte, bis er ein Stück Wild erlegte und in seine Hütte trug. Wie er es nun zubereiten wollte, trug er mehrere Steine zusammen und baute einen Herd, darunter scharrte er das Moos von dem Grundsteine. Bald flackerte darin ein lustiges Feuer, und das Fleisch begann zu kochen. Als der Einsame schon eine Weile so dasaß, vernahm er auf dem Boden der Steinkiste ein seltsames Brausen, das er sich nicht gleich erklären konnte. Nachdem er abgekocht hatte, untersuchte er den Grund des Herdes und fand zwischen den Steinen einen Eisenklumpen, welcher infolge der großen Hitze aus den Erzen abgeschmolzen war. Freudig überrascht teilte er seine Entdeckung den Umwohnenden mit und mehrere fingen nun an, das Erz des Berges auszubeuten. So entstanden auf vielen Höhen die sogenannten „Windöfen", in welchen das Erz geschmolzen wurde.

339. Jaungen und Raungen.

An der alten Straße, die von Knappenberg nach Mösel führt und auch Erzstraße heißt, arbeiteten früher viele reiche Bergknappen. Sie waren in solcher Zahl beisammen, daß sie in den Häusern gar nicht mehr Platz hatten und in Höhlen wohnen mußten. Infolge ihres Reichtums aber wurden sie so übermütig, daß sie mit ihrem Glücke scherzten, was, wie die Leute sagen, dem Fasse den Boden ausschlug.

Als einst ein Bettler zu den Knappen kam und um ein Almosen bat, reichten sie ihm statt dessen Steine und verhöhnten seine Lumpenkleider. Darüber geriet der arme Mann in solchen Zorn, daß er den Bergsegen verfluchte und mit drohender Stimme rief: „Heute heißt es noch auf der Jaungen, morgen aber auf der Raungen." Niemand verstand die rätselhaften Worte, und unbekümmert fuhr das tolle Knappenvölklein am nächsten Morgen in die Grube, aber alle fanden durch Verschüttung den Tod. Noch heute sieht man an der Straße alte Grubenlöcher und Höhlen, wo die Knappen einst gewohnt haben sollen.

Unter den Verunglückten befand sich auch ein frommer Mann, der an dem Frevel der übrigen nicht beteiligt war. Als dieser am Unglückstage mit seinen Kameraden ahnungslos einfuhr, traf ihn dasselbe Schicksal wie sie, die gewaltigen Bergmassen verschütteten auch ihn. In Angst und Schrecken grub er nun die Steine weg, da erschien ihm ein Bergmännlein mit Licht, Speise und Gezähe und hieß ihn nur unentwegt fort-

graben, dann werde er schon wieder ans Tageslicht gelangen. Täglich brachte ihm nun der gute Berggeist seine Nahrung. Er grub emsig weiter und kam endlich nach sieben Tagen an das Licht. Als er bei seiner Frau eintrat, hielt sie ihn für einen Fremden, denn er hatte nicht, wie er glaubte, sieben Tage, sondern Jahre im Bergwerke verweilt, und sie hatte unterdessen einen andern geheiratet. Da ließ er sich den Bart scheren, worauf ihn seine Frau sogleich erkannte. Nun herrschte heller Jubel im Hause, und der zweite Mann wich gerne dem ersten.

Alte Bergarbeiter glauben noch jetzt an wohltätige Berggeister und stellen jedesmal am Abend vor einem heiligen Tag ein Lichtchen in ihrem Verhaue auf, um Segen bei der Arbeit zu haben und vor bösen Geistern geschützt zu sein.

340. Ranka und Kanka.

Vor vielen Jahren arbeiteten in der Rankagrube zu Hüttenberg viele Knappen, unter ihnen auch ein Schwachsinniger, den die übrigen haßten. An einem Vormittag saßen sie vor dem Grubeneingang und hielten Rast. Da erschien ein kleines Männchen und bat jeden um ein Stückchen Brot; die anderen wiesen ihn ab, nur der Schwachsinnige gab ihm die Hälfte seiner Jause. Über diesen Geiz der Arbeiter erzürnt, rief das Männchen aus: „Vormittag Ranka, nachmittag Kanka," und war verschwunden. Lachend kehrten die Knappen zur Arbeit zurück. Der Gute arbeitete abseits von den übrigen, als er plötzlich ein nahes Sausen und Gepolter vernahm. Sogleich wollte er die anderen warnen, aber es war schon zu spät, kein einziger war dem Bergsturze entgangen, und er allein rettete sich mit genauer Not.

341. Warum der Hüttenberger Erzberg kein Gold mehr führt.

Vor alten Zeiten wurde im Hüttenberger Erzberge nicht nur Eisen, sondern auch gleißendes Gold gewonnen. Der Reichtum der Knappen nahm täglich zu, aber auch ihr Übermut, und so lebten sie lustig dahin, als könnte es nie anders werden. Doch die bösen Folgen ihres frevelhaften Treibens blieben nicht aus.

Es war ein Sonntagnachmittag. Eine Anzahl Bergknappen vergnügte sich in der Dorfschenke am Kegelspiel. Immer und immer wieder flogen die goldenen Kugeln über die glatte Bahn, Flüche und rohe Scherzworte begleiteten sie. Abseits stand ein altes Weib mit einem blassen Kind am Arme und sah dem sündhaften Treiben zu. Sehnsüchtig dachte es: „Hätte ich doch nur eine einzige von den goldenen Kegelkugeln, und mir und meinem armen Kinde wäre für immer geholfen." Niemand achtete auf sie, denn alle waren mit Leib und Seele beim Spiel, besonders einer der Knappen, der schon einen ganzen Berg funkelnden Goldes vor sich hatte und mit nimmersatter Habgier weiterkegelte. Da wandte sich plötzlich das Glück. Er verlor ein Goldstück nach dem andern, und bald hatte er nicht nur den ganzen Gewinn, sondern auch einen großen Teil seines Besitzes verloren. Da fiel sein Blick auf das Weib, welches mit Schrecken und Abscheu noch

immer dastand und dem Spiele zusah. „Bringt mir die goldene Kugel kein Glück, hei! so will ich es mit einer beinernen versuchen." Sprach's und hieb dem Kindlein den Kopf ab. Die unglückliche Mutter stand wie versteinert, und auch die Zechgenossen sahen starr dem Treiben des Ruchlosen zu. Doch als der Kopf des armen Kindes die lange Bahn hinabrollte, erwachte das Weib aus seiner Betäubung, und schrecklich klang der Fluch, welchen es ausstieß: „Weh, ihr Gottlosen, nie mehr sollt ihr euch des Bergsegens freuen, den ihr so mißbraucht!" Sie holte eine eiserne Henne und warf sie den Knappen vor die Füße, indem sie fortfuhr: „Solange diese Henne kein Ei legt, soll von heute an kein Gold mehr in euren Gruben zu finden sein." Dann verließ sie die Schenke, und niemand wußte, wer sie war und wohin sie ging. Ihr Fluch ging in Erfüllung, und seit jener Zeit findet man im Hüttenberger Erzberge nur Eisen.

342. Die Goldgräber im Katschtal.

Der Pfarreralm gegenüber, in der zerklüfteten, sonnseitig gelegenen Gebirgskette, von der das Karrereck mit seinen zackigen Felsen hoch in den Himmel ragt, findet man noch heute verfallene Goldgruben. Den hier arbeitenden Knappen erschlossen sich unermeßliche Reichtümer, das Geld schien ihnen nur so vom Himmel herabzuregnen; sorglos lebten sie in den Tag hinein, und „vor lauter Gutgehen" trieben sie grausamen Unfug. Sie praßten Tag und Nacht und verübten manchmal Streiche, daß sich ein Stein erbarmt hätte. Eines Tages zogen sie einem lebenden Stier die Haut ab, banden sie ihm auf die Hörner und hatten ihr Vergnügen daran, zu sehen und zu hören, wie das arme Tier sich vor Schmerz wälzte und hell aufbrüllte.

Eine Bäuerin, die alte Pirkerin war's, sah dies und rief den Knappen entrüstet zu: „Ehe meine eiserne Henne, die ich im Keller habe, nicht Eier legt, werdet ihr Grausamen kein Körnlein Gold mehr finden." Diese Wahrsagung trat ein. Nach jenem Tage vergingen Monate, aber trotz emsigsten Suchens fanden die Knappen kein Körnlein Goldes mehr und verschwanden deshalb aus der Gegend. Seitdem herrscht im Katschtal Ruhe.

In der „Goldzeche", einem Bergrecken der Tauern, wo einstens reges Knappenleben geherrscht haben soll, wurde das Edelmetall von den übermütig gewordenen Knappen auf gleiche Weise verscherzt.

343. Das verwunschene Bergwerk in Weißbriach.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges flüchteten viele Protestanten in die Alpenländer. Einige Knappen kamen bis Weißbriach und suchten hier Schutz vor den Verfolgern. Sie begannen Bergbau auf Gold zu treiben und gruben einen tiefen Stollen. Der Bergbau war sehr ergiebig, doch dauerte es nicht lange, und die Verfolger erreichten sie und nahmen alle Knappen gefangen. Das Todesurteil wurde über sie verhängt, doch wurde ihnen vor dessen Vollstreckung die Bitte gewährt, noch einmal in den Stollen zu fahren. Das taten die Knappen und verwünschten den

Berg, so daß er kein Gold mehr lieferte. Der Stollen ist noch jetzt zu sehen, und zwar auf dem Berge, der von Weißbriach aus gesehen, vor dem Kreuzberg steht. In der Nähe des Stollens verpesten widerliche Gerüche die Luft, denn dort wird alles tote Vieh hineingeworfen. Der Berg enthält, so glaubt wenigstens das Volk, noch Gold; denn oben bei dem Bauer Wasl dringt manchmal Wasser aus dem Erdreich in den Keller, das ist auch silberhältig, und obenauf schwimmt Goldschaum.

344. Die „Winklacharålm".

Zwischen Mörtschach und Winklern liegt auf einem Bergrücken eine große Alpe, auf welcher sich einst eine Goldgrube befand. Es erhob sich nun um den Besitz der Alpe ein großer Streit zwischen den beiden Ortschaften. Man einigte sich dahin, daß jede Gemeinde einen Hahn auf die Alpe bringen sollte. Wessen Hahn zuerst kräht, dem gehört die Alm. Am festgesetzten Tage kamen beide Parteien siegesbewußt daher. Die Mörtschacher hatten einen Hahn, welcher krähte, wenn er gefressen hatte. Mit diesem hofften sie die ersehnte Goldgrube zu gewinnen. Die Winklacher waren aber noch schlauer gewesen. Ihr Hahn krähte, wenn er ins Wasser gesteckt wurde. Der Hahn der Winklacher krähte alsbald, und so kam diese zu Winklern. Sie beuteten in ihrem Geize die Grube so stark aus, daß diese endlich zur Strafe dafür unter Donnern und Krachen von einem großen Stein zugedeckt wurde. Noch heute zeigt man die „große Wand", die die Goldgrube verdeckt.

345. Die versteinerten Linsen.

In der Nähe von Guttaring liegt nördlich vom Hügel, auf welchem sich das Kirchlein St. Gertraud erhebt, ein Stück Land, welches das Versteinerte Linsenfeld heißt. Da findet man versteinerte Linsen, von denen einige wie durch einen äußeren Einfluß plattgedrückt, andere aber ganz voll und rund sind, als ob sie eben erst aus den Schötchen gefallen wären, und das in solcher Menge, daß man Hände voll auflesen kann. Der Name des Ackers findet in folgender Sage seine Erklärung. Es war am Tage St. Gertraud (17. März), an welchem die Feldarbeit beginnt. Ein armer Bauer hatte mit seinem Weibe und zahlreichen Kindern nichts mehr zu essen, obwohl er selbst sparte und hungerte, um der Seinen Hunger zu stillen. Es war alles vergeblich. Nun konnte er kaum erwarten, daß dieser Tag, den alle feierten, vorüberging, um einen Sack Linsen, das einzige, was ihm von der letzten Ernte übrig geblieben war, zu säen. Als die Leute nun scharenweise zum Gertraudkirchlein gingen, da faßte der Bauer den Sack und ging auf das Feld, um die Linsen zu säen. Er horchte nicht auf seine Frau, die ihn bat, den Feiertag zu heiligen; denn je früher er ernten konnte, desto eher hatte die Not ein Ende. Vergeblich blieben die Warnungen der frommen Kirchgänger, der Bauer säte die Linsen. Am folgenden Tage gingen auch die übrigen Bauern an die Aussaat. Als die Erntezeit herankam und der Bauer seine Linsen einheimsen wollte, o Wunder,

da fand er in den Schoten statt der Früchte kleine runde Steine. Er selbst ward von Gott gestraft und auf seinem Feld zu Stein verwandelt. Erst wenn all die zahllosen steinernen Linsen von Vorübergehenden aufgelesen sind, wird seine Erlösungsstunde schlagen.

Seit dieser Zeit führt jenes Feld seinen sonderbaren Namen.

346. Die drei bösen Brüder.

Unweit von Eberstein treten aus dem bewaldeten Abhange des Gutschenberges drei mächtige Felsblöcke hervor, von deren Entstehung man eine Sage erzählt. Ein Bauer hatte drei Söhne, welche einen sehr schlechten Lebenswandel führten. Sie tranken, rauften, spielten, und statt Sonntags in die Kirche zu gehen, saßen sie im Gasthause beim Kartenspiel. Auch die Christnacht verbrachten sie im Wirtshause. Als es zur Mette läutete, ermahnte sie der Wirt, wenigstens heute in die Kirche zu gehen. Sie verlachten ihn aber und blieben bei den Karten sitzen. Der Wirt konnte das nicht länger ansehen, schloß für diesen Abend das Haus, und die drei Brüder mußten abziehen. Statt aber die Kirche zu besuchen, begaben sie sich in den Wald, der den Gutschenberg bedeckte, um dort weiterzuspielen. Das taten sie und lachten über die dummen Leute, welche jetzt in der Kirche saßen. Die Strafe für ihren Frevelmut blieb nicht aus.

Als es nämlich in der Kirche zur Wandlung läutete, wurden die Gottlosen zu Stein, und ihre Seelen verfielen dem Teufel. Die drei Felsblöcke ragen nun im Walde in die Höhe als stumme Wahrzeichen der Gerechtigkeit Gottes.

Über diese drei Felsen, welche man von der Bahn aus vor der Einfahrt in Eberstein sehen kann, erzählt eine andere Sage, daß es drei Brüder waren, die in stetem Unfrieden lebten. Eines Tages gerieten sie in Streit und jeder erhob die Hand, um den andern totzuschlagen. Da ging ein dumpfes Rollen durch den Berg, Blitze zuckten, und der Erdgrund bebte. Die Brüder hielten starr vor Schrecken inne, die Mordwaffen entfielen ihren Händen. Sie wurden von unsichtbarer Macht emporgehoben und in Steine verwandelt.

347. Das versteinerte Ehepaar.

In der Nähe von Eberstein befindet sich eine Höhle mit zwei Gebilden aus Stein, von denen das eine Ähnlichkeit mit einem Manne hat, während das andere die Formen einer Frau erkennen läßt. Von ihrer Entstehung berichtet die Sage. In dieser Höhle lebte vor alter Zeit ein armes Ehepaar glücklich und zufrieden. Nachdem dies lange gewährt hatte, starb plötzlich die Frau. Der Mann wurde vor Schmerz rasend, lästerte Gott, und als ihm der Pfarrer sein Unrecht vorhielt, wünschte er, wenn er wirklich unrecht habe, so möge Gott ihn und den Leichnam des geliebten Weibes zu Stein werden lassen. Sein vermessener Wunsch erfüllte sich sofort, und heute noch sieht man das versteinerte Ehepaar in der Höhle.

348. Die steinernen Franzosen.

Nicht weit von Malborghet, den Thermopylen Kärntens, erhebt sich ein Hügel, der bis zu einer gewissen Höhe mit Gras und einzelnen Bäumen bewachsen ist. Aber auf einmal hört jeglicher Pflanzenwuchs auf, und es erheben sich mehrere Felsblöcke, von denen einige menschlichen Gestalten ähnlich sind.

Auf diesem Hügel soll ein anmutiges Häuschen, das von zufriedenen und arbeitsamen Bauersleuten bewohnt wurde, gestanden haben und diesem gegenüber eine Kapelle, die von frommen Leuten oft besucht wurde. Das glückliche Paar lebte sorglos dahin, bis es in seiner Ruhe gestört wurde. Es war nämlich unterdessen der blutige Krieg des Jahres 1809 ausgebrochen, und eines schönen Tages zeigten sich die ersten Franzosen in Malborghet, und es begann der hartnäckige Kampf um die Feste, welche Hensel mit seinen dreihundert Kampfgenossen wie ein Löwe verteidigte. Da stieg die Wut der Franzosen, und sie sannen hin und her, wie sie sich in den Besitz der Festung setzen könnten. In dieser Lage beschlossen sie einen nächtlichen Angriff zu unternehmen, und zwar auf der Nordseite, wo die Österreicher am ehesten zu fassen waren. Zu diesem Zwecke verließ der größte Teil der Feinde den Markt und lagerte sich oberhalb der Festung, während eine kleinere Abteilung auf dem genannten Hügel in der Nähe der Verteidiger Aufstellung nahm, um womöglich den Weg in die Feste auszukundschaften. Als der alte Bauer, der Besitzer jenes Häuschens, die Absicht der Franzosen merkte, nahm er sich vor, den Österreichern ein Zeichen zu geben, aber sein Versuch mißlang; er wurde sofort niedergemacht, und nun metzelten die wütenden Feinde alle Bewohner des Anwesens nieder, nur das jüngste Söhnchen entfloh und suchte Schutz in der Kapelle. Jedoch ein Mann stürzte ihm nach und hieb ihm mit einem Streiche das Haupt ab, daß das Blut weit hinspritzte und sogar die auf dem Altare stehende Heiligenstatue besudelte. Im selben Augenblicke nun ereignete sich ein Wunder. Man hörte aus der Kapelle eine Donnerstimme, welche die Unmenschen zu Stein werden ließ; Häuschen wie Kapelle stürzten ein und bedeckten mit ihren Trümmern den früher fruchtbaren Boden. Die Statue aber war spurlos verschwunden. Seit dieser Zeit stehen die zu Stein erstarrten Franzosen auf der Anhöhe, dem Orte ihres Verbrechens, und werden wohl stehen bleiben bis ans Ende der Tage.

So manches alte Mütterlein erzählt, daß es schon oft die steinernen Franzosen miteinander reden hörte von den Schlachten, die sie geschlagen, von ihrem großen Kaiser und den Lieben in der Heimat, die noch immer auf ihre Rückkehr warten. Solche Unterredungen sollen immer am Christabend stattfinden.

349. Die steinernen Jäger.

Südlich vom Luschariberge erheben sich die steinernen Jäger, ein zerklüfteter Höhenzug, auf dessen Gipfel menschenähnliche Gestalten wahrzunehmen sind.

Vor der Erbauung der Wallfahrtskirche Maria Luschari hielten sich in der Gegend Scharen von Gemsen auf, denen die Jäger eifrig nachstellten. Die zahlreichen Wallfahrer verscheuchten jedoch das Wild, zum großen Verdrusse der Jäger.

Einst bestiegen drei Jäger diesen Berg, ohne bis zur Höhe eine Gemse zu Gesicht zu bekommen. Darüber verärgert, schossen sie auf die gegenüberliegende Kirche und zur Strafe für dieses frevelhafte Tun wurden sie sofort in Stein verwandelt. Ihre Gestalten stehen noch heute auf dem Bergabhange.

350. Die steinerne „Dristen" in Asten.

Von der steinernen Dristen in Asten, einer Alpengegend im oberen Mölltale, nordöstlich vom Dorfe Mörtschach am Astenbache, geht folgende Sage.

Einer der Astenbauern hatte am Tage Mariä Himmelfahrt das Heu in Dristen zusammengehäuft und durch diese Arbeit den hohen Feiertag entheiligt. Da kam ein kleines graues Männlein und sagte zum Bauer, er solle lieber beten als arbeiten. Darauf erwiderte der Bauer: „Schere dich zum Teufel! Ich brauche keinen Rat von dir, ich muß arbeiten, selbst wenn das Heu zu Stein werden sollte!" Kaum hatte er es ausgesprochen, da erfolgte ein lang nachhallender Donnerknall, die Heudriste verwandelte sich in Stein und ist noch jetzt als solche sichtbar.

351. Der steinerne Fischer.

In einer Nische des Roßbacherschen Hauses auf dem Alten Platze in Klagenfurt steht der „steinerne Fischer" als Wahrzeichen des hier einst bestandenen Fischmarktes. Die Statue trägt die Jahreszahl 1606 und die Inschrift: So lang wil ich da bleiben stahn — Pis mier meine Füsch und Krebs abgan. Die Sage meldet: Kam einmal ein Fischer vom Wörthersee zu Markte. Eine gar sparsame Frau zweifelte an der Richtigkeit seiner Wage, aber der Fischer schwor: „Zu Stein soll ich werden, wenn ich falsch gewogen!" Und es erfüllte sich das frevlerische Wort auf der Stelle. Vor den Augen der Marktleute wurde der Fischer zu Stein und harrt noch heute der Erlösung. Der eigentliche Anlaß zur Entstehung dieses Steinbildes aber ist folgender.

Fische vom Wörthersee bildeten vormals ein Hauptnahrungsmittel der Klagenfurter, und die Fischer trieben bald allerlei Unfug. Sie kamen spät auf den Markt und brachten nicht immer frische Fische. Daher verfügte die Obrigkeit, daß jeder Fischer im Sommer und im Winter, bei Regen wie bei Sonnenschein, ohne Mantel, ohne Hut auf dem Platze stehen müsse.

352. Hildegard von Stein.

In der Nähe des Schlosses Saager, auf dem Felsen Starbin, stand vorzeiten die große, mächtige, weit und breit bekannte Burg Proßnitz, in welcher

der Graf Alboin mit seiner frommen Gemahlin Hildegard lebte. Da er einst in einen Krieg zog, der ihn vermutlich lange von der Heimat fernhalten sollte, übertrug er die Bestellung seiner Güter seinem Bruder Uduin. Dieser war aber ein böser Mann und suchte während der Abwesenheit des Grafen Hildegard von ihrem frommen Lebenswandel abzubringen. Er konnte es nicht leiden, daß sie tagelang am Fenster saß und dem inniggeliebten Manne fromme Seufzer und Gebete nachschickte und auch sonst bestrebt war, durch gute Werke für ihr und des geliebten Gatten Seelenheil zu wirken.

Da Uduins Reden ihr reines Herz nicht zu trüben vermochten, stellte er, geblendet von der Schwägerin Schönheit, ihrer Tugend nach; allein allen seinen sündhaften Anträgen gegenüber blieb sie standhaft. Dadurch im Innersten getroffen, brütete er Rachegedanken und gewann die Magd der frommen Gräfin, namens Lupa, durch Bestechung für seinen teuflischen Plan.

Als sich Alboin der Heimat näherte, ging ihm Uduin den ausgedehnten Schloßberg hinunter entgegen und erzählte ihm, daß ihm seine Gemahlin während seiner langen Abwesenheit untreu geworden sei, mit dem Vermögen verschwenderisch gehaust, viele unnötige Feste veranstaltet und die Diener zu unmenschlichen Arbeiten gezwungen habe. Die Magd hatte sich, sobald sie von der Ankunft des Herrn gehört, vor das Schloßtor begeben. Sie saß nun auf einem Schemel, hatte einen Milchkübel vor sich und molk eine abgemagerte Kuh. Kaum trat Alboin in ihre Nähe, so brach sie in ein klägliches Geschrei aus und beweinte ihr hartes Los. Der Graf brauche sie nur anzusehen; eine solche Arbeit, und noch dazu vor dem Tore, sei gewiß nicht notwendig. Dabei wies sie auf die halb verhungerte Kuh und beteuerte, aus diesem Tiere eine bestimmte Menge Milch gewinnen zu müssen, um der Strafe ihrer quälsüchtigen Gebieterin zu entgehen.

Als die Wut des Grafen bereits aufs höchste gestiegen war, schwor die treulose Dienerin, daß sie sofort zu Stein werden möge, wenn sie gelogen habe. Das wirkte. Nachdem Alboin diese und andere Reden gehört hatte, brach seine bisher mühsam bekämpfte Wut mit Gewalt hervor. Ohne sich umzusehen, stürmte er durch den Hof, die Stiege hinauf zur Kammer Hildegards. Liebevoll wie immer kam ihm diese entgegen, fuhr jedoch erschrocken zurück, als sie sein fürchterlich entstelltes Antlitz bemerkte. Ohne ein Wort zu verlieren, faßte er sie in sinnloser Wut und stürzte die ohnmächtig gewordene Gemahlin zum Fenster hinab. Nach dieser Tat eilte er zurück zur Magd, deren trügerische Worte ihn zu so unüberlegtem Handeln hingerissen hatten, und jetzt erst erkannte er die ganze Größe des Unheils. Er fand sie dort, wo sie den Meineid begangen, samt der Kuh, dem Melkkübel und Schemel in Stein verwandelt. Jäh aufsteigende Reue und Angst trieb ihn sturmschnell zurück zur Kammer, wo er nach seiner Gemahlin Ausschau hielt. Ein Blick durchs Fenster machte ihn vollends erbeben; denn er schaute sie nicht zerschmettert am Schloßabhange, sondern sah sie lebend mit einem schützenden Engel auf einem steilen Felsen sitzen. Rasch holte er ein langes Seil herbei, um die Gräfin heraufzuziehen, in dem Augenblicke aber erhob sie sich mit ihrem himmlischen Begleiter unter

heiligen Gesängen und schwebte über die Drau, dem Schlosse Stein zu, wo sich beide niederließen. Mehr konnte er nicht sehen, denn das Augenlicht schwand ihm plötzlich.

Stein war gleichfalls ein Besitz des Grafen. Erst nachdem er erblindet war, sah er ein, wie voreilig er gehandelt hatte. Seinen Bruder brauchte er nicht zu suchen, denn er erschien ungerufen und bat kniefällig, indem er seine frühere Anklage widerrief, um Verzeihung. Vom Mitleid jetzt ebenso schnell ergriffen wie vorhin vom Jähzorn, versöhnte sich Alboin mit ihm und trat unter dem Namen Paul bald darauf eine Pilgerfahrt an. Sieben Jahre wanderte er von einem Heiligtum zum andern. Er gelangte nach S. Jago im spanischen Gallizien und gründete nachmals in der Heimat die Kirche des hl. Jakob in Gallizien bei Möchling. Auch das heilige Land mit der Grabstätte des Erlösers sah den reuigen Büßer, dann pilgerte er nach Rom, wo er endlich vom Papste die Lossprechung seiner Sünden erwirkte. Mit dem Segen des Heiligen Vaters ausgestattet, schied er und trat die Heimreise an.

Von Möchling wanderte er nach Stein, damit ihm auch Hildegard seine Freveltat verzeihe. Da diese wußte, daß Alboin nur unter dem Einflusse des Verleumders so grausam gehandelt hatte, verzieh sie ihm von Herzen und machte ihn dadurch, daß sie mit ihren sanften Händen über seine geschlossenen Lider strich, wieder sehend. Aber Hildegard konnte sich nicht mehr entschließen, die frühere Gemeinschaft wieder aufzunehmen, und so zog er nach Möchling zurück. „Sehen werden wir uns nicht," sprach sie beim Abschied zu dem trauernden Mann, „aber die Glocken sollen unsere Botinnen sein." Und wirklich dringt das Geläute von Stein nach Möchling über die Hügel, welche die Aussicht vom einen in den andern Ort verhindern. Alboin erbaute zum Dank für Gottes wunderbare Fügung in Möchling die Kirche, in der seine Gebeine noch jetzt ruhen. An seinem Sarge soll nach einer Stiftung Hildegards jeden Sonntag eine vom Pfarrer in Stein nach Möchling alljährlich abzuliefernde dicke Wachskerze brennen.

Nach dem Tode des Teuren errichtete Hildegard in Stein ein Spital zur Herberge und Pflege der Armen und Kranken. An ihrem Geburtstage, Anfang Februar, nahm sie jedesmal eine große Spende vor. Sie ließ dazu einen Ochsen im Werte von fünf Gulden schlachten und für die Menge der Dürftigen zubereiten. Nicht allzu oft konnte sich die fromme Frau an diesem Winterfeste der Armen betätigen, denn bald raffte auch sie der Tod hinweg. Ihr Haus war an diesem Tage außerordentlich erhellt und die Luft mit den lieblichsten Wohlgerüchen erfüllt. Sie wurde in der Kirche zu Stein beigesetzt.

An jener Seite des Felsabhanges, wo die hehre Frau auf wunderbare Weise dem Tode entging, sproßten aus dem nackten Gestein Lilien und Rosen, wie von der Hand des Gärtners gepflanzt. Oft sah man seitdem am Vorabende der jährlichen Gabenspende eine in ein blendend weißes Kleid gehüllte Frau durch das Haus wandeln und die für die Feier des kommenden Tages bereitgestellten Vorräte untersuchen, die dann von besonderer Ergiebigkeit waren. Ihre Einführung vererbte sich in die Gegenwart fort. Hildegard, welche hier als Heilige verehrt wird, soll nämlich in

einem hinterlassenen Stiftbriefe ihr ganzes Vermögen zur Spende und Abspeisung der Armen bestimmt haben.

Am ersten oder zweiten Sonntag und dem vorherigen Freitag des Februars findet das sogenannte Strüzelwerfen statt. Reiche Bauern spenden der Kirche einige Säcke „Strüzel", welche aus Roggenmehl gebacken sind, in Form und Größe aber kleinen Semmeln gleichen. Unter feierlichem Glockengeläute werden sie von den Geistlichen zu Stein geweiht und sodann von der Ruine auf die im Schnee harrende Volksmenge geworfen. Die Spender der Brote, die anwesenden Geistlichen, der Rosenbergsche Förster und einige Kirchensänger haben das Recht, dieses Werk auszuführen. Jeder der Versammelten, unter denen sich namentlich viele Bettler befinden, sucht mehrere Strüzel zu erhaschen; denn es ruht ein besonderer Segen für das Vieh auf diesem Gebäck. Es schützt Mensch und Vieh vor Verzauberung, Krankheit und Blitzschlag und verhütet Unfälle auf hohen Bergen. Wenn ein solches Strüzel in der Hand eines Menschen zu schimmeln beginnt, kündet es dem Betreffenden baldigen Tod an.

Von dem Schlosse Proßnitz zeugen nur mehr wenige Mauerspuren. Die versteinerte Magd samt der Kuh, dem Schemel und Milchkübel fand man noch vor wenigen Jahrzehnten in einer Tropfsteinhöhle nächst dem schwindelnden Steig, der zur Höhe leitet. Das Volk nannte das Steingebilde, welches bei einiger Einbildung ein melkendes Weib erkennen ließ, „die steinerne Melk"; doch ist es mit der Zeit durch Abschlagen von Steinen, welchen das Volk eine heilsame Wirkung für kranke Augen zuschrieb, vollständig verstümmelt worden. Auf der Höhe des Skarbin, wo dereinst die Burg stand, in der Nähe des Absturzes, wo Alboin sein Weib in die Tiefe warf, blühen noch jetzt ungezählte rote Federnelken.

Vom Spital zu Stein ist gegenwärtig auch nicht viel mehr zu sehen. In den Trümmern wird noch ein Zimmer gezeigt, worin die hohe Wohltäterin gewaltet haben soll. Das Schloß ist gänzlich verfallen. Die Kapelle aber blieb noch lange Zeit erhalten; ein durch Unvorsichtigkeit des Glöckners ausgebrochenes Feuer legte sie sowie die letzten Reste des Schlosses in Trümmer. Die Kirche wurde über dem Staube der seligen Stifterin neu aufgebaut, und ein Grabstein bezeichnet die Stelle, an welcher Hildegard ruht. Wegen ihrer Verdienste wurde sie von einem späteren Papste heilig gesprochen. An ihrem Todestage wird dies in der Kirche verkündet und aus diesem Anlasse ein großes Fest gefeiert. Bei den Leuten der Umgebung ist jedoch der Name Liharda oder Likart gebräuchlicher als Hildegard.

353. Der Korbflechter.

An diese Gegend knüpft sich noch eine andere Sage. Als in Möchling einst Kirchtag gehalten wurde, kümmerte sich ein Korbflechter des Dorfes nicht um den Feiertag. Er wohnte auf der Anhöhe ob Möchling, schaute spöttisch auf die Leute herab und arbeitete wie an gewöhnlichen Wochentagen. Bald ereilte ihn die Strafe des Himmels. Der Berg fing an zu wachsen, und der Korbflechter konnte auf keiner Seite mehr hinab. Er sitzt heute noch versteinert auf dem Berge.

354. Der Gotteslästerer.

In dem Tale, das die „hintere Fragant“ durchrauscht, lebte einmal ein kleines, unscheinbares Männlein. Dies war alles eher als ein gläubiger Christ; wo es nur konnte, fluchte es über den Herrgott. Einmal aber ereilte ihn die Strafe. Prasselnd stürzte der Regen hernieder, Blitz folgte auf Blitz, der Donner grollte unaufhörlich. Auf einem freien Platze stand nun das Männlein und schimpfte: Heilig's Gott's Kreuz! bald rechts, bald seits! und meinte damit die bald links, bald rechts niederzuckenden Blitze. Die Menge, welche das lästernde Männlein mit wachsendem Grauen beobachtete und die vermessenen Worte hörte, lichtete sich allgemach; einer verschwand nach dem andern. Jetzt stand der Fluchende allein da, aber noch immer verstummte er nicht. Bald zuckte ein fahler Blitz nieder, der Donner rollte weithin, das Männlein aber lag vom Blitzstrahl gefällt auf der Erde.

355. Der zornige Weber.

Im Maltatale lebte ein Weber vergnügt und zufrieden in seiner Hütte. Es fehlte ihm nichts zu seinem Auskommen, wenn er nur nicht gar so gern geflucht hätte! Wenn er in Zorn geriet, verfluchte er sich und den ganzen Plunder. Einmal bekam er so schlechtes Garn, daß auf dem Webstuhl bald da, bald dort ein Faden riß. Kaum hatte er es mühsam geknüpft, sprang wieder anderswo ein Faden. Teufel! Und jetzt ging das Wetter los: „Das wildeste Tier des Waldes bin ich lieber als mich mit dem höllischen Garn ärgern!“ Gut. — Der Weber war seitdem verschwunden, aber hin und wieder vernahm man vor der Weberhütte das Brummen eines gewaltigen Bären, was den Leuten gewaltigen Schrecken einjagte.

356. Der heilige Ofen.

Aus einem Felsen in der Nähe des Schlosses Eberstein wuchs ein Gebilde, die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten darstellend. Der grausame, ungläubige Schloßherr ließ es alsbald herunterschießen. Noch einmal trat es aus dem Felsen hervor und wurde wieder auf Befehl des Ritters zertrümmert. Da befiel den Frevler der Aussatz. Reue überkam ihn, und er ließ an jener Stelle, wo die heiligen Figuren aus dem Felsen gewachsen waren, eine Grotte hauen und ein Marienbild hineinsetzen. Seine Reue aber kam zu spät. Von Würmern zerfressen, gab er seinen Geist auf. Die Felshöhle aber ist noch heute zu sehen und wird von den Bewohnern jener Gegend der heilige Ofen genannt.

357. Der gesuchte Herrgott.

In der Nähe eines kleinen Sees unweit der Stadt Tarvis wohnte in einer kleinen Hütte eine friedliche Bauernfamilie. Der erwachsene Sohn

besorgte die Felder, während ein liebliches Mädchen für die alten Eltern die Wirtschaft führte. Kam Georg, so hieß der fleißige Sohn, von der langen Arbeit in der Sonnenhitze ermüdet, heim, so war es nichts Seltenes, daß er mit Angelrute und Lägel zum See wanderte, um in den kühlen Abendstunden zu fischen. Da geschah es einmal, daß er in der dunkelblauen Flut drei Goldfischlein ihr munteres Spiel treiben sah. Sogleich erwachte in ihm das Verlangen, wenigstens eines zu fangen. Lange bemühte er sich vergeblich, doch endlich zappelte ein Fischlein an der Angel. Groß war die Freude des jungen Mannes, als er mit seinem Fange heimwärts wanderte. Doch wer beschreibt das Staunen der guten Leute, als er zu Hause das Fischlein aus dem Lägel nimmt und dies sich plötzlich in eine zarte, holdselige Jungfrau verwandelt! Keines getraute sich, ein lautes Wort zu sprechen, um nicht das liebliche Bild zu verscheuchen. Da begann das Mädchen mit klangvoller Stimme ihr Schicksal zu erzählen. Als sie mit ihrer Geschichte zu Ende war, sagte sie, einen traurigen Blick auf Georg werfend, daß ihr Erlöser von nun an an ihrer Statt als Goldfisch die Fluten teilen müsse, falls er sie nicht heiraten wolle. Sie hatte den Satz kaum beendet, als Georg sie an seine Brust zog und ihr mit einem glühenden Kusse die Lippen schloß.

In kurzer Zeit waren sie Eheleute. Da geschah es einmal, daß der Fürst des Landes anläßlich einer Jagd an dem Heime des neuvermählten Paares vorüberkam und der schönen jungen Frau ansichtig wurde. Sogleich durchtobte seine Brust ein sündhaft Verlangen, und er beschloß, die Frau, auf welche Weise es auch sei, zu erringen. Schon am nächsten Morgen ließ er Georg zu sich rufen und befahl ihm, den Hügel vor seinem Schlosse in einer Nacht so weit abzutragen, daß die Sonne um zwei Stunden früher in des Fürsten Schlafgemach scheine. Vermöge er dies nicht, so sei es um ihn geschehen.

Sorgenvoll ging Georg nach Hause und erzählte den Vorfall seiner Frau, die, statt ihm einen Rat zu geben, ans Schlafengehen mahnte. Neugestärkt wanderte er am nächsten Morgen zum Fürstenschloß. Doch er traute seinen Augen kaum, als er die Arbeit, die ihm aufgetragen war, bereits verrichtet sah. Groß war auch das Staunen des Fürsten über diese Leistung, aber schnell schmiedete er einen neuen Anschlag; er verlangte von Georg, daß er den abgetragenen Hügel wieder aufrichte, widrigenfalls es bei der angedrohten Strafe bleibe. Allein auch diesem Wunsche war am folgenden Morgen Genüge getan. Nun wußte sich der Fürst nicht mehr zu helfen und beriet sich mit seinem Hofnarren, der den Vorschlag machte, Georg um den Herrgott zu schicken.

Wohlgefällig nahm der Fürst seines Narren Wort auf und ließ Georg sogleich den Befehl überbringen. Dieser glaubte, es werde ihm auch diesmal ebenso Hilfe kommen wie ehedem. Aber seine Frau sagte, zweimal habe sie ihm aus der Not geholfen, doch diesmal sei sie außerstande, seinem Wunsche zu willfahren. Trübsinnig machte er sich auf die Suche nach dem Herrgott, aber er konnte ihn nirgends finden. Unmutig über den Mißerfolg seiner Bemühungen ließ er sich abends im Schatten einer starken Eiche nieder und schlief vor Ermüdung ein. Als er wieder erwachte, stand

ein kleines Männlein mit langem, weißem Barte vor ihm und hieß ihn nach Hause gehen und sich am nächsten Morgen im Schlosse einfinden. Nach diesen Worten verschwand es. Georg befolgte den Rat des Zwerges und stand in den ersten Morgenstunden vor dem Fürsten und dessen Narren. Da fragte ihn jener, ob er den Herrgott gefunden habe. Ehe Georg antworten konnte, tat sich die Tür auf, und das Männlein stand vor den Spöttern. Schweigend breitete es ein Tuch aus und bedeutete den beiden, darauf zu steigen. Dann erhob der Zwerg die Hände, und die zwei gottlosen Männer zerfielen zu einem Haufen Staubes. Wieder erhob er die Hände, und die Asche verwandelte sich in einen Haufen Goldes, den er Georg zum Geschenke machte, worauf er verschwand.

Georg lebte nun aller Sorgen ledig mit seinem schönen, tugendsamen Weibe bis an sein seliges Ende in Glück und Zufriedenheit.

358. Der abgewiesene Herrgott.

In der Christnacht kam einmal ein Handwerksbursche in ein Dorf. Dort kehrte er im Wirtshause ein und bat den Herrn Wirt um Herberge. Dieser aber, ein stolzer, hochfahrender Mann, jagte ihn hinaus. Da sprach der Bursche:

„Ich hab' viel Land und Leut' probiert,
aber nirgends solche Grobheit verspürt
als hier bei diesem Lumpenwirt."

Während der Nacht noch kamen drei Räuber, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, und wollten das Wirtshaus plündern. Der Wirt jedoch jagte sie in die Flucht. Nur einer der Räuber schlich heimlich ans Haus zurück und zündete es an, daß es sogleich niederbrannte. Da klagte der Wirt bitter über das schwere Unglück, das ihn getroffen. Der Handwerksbursche aber, der kein anderer war als der Herrgott in Menschengestalt, sprach dazu: „Weil ich keine Herberge habe, sollst du fortan auch keine haben," und verschwand. (Kliening.)

359. Der Raiblersee.

Ungefähr zwei Wegstunden von Tarvis entfernt liegt die Ortschaft Raibl, und in ihrer unmittelbaren Nähe, zwischen hohen Bergen eingebettet, der schöne Raiblersee. Vor vielen, vielen Jahren stand in dem Talkessel, den jetzt der See ausfüllt, ein freundliches Dörfchen, umgeben von Äckern und Wiesen, die jährlich so reichen Ertrag brachten, daß sich die Bewohner großer Wohlhabenheit erfreuten. Weil es ihnen nun zu gut ging, und sie keine Sorgen kannten, verloren sie jegliches Gefühl für die Not ihrer Mitmenschen, sie wurden hochmütig und hartherzig. Klopfte ein Armer an ihre Türen, so wurde er barsch abgewiesen, den Bettlern bot man statt milder Gaben Scheltworte und jagte sie unbarmherzig von dannen.

Eines Abends kam ein armes, unbekanntes Weib mit einem lieblich schönen Kinde auf dem Arm ins Dorf. Hunger ist der schlimmste Gast

und Elend der schrecklichste Gefährte. So ging die arme Frau von Haus zu Haus und bettelte für sich und ihr wimmerndes Kindlein um ein Nachtmahl und bescheidenes Lager; aber überall schlug man vor ihr die Türe zu und höhnende Reden folgten ihr durch die Dorfstraße. Ganz trostlos über diese Unbarmherzigkeit der Menschen stand sie, vor Kälte und Hunger zitternd, im Freien und konnte nicht einmal das unschuldig leidende Kindlein vor Regen und Wind schützen. „Ich verdiene es, daß man mich fortjagt," jammerte sie, „aber was hat mein armes Kind verbrochen, daß es solchem Unglück preisgegeben ist?" Helle Tränen fielen bei diesen Worten zur Erde, aber ihre Klagen stiegen auf zum Himmel. Schon wollte sie sich unter freiem Himmel zur Ruhe legen, als sie draußen vor dem unwirtsamen Dorfe eine einzelne Hütte erblickte und bangen Herzens darauf zu ging. Auf ihr zaghaftes Klopfen erschien ein silberhaariger Greis in der Türe und nahm die Bedauernswerte samt ihrem Kinde voll Mitleid in seinem Häuschen auf, bewirtete sie, so gut er vermochte und bereitete ihr ein weiches Strohlager. Mit einem Male brach ein schreckliches Ungewitter los; es rollte und schallte von den Bergen, daß die Erde zitterte, und unter Blitz und Donner ergossen sich die Regenströme auf das sündhafte Dorf. Himmel und Erde schienen ihren Zorn über die unbarmherzigen Menschen zu entladen. Als früh am Morgen der Greis erwachte, war die Fremde verschwunden; der Sturm hatte sich wieder gelegt, aber welch ein Anblick war es, als er vor die Hütte trat und statt des Dorfes eine weite Wasserfläche schaute, aus der nur noch seine Behausung hervorragte. Gott hatte, gerührt durch die Tränen des armen Weibes, diese furchtbare Strafe über die unbarmherzigen Menschen verhängt. Heut noch kann man auf einer kleinen Insel mitten im See die Hütte jenes alten Fischers sehen, und in der Christnacht soll aus dem See ein leises Wehrufen und trauriges Glockengeläute zu hören sein.

360. Der Waidischsee.

Hart an der Straße, welche von Waidisch nach Zell führt, liegt ein Teich, der im Volksmunde den Namen Waidischersee führt. Es heißt, daß er eine gewaltige Tiefe habe, so daß man an manchen Stellen mit dem Senkblei keinen Grund erreiche. Schlangen und Riesenkröten sollen sich nach Aussage der Leute darin tummeln.

Vor geraumer Zeit — so erzählt die Sage — stand an der Stelle des Sees eine schöne Ansiedlung. Gottlose Menschen gab es dort in jenen Tagen mehr als heute. Und so geschah es einmal, daß den Leuten der Gedanke kam, während der Christnacht nackt in der Kirche zu tanzen. Schnell wurden die Kirchenstühle beiseite geräumt, und Männer und Weiber begannen den Reigen. Da, es war kurz vor Mitternacht, öffnete sich das Tor; ein gelbes Vöglein flog herein, setzte sich auf den Hauptaltar und begann zu singen:

„Wenn ihr vom Tanzen aufhört nit,
Werd't ihr zur Hölle gehen mit."

Allein die Tänzer lachten es aus, und einige besonders übermütige Tänzerinnen jagten es in der Kirche herum. Auf einmal schlug es zwölf Uhr. Das Vöglein verschwand, und man hörte ein unterirdisches Sausen und Brausen, das immer näher kam. Mit schreckensbleichen Gesichtern flüchteten die sündhaften Menschen nach der Tür, doch diese wurde von unsichtbaren Mächten zugehalten. Schon hoben sich die Platten des Bodens, ein Wasserstrom stürzte hervor und wuchs mit furchtbarer Schnelligkeit an. Die Musikanten, welche auf den Seitenaltären aufgespielt hatten, erklommen die Heiligenstatuen oder suchten sich an dem Geranke des Aufbaues emporzuwinden. Doch es gab keine Rettung — in wenigen Augenblicken war die Kirche mit Wasser gefüllt und versank in den Fluten. Das war eine furchtbare Gottesstrafe. Am nächsten Morgen spiegelte sich der Himmel in einem tiefen Teiche, von der Kirche war keine Spur mehr vorhanden.

Doch wollen abergläubische Bauern, welche bei Nacht an dem Wasser vorübergingen, aus der Tiefe ein fernes Glockenläuten vernommen haben. Über diese Glocken herrscht bei den dortigen Leuten folgende Meinung: Beim Heinzbauer auf der Rauth, einem Dorfe auf dem Matzen, wird eine Kuh zwei schwarze Kälber werfen; wenn diese groß geworden, werden sie dem Stalle entlaufen und zu dem Teiche eilen, wo ihrer ein Wagen mit den Glocken der versunkenen Kirche harren wird. Diesen werden sie ohne Führer auf den Gipfel des Matzenberges ziehen, wo heute ein Kirchlein steht, der heiligen Jungfrau geweiht. Doch da sich oben schon seit vielen Jahren zwei Glocken befinden, sei der letzten Aussage nicht allzuviel zu trauen.

Eine zweite Sage erzählt, daß auf dem Matzenberge vor langer Zeit ein prächtiger Tempel stand. Einmal aber, als ein furchtbares Erdbeben das Land verheerte, stürzte der herrliche Bau den Abhang hinunter. Die Glocken fielen unweit der Ortschaft Waidisch auf und schlugen hier ein gewaltiges Loch in den Boden, das sich allmählich mit Wasser füllte. So entstand der Waidischsee. Einmal aber werden zwei Ochsen kommen und das ganze Wasser des Sees austrinken. Zur selben Zeit soll der Wunderbau auf dem Matzenberge wieder erstehen und alle Bewohner des Landes sich zum wahren Glauben bekehren.

361. Der Ursprung der Lieser.

Die Lieser entspringt aus einem runden Loch inmitten einer steil abfallenden Felswand. Oberhalb der Lieserwand dehnt sich gegen den Sonnblick eine Schutthalde, das Lieserkar, das nach der Sage ehemals ein See war. In dem Berge befand sich einst ein ergiebiges Goldbergwerk. Infolge ihres Reichtums wurden die Knappen übermütig, schoben mit goldenen Kugeln nach ebensolchen Kegeln und trieben viel frevelhaften Spott. Aber einer unter ihnen, der stocktaub war, verehrte Gott und ging jeden Sonntag ins Tal zur Kirche. Wenn er die Genossen ermahnte, von ihrem wüsten Leben abzulassen, scholl ihm lauter Hohn entgegen, und an ihren Gesichtern merkte er, wie wenig sie auf seine Worte gaben. Eines Tages

fuhren sie wieder in den Stollen, mit ihnen auch der taube, fromme Knappe. Eben wollten sie die Arbeit beginnen, als dieser anhielt und sagte, er höre ein gewaltiges Rauschen. Da erhoben sie ein schallendes Gelächter und schrieen: „Wenn wir nichts hören, was soll dann erst ein Tauber erhorchen!" Noch einmal sprach er seine Warnung vergeblich aus, dann verließ er den Stollen. Kaum war er aus dem Mundloch ans Tageslicht getreten, so stürzte ein Wasserstrom aus dem Stollen und schwemmte seine Kameraden in die grausige Tiefe. Sie hatten nämlich den oberhalb des Bergwerks liegenden See angebohrt, und das Wasser nahm seinen Lauf durch den Stollen ins Freie. Der Gerettete besaß von nun an sein Gehör wieder, aber aus dem Stollen fließt seitdem ein Bach, den die Leute Lieser nennen. Der Name stammt angeblich von „lisnen", d. h. horchen, und erinnert an den tauben Knappen, der das Brausen des einbrechenden Wassers allein gehört hat.

362. Der Wörthersee.

Am Südufer des Wörthersees, westlich von Maiernigg, fällt die mit dunklem Nadelholz bewachsene Berglehne steil zum Wasser ab und bildet die sogenannte Schwarze Wand, unter welcher in der Geisterstunde die Glocken einer versunkenen Stadt ertönen sollen. Denn an dieser Stelle stand, so erzählt die Sage, vor vielen hundert Jahren eine große Stadt mit prachtvollen Gebäuden. Aber ihre Bewohner waren durch Reichtum übermütig und üppig geworden; sie vergaßen Gott, Zucht und Sitte und trieben nur ruchlosen Spott mit göttlichen und menschlichen Gesetzen. So kam es, daß sie einst am Vorabende des Osterfestes zu Tanz und Gelage sich versammelten. Schon kündete der Glocken Klang eine späte Stunde, und noch immer frönten sie ihrer wilden Lust. Da öffnete sich die Tür des Festsaales, und ein hageres, eisgraues Männlein blickte verwundert auf das lärmende Treiben in der prunkvollen Halle. Grollend ruft es endlich aus: „O ihr gottlosen Schwelger, wisset ihr nicht, welche Feier wir morgen begehen? Kehret heim, ehe euch strenge Strafe erreicht!" Aber nur höhnisches Lachen antwortete ihm. Verdrossen entfernte sich der Alte, und wilder wird der Tanz, noch lauter der Trunkenen wüstes Geschrei. So rückte die Mitternacht heran. Abermals betritt der Warner den Saal; er trägt ein Fäßlein im Arme und mahnt neuerdings, abzulassen von dem frevelhaften Tun. „Wenn ihr mir nicht folgt," fügt er hinzu, „öffne ich den Hahn dieses Fäßleins, und Tod und Verderben kommt über euch." Wieder antwortet ihm nur frecher Spott der Verstockten. Da schlägt es Mitternacht.

Alle Lichter erlöschen, die Mauern erbeben, ein furchtbares Gewitter entladet sich unter wütendem Sturmesgebrause, und in Strömen fließt der Regen. Mit offenem Hahne liegt das Fäßlein des verschwundenen Warners da, und endlose Fluten entströmen ihm. Sie dringen in alle Räume und strömen fort, bis sie die ganze Stadt und Gegend überschwemmt, jedes Werk der Menschenhand bedeckt haben. So ward die Stadt vernichtet,

ihren ruchlosen Bewohnern der Untergang bereitet. Nimmer verloren sich die Wasser: sie bildeten den heutigen See. Städte, Kirchen und Dörfer liegen in seiner unergründlichen Tiefe begraben, und in den alten Palästen hausen Fische von ungeheurer Größe und riesenhafte Wasserschlangen. Und noch jetzt — so geht die Sage — vernehmen die Fischer oft mit Schaudern, wenn sie an gewissen Orten vorüberfahren und an stillen Sommerabenden die Abendglocken über den See tönen, von unten wie aus einer bodenlosen Tiefe ein Getön, gleich den mattverhallenden Glockentönen der versunkenen Kirchen. Manchmal sieht man des Stadtkirchturms Spitze, welche die Schiffer ängstlich meiden, um 'nicht mit zerschelltem Boote in den Wellen zu versinken.

Am östlichen Ufer des Sees erhebt sich das Schloß Loretto, so genannt von der Kapelle Maria Lauretana. In dieser soll vor Zeiten eine große, prächtige Orgel gestanden haben. Einmal mußte sie zerlegt und ein Teil davon nach Maria Saal geschickt werden. Beim Fortschaffen der Orgel wurde die Glocke des Kirchleins geläutet. Diese war über den Verlust der Orgel so betrübt, daß sie sich vom Glockenstrange losriß und in den See sprang. Noch heute soll sie, zwischen zwei mächtigen Felsen eingeklemmt, auf dem dunklen Grunde liegen; ein großer Krebs sitzt darauf und bewacht sie. Trotz wiederholter Versuche gelang es bis jetzt noch nicht, sie ans Licht zu fördern. Ein Taucher, der einst hinunterstieg und den ungeheuren Krebs erblickte, war darüber so erschrocken, daß er sich gleich wieder an die Oberfläche ziehen ließ. Da weissagte er, daß die Stadt Klagenfurt einmal von den Fluten des Wörthersees werde überschwemmt werden.

In Ferlach geht die Sage, daß bei einem Bauer im Rosentale, dessen Name genannt wird, einmal Zwillingsstiere zur Welt kommen sollen. Diesen obliegt, wenn sie zugfähig geworden sind, die Aufgabe, jene Glocke zu holen und auf den Matzenberg zu führen.

363. Eine andere Sage vom Wörthersee.

Der Wörthersee führt in der windischen Sprache die Bezeichnung „Veldener See". Eine Volkssage, die in der Gegend zwischen Velden und dem Rosentale stark verbreitet ist, erzählt, daß sich vor alter Zeit an seiner Stelle eine große Stadt ausbreitete, welche von Velden bis nach Klagenfurt reichte. Im oberen Becken, nahe der heutigen Ortschaft Velden, stand damals ein stolzes Schloß. Es gehörte einer reichen Gräfin, welche es mit zwei Töchtern und großer Dienerschaft bewohnte. Der Ruf dieser mächtigen Frau war nicht der beste. Ihr Reichtum war ebenso groß als ihr Stolz; sie behandelte ihre Dienstleute mit barscher Strenge und kannte auch nicht, was Mitleid heißt. Das kam daher, weil sie ein herrisches Gemüt und keinen Glauben besaß.

Es war an einem Christabend. Der Wind pfiff eisig von der Stadt her und fegte über das Schloßdach, Schneewolken wirbelten empor, und schüchtern nur ertönte das Geläute der Kirchenglocken durch das Geheul des Wintersturmes. Es rief die Gläubigen zur Christmette. Der herri-

schen Gräfin war der Gottesdienst verhaßt; sie hatte für diesen Abend, um nicht daran gemahnt zu werden, eine große Gesellschaft geladen. In den taghell erleuchteten Prunkgemächern wogten festlich gekleidete Menschen unter den rauschenden Klängen der Musik. Aber nicht genug damit, auch von den Dienstleuten durfte keiner zur Kirche gehen.

Da klopfte es kurz vor Mitternacht, als das ausgelassene Treiben im Schlosse seinen Höhepunkt erreicht hatte, an das Hoftor. Eine in ärmliche Lumpen gehüllte Bettlerin stand davor. Sie hielt ein wimmerndes Kind im Arm und drückte es zum Schutze gegen die schneidende Kälte eng an ihre Brust und bat den öffnenden Knecht um Einlaß. Sogleich drängten sich einige mitleidige Diener heran und rieten ihr, den Zorn der unbarmherzigen Gebieterin nicht durch Bitten zu reizen; sie wollten ihr heimlich in der Gesindestube eine Schlafstelle bereiten. Doch das Weib ließ sich nicht abhalten, drang trotz aller Warnungen der geängstigten Knechte hinauf in den festlich erhellten Saal und bat die Gräfin, indem sie das zitternde Kindlein emporhob, um ein Nachtlager. Da brach auch schon das Ungewitter los. Mit zürnender Gebärde und einer Flut von Schimpfworten jagte die Gräfin sie davon. Doch das Weib, dem das Elend Mut gab, bat noch eindringlicher: „Wenn ich schon hier nicht übernachten darf, so gebt mir doch zu essen — oder schenkt mir eine wärmende Hülle, damit ich mein Kind vor der Kälte schützen kann!" Jetzt kannte die Wut der stolzen Frau keine Grenzen mehr; mit dem Fuße stieß sie das wimmernde Bettelweib die Stiege hinab und befahl die Hunde loszulassen, damit sie vor diesem Bettelpack Ruhe habe. Bevor dies geschehen konnte, erhob sich die so schwer beleidigte Bettlerin und rief: „So möge das Schloß mit seinen hartherzigen Bewohnern in den Erdboden sinken!" Eben hatte sie den Fluch ausgesprochen, als es Mitternacht schlug. Auf einmal senkte sich der Boden, eine schreckliche Verwirrung entstand unter den Gästen, die Bettlerin war verschwunden. Mit Mann und Maus versank das Schloß, und kein einziger Bewohner entrann dem Verderben.

Am nächsten Morgen bot sich den Leuten auf den umliegenden Anhöhen ein unerhörtes Schauspiel. Endloses Wasser breitete sich im Tale aus, wo gestern noch das Schloß geprangt, und in der Richtung gegen Klagenfurt, soweit der Blick reichte, war nichts als Wasser zu sehen. Wer abends in die Nähe des Ufers kam, vernahm ein tiefes Glockengeläute, das aus dem See erklang. Viele Leute hörten es im Laufe der Zeit, doch niemand wußte, was es zu bedeuten hatte.

Bei einem Bauer in Velden, dessen Keusche unweit des Sees stand, war einst ein liebliches Mädchen bedienstet, welches den Tag über auf den Wiesen des Seeufers das Vieh hütete. Tagelang saß es am Ufer, sah dem Spiel der Wellen zu, horchte ab und zu verträumt auf das wunderbare, ferne Läuten aus der Tiefe oder sang, um sich die Langeweile zu vertreiben, Lieder, die weit hinaus über das Wasser klangen. Eines Abends, als eben die Sonne hinter dem Mittagskogel hinabsank und die Hirtin ihre Kühe heimtreiben wollte, erblickte sie im Uferwasser drei große Fische von ausnehmender Schönheit. Das Mädchen fand um so größeres Gefallen an ihnen, als es ihm schien, daß die stummen Geschöpfe es freundlich an-

blickten, wie wenn sie ihm etwas zu sagen hätten. Es trat also heran, um sie genauer zu betrachten, und bemerkte zu seinem größten Erstaunen, daß jeder Fisch eine Krone auf dem Kopfe trug.

Zuhause erzählte es von den ungewöhnlichen Tieren, was zur Folge hatte, daß nun täglich zahlreiche Neugierige ans Ufer kamen, um das Wunder zu schauen, freilich ohne Erfolg. Nur dem frommen, unschuldigen Hirtenmädchen zeigte es sich. Als es am folgenden Abende wieder einsam am Ufer stand, kamen die drei Fische wie tagsvorher herbeigeschwommen. Der größte hob seinen Kopf über das Wasser und sprach mit menschlicher Stimme zu ihm: „Morgen kommen wir um dieselbe Zeit wieder, aber da werde ich eine große Schlange sein und einen goldenen Schlüssel im Munde tragen. Wenn du es wagst, ihn mir abzunehmen, sind wir alle drei erlöst." Es war die Mutter der zwei anderen, die nun dem atemlos lauschenden Mädchen weiter berichtete, daß sie schon viele hundert Jahre im See leiden müßten und warum sie verzaubert worden seien. Als das Mädchen sich zu dem Wagnis bereit erklärte, verschwanden die Fische in der dunklen Tiefe. Dieses dachte noch eine Zeitlang verwundert über das Gehörte nach, dann trieb es langsam die Kühe heim und legte sich, ohne ein Wort zu verraten, nach dem Abendessen zur Ruhe.

Am nächsten Abende traf alles ein, was der Fisch vorhergesagt hatte. Zwei Fischlein standen am Ufer, wie wenn sie ihrer Erlösung harrten, und eine große Schlange wälzte sich gegen das Mädchen heran. Dieses überwand alle Furcht und langte nach dem Schlüssel, aber o weh! die Schlange schnappte nach der Hand, so daß das Mädchen entsetzt zurückfuhr und den Mut verlor. Abermals kam ihr die Schlange entgegen und bat mit sanfter Stimme, Mitleid zu haben und ihr den Schlüssel zu entreißen. Allein auch der zweite Versuch endigte erfolglos. Als die Schlange das drittemal nach der hinlangenden Hand schnappte, entlief das Mädchen voll Schreck, die Schlange wälzte sich ins Wasser, ward augenblicks wieder zum Fisch und brach in klägliches Weinen aus.

Während der drei Tage, an denen die seltsamen Fische erschienen waren, herrschte friedliche Stille auf dem See, und das freundliche Himmelsblau lachte aus ihm. Kaum aber war der letzte Versuch zur Erlösung der „Verwunschenen" mißglückt, so färbte er sich dunkel, wie wenn er über großes Unheil trauerte, und Jammerrufe drangen daraus hervor. Entsetzt ob dieses neuen Wunders und bis ins Innerste erschüttert von dem Erlebnis, hielt das Mädchen in seinem Laufe inne und horchte nach dem Wasser hin; da ertönte wieder die Stimme des großen Fisches: „Du hättest uns erlösen können und wärest selbst glücklich geworden. Nun müssen wir abermals siebenhundert Jahre warten. In dieser Zeit wird auf der Anhöhe von Köstenberg ein Kastanienbaum erwachsen; aus seinem Holze wird dereinst eine Wiege gefertigt. Eine Bettlerin wie jene, welche ich vor ach so langer Zeit aus meinem Schlosse gejagt habe, wird ihr Kindlein darein legen. Dieses erst wird uns zu erlösen kommen."

Seit jenem Abende verstummte das Glockengeläute im See; das Mädchen aber überstand den Schrecken nicht, es erkrankte und starb bald danach.

364. Der Längsee.

An der Stelle, wo sich heute der liebliche Längsee ausbreitet, nach welchem die Ortschaft St. Georgen ihren Beinamen führt, lag einst, umrahmt von grünen Wäldern und prangenden Wiesen, das Dörflein St. Georgen bei Taggenbrunn. Auf einem sanften Hügel in der Mitte der Ansiedlung erhob sich ein schmuckes Kirchlein, wo einer alten Weissagung gemäß täglich eine Messe gelesen werden mußte. Ein Priester hatte nämlich einst geträumt, daß das ganze Dorf mit seinen Bewohnern versinken würde, sobald man von diesem heiligen Gebote abginge. Mit großem Eifer sorgten daher die frommen Dörfler dafür, daß der Gottesdienst in ihrer Kirche ja nicht einmal unterblieb. Als jedoch in den Tagen großer Wanderungen ein fremdes Volk in die Gegend kam und die Einwohner vertrieb, geriet der Ursprung und Zweck des frommen Brauches in Vergessenheit; und da kein christlicher Gottesdienst mehr abgehalten und die Kirche vernachlässigt wurde, erfüllte sich alsbald die Prophezeiung jenes Priesters. Allmählich begann das Dorf und die nächste Umgebung zu sinken, der Boden senkte sich immer tiefer, ohne daß die Umwohnenden es zunächst merkten. In einer Nacht jedoch — es war gerade zu Allerseelen — brach plötzlich wie aus tausend Quellen Wasser aus dem Boden hervor, und ehe noch der Morgen graute, war das Dorf samt den Menschen, die es bewohnten, in den Fluten verschwunden. Das Wasser stieg immer höher, und so entstand der See, welcher sich einst vom heutigen Schrattenfelde bis nach Fimming erstreckte. Wegen seiner Länge erhielt er den Namen der Lange See. Doch hat er seine ursprüngliche Ausdehnung schon fast zur Hälfte eingebüßt. Auf welche Weise dies geschah, erzählt eine andere Sage.

In dem See hielt sich vor Zeiten ein riesiger Fisch auf, der immer an derselben Stelle stand, wo es am tiefsten war, und sich durch kein Mittel von seinem Platze vertreiben ließ. Nach und nach bildete sich auf seinem Rücken, der über den Wasserspiegel ragte, durch angeschwemmtes Erdreich und Seegras eine Insel, mit der er untertauchte, sobald jemand aus Neugierde oder Übermut seinen Fuß darauf setzte. Auf dem Eiland wurde schließlich eine Kirche erbaut, in der jeden Tag eine Messe für die armen Seelen der Ertrunkenen gelesen wurde. Mit diesem frommen Brauche war eine alte Weissagung verbunden. Sollte nämlich einmal der Fall eintreten, daß eine Woche hindurch der Gottesdienst unterbleibe, so werde die Kirche jeden Tag tiefer sinken und endlich samt dem Ungeheuer verschwinden. Aber auch der See werde dann allmählich versiegen und das Wasser zuletzt ganz ablaufen. Wirklich ereignete es sich später, als die dort ansässige Bevölkerung von fremden heidnischen Völkern vertrieben wurde, daß kein Mensch die Kirche mehr betrat und sie verlassen auf der Insel stand. Niemand beachtete anfänglich, daß sie von Tag zu Tag schneller sich dem Wasserspiegel näherte. Endlich am achten Tage, als die Leute morgens zur Arbeit gingen, bemerkten einige, daß der See unruhig wurde und immer höhere Wellen schlug, obgleich vollkommene Windstille herrschte. Sie eilten nun ins Dorf zurück und holten Leute herbei. Da strömte eine große Schar dem Ufer zu, aber im selben Augenblicke ver-

schwand der größte Teil der Wasserfläche; man hörte noch ein fernes Rollen, und schon entstieg dem See ein dichtes Gewölke, welches sich über die Gegend breitete, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Als endlich der Nebel zu steigen begann, bot sich den Augen der erschrockenen Bewohner ein trauriges Bild. An die Stelle des blauen Sees und der freundlichen Insel war sumpfiger Boden getreten, der mehrere schwarze Löcher aufwies, die sogenannten Meeraugen.

In einem dieser Meeraugen soll einst ein Bauer mit seinen zwei Ochsen spurlos verschwunden sein. Als man nun nachgraben wollte, erschien ein weißes Männlein und gab den Leuten zu verstehen, daß ihre Mühe nutzlos sei, den Bauer könnten sie nicht mehr retten. Seit jener Zeit aber sieht man jeden Abend und besonders in dunklen Nächten ein flackerndes Irrlicht über dem Sumpfe tanzen, das dann plötzlich wieder verschwindet. Der verunglückte Bauer soll nämlich für seine Sünden die Strafe erhalten haben, solange auf der Welt zu bleiben, bis einer kommt, um die versunkene Kirche auszugraben. Jeder aber trachtet, vor Einbruch der Nacht sein Heim zu erreichen, denn es ist nicht geheuer, allein dem ruhelosen Irrlichte zu begegnen.

Der See, welcher auf so geheimnisvolle Weise entstanden ist, soll nach dem Glauben des Volkes allerlei Ungeheuer bergen. Besonders gefürchtet wird ein Untier mit zwanzig schlangenförmigen Armen, das schon zahlreiche Opfer gefordert haben soll. Wenn sich nämlich jemand beim Baden zu weit vom Ufer entfernt, so erfaßt ihn dieses Schreckenstier und verschwindet mit seiner Beute im Dunkel des Wassers. An einer gewissen Stelle des Seegrundes befindet sich ein Meerauge, das jedes darüberfahrende Boot in die Tiefe zieht. Auch von geheimnisvollen Vorgängen berichtet die Sage. So hört man häufig erzählen, daß einst ein Joch Ochsen, welches in den nahen, aber etwas höher liegenden Kraigersee gefallen war, im Längsee mit vergoldeten Hörnern wieder zum Vorscheine kam. Demnach besteht zwischen beiden Gewässern eine geheime Verbindung. Manchmal sieht man in der Mitte des Längsees vom Grunde eine Turmspitze heraufragen und wer in der Allerseelennacht darüber fährt, hört auch ein leises, fernes Wimmern — das Jammern und Klagen der Seelen derer, die im See ertrunken sind. So lautet die Sage vom Längsee, der, wie es heißt, noch immer kleiner wird, so daß er heute kaum mehr die Hälfte seines einstigen Umfanges besitzt und dereinst gleich der anderen Hälfte spurlos verschwinden wird.

365. Die Burg im Ossiachersee.

Am Nordufer des Ossiachersees, unweit Tschöran, liegt eine unscheinbare Siedlung, aus kleinen, ärmlichen Häuschen bestehend. Sie führt den stolzen Namen „Burg". Bei allem Fleiße, den die Bewohner dieser Ortschaft aufbringen, besteht doch wenig Hoffnung, daß es ihnen einmal besser gehen werde. Denn der Sage nach haftet ein schwerer Fluch an der Stätte. Wo heute öde, unwirtliche Felsen nur wenigen Hütten Raum geben, stand vor tausend Jahren eine herrliche Ritterburg und blickte stolz ins Tal.

Ihr Besitzer war ein reicher Graf, der keine größere Lust kannte, als an den waldigen Ufern des Ossiachersees das edle Weidwerk zu pflegen. Er brannte vor Sehnsucht, ein weißes Reh zu erlegen, das ihm einst auf einem seiner Birschgänge begegnet war, und das er seither verfolgte, ohne je zum Schusse zu kommen. Wieder ohne die gewünschte Beute heimgekehrt, rief er eines Tages erbost aus, nicht eher ruhen zu wollen, bis er das weiße Reh zur Strecke gebracht habe, und möge es St. Hubertus selbst beschützen. An derselben Stelle, wo er das Tier zuerst gesehen, ließ er eine Burg erbauen und bezog sie mit seinem ihm eben angetrauten Weibe. Als ihm diese einen Sohn geboren, erschien St. Hubertus an der Wiege und sprach zum Grafen: „Solange bleibt diese Burg bestehen, bis du das weiße Reh wieder gesehen hast." Der Ritter jedoch lachte über diese Warnung und hielt die Erscheinung für Geistertrug.

Nun vergingen Jahre auf Jahre und der Ritter hatte diesen Vorfall schon längst vergessen. Da kamen eines Tages viele Ritter aus den benachbarten Schlössern auf Besuch zum Grafen, und den Gästen zu Ehren ward eine große Jagd veranstaltet. Die Ritter aber verschworen sich miteinander, das weiße Reh, von welchem sie gehört hatten, zu erlegen. Da es Sonntag war, erschien der Abt des nahen Klosters Ossiach und beschwor sie, lieber die heilige Messe zu hören, als ihrem frevelhaften Vergnügen nachzugehen. Doch sie schenkten der Warnung kein Gehör und zogen bei lautem Hörnerschall zum Walde. Kaum hatte die Jagd begonnen, sprang das weiße Reh vor den Jägern auf. Von seiner alten Leidenschaft erfaßt, verfolgte es der Graf durch dick und dünn, bis die Nacht anbrach. Endlich kam er ihm so nahe, daß er den Jagdspieß danach schleudern konnte. Da verschwand das Reh, und der Graf, der sich bei der blinden Verfolgung von seinen Weidgenossen getrennt hatte, stand allein im finstern Walde. Als er spät in der Nacht auf seiner Burg anlangte, berichtete ihm ein Knecht, daß sein Söhnlein während der Jagd vom Felsen gestürzt und die Gräfin aus Schreck darüber gestorben sei. Verzweiflung erfaßte bei dieser Nachricht den alternden Ritter, und alle seine Freunde verließen entsetzt die Stätte des Elends. Nach wenigen Tagen versank die Burg samt dem Ritter. Noch heute kann man in derselben Nacht, in der der Graf das weiße Reh verfolgt hatte, einen Ritter hoch zu Roß einem lichten Reh nachjagen sehen. Wer diese Erscheinung sieht, muß schweigen; sonst stirbt er noch im selben Jahre.

Am Gestade des Ossiachersees bei Heiligenstad soll eine alte Stadt in die Fluten versunken sein, deren Glockengeläute man zeitweise hören kann.

366. Der Prebler Sauerbrunn.

Fur longar, longar Zeit is a schon de Quell'n herg'runnan, åba do is nit Sauarwossa, då is leatiga siaßa Wein außa quarlt. Dås wår selb'm a Löb'n, und wås das Irgste wår, dar Wein wår süffig wia Möth. Schlecht wår's freili, dåß, wånn die Leut' homt in Wein wögtrog'n wöll'n, dasege zan kloar'n Wossa wurn is, dås ka Tugend und koan G'schmåch kobt håt. Do af an Sunnti seint wia g'wenli viel Bauarn za da Quell'n köman, hon

se recht guat g'schech'n loß'n, hom drauf g'sungen und g'wischbelt, doß as glei a Freud wor. Wia se oba schon a bißl z'viel in Scheadl håm tåbt, sans granti und stenkarisch wurn. Af amol kimmt a Bettlmandle z'wög'n und will ba da Quell'n a an Wein trink'n. Dös segn dö Bauarn, gean af's Mandle, dås schon a ålt's Hascherle und gånz grabhårat wår, los und wöll'n's furtjaik'n. Dos Mandle bittat recht schean, se soll'n's trink'n låß'n, de Bauarn åba såg'n drauf: „Wås eppa nit noch, du an Wein pipp'ln, der is nit für enk ålte Leut', dir tat er noamla schåd'n!" Då håt 's Mandle no amål böt'n. Hiaz håms as zåmg'schimpft, prüglt und håm g'sågt: „Für di kert si a Wåssa und koa Wein, den låßt unser Herrgott nor für uns reiche Bauarn herrinnan." Då is dås Mandle fuchtig wurn und håt laut g'schrirn, dåß åll's g'höltart håt, die Bauarn si darschröckt håben und sågt: „Weil dös groaß'n, nob'ln Leut' går so hårtherzi seit's und mi nit a Granle håbt's trink'n låß'n, so sollt's dös, so g'wiß a Gott im Himm'l is, nia mehr a Tröpfle Wein von dera Quell'n trink'n, nit amål a Trinkwåssa, es soll a rechts Sauarwåssa außarinnan." Drauf håt's an Himmlazar g'måcht, dås Bett'lmandle is varschwund'n und sidar Zeit rinnt Sauarwåssa außa.

367. Vom Reißkofelsee.

Vor alter Zeit bestand am Fuße des Reißkofels im Gailtale eine große Stadt, Riesa mit Namen, deren Bewohner außerordentlich reich waren. Nun wütete einmal sowohl in Kärnten als in den Nachbarländern ein schrecklicher Krieg, und in der Stadt zeigten sich täglich mehr Flüchtlinge, welche berichteten, daß schon die nächsten Ortschaften vom Feinde besetzt seien. In der Bevölkerung herrschte darob große Aufregung, und jeder suchte seine kostbarste Habe, so gut es ging, in Sicherheit zu bringen. Auch ein altes, häßliches Weib, das als die Reichste, aber auch Geizigste galt, raffte alle seine Schätze zusammen und ließ sie zum See schaffen, wo es ein sicheres Versteck wußte. Sie selbst packte die kostbarsten Kleinode in ein Kästchen und begab sich damit in die einsame Bergwildnis am Reißkofel. Eines Morgens lag die Stadt noch in tiefem Schlafe, nur hin und wieder krähte ein Hahn; da pochte es laut an die Türe des Schultheißen, daß dieser erschreckt aus dem Schlafe fuhr und die Seinen weckte. Dann wurde der Friedensstörer eingelassen, es war ein Vorbote des heranrückenden Heeres. Nachdem er sich an dem dargereichten Imbiß gestärkt hatte, begann er: „Herr Schultheiß! Ich komme, Euch zu warnen. Es ist uns bekannt, daß Ihr große Schätze in Eurer Stadt habt. Gebet uns alles heraus, was wir begehren, sonst soll es Euch übel ergehen. Auch die Geizige, von deren unermeßlichem Reichtume wir gehört haben, soll nach Vermögen zur Kriegssteuer beitragen. Sagt, wo sie zu finden ist, oder Ihr büßt mir für die eine!" Der Schultheiß, dem die Vorkehrungen der Frau bekannt waren, gestand nun mit schlotternden Knien, wo die Schätze verborgen waren, und sandte einige seiner Leute mit der Kriegerschar hinaus zum Reißkofelsee, während er selbst den Städtern die nötigen Weisungen erteilte, damit schlimmeres Unheil von der Stadt abgewendet werde.

Nach längerem Marsche langte die Horde, geführt von den Dienern des Schultheißen, am See an und sah gerade jene Frau, ein schweres Kästchen schleppend, das Ufer entlang gehen und ein sicheres Versteck für dieses suchen. Alsogleich wollte sich die Schar auf sie stürzen, um ihr den Schatz zu entreißen. Da ließ sie das Kästchen vor Schreck in den See fallen. Sobald es in den Fluten versank, verfinsterte sich der Himmel, ein heftiges Ungewitter brach los, und auf dem Kamme des Berges erschien eine leuchtende Gestalt, welche mit lauter Stimme die fremden Krieger vor weiterer Gewalttat warnte. Doch als diese darauf nicht achteten und von Geldgier getrieben auf die Schreckensbleiche zurannten, da zuckte mit einem Male ein greller Strahl in den Berg und riß eine gewaltige Scharte, die heute noch zu sehen ist. Ein heftiges Gewitter entlud sich über der ganzen Gegend, und die reiche Stadt ging mit Mann und Maus im See zugrunde. Fährt man auf einem Kahne über die dunklen Fluten, so sieht man auf dem Grunde des Sees einen goldenen Schimmer. Als nämlich die reiche Stadt in die Tiefe sank, breitete sich das schimmernde Gold am Grunde aus, und noch heute leuchtet es manchmal zur Höhe. Aber der Weg zum See, der im Reißkofel verborgen ruht, ist nur sehr schwer zu finden.

Einem Bauer glückte es, daß er einst, zwischen hohen Felsen versteckt, einen geheimnisvollen schwarzen Zaubersee entdeckte. Glänzende Goldzapfen tauchten von den Ufern nieder in die Flut, welche von Goldfischlein wimmelte. Er band einen der Kähne los, die er am Ufer fand, und fuhr in den See hinaus. Als er ungefähr die Mitte erreicht hatte, beugte er sich über den Rand des Nachens, um nach einem Goldfischlein zu haschen. Aber da kam die Nixe herbeigeschwommen, welche die versunkene Stadt mit ihren Schätzen bewacht, und stürzte das Fahrzeug um. Den Fährmann verschlang die Flut, und er sank und sank und wußte nicht, wie tief — die Sinne hatten ihn verlassen. Als er, ohne sich den Hergang erklären zu können, wieder erwachte, staunte er nicht wenig, sich in eine ganz fremde, von ihm noch nie betretene Gegend versetzt zu sehen, aus der er erst nach langem Suchen und Wandern den Weg zur Heimat fand.

Auch ein Hirte fand einst den Weg zum See. Er wagte es aber nicht, allein den Schatz zu heben und bat zwei Freunde, ihm zu helfen. An einem Sonntagsmorgen machten sich die drei, mit langen Seilen versehen, auf die Wanderung. Der Weg ging durch eine schauerliche Wildnis, zu beiden Seiten türmten sich hohe Felsen und ließen nur hie und da ein kleines Stück Himmel sehen. Endlich kamen sie nicht mehr weiter, denn jäh senkte sich vor ihnen ein furchtbarer Abgrund. Nun nahmen die zwei Gefährten ein langes Seil und ließen daran den Pfadfinder in die Tiefe. Dort band er sich los und ging auf einem schauerlichen Wege vorwärts, bis er zum See kam. Dieser war kohlschwarz und glatt wie ein Spiegel, am Ufer lag ein Boot. Schon hob der Hirte den Fuß, um es zu besteigen und über den See zu fahren, da gewahrte er in diesem ein Totengerippe. Bei diesem Anblicke verging ihm alle Lust nach dem Schatze, und er lief eilends den bekannten Weg zurück. Doch leider, er fand das Seil nicht mehr, woran er heruntergelassen worden, und auf seine lauten Rufe erfolgte keine Antwort. Da fing er an zu weinen, zu beten, zu fluchen — alles umsonst.

Endlich fiel ihm ein, daß er ein paar Lederflecke in der Tasche hatte, band diese um seine nackten Kniee und versuchte, über die steile Wand hinaufzuklettern. Mit unsäglicher Mühe wand er sich vorsichtig aufwärts und langte endlich oben wohlbehalten an. Am nächsten Tage machte er seinen Freunden heftige Vorwürfe, daß sie ihn in der Gefahr verlassen hätten. Sie aber antworteten: „Du hast uns doch zugerufen, unserer Hilfe nicht mehr zu bedürfen. Wir haben zwei Stunden vergeblich auf dich gewartet." Nach diesem rätselhaften Vorfalle hatte der Hirte nicht mehr den Mut, sich nochmals auf den Weg zu machen, um den Schatz zu heben. Er liegt wohl noch heute im Reißkofel.

368. Der Untergang der Stadt Risa.

Wie die Volkssage erzählt, stand vor Zeiten am Fuße des Reißkofels die Stadt Risa, welche bei einem furchtbaren, mit Erdbeben gepaarten Gießwetter durch den Absturz des Reißkofels wohl vor tausend Jahren verschüttet worden sein soll.

Als die Stadt Risa noch stand, gingen drei Herren aus der Stadt, um notwendige Geschäfte zu besorgen, hinüber ins Drautal. Um den Weg abzukürzen, wanderten sie über die „Ochsenschlucht" (einem Saumpfad zwischen Reißkofel und Jauken), wo dazumal noch ein sehr guter, vielbetretener Weg war. Als sie zur Höhe hinauf kamen, begegnete ihnen ein alter Schafhirt und erzählte ihnen, daß er in aller Früh drei fremde Männer mit dreispitzigen Hüten und langen Schwertern an der Seite vom Reichkofel bis zum Köpfach herabgehen gesehen habe; er sei ihnen voll Neugierde nachgeschlichen und habe ihre Reden belauscht; da habe er gehört, wie sie miteinander sprachen, daß die Bewohner der Stadt Risach schon so verdorben, so schlecht und gottlos wären, daß Gott den Untergang der Stadt beschlossen und sie als Schicksalsmänner ausersehen habe, den Beschluß auszuführen. „Wenige Tage noch," riefen sie, „und Risach ist nicht mehr." Darauf zogen sie ihre Schwerter aus der Scheide, schwangen sie nach allen vier Weltgegenden, stellten sich einer nach Osten, einer nach Westen, einer nach Süden auf, schlugen mit den Schwertern in den Erdboden hinein und verschwanden." Das erzählte ihnen der Schafhirt, aber die drei Herren verlachten ihn als einen, der bei hellichtem Tage Gespenster sehe, und gingen ihres Weges weiter, ohne das Gerede des Schafhirten zu beachten.

Als sie nach längerer Abwesenheit wieder über die Ochsenschlucht ins Gailtal zurückkehrten und an die Stelle kamen, wo man zum erstenmal in das Tal hinabsehen kann, blieben sie starr vor Entsetzen stehen. Das ganze Tal war verwüstet; mit Gerölle, Schotter und Felsblöcken bedeckt und von der schönen, herrlichen Stadt war nichts mehr zu sehen. Da fielen die drei Herren auf ihre Knie nieder, zerrauften sich das Haar, weinten und jammerten über den Verlust ihrer ganzen Habe. Als sie sich endlich erhoben, warfen sie noch einen traurigen Blick auf ihre verschüttete Heimat, wandten dem Gailtal den Rücken und wanderten hinaus in die Welt.

Die Volkssage weiß auch von großen Werksgebäuden zu erzählen, die in der Nähe des „Troistöckl“ gestanden haben sollen. Einmal hatte der reiche Werksherr eine Reise nach Italien zu machen, wo er sich längere Zeit aufhielt; er war fröhlich und guter Dinge, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er zurückkam und von seiner Besitzung nichts mehr fand als Schutt und Gerölle. Ein furchtbarer Bergsturz hatte unterdessen die ganze Gegend verwüstet.

369. Von der Stadt Sala am Salfelde.

Wo sich heute das Dörfchen Gattersdorf ausbreitet, lag einst der Mittelpunkt einer großen römischen Kolonie, die sich von St. Francisci bis Aich erstreckte und durchwegs aus hölzernen Häusern bestand; sehr häufig hört man noch heutzutage für Gattersdorf die scherzweise Bezeichnung „hölzerne Stadt“. Die Sage behauptet, daß in dieser Gegend — von Margarethen am Töllerberg bis Obertrixen — die alte Stadt Sala gestanden habe, und wie das ganze Salfeld durch den Ausbruch eines großen Sees, der ob St. Ulrich lag, mit einem Male zugrunde gegangen und verschüttet worden sei. In der Tat stand einst an Stelle der heutigen Kirche von Margareten die „Nikolauskapelle am Salfelde“.

370. Sala bei Grafenstein.

Zur Römerzeit soll in der Nähe von Leibsdorf bei Grafenstein eine Stadt, mit Namen Sala, gestanden haben. Wann und von welchem Volke sie zerstört wurde, verschweigt die Sage. Die Kirche der Stadt soll versunken sein, öfter aber vernimmt man noch ein fernes Läuten aus der Tiefe.

Ein Bauer in Leibsdorf hörte alle Samstagabende, wenn er sich zur Feierstunde auf seinem Felde befand, aus dem Boden herauf dieses Läuten, stellte dann sofort die Arbeit ein und ging nach Hause. Eines Samstags vernahm er wieder den fernen Glockenton; weil er aber gerade pflügte und nur noch ein paar Furchen zu ziehen hatte, beendigte er seine Arbeit nach dem Läuten. Seitdem hörte er das Geläute der versunkenen Kirche nicht mehr, da er die Feierabendstunde nicht eingehalten hatte.

Als vor zwei Jahren in Leibsdorf ein Brand ausbrach, soll in einer Hauswand eingemauert ein Stein gefunden worden sein, der nach Aussage der Leute von der alten Stadt Sala herrührt.

XV. Teufelssagen.

371. Der Veitbauer und der Teufel.

Ein Bauer im Leobengraben lebte in sehr drückenden Verhältnissen und wußte sich weder zu raten noch zu helfen. Er konnte es sich nicht erklären, wie andere Bauern, die nicht einmal soviel arbeiteten als er, trotzdem viel Geld besaßen. Da hörte er einmal von einem alten Köhler, daß einem um Mitternacht bei der „Schwarzen Wand" der Teufel erscheine und jedem, der sich dorthin begebe, zu großem Reichtume verhelfe, nur müsse man ihm seine Seele verschreiben. Der furchtlose Bauer begab sich bald darauf zur betreffenden Stelle, getrieben von der Liebe zum Geld und zu seiner Familie, der er das Los erleichtern wollte. Es war elf Uhr nachts, als er ankam. Er setzte sich nun auf einen Stein und wartete. Plötzlich wurde er durch ein Geräusch aus seiner Träumerei aufgeschreckt. Er wandte sich um und sah einen Mann in Jägertracht hinter sich stehn. Dieser grinste ihn höhnisch an, daß es dem armen Bauer eiskalt über den Rücken lief. Diese Furcht wich aber bald, als der Fremde mit dem Bauer ein gemütliches Gespräch anknüpfte. Er klagte ihm nun seine Not und fragte den Fremden um Rat. Der Fremde, der niemand anderer als der Teufel war, versprach ihm, sein altes Haus in einer einzigen Nacht neu aufzubauen, bevor noch der Hahn den Morgen ankündige. Auch versprach er, ihn zu einem der reichsten Bauern zu machen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Bauer zuerst vom Gewissen geplagt, zögerte einen Augenblick, willigte dann aber doch ein, da ihm der Bau eines Hauses in einer Nacht unmöglich schien. Der Teufel war nun plötzlich verschwunden und der Bauer eilte nach Hause, sagte aber niemandem etwas vom Vorgefallenen. Mit Bangen erwartete er den nächsten Abend. Aber kaum war die Sonne hinter die Berge gesunken und die Dunkelheit hereingebrochen, so wurde plötzlich von unzähligen, unsichtbaren Händen Baumaterial herbeigeschleppt. Sein Gewissen, das ihn jetzt mehr als je plagte, trieb ihn im alten Hause herum; denn schon in wenig Stunden war das neue Haus bis auf das Dach fertig. In dieser Stimmung sah ihn eine alte Frau, welche Tags zuvor bei ihm eingekehrt war, um hier über Nacht zu bleiben. Sie fragte ihn nach dem Grunde seines Leides und warum er heute nicht schlafen gehe, da es ja doch schon nach Mitternacht sei. Er erzählte ihr von dem Vertrag, den er mit dem Teufel abgeschlossen hatte und daß das Haus schon fast fertig stehe, der Hahn aber noch nicht den Morgen angekündigt habe. Da gab ihm die alte Frau den Rat, den schlafenden Hahn zu nehmen, in ein Tischtuch einzuwickeln, dazu ein Gebet zu sprechen und ihn dann in den Wassertrog zu werfen. Der Bauer tat, wie ihm geheißen — und wirklich krähte der Hahn. Dann vernahm man ein Poltern und Fluchen und alle Geister, welche am Bau gearbeitet hatten, mußten nun fliehen. Aber es war auch höchste Zeit, denn zur Vollendung des Baues fehlten nur mehr einige Dachbretter. Mit Freude betrachtete nun der Bauer sein neues Haus, und noch jetzt kann man daran einige Bretter bemerken, die von ihm selbst an dem Dache angebracht worden sind. Die alte Frau aber blieb von der Stunde an verschwunden, da sie ihm den Rat erteilt hatte.

372. Der stoanerne Schober auf der Koralpe.

Unternimmt man einen Aufstieg auf die Koralpe und lenkt seine Schritte dem Touristenhause zu, so muß man über eine ausgedehnte Wiese, die sogenannte Landrechterwiese, wandern. Oberhalb derselben erhebt sich ein mächtiger Steinhügel, wie von Menschenhand aufgeschichtet. Es ist dies der „stoanerne Schober", von dem folgende Sage erzählt:

Ein Bauer von der Rieding, der viele Schulden hatte und diese nicht zahlen konnte, rief einst den Teufel. Dieser erschien alsobald und bot dem Manne seine Hilfe an. Sie schlossen nun, wie immer bei solchen Angelegenheiten, einen Vertrag, wonach der Teufel dem Bauer eine Geldsumme vorstrecken mußte. Außerdem war er aber verpflichtet, in der Zeit zwischen dem Aveläuten und dem ersten Hahnenruf eine Stiege bis in den Himmel zu bauen. Gelinge ihm das Werk, so sei des Bauers Seele verfallen; wenn nicht, so habe der Teufel das Nachsehen. Er freute sich jedoch schon im voraus, wieder eine Seele errungen zu haben. Sobald das Glöcklein der Riedinger Kirche verklungen war, begann er sein Werk. Mit großer Geschwindigkeit wuchs der Bau und beim ersten Morgengrauen sah er seiner Vollendung entgegen. Der Satan war eben beschäftigt, den Abschlußstein der Stiege an den rechten Ort zu bringen, als im nahen Bauernhofe der Hahn zum erstenmal krähte. Wütend über den Verlust der Seele schmetterte er den Stein auf die Stiege und das so mühsam aufgerichtete Bauwerk stürzte zusammen. Der Bauer aber war froh, daß er das Geld hatte und daß seine Seele gerettet war.

373. Die Felsblöcke am Mirnock.

Am Gipfel des Mirnock liegen gewaltige Felsblöcke umher. Was es mit ihnen für ein Bewandtnis hat, erzählt folgende Sage: Ein Bauer, der dem Spielteufel ergeben war, geriet infolge dieses Übels in große Schulden. Aus Gram, daß er seine Familie nicht mehr ernähren konnte, wollte er sich erhängen und ging zu diesem Zwecke in der Nacht in den nahen Wald. Als er sein Werk beginnen wollte, trat ihm ein Jäger entgegen, der ihn mit grünschillernden Augen anblinzelte. „Gib mir deine Seele," sprach der Jäger, nachdem der Bauer ihm alles erzählt hatte, „und dir und deiner Familie soll geholfen werden." Während er dies redete, reichte er dem Bauer ein Ränzel voll glänzender Golddukaten hin. Der Bauer wußte nun, mit wem er es zu tun hatte und überlegte sich's. Zuletzt willigte er aber doch unter einer Bedingung ein. Der Teufel sollte nämlich binnen 24 Stunden eine steinerne Stiege bis in den Himmel bauen. Der Teufel ging sofort an diese Arbeit und hätte die Wette beinahe gewonnen; eben wollte er noch den letzten Stein hinauftragen, da schlug die 24. Stunde. Aus Wut, daß er die Seele des Bauern verloren hatte, zerstörte er den ganzen Bau. Der Bauer aber war froh, daß er seine Seele nicht herzugeben brauchte und lebte mit seiner Familie glücklich und zufrieden. Von dieser Stiege sollen noch jene großen Felsblöcke herrühren.

374. Der große Sauofen auf der Saualpe.

Ein Bauer und der Teufel gingen einst eine Wette ein. Der Bauer sagte zum Teufel: „Wenn du vom Abendläuten bis zum Frühläuten eine Stiege

baust, welche bis in den Himmel reicht, bekommst du meine Seele; wenn nicht, so mußt du mir drei Säcke mit Gold geben." Der Teufel ging darauf ein. Seinen Bau begann er auf der Koralpe. Als er die letzte Stufe aufsetzen wollte, läutete die Glocke eines in der Nähe liegenden Dorfes zum Frühgebet. Der Teufel, welcher die letzte Stufe noch in der Hand hielt, schleuderte sie vor Wut, daß er die Wette verspielt hatte, zu Boden und sie kam auf der Saualpe zu liegen, wo sie sich jetzt noch befindet. Es ist dies ein großer, fast viereckiger Felsblock, welcher den Namen „großer Sauofen" führt.

375. Die Lindenkreuzkapelle.

Wenn wir von Villach durch die Gegend gehen, so zweigt von Kleinkirchheim rechts ein Weg von der Hauptstraße ab; verfolgt man diesen, so kommt man zu einer kleinen Kapelle, bei welcher ein schöner Lindenbaum steht. Sie heißt Lindenkreuzkapelle.

Einstens war auf der Anhöhe des nahen Berges ein schönes und großes Gehöft; der Besitzer, ein arbeitsamer und strebsamer Mann, geriet infolge schlechter Ernte so arg in Schulden, daß er eines Tages sein Bündel nahm und in der Welt sein Glück versuchen wollte. Damit ihn seine Frau und seine Kinder nicht sahen, verließ er um Mitternacht das Gehöft. Als er die Anhöhe hinunterging, sah er an der Wegkreuzung drei schwarze Gestalten Kegel scheiben; er wunderte sich darüber und Furcht beschlich ihn, er hielt sich jedoch standhaft und wollte vorübergehen. Aber kaum war er einige Schritte gegangen, als eine feine Stimme ihn anrief, ob er nicht auch mitscheiben wolle. Der Bauer dachte, es wären drei übermütige Gesellen, deren Geldbeutel zu schwer war, und spielte willig mit; jedoch es glückte ihm nicht und bald hatte er sein letztes Geld verspielt. Da versuchte er noch einmal sein Glück, nahm einen Marientaler, den er einst als Firmgeschenk erhalten hatte, aus der Tasche und warf voll Zorn auch noch dies sein letztes Gut hin. Da wendete sich auf einmal sein Glück, er gewann ein Spiel nach dem andern, sein Geld vermehrte sich von Minute zu Minute, so daß es seine Taschen und sein Ränzel nicht mehr fassen konnten. Dies fiel aber auch den schwarzen Gesellen auf und sie forderten den Bauer auf, den Marientaler aus dem Geldhaufen zu entfernen; dies tat er wohlweislich nicht, denn er erkannte bereits, wer diese Gestalten waren. Es begann zu tagen, die Morgenglocke ertönte und die unheimlichen Gesellen mußten voll Wut und Zorn abziehen. Der Bauer war nun ein steinreicher Mann und errichtete zum Andenken an diese Begebenheit eine kleine Kreuzkapelle, welche im Volksmund das Lindenkreuz genannt wird. Sein Inneres birgt ein Heiligenbild, in dessen Mitte sich ein Marientaler befindet.

Ähnliche Fassungen dieser Sage finden sich mehrfach in Oberkärnten.

376. Der Teufel lehrt beten.

Wenn von den Mühen der Woche die gebräunte Hand des Feldarbeiters und des Bauers mit Schmutz und Staub bedeckt ist, so läutet ihnen die Abendglocke willkommenen Feiergruß und ruft sie zum Nachtessen. Schon um drei Uhr nachmittags läutet die „Ess'nglogg'n" und die Arbeiten ruhen.

Alles eilt nach Hause, reinigt sich und kleidet sich um. Um vier Uhr ist schon das Abendessen angesagt und nachher finden sich die Burschen meist auf einem geeigneten Platze ein und singen ihre lustigen Weisen. Um acht Uhr sind alle wieder zu Hause, alle Lichter werden verlöscht, nur ein geweihter Wachsstock bleibt brennen. Da kniet alles um den großen Tisch und es wird der Rosenkranz gebetet. Darauf folgen noch verschiedene Gebete. Während der Andacht wird oft sehr viel Unfug getrieben. Um die Leute davon abzuschrecken, erzählt man folgendes: Es war einmal ein armer Holzknecht, der die ganze Woche im Gebirge war und dort seinem Erwerbe nachging. Aber, wie es wohl auf dem Lande oft der Fall ist, warf das nicht soviel für ihn ab, daß er für sich, der nicht verheiratet war und nur allein in seiner Hütte lebte, das Notwendigste hätte bestreiten können. Er kaufte mit einer kleinen Erbschaft einen Acker. Diesen sollte er nun bebauen, aber womit? Er kam nur jeden Samstag nach Hause und da verleitete ihn die Armut zu einer Betrügerei. Neben seiner kleinen Hütte erhob sich das Gehöft eines reichen, aber gottesfürchtigen Bauers. Samstag abends mußten alle Hausleute an der Andacht teilnehmen, auch der Großbauer mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter fehlte nicht. Diese war aber sehr eitel, schaute während des Gebetes immer in den Spiegel und strählte sich dabei ihr Haar.

Während nun der Reiche mit seinem Gesinde beim Abendgebet war, nahm der arme Keuschler die Ochsen des vornehmen Nachbars aus dem Stalle und bebaute damit sein Grundstück. Bevor jedoch das Gebet beendet war, hatte er die Tiere immer wieder zurückgestellt.

Als er eines Abends nach getaner Arbeit wie ein Dieb vom Hause schlich, blickte er zufällig beim Fenster hinein und sah den Betenden zu. Im nämlichen Augenblicke erschien ihm der Teufel in Gestalt einer schwarzen Ziege mit funkelnden Augen und sagte ihm, daß er die Tochter wegen ihrer Eitelkeit bestrafen wolle. Zugleich gab es einen heftigen Knall und eine schwarze Katze mit rotglühenden Augen erschien den erschrockenen Betern. Die Katze verwandelte sich wieder in eine Ziege und verschwand. Gleich darauf tauchte vor dem erschrockenen Nachbar, der sich gerade hinter eine Hanfstaude geflüchtet hatte, die Gestalt von früher auf und sagte zu ihm, der vor Furcht wie Espenlaub zitterte: „Stündest du nicht hinter dieser Hanfstaude, du hättest den Hahn morgen nicht mehr krähen gehört, ich hätte dich auf dieser Stelle zerrissen.“ Nachher verschwand er.

Von nun an brauchte der Dürftige die Tiere nicht mehr heimlich zu nehmen, sondern der Reiche erlaubte ihm, mit ihnen zu ackern, weil der Teufel entweder den Holzbauer samt der Tochter zerreißen oder beide hätte unversehrt lassen müssen. Weil er den armen Nachbar nicht bekam, konnte er der Tochter des Reichen auch nichts anhaben. Diese aber war zeitlebens von ihrem Fehler geheilt. (Glantal.)

377. Der Brautsteig.

Auf dem Schlosse Liebenfels, das jetzt zu einer Ruine zerfallen ist, herrschte ein gewaltiger Ritter. Als er einst auf die Jagd ritt, fand er im

Tale eine Zigeunerin, welche ein neugebornes Kind in den Armen hielt. Er nahm beide mit auf sein Schloß und pflegte sie. Doch die Mutter starb und der Burgherr ließ nun das Mädchen, das er Zuleika nannte, unterrichten und erziehen. Das Mädchen wuchs heran und wurde eine blühende Jungfrau. Der Schloßherr faßte den Plan, sie mit einem seiner braven Knappen zu vermählen. Doch das Mädchen wollte nicht einwilligen. Täglich aber ging sie des Abends in den Waldgraben, der unweit von der Burg lag. Hier traf sie eines Tages einen frischen und munteren Jäger mit grüner Weste und rotem Rocke. Auf dem Kopfe hatte er einen grünen Hut mit einer krummgebogenen Feder. Zuleika fühlte sich zu ihm hingezogen und liebte ihn. Sie kam auch täglich an den bestimmten Ort, wo er ihrer schon wartete. Als nun der Tag der Vermählung mit dem Knappen immer näher kam, teilte sie es ihrem Geliebten mit. Er aber sprach: „Beichte und kommunizière und geh auch mit ihm zum Altar." Sie beichtete aber nicht aufrichtig und ließ sich hierauf vermählen. Als die Brautleute nun aus der Kirche gingen, faßte sie jener fremde Mann am Arme und trug sie auf einen nahen Felsen, wo er sie in tausend Stücke zerriß. Es war der Teufel, in den sie sich verliebt hatte. Auf diesem Felsen zeigt man heute noch die Blutflecken, die nicht wegzuwaschen sind. Man nannte von da an diesen Steig den „Brautsteig."

378. Der Wutzl.

Als ein Bauer mit zwei Burschen um Mitternacht vom „Umgehen" heimkehrte, lag an einem Wegkreuze bei Sittich ein „schwarzer Wutzl" quer über den Weg und ließ sie nicht weitergehen. Er ist erst gewichen, nachdem jeder von ihnen mit dem rechten Bein dreimal das Kreuz darüber gemacht hatte. Froh darüber, daß es so glimpflich abgelaufen, eilten sie nach Hause und gingen niemals wieder zu so später Stunde an diesem Kreuze vorüber.

379. Der Bauer und der Teufel.

Ich war noch ein Mädchen von 14—16 Jahren, als ich bei einer Näherin arbeitete. Das war so um das Jahr 1840. Damals gab es noch keine Nähmaschinen und alles mußte mit der Hand genäht werden. Einmal gingen wir in ein Haus nach St. Urban „in die Stör." Der Bauer war ein Trunkenbold und kam jeden Tag von einem der umliegenden Orte betrunken nach Hause. Dann mißhandelte er sein Weib und seine drei Kinder. Später sperrte man die Haustüre zu und wartete, bis er eingeschlafen war. Eines Tages, da er zu lange nicht nach Hause kam, fürchtete man sich, er könne im Rausche irgendwo abgestürzt sein. Endlich hörte man ihn von ferne daherjohlen und -schreien. In der Eile sperrte man nur die Zimmertüre ab. Vor der Türe schrie er weiter: „Der Taifl sollt enk holn, dös Luadarn; woarts lei, wonn i eiche kim, darschlog i alle zsomm!" und in diesem Tone gings weiter. Meine Großmutter war auch in der Stube und fürchtete sich, er könne eine Hacke oder einen Zapin (Spitzhacke) finden und die Tür einschlagen. Auf einmal stäubte die Asche aus dem Herdloch und wir vernahmen ein durch Mark und Bein dringendes Geheule. Die Flüche des Ausgesperrten schlugen

in innige Bitten um Einlaß um. Zu gleicher Zeit krachten alle Balken des „Gesperrs“ und das ganze Haus zitterte, als wollte es zusammenbrechen. Als alles verstummte, öffnete man die Tür; auf der Schwelle lag der Bauer ohnmächtig. Nachdem man ihn endlich zur Besinnung gebracht hatte, erzählte er: „Wie ich vor der Tür stand und euch ängstigte, da erschien mir auf einmal der Leibhaftige und hielt mir das Schuldbuch vor!“ Er versprach dann hoch und teuer, daß er sich bessern werde. Von nun an blieb er auch immer zu Hause und versuchte durch liebevolle Behandlung sein früheres Benehmen gutzumachen.

380. Der Teufelstritt in Stallhofen.

In der Kirche zu Stallhofen, einem Dörfchen in der Nähe von Obervellach im Mölltal, sieht man in der letzten Stufe der steinernen Stiege, welche zum Chor hinaufführt, den Klauenabdruck eines Bocksfußes.

Die Sage berichtet hierüber folgendes: Eine Bäuerin, die sehr arm war und der es sehr schlecht ging, wollte reich werden. Schon in ihrer Jugend hörte sie erzählen, daß man reich werden könne, wenn man seine Seele dem Teufel verschreibe. Zwar war ihr der Gedanke, das Seelenheil für eine kurze Zeit des Reichtums zu opfern, schrecklich, doch siegte in ihr der Hang zum Geld und nach langem inneren Kampfe entschloß sie sich, den Teufel zu beschwören. Sie tat es und rief ihn an. Er kam in Bocksgestalt, und war grauenhaft anzusehn. Die Bäuerin erschrak aufs äußerste und konnte vor Angst nicht von der Stelle. In dieser Not und in Reue über ihren Fehltritt gelobte sie sich der Gnadenmutter im nahegelegenen Kirchlein von Stallhofen und siehe da, kaum hatte sie das Gelöbnis getan, konnte sie auch von der Stelle und lief, so schnell sie konnte, in die Kirche, die Chorstiege hinan, der Teufel in seiner greulichen Bocksgestalt ihr nach. Kaum hatte die Bäuerin die letzte Chorstufe erreicht, schlug es auf dem Turme ein Uhr, — es war bei Nacht, denn der Satan kann nur zwischen 12 und 1 Uhr nachts beschworen werden. Daß es eins schlug, war ihr Glück, ihre Rettung: mit diesem Glockenschlage war die Macht des Satans gebrochen, er verschwand mit schrecklichem Geräusch und in seinem teuflischen Zorn stampfte er so heftig mit seinem Bocksfuß auf die letzte Stufe, daß noch heute an ihr der Abdruck seiner Klauen deutlich zu sehen ist.

Die Bäuerin aber sank erschöpft am kleinen Muttergottesaltar neben der Orgel in die Knie und dankte der Gnadenmutter inbrünstig für ihre Hilfe und Rettung und blieb fortan ein frommes Weib, das auch noch zu Wohlstand gelangte und hochbetagt selig starb.

Eine andere Fassung erklärt den Bocktritt auf folgende Weise. Ein roher Bursche, der das „Wildern“ stets der Arbeit und dem Gottesdienste vorzog und immer den Teufel im Munde führte, ging eines Sonntags fluchend über den Friedhof. Da trat ihm plötzlich ein hagerer Mann in Jägerkleidern und mit einer roten Hahnenfeder auf dem Hute entgegen und fragte um des jungen Mannes Begehren. Dieser erkannte jedoch sofort den Bösen, ein furchtbares Grauen erfaßte ihn und er lief, vom Teufel verfolgt, in die Kirche. Schon war er beim Hochaltar angelangt, als er umblickend noch immer

den Teufel hinter sich gewahrte. In seiner Todesangst kam ihm der rettende Gedanke „zur Gnadenstatue!" Schnell nahm er den Weg zurück und eilte die Stiege zur Emporkirche hinauf. Noch immer folgte ihm der Teufel, allein bei der letzten Stufe fühlte er seine Macht gebrochen. Zornig darüber, stampfte er auf die Steinstufe und verschwand.

381. Die Teufelstritte.

In der uralten Kirche zu Maria Saal sieht man, wenn man den südlichen Eingang überschreitet und den mit Quadersteinen gepflasterten Fußboden betrachtet, die Klauen eines Bockes in den Steinen eingedrückt. Über ihren Ursprung erzählt die Sage folgendes: Es lebte vor vielen Jahrhunderten in derselben Gegend eine junge Bäuerin, welche einen reichen Bauernsohn heftig liebte. Die arme Bäuerin sann auf verschiedene Mittel, um den Gegenstand ihrer Sehnsucht zu erhalten, aber die Eltern des jungen Burschen wollten nur eine reiche Schwiegertochter in ihr Haus aufnehmen. Da kam sie auf den Gedanken, den Teufel am Kreuzwege zu beschwören, um von ihm so viel Geld zu erhalten, daß sie als eben so reich, auf den Besitz ihres Geliebten Anspruch machen könnte. Das führte sie in der Thomasnacht auch wirklich aus.

Jedoch bald kam die Reue und am Tage vor ihrer Vermählung, da sie zum ersten Male seit jener Nacht die Kirche betrat, um zerknirscht vor Gott ihre schwere Schuld zu beichten, gewahrte sie den Teufel, der vor dem Eingang auf sein Opfer lauerte. In größtem Schrecken ergreift sie die Flucht und rettet sich gerade noch zu rechter Zeit in den Beichtstuhl, wo schon der Priester ihrer harrt und den heiligen Segen über sie spricht. Dadurch ward die Macht des Teufels abgewendet und er verschwand. Jedoch seine Fußstapfen sind seit jener Zeit in der Kirche bis auf den heutigen Tag sichtbar geblieben.

382. Der „Entenschnabel" in der Lavant.

In der Nähe der Bahnhaltestelle Raderwirt im Twimbergergraben liegt in der Lavant ein riesiger Felsblock von der Form eines Entenschnabels. Die Sage berichtet von ihm folgendes:

Es war gerade zur Weihnachtszeit. In der Kirche zu St. Gertraud versammelten sich die Gläubigen der Umgebung zur heiligen Christmette. Der Teufel aber, dem es nicht recht war, daß die Bewohner so gottesfürchtig waren, faßte den Plan, die Kirchtüre zu verrammeln. Zu diesem Zwecke begab er sich auf die Koralpe und riß dort einen gewaltigen Stein los, den er vor das Tor zu werfen gedachte, um es den Leuten unmöglich zu machen, in die Kirche zu gelangen. Der Satan befand sich gerade auf dem Rückwege und wollte eine kurze Rast halten, um sich von der großen Anstrengung zu erholen. Kaum aber war er an der Lavant angelangt, als vom St. Gertrauder Kirchlein die Glocke zur Wandlung läutete. Der Teufel war schon zu spät daran, denn die Mette hatte bereits begonnen. Voll Wut über das Mißlingen des Planes schmetterte er den Fels mit solcher Kraft in den Fluß, daß er bis zur Hälfte in die Erde sank. Noch heute hat er dort seinen Platz.

383. Das Kirchlein auf dem St. Peterer Berge.

In der Gegend von Völkermarkt liegen in der Drau drei mächtige Felsblöcke, Teufelsbrücke nennt sie das Volk.

Ihr gegenüber erhebt sich der St. Peterer Berg. Auf diesem stand einst ein kleines Kirchlein, auf das der Teufel es abgesehen hatte. Um die Kirche gegen ein etwaiges Verwehen durch Schneemassen zu schützen, baute man die drei erwähnten Felsblöcke davor und das Mittel bewährte sich; das Kirchlein erhielt sich in gutem Zustande und erfreute sich des zahlreichen Besuches der umwohnenden Gläubigen.

Der Teufel sann vergebens auf Mittel, den Gläubigen einen Possen zu spielen. Da fielen ihm die drei mächtigen Blöcke auf. Rasch verwandelte er sich in einen Viehhändler und die gefüllte Geldkatze am Gürtel, ging er in das Wirtshaus des nächsten Dorfes, wo er einige alte Bauern traf. Bald lenkte er das Gespräch auf das Kirchlein am St. Peterer Berge und auf die drei riesigen Felsstücke und meinte, es müsse ja eine schwere und unnütze Arbeit gewesen sein, diese drei Blöcke auf den Berg zu schleppen. Da entgegnete ihm ein alter, weißhaariger Bauer, daß die drei Felsblöcke das Kirchlein vor Schneewehungen und vor der Zerstörung durch Stürme schützten.

Der Teufel hatte genug gehört, bezahlte seine Zeche und ging seiner Wege. In der heil. Nacht wollte er sein Vorhaben ausführen. Es war eine stürmische Nacht; dicht fielen die Flocken vom Himmel. Weg und Steg waren verschneit. Das Glöcklein rief zur Mette und trotz des unfreundlichen Wetters füllte sich das Kirchlein mit Gläubigen. Während nun diese dem Heiland für sein Erlösungswerk dankten, arbeitete draußen eifrig eine schwarze Gestalt; der Pferdefuß kennzeichnete sie als den Teufel. Er erfaßte einen Felsen nach dem andern und flog mit ihnen davon. Mitten über der Drau ließ er sie fallen, aber nicht genug damit, pustete er gegen den Schnee, daß dieser sich um das Kirchlein häufte und es bald bedeckte. Jetzt glaubte er das Kirchlein und viele Gläubige vernichtet zu haben, freute sich des gelungenen Werkes und verschwand.

Unten in der Ebene hatte man das Poltern der Felsblöcke vernommen und hielt am nächsten Morgen Nachschau. Als man zum Kirchlein kam, hörte man drinnen singen und Orgel spielen. Schnell waren Schaufeln zur Hand und man beeilte sich, die Eingeschneiten zu befreien.

Eines ist dem Teufel gelungen; das Kirchlein wurde wegen der ungeschützten Lage dem Verfalle preisgegeben. Die Felsblöcke aber liegen noch heute dort, wohin sie der Teufel geworfen haben soll.

384. Die Teufelsbrücke in der Drau.

In einem Orte Unterkärntens, der von den Fluten der Drau verschlungen wurde, war eine große Wallfahrtskirche. Viele pilgerten hin, um dort ihre Andacht zu verrichten. Als wieder einmal viele Tausende an einem großen Festtage zusammengekommen waren und in der Kirche beteten, da trug der Teufel aus Zorn vom Gipfel des Hochobir einige mächtige Felsblöcke herab und legte sie vor die Kirchtüre. Nach beendigter Feier sah das

Volk, daß ihm der Weg versperrt war. Inbrünstig flehten die Gläubigen mit dem Pfarrer zu Gott um Hilfe. Nachdem diese nicht zu kommen schien, besprengte der Pfarrer die Türe mit Weihwasser. In diesem Augenblicke entstand ein fürchterliches Poltern und greuliche Flüche erschollen vor der Türe. Diese flog auf und herein lachte der blaue Himmel. Die Eingesperrten eilten dankbar hinaus und sahen eben noch, wie der Teufel mit den Felsstücken in seinen Klauen zur Drau flog. Auf einmal ließ er die Blöcke fallen und verschwand. Diese stürzten mitten in die Drau und ordneten sich so an, als wenn sie einmal die Strebepfeiler einer Brücke gebildet hätten. Sie lassen in der Mitte eine schmale Furt frei, durch welche höchstens zwei bis drei Flöße fahren können. Diese merkwürdigen Felsstücke nennt das Volk noch heute die Teufelsbrücke. Klopfenden Herzens geht der Wanderer am späten Abend daran vorüber. Denn dort rauschen die Wogen unheimlich und nur mit Bangen sieht der Flößer diesen Gesteinstrümmern entgegen und ist froh, wenn er sie glücklich passiert hat.

385. Die böse Kirche.

In Glantschach bei St. Veit war eines Tages der Jahrkirchtag und die Leute waren fröhlich und guter Dinge. Während alle in der Kirche versammelt waren, kam der Teufel herbei und dachte sich: „Diesem Treiben werde ich bald ein Ende machen, jetzt habe ich Gelegenheit, wieder eine große Menschenmenge zu vernichten.“ Darauf entfernte er sich wieder und begab sich auf einen hohen Berg, auf die sogenannte „Wegscheide“, nahm dort einen ungeheuren Felsblock auf seine Schultern und wollte diesen auf die Kirche schleudern. Die Nordseite von Glantschach begrenzt ein sehr hoher, felsiger Abhang; von diesem wollte er den Felsen hinunterstürzen. Er wanderte und wanderte und kam endlich in die Nähe des Ortes, da jedoch verließ den Teufel, der von der schweren Last ermattet war, die Kraft und er ließ den Felsen fallen. Er hat die Form einer kleinen Kirche und die Leute nannten diesen Felsblock die „böse Kirche“. Noch jetzt ist sie zu sehen und die Eindrücke der Teufelskrallen daran bemerkbar.

386. Der Teufelsstein.

Es war gerade in der Weihnachtszeit, wo die Leute in der Christnacht zur Mette gingen. Der widerspenstige Teufel wollte nun die Gläubigen in der Kirche einschließen. Um dies zu ermöglichen, holte er auf der Saualpe einen mächtigen Stein zwischen der Seetalerhütte und den sogenannten Hundsöfen. Mit demselben wollte er den Weg aus der Kirche versperren. Mit einer rasenden Geschwindigkeit sauste er beim Almkreuz am Klipitztörl vorüber. Er hatte einen weiten Weg zurückzulegen und kam erst nach längerer Zeit zu einer Keusche, welche die Leute Schiegkeusche nannten. In der Nähe dieser Stelle krähte ein weißer Hahn. Der Stein, mit welchem er noch immer belastet war, wurde immer schwerer. Wieder machte er sich auf und kam schon fast ermüdet zu einer anderen Keusche. Diese nannten die Leute Weberkeusche. Unweit dieser Stelle krähte aber ein roter Hahn. Sein mächtiger

Stein wurde nun noch schwerer. Der Bösewicht mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um vorwärts zu kommen. Mit schwerer Mühe und mit großer Anstrengung gelangte er zur sogenannten Reichenhalle. In deren nächster Umgebung vernahm er aber das Krähen eines schwarzen Hahnes. Sein mächtiger Stein wurde ihm jetzt so schwer, daß er ihn trotz aller Bemühung fallen lassen mußte. In derselben Kirche, wo sich die Gläubigen gerade zur Mette versammelt hatten, schlug es auf dem Turme zwölf. Als die Mette nun zu Ende war, gingen die Leute nach Hause. Dem widerspenstigen Teufel war es nicht gelungen, sie bei der Mette in der Kirche gefangen zu nehmen. Daß diese Sage auf Wahrheit beruht, dafür liefern heute noch der mächtige Kopf, der Rücken und die großen Keulen des Widerspenstigen, welche an jenem Stein abgedrückt sind, gute Beweise.

387. Die Teufelsbrücke und die Teufelsfaust.

Von dem Orte Ebene Reichenau führt eine prächtige Straße über die Turracher-Alpe. Auf ihr gelangt man zuerst zu einer 10 m hohen Brücke, welche vom Volke die Teufelsbrücke genannt wird. Ungefähr 100 Schritte weiter ragt ein riesiger Felsen über die Straße. Besichtigt man nun diesen etwas näher, so bemerkt man an ihm Spuren einer mächtigen Faust, welche vom Teufel herrühren sollen. An diese beiden Stellen knüpft sich folgende Sage: Ein Wilderer ging einst wieder seinem schlimmen Gewerbe nach und kam ganz ermüdet bei diesem Felsen an, wo er, da es schon dunkel wurde, Rast hielt. Weil er aber nichts geschossen hatte, fluchte und tobte er fürchterlich, so daß einem frommen Menschen die Haare zu Berg gestiegen wären. Ob dieser Gotteslästerung erschien am Fuße des Felsens der Teufel. Als nun der Wilderer die Gestalt des Leibhaftigen sah, ergriff er vor Schrecken die Flucht. Da ihn der Teufel nicht mehr erreichen konnte und auch kein Stein in der Nähe war, riß er mit großer Wucht ein Stück vom Felsen los und warf es dem Flüchtlinge nach. Dieser wich aber dem Wurfe noch rechtzeitig aus und lief über die Brücke, welche dort über die Gurk führt. Der Teufel setzte ihm nach, da er aber, wie das Volk glaubt, nicht über das Wasser darf, so mußte er die Verfolgung aufgeben und der Wilderer war nun gerettet. Aus Zorn, daß er nicht über die Brücke durfte, zerriß sie der Teufel, so daß eine große Schlucht entstand, in welcher er verschwand. Die Bewohner des Ortes mußten dann eine große und hohe Brücke über die Schlucht bauen, welche noch heute von den Wanderern, die über die Alpe gehen, bewundert wird. Sieht man über die Mauer hinab, so hört man in einer ungeheueren Tiefe das Wasser rauschen.

388. Der betrogene Teufel.

An Oberdrauburg vorbei wälzt ein kleiner Bach sein klares, kaltes Wasser gegen die Drau hin. Er kommt aus dem Silbergraben heraus, einem schluchtartigen Tal. In diesem hatte auf der andern Seite des Baches ein armes Bäuerlein sein Hüttlein stehen. Er hatte eine zahlreiche Familie zu beköstigen, was ihm immer große Sorge bereitete. Einst kam er aus Ober-

drauburg von einem Einkauf und wurde auf dem Heimwege vom Wirt zu einem Gratisgläschen eingeladen, was er dankend annahm. In der Wirtsstube fand er einen Verwandten hinter den Karten, vor ihm ein Häufchen von Goldstücken. Das arme Peterlein sprach von der verkehrten Welt. Der eine werfe das Geld im Spiele beim Fenster hinaus, während der andere es mit blutigem Schweiß wieder verdienen müsse. Er benützte die Gelegenheit und borgte sich mit Hinweis auf das Glück, das heute immer auf Seite seines reichen Vetters stand, eine kleine Summe Geldes, dessen er so notwendig bedurfte. Widerwillig sagte dieser zu und gleich nach dem Fortgange Peters ging auch er; denn er hatte die Freude am Spiel verloren. Des armen Bauern älteste Tochter sollte morgen in aller Frühe das Geld holen kommen. Während der Nacht konnte Peter vor Freude nicht schlafen. Er kleidete sich an und machte sich auf den Weg, um ins Freie zu kommen. Am Ufer des Baches angelangt, fand er keine Brücke vor. Sein Vetter hatte sie nämlich von seinen Knechten gleich, nachdem er heimgekommen war, abreißen lassen; eine Arbeit von einer halben Stunde. Bei diesem Anblick seufzte und stöhnte Peter vor Traurigkeit, denn er wußte, daß sein Vetter die Brücke entfernt hatte, damit er kein Geld erhalte, wenn seine Tochter nicht zur rechten Zeit an Ort und Stelle sei. Auf einmal hörte er hinter sich kichern. Dort stand ein sonderbarer Geselle in grünem Kleide und mit einer Hahnenfeder am Jägerhute. Der Arme klagte dem Fremden sein Leid und dieser versprach ihm, die Brücke bis Sonnenaufgang aufzubauen, wenn er ihm einen Gegendienst leiste. Freudig schlug er in die dargebotene Hand ein. Der Pakt war geschlossen; nun verlangte der Grüne zum Lohn für seinen Bau die Seele dessen, der als Erster die Brücke betrete. Zurücknehmen konnte er seinen Handschlag nicht mehr und so gab er schweren Herzens seine Zustimmung und ging nach Hause. Im Bette fing er an zu denken, aber nichts kam ihm in den Sinn. Als schon der neue Tag anbrach, hatte er endlich einen Plan gefaßt. Mit einem Seufzer der Erleichterung schlief er endlich ein.

Schon beim ersten Hahnenschrei sprang er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, weckte Weib und Kinder mit den Worten: „Auf! Auf! heute ist der Tag des Glücks!“ Während sich die andern ankleideten, ging er hinaus zur Brücke. Diese stand schon fix und fertig da. Aber der Böse war auch schon da, fragte das Bäuerlein, ob ihm das Werk gefalle und lud ihn gleich ein, die Brücke zu betreten. Dieser aber bedankte sich recht höflich und meinte, sein Töchterlein werde gleich kommen, um das Geld zum Vetter holen zu gehen. Alle zehn Finger schleckte sich der Teufel ab, als er von dem Mädchen hörte, denn eine Kinderseele ist etwas viel Seltsameres für ihn als die eines Erwachsenen. Als der Bauer wieder am Hause anlangte, stand schon das Mädchen im Sonntagsstaate am Tor, seine Geschwister und die Mutter neben ihm. Peter lachte, machte die Tür des Stalles auf, zog bei den Hörnern die alte Geis hervor und befahl seiner Tochter, das Tier vor sich her über die Brücke zu treiben. Alles widersprach dieser Ansicht. Aber Peter blieb unerbittlich dabei. So machte sich denn das Mädchen mit der Ziege als Vorspann auf den Weg. Als der Teufel den sonderbaren Aufzug sah, wollte er schier bersten vor Zorn. Er riß die Ziege so beim Schwanz, daß ihm dieser in den Händen blieb, und fuhr dann unter Feuer

und Flammen in die Hölle. Die Tochter aber kam zur rechten Zeit beim Vetter an und empfing das Geld. Mit diesem fing unser Bäuerlein einen gutgehenden Handel an, so daß mit der Zeit sich Wohlstand auch in seinem Häuschen einstellte. Und bald konnte er seinem Vetter das Geborgte mit Zinsen zurückerstatten.

389 Von der Wolfgangkirche in Grades.

An der Stelle, wo heute die Kirche steht, soll einst eine heilbringende Quelle geflossen sein. Zu dieser Zeit kam eine fromme Prinzessin nach Grades und nahm darin täglich ein Bad. Nach erlangter Genesung ließ sie dort eine Kirche bauen. Der Bau sollte bis zu einer bestimmten Zeit vollendet werden. Die Zeit rückte heran, doch die Arbeit schritt nur langsam fort, trotz aller Bemühungen der Arbeiter und des Baumeisters, der schon der Verzweiflung nahe war. Als er einmal im Walde in der Nähe des Baues in Gedanken versunken saß, erschien ihm der leibhaftige Satan und fragte ihn, warum er so traurig sei. Jener legte ihm seine Lage klar und der Teufel erklärte sich bereit, ihm unter der Bedingung zu helfen, daß der Erste, der in die Kirche komme, ihm gehöre. Der Baumeister, der keinen Ausweg mehr wußte, war damit einverstanden. In der Nacht darauf wimmelte es auf dem Bau von unheimlichen Gestalten (es waren böse Geister) und am frühen Morgen war die Kirche fertig. Die Leute staunten und der Baumeister, vom bösen Gewissen gepeinigt, erzählte nun, was er mit dem Satan vereinbart hatte. Natürlich wollte jetzt niemand als der Erste in die Kirche gehen. Es wurde beraten, was da zu machen wäre, bis man sich schließlich einigte. Damals gab es in unserem Lande noch sehr viel Wölfe. Gegen Abend wurde nun ein Schaf an das offene Tor der Kirche gebunden. In der Nacht kam ein Wolf, tötete das Schaf und zerrte es in die Kirche, um es dort in aller Ruhe zu verspeisen. Der Satan sah sich betrogen, weil er keinen Menschen, sondern nur ein Tier bekommen hatte, zerriß in seinem Zorne den Wolf in kleine Stücke und nahm sich nicht Zeit, bei seinem Auszuge die Tür zu benützen, sondern fuhr ober der Orgel durch die Wand hinaus. Man hat oft versucht, das Loch zu vermauern, während der Nacht wurde es aber immer wieder aufgerissen und man kann es noch heute sehen. Die Kirche heißt deshalb „Wolfgangkirche".

390. Der geprellte Teufel.

Ein kluger Bauer hatte bis zum Abend auf dem Felde gearbeitet und schickte sich zur Heimkehr an. Da sah er plötzlich auf einem Feuerlein, das am Boden brannte, einen Teufel sitzen. Er trat hinzu und sagte: „Du sitzest wohl auf einem Schatz?" „Ja," erwiderte der Teufel, „auf einem kostbaren Schatze, daran du dein Lebtag genug hättest." Der Bauer, der den Acker sein eigen nannte, erhob Anspruch auf den Schatz und jener war bereit, ihn auszufolgen, wenn der Bauer durch zwei Jahre die Ernte des Ackers mit ihm teile. Damit war der schlaue Bauer einverstanden, denn er wußte schon, wie er den Bösen täuschen und um die Ernte bringen wollte.

Er bot ihm für das erste Jahr die obere Hälfte an; der Teufel war damit zufrieden und freute sich schon auf die Ernte. Der Bauer säte Rüben an. Somit bekam der Teufel das nutzlose Kraut, während dem Schlauen die eigentliche Ernte blieb. Darüber erbost, rief Satan aus: „Das zweite Mal wirst du mich nicht wieder betrügen", und verlangte fürs folgende Jahr die untere Hälfte, welche ihm der Bauer bereitwillig zugestand. Nun baute er Weizen an. Im Herbste schnitt er die Ähren ab und der Teufel bekam die Wurzeln. Wütend überließ der Betrogene dem klugen Bauer den Schatz und fuhr zur Hölle. Der Bauer hob den Schatz und freute sich der gelungenen List. (Maria Saal.)

391. Der dumme Teufel.

Eine Schneiderin, die kümmerlich lebte und kaum ihr Brot verdiente, beschwor den Teufel, ihr eine größere Summe Geldes zu verschaffen. Dieser ging bereitwillig darauf ein, unter der Bedingung, daß sie ihm ihre Seele verschreibe. Die Näherin tat es, stellte aber auch ihrerseits eine Bedingung: jeder von ihnen sollte eine Hose nähen und wer zuerst fertig geworden, sollte die Wette gewonnen haben. Nun nahmen der Teufel und die Schneiderin zwei schon zugeschnittene Hosen, Nadel und Faden zur Hand und fingen an zu arbeiten. Der dumme Teufel fädelte ein, ohne den Faden abzuschneiden und so mußte er, so oft er einen Stich machte, ums ganze Haus laufen, bis der Knäuel abgewickelt war. Er glaubte die Schneiderin zu überflügeln, wenn er mit dem Einfädeln keine Zeit verliere. Diese aber nahm kurze Fäden, nähte schnell und beendigte ihr Stück zuerst. So hatte der Teufel die Wette verloren und mußte ihr das gewünschte Geld verschaffen, erhielt aber ihre Seele trotzdem nicht. (Maria Saal.)

392. Der Teufel als Kartenspieler.

Vor vielen Jahren war's, Mitternacht lange schon vorüber, als in einem Gasthause in Kirschentheuer noch drei Geistliche beim Kartenspielen saßen. Es war eine stürmische Nacht. Von draußen hörte man das Rauschen und Tosen der angeschwollenen Drau und die Bäume vor dem Gasthause ächzten, als wollten sie dem Toben des Sturmes nicht mehr standhalten. Der ohrenbetäubende Lärm mischte sich mit dem wolkenbruchartigen Regen, der unaufhörlich herniederprasselte; wehe dem, der in dieser entsetzlichen Nacht des schützenden Daches entbehren mußte. Aus diesem Grunde zogen es auch die drei Herren, da jeder aus einer entfernten Pfarre kam, vor, die Nacht hier zu verbringen. Es war nämlich am Nachmittage das Begräbnis eines angesehenen Dorfbewohners gewesen, wozu man nach alter Sitte mehrere Geistliche kommen ließ.

Das Spiel war im besten Gange; auf einmal tritt ein Jäger in die Wirtsstube, mit lodherndem Blicke die Spieler bannend, — setzt sich wie ganz selbstverständlich zu den Dreien und fragt, ob er mitspielen dürfe. Mit Feuereifer gaben sie sich dem Spiele hin. Nur wenn die Kreuz-As herauskam, stieß der Jäger einen schrecklichen Fluch aus. Als er wieder einmal „die

Kreuz" bekam, schleuderte er sie unter einer furchtbaren Gotteslästerung über den Tisch, daß sie zu Boden fiel. Der eine der Herren bückte sich unter den Tisch, wo die Karte vermutlich lag, um sie hervorzuholen, — doch welch ein Entsetzen! — Die Füße des Jägers waren keine Menschenfüße, es waren unförmliche Klumpen mit großen Krallen. Wo der geistliche Herr die Geistesgegenwart hernahm, sein Brevier aus der Tasche zu holen und den Bösen zu beschwören, wußte er später nicht mehr zu sagen.

Mit fürchterlichem Gebrüll, das sich in der schauerlichen Nacht verlor, nahm der Teufel seinen Weg durch die Mauer ins Freie. Lange konnte man die Öffnung nicht vermauern, immer wieder bröckelten die nachgefüllten Steine ab. Erst als ein frommer Priester die Weihe des Hauses vornahm, verschwand das Zeichen jener unheimlichen Nacht.

Das Kreuz in nächste Nähe aber soll aus Dankbarkeit von den Geretteten errichtet worden sein.

393. Der betrogene Teufel.

Im Lesachtale liegt ein kleines, hübsches Dörfchen, dessen Bewohner von starkem religiösen Sinne erfüllt waren. Nur drei waren es, die mit Spott die Leute ansahen, wenn sie Sonntags der Kirche zuschritten. Sie aber, statt ihrer Pflicht nachzukommen, gingen ins Wirtshaus, um Karten zu spielen.

So war auch wieder ein Sonntag gekommen und die drei saßen wie gewöhnlich im Wirtshause beisammen und spielten. Doch heute wollte es nicht recht gehen, denn ihr Geld reichte nicht aus. Sie sannen daher auf Mittel, wie sie solches beschaffen könnten, flüsterten und lispelten eine Weile miteinander, erhoben sich dann und gingen nach Hause.

Schon war die Nacht hereingebrochen und tiefe Stille herrschte im Dorfe. Um diese Zeit saßen die drei in einem Bauernhause, das auf einsamem Felde steht, jeder mit einem großen Buche und einem Talglichte in der Hand. Von dem Turme ertönte schon die zwölfte Stunde. Nun stiegen sie in den Keller hinab und begannen eine schauerliche Zeremonie. Nach deren Beendigung ertönte ein furchtbarer Krach und der Teufel mit einem Sack voll Gold stand vor ihnen. Er fragte sie, was sie von ihm wollten. Die drei antworteten: „Wir haben dich hierher gerufen, um Geld von dir zu erhalten; du erhältst dafür unsere Seelen." Der Böse war damit einverstanden. Doch jetzt wollte er nicht fort und den Gesellen stiegen die Haare zu Berge, denn sie wußten, wenn sie ihn nicht abdanken konnten, war es um sie geschehen.

Drei Tage waren mittlerweile verstrichen und noch immer waren die drei nicht zum Vorschein gekommen. Ihre Angehörigen holten den Ortspfarrer, damit er den Bösen vertreibe; aber umsonst war sein Tun, denn sein Gewissen war nicht rein. Ebenso gelang es auch anderen Geistlichen aus den benachbarten Orten nicht. Da machte sich ein alter Klostergeistlicher, ein Greis von 86 Jahren, auf den Weg, um den Teufel fortzubannen, was ihm auch durch eine gute List gelang. Er fragte ihn nämlich, ob er die Drei freigebe. Dieser antwortete ihm: „Ja, aber unter der Bedingung, daß der Letzte mir gehört." Der Pater war einverstanden und ließ die drei vor sich über die Treppe hinaufgehen. Auf seinen Rücken jedoch nahm er das Kruzifix,

vor dem der Böse große Scheu hat. Da auf einmal war ein donnerähnliches Getöse vernehmbar und der Böse verschwand mit Zurücklassung des Geldes.

So kamen die drei noch mit heiler Haut davon, doch der Schreck war ihnen so von Nachteil, daß einer nach dem andern in kurzer Zeit starb. In einer Mauer des Hauses war seitdem ein Sprung zurückgeblieben, den niemand mehr vermauern konnte. Heute steht das Haus vereinsamt und verödet da und nur die alten Mauern könnten noch sprechen von diesem furchtbaren Vorfall.

394. Das Lied vor dem Lindentanz.

Es war an einem schönen Sommersonntage, als Burschen und Mädchen in fröhlichster Stimmung in einem langen Zuge, voraus die Musikanten mit ihrer Blechmusik, die Burschen mit Wein, muntere Lieder singend, der Linde zueilten, um dem im Gailtal üblichen Lindentanz beizuwohnen. Die Dorfmusikanten spielten ihre besten Stückchen auf, nach welchen getanzt wurde, daß es eine Lust war zuzuschauen. Einer war unter den Bauernburschen, der von allen unbestritten als der Schönste und Sauberste galt. Mit ihm zu tanzen war herrlich, ja man konnte sich mit ihm zu Tode tanzen. Welche Bedeutung in diesen Worten liegt, denkt wohl niemand. Doch schrecklich ist es, wenn sie sich bewahrheiten. Das geschah an einem der fröhlichen Festtage. Die Mädchen drehten sich mit diesem Unhold im Kreise, und zwar lange. Sie tanzten sich zu Tode. Kommendes Jahr war wieder eine so auffällige Erscheinung mitten unter dem jubelnden Volke, wieder mußten viele Mädchen ihr Leben opfern und schrecklich war das Unglück. Verzagt und mißgestimmt über derlei Vorkommnisse, rief man den Pfarrer zu Rate, ob man wegen dieses böswilligen Burschen, der gerade aus der Hölle zu kommen schien, den Lindentanz aufgeben sollte, der die Freude für jung und alt war und viele Wochen vor- und nachher zu plaudern gab. Auf den Rat des Pfarrers mußte vor jedem Lindentanz unbedingt ein heiliges Lied mit Andacht gesungen werden, um vor solchem Spuk bewahrt zu bleiben. Wohl sind es schon viele, viele Jahre her, daß solches geschehen, aber nie werden diese beiden Lindentänze in Vergessenheit kommen und heutzutage noch wird das heilige Lied vor jedem Lindentanz gesungen.

395. Der fremde Tänzer.

Lustig gings einmal in Maltein zu. Es war Kirchtag. Laut mischte sich die einfache Musik mit dem Jauchzen und Stampfen der Burschen. Gegen Abend begab sich auch ein schönes „Diandlpaar" auf den Tanzboden. Doch hatten sie noch keinen Verehrer und so mußten sie dem Tanze zusehen. Da erschien ein Mann mit schmalem, bartlosem Gesicht, in schmucker grüner Kleidung, mit einer langen Hahnenfeder am grünen Hütchen. Er forderte eine zum Tanze auf. Die andere, ein armes, braves Mädchen, beobachtete den Tänzer aufmerksam. Er hatte etwas Abschreckendes in seinen Gebärden. Eine große Angst befiel das Mädchen. Es verließ das Haus und sperrte sich in seine Kammer. Der Teufel, das war nämlich der Grüne, dem es gelungen

war, das eine Mädchen zu verführen, wollte auch die andere in seinen Klauen festhalten und fuhr ihr nach; aber er kam zu spät. In seinem grimmigen Zorne packte er die eine Dirne und fuhr mit ihr durch das Fenster zur Hölle.

Noch lange darnach soll man das Blut am Fenstergesims gesehen haben.

396. Im Zwiatål.

Geht man vom Zammelsberg nach dem naheliegenden Ort Kötschendorf, so führt der Weg auch an dem Gehöfte des Murnbauers vom „Zwiatal" vorüber. Von der Bezeichnung im „Zwiatal" erzählt die Volkssage folgendes: Am Faschingdienstag sollte beim Kreuzwirt in Kötschendorf große Tanzunterhaltung sein. Alt und jung freute sich darauf. So auch die hoffärtige, stolze Magd des Murnbauern. Schon tags vorher dachte sie an nichts anderes als an den morgigen Tag und legte ihre schönsten Kleider bereit. Am nächsten Tag war sie schon in aller Früh auf den Beinen und schmückte sich aufs herrlichste, um nur ja den jungen Burschen des Dorfes zu gefallen. Gegen Mittag zog sie mit dem Maskenzuge beim Kreuzwirt ein. Ihre schöne Gestalt erregte die Bewunderung aller Tänzer. Mancher liebende Blick traf sie. Die hochmütige Dirne aber beachtete die armen Burschen nicht und tanzte nur mit den Schönsten und Reichsten des Dorfes. Die Musik ließ ihre fröhlichen Weisen erschallen und wirbelnd drehten sich die Paare in der geräumigen Stube. Alles wollte heute noch fröhlich sein. Denn morgen begann ja die düstere Fastenzeit, in der es keine Lustbarkeit gibt. Sogar manches alte Bäuerlein führte sein Weib zum Tanze und ließ den beliebten „Steirischen" aufspielen. Am ärgsten trieb es aber die junge Magd und erregte durch ihr gottloses Treiben den gerechten Unwillen der Alten. Je näher die zwölfte Stunde heranrückte, desto leerer wurde das Wirtshaus, denn keiner wollte durch Entweihung der heiligen Fastenzeit Gottes gerechten Zorn auf sich herabbeschwören. Alle noch anwesenden Frauen und Mädchen weigerten sich zu tanzen. Nur des Murnbauers „Dirn" tanzte noch, als die Kirchenuhr die Geisterstunde und somit die vierzigtägigen Fasten ankündete. Lauter und wilder klang die Musik, während das einzige Paar sich in rasendem Tanze herumbewegte. Draußen erscholl lautes Gesause und Gebrause und fürchterlich tönte das Heulen des Windes, der über die Dächer dahinfuhr. Da bemerkte der entsetzte, schreckensbleiche Wirt, wie der jugendlichen Frevlerin auf Schritt und Tritt eine weiße Maus mit feuersprühenden Augen folgte. Hastig erzählte er es einigen erstaunten Gästen und bat sie, die Magd auf keinen Fall aus dem Hause zu lassen. Doch das schreckliche, unabwendbare Verhängnis sollte eher hereinbrechen als man ahnte. Die Unglückliche zeigte plötzlich eine furchtbare Erregung. Sie wurde bleich und ihre Augen traten hervor und da bat sie ihre Beschützer flehentlich, sie auszulassen. Kaum hatten sie ihre Hände losgelassen, so stand sie auch schon vor der Tür des Hauses, wo sie sofort vom Teufel erfaßt wurde. Unter dem unheimlichen, grausigen Brüllen und Pfeifen der dahinjagenden Windsbraut entführte er sie in die Luft. Lange noch hörten die wie versteinert Dastehenden das Wimmern, Klagen und Schreien der so schrecklich Bestraften. Zwischen dem verhallenden Gewimmer ertönte ein gräßliches, teuflisches

Lachen und eine gellende Stimme rief: „Ins Zwiatål, ins Zwiatål." Sich bekreuzend traten die erschütterten Gäste endlich auf die Gasse. Pech- und Schwefelgeruch verpestete die Luft, aber von der Magd war keine Spur zu finden. Als nun am nächsten Tage der Murnbauer, der vom schrecklichen Strafgericht Gottes gehört hatte, zu seiner Mühle, die einige Schritte unterhalb seiner Behausung in einem Graben stand, einen Getreidesack hinabtrug, bemerkte er zu seinem nicht geringen Entsetzen auf einem Baume Fetzen von dem Kleide der Verschwundenen. Seit jener Zeit wagt es niemand, zur Nachtzeit den Steig durch jenen Graben zu nehmen. Beim Murnbauer aber heißt es jetzt noch im „Zwiatål".

397. Das verschwundene Haus.

An der Landstraße, die durch Feistritz an der Gail führt, liegt dort, wo der Weg nach Vorderberg abzweigt, ein Acker. Auf diesem stand einst ein Häuschen, wo sich jeden Abend, gleichgültig ob es ein Wochen- oder kirchlicher Feiertag war, Jünglinge und Mädchen, die nicht in bestem Rufe standen, versammelten. Die Magd eines Besitzers fehlte nie in der Gesellschaft. An einem Quatemberfeiertage redete sie der Tochter ihres Hausherrn zu, mitzugehen. Diese, ein junges Mädchen, ließ sich leicht überreden und besuchte das Haus. Dort tanzte schon eine Schar junger Leute. Die Magd begann nun auch zu tanzen. Nach dem ersten Tanze suchte sie das Mädchen auf. Dieses zitterte an allen Gliedern und drängte zum Aufbruche, worauf die Magd nachgab und sie nach Hause begleitete, um wieder zurückzukehren. Auf dem Heimweg erzählte das Mädchen, warum es so gezittert. Es hingen, sprach es, den Musikanten feurige Zungen aus dem Munde, auf dem Kopfe hatten die Spielleute Hörnchen und hinten zeigten sich lange Schwänze. Die Magd erschrak sehr und kehrte nicht mehr in jenes Häuschen zurück. Dieses war am nächsten Tag verschwunden.

Wenn man heute fragt, wo das Häuschen gestanden habe, so erhält man zur Antwort: „Dort, wo die Katze starb." An der Stelle des Häuschens fand man am nächsten Morgen eine verendete Katze liegen. Noch heute unterlassen es die Burschen, wenn sie an dieser Stelle vorbeigehen, zu singen, und auch an Kirchtagen ziehen die Musikanten stumm an dem Ort vorüber.

398. Der Teufel in Eisenkappel.

Etwa vier Stunden von Eisenkappel entfernt, tief im Gebirge, liegt der Ort Trögern. Hier lebte vor ungefähr siebzig Jahren ein wohlhabender Bauer namens „Pristunig". Dieser besaß eine Tochter, die in der ganzen Umgebung wegen ihrer großen Schönheit bekannt war. Vor lauter Hochmut und Eitelkeit wußte sie deshalb nicht, wie sie sich kleiden sollte, um ja als die Schönste weit und breit zu gelten. Doch siehe, einmal befand sich die erwähnte Schönheit auch auf einer Tanzunterhaltung. Aber von bewußtem Stolz erfüllt, gab sie jedem Tänzer, der ihr nahte, einen Korb. Doch Hochmut kommt vor dem Falle. Da plötzlich gesellte sich ein junger, schlanker Mann zur Maid und er gefiel ihr und mit ihm tanzte sie fortwährend. Der

so plötzlich erschienene Fremde zahlte fleißig die Musikanten und zeigte sich überhaupt freigebig. Ja er brachte in die ganze Unterhaltung Feuer und Leben hinein. Da schlug es vom nahen Turme zwölf. Mit Entsetzen bemerkte die Tochter des reichen Bauern, daß sich jetzt der schlanke Bursche verändert hatte. Beim Tanze drehte er sie jetzt so schnell im Kreise herum, daß ihr alles Blut in den Kopf stieg und sie ganz schwindelig wurde. Ja, er wollte das Mädchen fortwährend zur Tür hinausstoßen und mit Schrecken gewahrte sie an den Händen ihres Tänzers Krallen. Mitten im Tanze fiel sie ohnmächtig zu Boden und der früher so schöne Jüngling, der sich ihr als Teufel entpuppt hatte, verschwand so plötzlich wie er gekommen.

Von dieser Zeit an veränderte sich das Mädchen ganz. Aus der eitlen, stolzen, hochmütigen Maid war ein schlichtes, einfaches, braves und frommes Mädchen geworden.

399. Der Teufelsstein.

Vom Teufelsstein, der sich in der Loretto-Kirche zu St. Andrä im Lavanttale befindet, erzählt die Sage:

Es war einmal eine Bäuerin, die mit dem Teufel im Bunde stand. Und zwar hatte sie dem Teufel ihre Seele versprochen, wenn sie von ihm einen Sack Geld erhalte. Richtig brachte ihr der Böse das Versprochene. Nun sagte er zu ihr, er werde an einem bestimmten Tage ihre Seele holen. Als der Tag immer näher kam, dachte sie doch an ihre arme Seele und beschloß zu den Jesuiten beichten zu gehen, um den Satan loszuwerden. Richtig erschien die Bäuerin in der Kirche am frühen Morgen. Mit diesem Tage war die Zeit ihres Vertrages abgelaufen. Endlich kam ein alter Beichtvater in den Beichtstuhl, sie kniete hinein und bekannte reumütig ihre Sünden. Doch während sie vom ehrwürdigen Greis die Lossprechung erhielt, sah sie vor dem Beichtstuhle den Teufel stehn; mit grimmiger Miene sah er die Bäuerin an und wußte vor Zorn nicht, was er tun sollte. Er wollte sie fassen, doch er hatte keine Macht mehr über sie, denn sie war bereits von den Sünden gereinigt. Vor Wut darüber zerkratzte er vor dem Altar den Stein. Noch jetzt zeigen die Leute in der Kirche den Stein, den der Teufel mit seinen Fingernägeln zerkratzt haben soll. Er ist jetzt in einer Wand eingemauert.

400. Die Teufelsmühle.

In der Nähe des Dorfes St. Martin im Lavanttale steht an einem kleinen Bache, der in die Granitz mündet, eine alte Mühle, welche dem Holzbauer gehört haben soll. Heute steht die Mühle verlassen in dem einsamen Graben unten. Nur hie und da, wenn im Frühling der Schnee schmilzt und das rauschende Gebirgsbächlein, welches unter dem Mühlrade dahinfließt, das ungeheure Rad wieder einmal in Schwung versetzt, wird die Stille durch das Knarren und Krachen des Rades unterbrochen. Gemahlen wird in der Mühle schon lange Jahre nicht mehr, infolge der sonderbaren Begebenheit, welche sich hier abgespielt haben soll. Weit und breit ist die Mühle dadurch bekannt und sie führt den unheimlichen Namen „Teufelsmühle".

Beim Holzbauer, dem die Mühle gehörte, soll eine Magd gewesen sein, von außergewöhnlicher Schönheit, wie weit und breit keine. Doch war sie eine sehr schlechte Person. Auch hielt sie aufs Kirchengehen und Beten nicht viel. Nie noch hatte sie einen Rosenkranz am Samstagabend mitgebetet; es ist nämlich bei den Bauern Sitte, daß das ganze Hausgesinde alle Samstagabende sich zum Gebete versammelt. Doch die eitle Dirne verließ nach dem Abendessen die Stube und rannte hinunter zur Mühle, wo sie sich in der Mühlstube kämmte und putzte, um den Burschen am Sonntag noch mehr zu gefallen. Trotzdem der Bauer sie vor dieser Sabbatschändung gewarnt hatte, ließ sie sich davon nicht abbringen. Stundenlang soll sie oft vor der Mühle gestanden haben. Im Volke heißt es, daß einen der Teufel holt, wenn man Samstagabends in den Spiegel sieht. Doch konnte dieser Aberglaube der Leute sie nicht von ihrer Eitelkeit abbringen.

Beim Holzbauer war auch ein Knecht bedienstet, der sich mit der schönen Burgi verabredet hatte. Er war von ihrer Schönheit so eingenommen, daß er glaubte, er müsse sterben, wenn sie ihm die Liebe absage. Es war wieder an einem Samstag. Kaum waren die Andächtigen oben in der Bauernstube mit dem Rosenkranzbeten fertig geworden, öffnete sich die Türe und herein stürzte Lex, so hieß der Knecht, die Haare zu Berge gesträubt und weiß wie Leinwand im Gesicht. Was mochte dem Menschen widerfahren sein? Alles schaute mit starren Blicken den Entstellten an. Man hatte ihn noch nie so gesehen. Furcht konnte es nicht sein, denn er kannte keine, wie er oft sagte, selbst wenn er es mit dem Teufel zu tun haben sollte.

Diesmal war der Teufel nicht einmal zu ihm gekommen, sondern der Knecht hatte ihn nur gesehen und schon der gräßliche Anblick hatte ihn fast ohnmächtig werden lassen. Er schlich der Burgi nämlich nach, als sie zur Mühle hinabging, um zu sehen, ob es wirklich wahr sei, daß sie einen andern habe; seine Freunde hatten ihm dies zu seinem größten Schrecken erzählt. Wie er nun aus dem kleinen Wäldchen hinauskam und über die Brücke gehen wollte, die über das rauschende Mühlbächlein führte, blieb er stehn; er sah die Fenster der Mühle hell beleuchtet und das Rad drehte sich so rasch, als würde darin fleißig gemahlen. Dies kam ihm nicht geheuer vor. Samstag abends wird nie gemahlen, auch ist sonst niemand in der Mühle als Burgi und — vielleicht auch der andere, den er gerne kennen lernen möchte. Als er so auf die Fenster hinsah, bemerkte er die Burgi, wie sie das Fenster aufriß und mit den Händen um Hilfe rang. Rufe konnte er keine hören. Gleich hierauf wurde sie von einer schwarzen Gestalt vom Fenster weggerissen und er sah noch mehrere schwarze Männer vor dem Fenster. Nun war seine Neugierde aufs äußerste gestiegen. Mit raschen Schritten gelangte er zum Tor der Mühle. Hier horchte er nochmals. In der Mühlstube oben spielte eine herrliche Musik und er vernahm die taktmäßigen Tritte der Tanzenden. Rasch sprang er über die Stiege hinauf und öffnete die Stubentüre. Doch was erblickte er? Die ganze Stube war voll von Teufeln. Einer saß auf dem Tisch und nagte den Kopf der Burgi ab. Die andern tanzten lustig im Takte der Musik, welche ebenfalls von Teufeln gespielt wurde. Der Knecht wußte nicht, wie schnell er wieder von der Mühle nach Hause gekommen war. Er behauptete, es habe ihn ein Teufel getragen; weil aber im Hause gebetet

wurde, ließ er ihn aus, denn der Böse hat keine Macht, einen Menschen über die Schwelle eines Hauses zu tragen, worin gebetet wird. Der Knecht soll am Morgen darauf gestorben sein.

Seitdem führt die Mühle den Namen Teufesmühle und die Leute sagen, das sei die Strafe für die hoffärtige Dirne gewesen und die Teufel hätten dann unter Tanz und Musik den Fang einer Menschenseele gefeiert. Noch jetzt glaubt man, daß sich darin der Böse aufhalte und sein Unwesen treibe.

401. Der Blutfleck am Malteinerschloß.

Vom „Malteinerschloß" unweit von Trebesing erzählt die Sage:

Der Besitzer dieses Schlosses veranstaltete vor vielen Jahren zu Ehren seiner schönen, aber stolzen Tochter ein herrliches Gelage. Viele Bewohner der Umgebung fanden sich hier ein und vergnügten sich aufs trefflichste. Während sie sich mit Tanz und Musik unterhielten, benahm sich die Tochter des Gastgebers äußerst hochmütig. Mit keinem wollte sie tanzen und auch sonst verhielt sie sich gegen alle ablehnend. Plötzlich erschien ein feingekleideter Herr im Tanzsaale. Niemand kannte ihn und doch verstand er es, die Stolze für sich zu gewinnen. Einigemale schwenkte er sie im Tanze herum. Plötzlich verschwand die Hochmütige unter einem gräßlichen Aufschrei zum Fenster hinaus. Lange noch widerhallten die Hilferufe der Unglücklichen aus dem nahen Walde.

Als man dort am nächsten Tage Nachschau hielt, fand man wohl ihre Kleider, aber von ihrem Leibe war nichts mehr zu sehen. Der schöne und vornehme Tänzer war der Teufel gewesen.

Noch heute zeigt man die blutbefleckte Stelle unter dem Fenster, aus welchem die Stolze hinabgestürzt wurde.

402. Die Buckelbauermühle.

Gottlos war der alte Oberländer von Jugend auf. Zur Beichte ging er alle zehn Jahre einmal und dann jedesmal ohne die geringste Reu' und ohne guten Vorsatz. Doch das änderte sich mit einem Male und man war nicht wenig verwundert, als man ihn jeden Sonntag in der Kirche, dagegen weniger oft in der Schenke sah. Vor allem aber fiel es auf, daß er nie mehr fluchte, wogegen er doch früher bei geringen Anlässen Flüche ausgestoßen hatte, die jeden entsetzten. Wie und wodurch diese Wandlung vorgegangen war, wußte zu seinen Lebzeiten niemand. Erst auf dem Totenbette erzählte er dem Pfarrer, wie das eigentlich gekommen war; durch diesen hat man es später erfahren:

Einmal wollte er wie jeden Monat sein Korn in der Mühle des Nachbars, des Buckelbauers, mahlen. Es war schon spät geworden und das Mühlrad stockte fortwährend, obwohl genug Wasser vorhanden war. Sorgfältig untersuchte er, wo der Fehler liegen könnte, doch nichts war zu entdecken. Da riß seine Geduld. Greulich fluchend warf er den Mühlbeutel zu Boden mit den Worten: „Heut muß der Teufel selbst am Rade sitzen, er mag auch selber mahlen!" Nochmals wollte er nachsehen, doch wie er zum Rade hin-

blickte, schien es ihm, als säße dort der Teufel, den er angerufen und hemme mit seinem Schwanze das Mühlrad. Da erfaßte ihn solche Furcht, daß seine Knie schlotterten. Schnell trieb er sein Rößlein an, daß die Funken stoben. Weit oberhalb der Mühle leitete er das Wasser aus seinem Laufe, damit es nicht etwa doch das Mühlrad in Bewegung setze und die Mühle dadurch Schaden litte. Doch kaum hatte er das Wasser abgeleitet, so hörte er das Mühlrad in riesiger Geschwindigkeit schnarren, so daß er um die Mühle besorgt wurde. Nach längerem Zaudern ging er endlich zurück, um nachzusehen, ob das Wasser vielleicht unterhalb in seinen Lauf zurückgekehrt sei. Bei der Mühle angekommen sah er aber zu seinem Schrecken, daß kein Wasser die Wehre herunter rann. Das Mühlrad lief trotzdem mit erstaunlicher Geschwindigkeit und zwischen seinem Schnarren krächzte eine näselnde Stimme: „Du riefst mich, ich folgte und werde deine Mühle zu Schutt und Moder mahlen!“

Sonst hörte der Bauer nichts mehr, denn er lief, so schnell ihn seine Füße trugen. Schweißtriefend kam er etwa um Mitternacht in seinem Hause an. Erst in seiner Stube kam er wieder zu Atem. Dann fiel er auf die Knie, bereute alle seine Sünden und gelobte, ein guter Christ zu werden, wenn Gott die Mühle vor Zerstörung bewahre.

Am nächsten Morgen schlich er scheu in den waldigen Graben hinunter, um zu sehen, was geschehen sei. Die Mühle stand still und unversehrt, da fiel er auf die Knie, erneuerte sein Gelübde und hielt es auch treu bis an sein Grab.

403. Der Blutfleck an der Bleiburg.

Bleiburg, eine kleine Stadt Unterkärntens, zieht sich halbkreisförmig um eine Anhöhe, auf welcher das Schloß der Grafen Thurn-Valsassina steht. Das Schloß blickt auf ein ehrwürdiges Alter von vielen hundert Jahren zurück und hat denselben Namen wie das Städtchen. Zur Zeit der Grafenherrschaft, die über Leben und Tod der Untertanen entscheiden durfte, befand sich im ersten Stockwerke ein großer Saal, der der Gerichtsbarkeit diente. Bei einer Verhandlung, die über einen armen Bauer abgehalten wurde, mußte dessen Bruder Zeugenschaft ablegen. Aus reiner Geschwisterliebe, um den Bruder zu retten, sagte er falsch aus und leistete einen Meineid. Daraufhin erhob sich ein Sturm, die Bäume ächzten vor dem Schlosse und zum Fenster herein kam der Leibhaftige, erfaßte sein Opfer und trug es davon. Das war ein Werk weniger Augenblicke und nichts blieb zurück als große Blutspuren an der Fensterwand, auf welche der unglückliche Mann mit dem Kopfe beim Fluge durchs Fenster aufschlug. Heutigen Tages zeigt man noch den Saal sowie die verblaßten Blutflecke, die Zeugnis von der Wahrheit dieser Sage geben sollen.

404. Grebenzensagen.

Im Zuge der norischen Alpen erhebt sich in einer Höhe von 1896 m die Grebenze. Im Gegensatze zu den übrigen Höhen der Umgebung, die in ihrer

geologischen Zusammensetzung größtenteils Glimmerschiefer aufweisen, ist dieser Berg aus Kalkstein aufgebaut und weist deshalb auch Höhlen auf, die zu allerlei Sagen Anlaß gaben. Die bedeutendste Höhle ist das sogenannte „Wilde Loch", eigentlich keine Höhle, sondern eine kraterartige Öffnung im Berge, welche später in bedeutender Tiefe terrassenförmig abfallen soll. Im Volke wurde diese Öffnung in früherer Zeit gerne als Tor zur Hölle angesehen, welches die Teufel bei Ausflügen zu den gottlosen Sennerinnen auf den umliegenden Almen passieren mußten. Fromme Leute gingen daher nicht gerne am „Wilden Loche" vorüber.

Einmal gingen zwei Wanderer über die Grebenze. Von Müdigkeit überfallen legten sie sich am Rande des „Wilden Loches" nieder und schliefen ein. Da hörten sie im Traume in der Tiefe eine Stimme: „Zieh' an, zieh' an!" Darauf eine zweite: „Ich zieh' ja, aber der heilige Benedikt läßt es nicht zu." Mit Angstschweiß auf der Stirne erwachten sie und eilten von der grausen Stätte hinweg. Den Medaillen mit dem Bildnis des heiligen Benedikt, die sie um den Hals trugen, hatten sie ihre Rettung zu verdanken.

Einst ging ein steirischer Bauer über die Grebenzalpe und schlief ebenfalls beim „Wilden Loche" ein. Da hörte er erregtes Stimmengewirr in der Tiefe und aus ihr den deutlichen Ruf: „Tür und Tor auf, der Richter von Neumarkt ist da!" Als er später nach Neumarkt kam, läutete man die Glocken und auf die Frage, was dies bedeute, erhielt er die Kunde, daß vor wenigen Stunden der Ortsrichter gestorben sei.

Einst ging ein Mann vom Wallfahrtsorte Maria-Schönanger über die Grebenze nach Hause. Als er so dahinging — es war schon ziemlich spät — sah er am Wege ein prächtiges, schwarzes Pferd weiden. Da kam ihm der Gedanke, das Pferd zu einem Ritte über die Almfläche zu benützen und hierauf wieder freizulassen. Als er so auf dem Pferde saß, befiel ihn der Schlaf. Im Traume hörte er eine Stimme, die ihm zuflüsterte: „Steig links ab!" Plötzlich stand der Rappe still. Schlaftrunken fuhr der Mann empor, saß aber doch der Eingebung folgend links ab. Da durchrieselte ihn jäher Schrecken. Kopfüber verschwand der Rappe im Boden, Funken und Schwefelgeruch hinterlassend, und als der Mann sich halbwegs erholt hatte, sah er, daß er beim „Wilden Loche" stand. Wenn er rechts abgestiegen, wäre er unfehlbar in die dräuende Tiefe gestürzt. Die heilige Mutter Maria am Schönanger hatte die List des Teufels zuschanden gemacht.

Bei einem Bauer in der Ortschaft Wiesen waren vor mehr als hundert Jahren ein paar Mägde, die jeden Abend Besuch beim Kammerfenster stehen hatten. Allein die kräftigen Brentlersprüche (Gasselreime) der Burschen aus der Umgebung verschlugen bei ihnen nicht mehr. Da kam eines Abends ein junger Jäger zum Fenster. Hei, wie lustige Schnurren wußte der, die Mägde kamen gar nicht mehr aus dem Lachen. Unten ging aber ein alter Jäger vorüber und sah den lustigen Kumpan auf dem Holzgange vor dem Kammerfenster sitzen. Er sah aber auch noch etwas, was ihm die Haare himmelwärts streben machte. Unter dem grünen Jägerrocke hing ein langer, zottiger Schwanz bis zur Erde nieder. Der Jäger schlug ihm mit dem Büchsenkolben, in welchen ein Marienbild eingelegt war, auf den Schwanz, worauf der Brentler in Dunst zerfloß. „Häbt's jå an recht saubarn Brentler då ghäbt,

dös Dianðlan," rief er zum Fenster hinein und erzählte den Mägden den Vorfall. Eine soll aus Angst gestorben und die andere sehr fromm geworden sein.

Der Jäger aber wanderte weiter und als er in den Ingolstaler Graben gelangte, hinderte plötzlich eine Mauer, die er noch nie gesehen, seine Schritte. Er ging kopfschüttelnd die sonderbare Mauer entlang und geriet so zum Loche. Da kehrte er wieder um und suchte noch lange nach einem Ausgange. Als er keinen fand, sagte er: „So leg' ich mich halt in Gottes Namen da nieder." Alsbald schlief er ein und als er morgens erwachte, lag der Weg frei vor ihm. Das Teufelsblendwerk hatte seinen frommen Sinn nicht zum Wanken zu bringen vermocht. Hätte er geflucht, wäre es ihm übel ergangen.

405. Der Teufel als Brentler.

1. Bei einem Bauer in Altenmarkt war eine hübsche, lustige Magd. Zu dieser kam auch einst ein schöner, wohlgebauter Bauernbursch in Gurktalertracht. Sie wurde vielfach darum beneidet und doch würde ihn manche nicht in ihr Kämmerlein gelassen haben. Es lag etwas Unheimliches in seiner Natur. Eines Tages bekamen ihre Kühe die „wilde Raud'n" (Krankheit, die an Schafen gern auftritt). Sie fragte jetzt ihren Geliebten, was dagegen zu tun sei. Er gab ihr den Rat: „Abarat und Widartåt is guat für de wilde Raud'n", das solle sie den Kühen geben. Während sie bei ihm schlief, bemerkte sie, daß er einen ungeheuer hohlen Rücken hatte. Jetzt wußte sie, wer er war. Der hohle Rücken war es, den der Teufel nie verbergen konnte, wenn er sich in einen Menschen verwandelte. Da erzählte sie nun den andern, was sie bemerkt hatte, und ihre Freundinnen rieten ihr, das Mittel gegen ihn selbst anzuwenden und „Abarat und Widertåt" in die Haare zu flechten. Sie tat dies und als der Teufel wiederkam, konnte er nicht in ihre Nähe und wütend sagte er, wenn sie das nicht getan hätte, würde er sie heute geholt haben. Er verschwand und kam nicht mehr.

2. Bei einem Bauer in Altenmarkt war eine schöne Kuhdirn und zu dieser kam regelmäßig ein hübscher Bauernbursch. Viele munkelten wohl, daß es der Teufel sei, sie aber glaubte es nicht. Da bekamen nun einige Kühe das „wilde Kritt" (krankhafte Gewohnheit der Rinder, auf die andern hinaufzuspringen, wenn sie auch schon trächtig sind). Sie fragte ihn und er riet ihr, den Kühen „Keanzl" (Kletten) in den Schweif zu flechten. Sein Rat half sofort, aber jetzt faßte sie Verdacht. Einige Mägde, die sie ins Vertrauen zog, sagten, sie solle sich selbst Keanzl ins Haar flechten. Kann er sich ihr nähern, so ist er ein Mensch, ist jedoch das Gegenteil der Fall, so ist er wirklich der Teufel. So erwartete sie nun mit den „Keanzl" im Haar den Geliebten. Aber sieh, er kam nicht ans Bett heran und sagte: „Is anar a rechtar Tidltåp, der seiner Liebsten åll's sågg." Er sprach's und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

406. Der Teufelsstein bei Hirt.

Am Lorenzenberg bei Hirt befindet sich ein Stein, auf welchem der Abdruck der fünf Finger einer menschlichen Hand deutlich zu sehen ist. Es geht

die Sage, daß einst der Teufel verfolgt wurde. Er flüchtete und stürzte den Berg hinunter. Im Sturze hielt er sich an einem Steine an und so entstand darauf der Abdruck seiner Hand.

407. Wettlauf mit dem Teufel.

In einer stürmischen Nacht ging einst ein Bursche heimwärts. Er dachte an sein Liebchen, dem er eben einen Abendbesuch abgestattet hätte. Er hörte nicht das Sausen und Krachen in den Eichen, spürte nicht den schneidigen Wind, der von den Tauern eisig ihm entgegen pfiff. Bald war er unten am Eichbüchel angelangt; da schreckte ihn ein gellender Jauchzer, der weit hinter ihm in die schaurige Nacht hinausklang, aus seinen Träumen auf. Das war kein Jubelschrei eines Sterblichen, das war die Stimme des Teufels. Der Schreck fuhr dem jungen Manne in die Glieder, er schwang sich über den Zaun und rannte querfeldein seinem Heimatsorte zu. Er wußte, daß der Teufel ihn nur auf der Straße verfolgen durfte. Schon vernahm er ein Krachen im Eichenwald, den er immer weiter hinter sich ließ, ein Schnauben und Pfeifen drang an sein Ohr; er wagte nicht umzuschauen. Der Teufel raste auf dem Wege daher. Er glaubte sein Opfer sicher zu erreichen, denn einmal mußte der Bursche gerade vor dem Vaterhause den Weg überqueren. Nun begann ein furchtbarer Wettlauf. Des Teufels Bann war der Weg; der Bursche, von Furcht zur Eile getrieben, rannte über die Felder seinem Vaterhause zu. Das bietet ihm Schutz, dort ist es mit der Macht des Teufels vorbei. Doch wer kennt die Geschwindigkeit des Bösen nicht? Da stellt sich ihm ein neues Hindernis in den Weg. An der Wegkreuzung steht das Bild des Erlösers, daran wagt sich Satan nicht vorüber. Er muß einen großen Umweg machen. Kaum erreicht der todmüde Bursche das Haus und schlägt die Tür zu, so langt auch der Teufel an seinem Ziele an. Doch er hat das Nachsehen. Er nimmt ein paar riesige Bachscheiter, schleudert sie in grimmiger Wut gegen das Haus und fährt dann mit eingezogenem Schwanze unter furchtbarem Donner zur Hölle hinab. (Maltatal.)

408. Der Teufel als Schwein.

Einst hatte ein Bauernbursche vom Tal bei seinem Liebchen auf dem Berge (Maltaberge) in einer mondhellen Nacht angefensterlt. Auf dem Heimwege sollte er aber den Teufel in furchtbarer Gestalt kennen lernen. Jodelnd und singend durchschritt er die Ortschaft Maltaberg mit ihren zerstreuten Gehöften, denn er hatte diesmal beim Diandl großes Glück gehabt. Vor einem Bauernhofe lief ihm ein kohlschwarzes Schwein zwischen die Beine, so daß er bald auf die Nase gefallen wäre. Das Singen und Jodeln hatte er vergessen. Das grunzende, unheimliche Schwein blieb ihm aber hart auf den Fersen. Doch was ist das; sein Hinterleib wird immer länger. Ein Gruseln befiel den sonst furchtlosen Burschen. Er nahm Reißaus den Berg hinunter. Schon hatte er seinen Heimatsort erreicht, da kehrte der alte Mut zurück und er schaute um. Dann gings in rasender Eile dem Vaterhause zu. Der Gehetzte sah nämlich das Schwein mit seinem langen Rüssel auf sich zukommen, der

Schwanz des Tieres reichte aber noch bis zum obersten Bauernhof am Berge. Das Haus rettete ihn vor dem Teufel, der einmal in dieser Maske auf der Erde sein Spiel trieb.

Dem liebesdurstigen Burschen wird das Fensterln für einige Zeit vergangen sein!

409. Der Teufel bei der Sennerin.

Zwei Sennerinnen wohnten nahe beieinander und waren innig befreundet. Eines Abends kam zu der einen ein schöner „Brentler" und tat recht vertraut mit ihr. Sie gewann ihn lieb und lud ihn ein, öfters zu kommen. Beim Abschied klopfte sie ihm freundlich auf den Rücken und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß er hohl war. Jetzt wußte sie, daß sie den Teufel in ihre Hütte eingelassen hatte. Sie fragte nun ihre Freundin, wie sie den Teufel bannen könnte. Diese gab ihr den Rat „Abarát" und „Råggetau" in den „Kittlsåck" zu stecken. Sie befolgte den Rat. Am andern Abend sah man den Teufel vor der Hütte herumspringen und er rief: „Abarát und Råggetau (Kräuter) håt mi gebråcht von der schean Jungfrau." (Mölltal.)

410. Der Juchazar.

Eines Abends hörten zwei Mäher von der Alpe herab einen „Juchzer" und da sie gerade von der Arbeit aufgehört hatten, erwiderten sie ihn. Da stand plötzlich ein fremder Bursche vor ihnen und jauchzte wieder. Sie sahen ihn lange an, aber da fingen sie sich an zu grausen und eilten einem Heuschuppen zu, wo sie die Nacht schlaflos verbrachten. Am nächsten Abend, als sie gerade die Arbeit beendet hatten, tönte wieder ein Juchschrei von der Höhe und kaum war ihr Gegenruf verhallt, stand auch schon der Bursche vor ihnen. Als er unter Schwefelgestank weiterging, schlichen die Mäher ihm nach und sahen, wie er eine Sennerin liebkoste. Er drehte ihnen den Rücken zu und da bemerkten sie den hohlen Rücken des Teufels. Später soll jene Sennerin auch am Wolkenschieben teilgenommen haben. (Mölltal.)

411. Der hartherzige Bauer.

Ein armes Bäuerlein hatte immer mit Lebenssorgen zu ringen. Da ging er nun zu seinem Nachbar, einem hartherzigen Manne, der ihm sofort Geld vorstreckte, um ihn ganz in seinen Klauen zu haben. Sobald der Reiche nun sicher wußte, daß der arme Bauer kein Geld hatte, ging er zu ihm und verlangte auf der Stelle sein Geld. Der Unglückliche jammerte und bat, er möge ihn mit seiner Familie nicht vom Hause jagen. Höhnend sprach der Hartherzige: „Wenn du mir bis zum Grußläuten die große Eiche samt Wurzeln und Blättern vom Felde herbringst, soll dir die Schuld geschenkt sein." Um den Unerbittlichen nicht zu reizen, ging er mutlos hinaus auf das Feld. Da erschien ihm ein schwarzes Männlein und hieß ihn tun, als ob er arbeite, das andere werde schon geschehen. Unterdessen war der Reiche nachgekommen und ergötzte sich an den Bemühungen des Armen. Gelangweilt kehrte

er endlich heim. Als nun der Riesenbaum entwurzelt war, brachte das Männlein zwei kleine schwarze Pferdchen daher und legte ohne Anstrengung den Baum auf den schwarzen Wagen. Kurz vor dem Grußläuten langten sie vor dem Hause des Reichen an. Freudig wollte der Mann dem schwarzen Begleiter danken, aber dieser fragte, ob er wisse, wer die Pferde seien. Der Bauer verneinte und nun sagte ihm der Teufel, denn kein anderer war es: „Das sind die herzlosen Eltern des geizigen Sohnes und ihn werde ich auch bald bei mir haben." Da läutete die Glocke und das Männlein wie die Rosse waren verschwunden, nur der ausgerissene Baum lag im Hofe da. (Gurktal.)

412. Am Gock bei Zammelsberg.

Der alte Gandorfer war ein unheimlicher Mensch. Wo er ging, fluchte er gräßlich vor sich hin und wenn daheim gebetet wurde, schlug er die Türen auf und zu, daß man es weithin hörte. Einst ging er wieder am Gock vorbei und fluchte wieder. Plötzlich verlor er die Besinnung und als er zu sich kam, lag er weit drunten in einem Graben. Als er sich umsah, bemerkte er, wie eine schwarze Gestalt wegeilte. Die Leute glauben, daß ihn das „Gauggarmannle" (Teufelchen) habe holen wollen für sein gotteslästerliches Fluchen.

413. Der Teufel als Pferd.

Nach dem Glauben der Leute kann sich der Teufel in jedes Tier verwandeln, nur in ein Lamm nicht. Doch erkennt man ihn sofort, wenn er sich in ein Pferd verwandelt, denn er kann die Warzen, die das Pferd an den Füßen hat, nicht nachmachen. Es ging da einmal der Sohn vom „Roanfeidl" in Kötschendorf zum Lackner „brentln" und mußte auch beim „Tschealne" vorbei. Dort führt der Weg am Fuße eines hohen Raines vorüber. Wie er so dahinging, bemerkte er ein Pferd, das dort stand, aber er sah keinen Kopf. Auch die Warzen an den Füßen vermißte er. Wie er sich umsah, bemerkte er, daß das Pferd mit seinem langen Hals ober dem Raine weidete. Ein Stoßgebet hersagend, floh er eilig davon.

414. Der „gleantige Schab" und der Teufel als Holzschragen.

Es war an einem kühlen Abende, da eilten die Leute in Kötschendorf zusammen. Ein Teufel fuhr unter Pech- und Schwefelgestank wie ein „gleantiger Schab" übers Dorf hin und verschwand bald wieder. Ein andermal bemerkte ein Mann, wie beim „Mixamkreuz" zwei Holzschragen mit großem Gepolter gegeneinander fuhren.

415. Die Teufelsbrücke.

Im Loibltale kann man von jedem Kind erfahren, wie der Name „Teufelsbrücke" entstanden ist. Man erzählt sich hierüber folgendes. Einmal stritten der Teufel und sein Weib auf dieser Brücke. Das streitsüchtige Weib wollte nicht nachgeben und der Teufel, darob erzürnt, warf sie über die

Brücke in das Wasser. Das Auffallen des Weibes verursachte aber ein lautes Rauschen, das bis heute fortdauert. Dieses Rauschen rührt von einem Wasserfall her, der unter der Brücke ist und den man nicht sehen, sondern nur hören kann.

416. Der Teufel beim Trattenbauer.

Es war ein „Spitzbartlabend" (5. Jänner) und nach alter Sitte zogen auch diesmal einige Burschen mit einer Teufelsmaske als „Spitzbartl" verkleidet von Haus zu Haus. Sie versammelte sich beim Trattenbauer vor dem Kreuz und trieben dort allerlei Mutwillen, spöttelten auch über dieses Denkmal frommen Glaubens und erwiesen ihm nicht die gebührende Ehrung. Nicht lange sollten ihre Frevel ungestraft bleiben. Plötzlich drängte sich zum Entsetzen der zwölf Spötter ein ungewöhnlich großer Bartl in ihre Mitte, erfaßte den frechsten und fuhr unter Heulen und Jammern des Unglücklichen in die danebenstehende Esche. Seitdem trieb der Baum keine Blätter mehr aus und verdorrte. Niemand wagt es, von diesem Baume Brennholz zu nehmen. Sein Feuer würde augenblicklich Haus und Hof des Verwegenen vernichten. (Gurktal.)

417. Der bestrafte Bartl.

An einem „Spitzbartlabend" zog ein Bauer als Bartl umher. Er ging so ganz allein dahin, als ihm ein Pfarrer mit dem Meßner entgegen kam. Der Seelsorger kam in dieser unheimlichen Nacht gerade von einem Sterbenden und trug das Allerheiligste mit sich. Der Bauer schämte sich niederzuknien und wich dem Pfarrer aus. Er lief davon und schlug einen Seitenweg ein. Aber er konnte seinen Lauf nicht mehr hemmen und wie von unsichtbaren Händen getragen wurde er in die Luft entführt. Der Pfarrer hörte noch lange das Wimmern und Heulen des Bestraften. Als nun noch allmählich sich die Luft mit Schwefel- und Pechgeruch erfüllte, zweifelte der erschütterte Seelenhirt keinen Augenblick mehr, daß den Bauer der Teufel geholt habe. (Gurktal.)

418. Die „Hächarlan" am Gock.

„Häc====" ist der Ausdruck für kleine Teufelchen und in Zammelsberg allgemein üblich.

Auf dem Wege von Zammelsberg nach Oberort kommt man an einem Bühl vorbei, auf dem kümmerliche Reste von einem abgebrannten Hause stehen. Dieser Ort heißt der „Gock". Einmal hatte sich der alte Gandorfer Geschäfte halber verspätet und ging erst in tiefer Nacht nach Hause. Ahnungslos ging er beim verrufenen „Mixamkreuz" vorüber und da sah er, wie am Gock kleine Teufelchen, "Hächarlan", wütend mit ihren Hörnern gegeneinander rannten, so daß helle Funken umherstoben. Entsetzt eilte er heim. Ein Grauen erfaßt die Leute auch heute noch, wenn sie zur Nachtzeit an dieser Stelle vorüber müssen.

419. Der Teufel in einer heiligen Nacht.

An einem heiligen Abend ging ein junger Bauernbursch zu seinem Schätzchen in das nächste Dorf. Er wußte gar wohl, daß in einer solchen Nacht das „Brentln" verboten ist. Trotzdem machte er sich auf den Weg und ging schon eine Zeitlang dahin, als es ihm langweilig wurde. Er stieß einen hellen „Juchazer" in die stille Nacht hinaus. Nicht lange dauerte es, da hörte er in der Ferne einen Juchschrei, der ihm durch Mark und Bein drang. Aber er dachte sich weiter nichts dabei. Um einen andern Burschen als Begleiter zu bekommen, jauchzte er abermals und wiederum tönte der unheimliche Gegenruf, diesmal aber schon ganz nahe. Noch einmal tönte ein Juchzer des verwegenen Burschen, aber er erstarb ihm auf den Lippen. Ganz nahe hinter ihm tönte mit unheimlicher Stärke der Ruf des andern. Er drehte sich um und sah, wie ein kleines Männlein mit großer Geschwindigkeit ihm nacheilte und immer größer und größer wurde. Entsetzt stürzte er fort, aber hinter ihm kam immer näher und näher das Getrampel des unheimlichen Verfolgers. Schweißbedeckt und sinnlos vor Angst und Schrecken sprang er in das nächste Haus, in dem er ohnmächtig zusammenbrach. In der Früh fand man ihn am Boden liegend. Als man ihn mit großer Anstrengung wieder zu Bewußtsein brachte, schwor er, daß er niemals in solcher Nacht wieder sein Liebchen aufsuchen werde. (Reichenau.)

420. Der Teufel am Wudemerteich.

Der alte Wudemer hat seine Lebenszeit nicht immer so gelebt wie er sollte und manche Leute prophezeiten ihm ein schlimmes Ende. Aber er starb wie die andern. Nur sein Knecht wußte einige Tage später etwas Schauerliches zu erzählen. Als er nach dem Begräbnisse nach Hause ging, kam ihm plötzlich in der Nähe des Wudemerteiches im Walde ein vierspänniger, feuriger Wagen entgegen. Auf dem Bocke saß ein Teufel, während im Wagen klagend und jammernd der Verstorbene war. Hurtig tat sich im Walde ein Tor auf, das früher noch niemand bemerkt hatte. Jetzt noch zeigt man an der Stelle ein Loch, das als Höllentor bezeichnet wird.

421. Das Teufelbannen.

In der Gegend von Buchscheiden hatten vor langer Zeit einige Leute ein Büchlein, mit dem sie den Teufel beschwören konnten. Da bekamen sie einmal Lust, den Teufel zu sehen. Sie gingen um Mitternacht hinaus auf den Weg gegen Buchscheiden und lasen eifrig die Beschwörungsformel. Alles war still. Plötzlich ertönte in der Ferne ein großes Gepolter wie von einem schweren Fuhrwerke und kam mit Windeseile immer näher und näher. Gleich ertönte es schon ganz nahe, da packte Grausen die Leute und sie lasen schnell jenen Vers, bei welchem der Teufel verschwinden muß. Mit grausem Getümmel verschwand er wieder in derselben Gegend.

422. Dem Teufel verschrieben.

Der alte Pirker in Winklern hatte immer mit Geldnot zu kämpfen. Seiner Not abzuhelfen, verschrieb er sich dem Teufel, den der Betörte durch einen Vers zur Dienstleistung heranziehen konnte. Die Leute erfuhren das, und fürchteten den nun reichen Bauer. Einst schlief er auf der Ofenbank, da erschien in der Stube plötzlich ein schwarzer, zottiger Bock. Hastig erhob sich der Bauer und sprach schnell den zauberkräftigen Vers. Er nahm nun dem Bocke einen Geldbeutel aus dem Maule und murmelte wieder einige Worte, worauf der Bock wutschnaubend verschwand. Mit Entsetzen hatten das die Mägde im Nebenzimmer bemerkt und kündigten tagsdarauf dem Bauer den Dienst. Niemand blieb in seiner Nähe und so hauste er einsam, freudeleer auf seinem verfallenen Hofe, bis er endlich den Tod herannahen fühlte. Er spürte, daß er keinen Tag mehr leben konnte, darum beschwor er den Teufel und schickte ihn recht weit weg, damit er seine Seele nicht bekäme. Er starb auch noch in derselben Nacht. Aber sein schlauer Plan nützte ihm nichts. Um Mitternacht hörte man im Hause einen ohrenbetäubenden Lärm. Zwei riesige Ziegenböcke stürzten wütend mit ihren Hörnern gegeneinander, so daß es vom Stoße schrecklich durch das Haus hallte. Einige beherzte Männer drangen hinein, um die zottigen Ungetüme von der Leiche zu entfernen, aber vergebliche Mühe. Endlich kam ein Pater von Lienz. Dieser bannte die Teufel mit der Seele des Verstorbenen in die großen, zerklüfteten Felswände, an denen die Landstraße vor Winklern im Mölltale vorüberführt. Seitdem ringt die Seele des Geldgierigen dort mit dem Teufel und um Mitternacht dringt klägliches Jammern und matter Lichtschein herab auf die Straße.

423. Der Teufel als häßliches Männlein.

Der Gastwirt Fillafer fuhr einmal mit seinem Wagen von Tarvis nach Arnoldstein, um daselbst ein Geschäft abzuwickeln und verspätete sich dabei mit seiner Heimfahrt in die Nacht. Als er in die Nähe von Goggau kam, sah er ein Männchen des Weges wandern. Als es den Wagen bemerkte, gab es ein Zeichen, daß Fillafer halten solle, und bat dann, aufsitzen zu dürfen. Gerne gewährte dies der Wirt. Aber als das Männchen bei ihm Platz genommen hatte, da bemerkte er zu seinem Schrecken, wie häßlich es aussah. Ein großer Höcker wölbte sich über den Rücken und krallenartige Nägel befanden sich auf Fingern und Zehen. Auch der Geruch, der von den höchst schäbigen Kleidern ausging, ließ viel zu wünschen übrig. Der Weg wurde schweigend fortgesetzt. Als sie zur Josefikapelle kamen — diese steht auf der alten Straße etwa eine halbe Stunde vor Tarvis — da ersuchte das Männlein Fillafer, er möchte warten, bis er wiederkomme. Bei der genannten Kapelle beginnt ein langer Graben, in welchem das Männchen verschwand. Bald darauf bemerkte der Wirt, wie eine Flamme die Gestalt verschlang. Ein Schauder erfaßte Fillafer, denn er erkannte in dem Scheusal den Satan. Wie wahnsinnig hieb er nun auf sein Pferd ein, doch er verlor bald darauf die Besinnung und erwachte erst wieder, als das Pferd vor der alten Post in Tarvis Halt machte.

424. Der Teufel als Schwein.

Ein anderesmal machte derselbe Wirt den Weg von Kaltwasser nach Flitschl in dunkler Nacht. Da hörte er plötzlich ein Grunzen, welches immer näher und näher kam. Es stand nicht lange an, da sah er vor sich ein Schwein herlaufen, welches immer größer wurde. Als es zu einem „Gatter" kam, da sprang es drüber und fing an lichterloh zu brennen. Vor Entsetzen suchte Fillafer das Weite und wußte daher auch nicht zu erzählen, was mit der brennenden Gestalt weiter vorgegangen war.

425. Der gefräßige Teufel.

Weit oben im Gailtal im Reißkofelbad lebten vor mehr als hundert Jahren drei Brüder; der eine war Wirt, der zweite Schneider und der dritte Musikant. Diesen Dreien, besonders aber dem Wirte ging es sehr schlecht und sie dachten hin und her, wie sie sich Geld verschaffen könnten. Alles hatten sie schon versucht und auch das Beten hatte ihnen nicht geholfen. Nun versuchten sie ihr Glück mit dem Teufel. Wahrscheinlich auf ähnliche Weise, wie man sich das Geisterbeschwören denkt, riefen sie den Teufel heran und er erschien. Die drei Männer waren so erschrocken, daß sie sich nicht fassen konnten. Erst als der Satan fragte, was ihr Begehren sei, antworteten sie ihm mit der Bitte, ihnen zu helfen, da sie in großer Not seien. „Nun wohl," antwortete er, „wenn ihr mir zu essen gebt, bis ich satt bin, will ich euch gerne helfen." Sogleich wurde gebracht, was Küche und Keller boten, und das war in einem Gasthause nicht wenig. Aber des Teufels Hunger sollte sich nicht so bald stillen lassen. Er wollte immer noch mehr und als im ganzen Hause kein Krümchen Brot und im Stalle keine Fliege mehr übrig blieb und der ausgehungerte Höllenfürst noch immer nicht genug hatte, im ganzen Hause herumpolterte und herumjagte, wußten sich die Leute nicht mehr zu helfen und schickten um den Pfarrer, daß dieser sie von der Höllenstrafe befreie. Doch der Geistliche konnte trotz seiner Zeremonien nicht helfen. Erst als er mit dem Allerheiligsten ins Reißkofelbad eintrat, huschte der Teufel beim Fenster hinaus und verschwand im Walde. Noch lange nachher glaubte man, um dieselbe Zeit, um Mitternacht, ein Poltern, ein Zischen und Pfeifen zu hören; das Reißkofelbad wurde auch eine geraume Zeit von keinem Gaste mehr aufgesucht. Die drei Brüder aber hat man seit diesem Tage nicht mehr gesehen.

426. Holzknecht und Teufel.

Ein schöner Abstieg von der Koralpe ist der über die Rasing und durch den Pamsgraben bis zur Rieding. Im Pamsgraben gibt es massenhaft Felsblöcke; einer davon zeichnet sich durch seine Größe aus. Er ist in zwei Teile gespalten und ein schmaler Fußpfad führt mitten durch. Da sieht man linkerhand einige Kratzer und mehrere Spalten, die von einer Axt herzurühren scheinen. Hier soll der Teufel einmal mit einem Holzknecht eine Wette ausgetragen haben, mit den altbekannten Bedingungen: Gewinnt der Teufel,

so gehört die Seele des andern ihm, ist das Gegenteil der Fall, so ist es Ehrenpflicht des Schwarzen, seinem Partner zeitlebens den Geldbeutel zu füllen. Es handelte sich darum, wer einen tieferen Einschnitt zustande bringe.

Der Teufel ging mit seinen Krallen ganz mörderisch ins Zeug, der Holzknecht aber nahm seine gute Axt und hieb in den Stein, indem er dabei ein Gebet sprach, so daß der Satan vor Wut den Krampf in den Händen bekam und den Stein fahren ließ. Natürlich gewann der Holzknecht die Wette.

427. Teufel und Bauer.

Einmal sollte der Teufel infolge einer Wette auf dem Hohenwart in der Zeit von 12 Uhr bis 1 Uhr nachts ein Schaff mit Gold anfüllen. Der Bauer aber grub unter dem Schaff ein tiefes Loch und schlug dem Schaffe den Boden aus. Als der Teufel mit einem großen Sack Goldes kam und ihn in das Schaff leerte, schrie der Bauer: „Es ist noch nicht voll!" Der Teufel lief, was er konnte, noch Gold zu holen. Als er das zweitemal den Sackvoll in das Schaff schüttete, war dieses noch immer nicht gefüllt. Der Teufel lief verzweifelt noch einmal, um zu fassen; in St. Andrä fiel ihm aber ein, es könnte der Boden am Schaffe fehlen, und er kehrte deshalb sogleich zurück, um nachzusehen. Wie er jedoch in die Nähe des Hohenwarts kam, schlug die Uhr in St. Leonhard „Eins".

Des andern Tages frug der Teufel den Bauer: „Wettest du wieder?" Dieser war einverstanden mit einer neuerlichen Wette. Der Teufel meinte, diesmal lasse er sich nicht betrügen und er werde vorher nachschauen, ob wohl auch der Boden im Schaffe sei. Der Bauer grub ein noch größeres Loch als früher und stellte das Schaff darüber. Dann stieg er hinunter und hielt den Boden an die Dauben. Als der Teufel Nachschau hielt, fand er alles in Ordnung und fing an zu schütten. Der Bauer ließ immer währenddessen den Boden los. Das Schaff wurde nicht voll und jedesmal griff der Teufel um den Boden, doch der war immer daran. So verlor der Teufel auch das zweitemal die Wette.

Mit diesem abgedraht'n Bauer ließ er sich nicht mehr ein.

428. Der Schmied am Rumpelbache.

In einer Schmiede, welche von einem Wildbache getrieben wurde, der wegen seiner Wildheit auch Rumpelbach genannt wird, lebte vor Jahren ein Schmied. Da die Leute seinen wahren Namen nicht kannten, hießen sie ihn einfach den Schmied Rumpelbach oder kurzweg auch nur den Rumpelbach. Er war ledig, hätte aber gar gerne geheiratet. Allein er war außerstande, bei seinem kümmerlichen Erwerbe — die Gegend war abgelegen — ein Weib zu erhalten. Um dies zu ermöglichen, verschwor er dem Teufel seine Seele nach zehn Jahren, wenn dieser ihm seine Werkstätte von unten bis oben mit Gold fülle. Der Teufel willigte ein und setzte dadurch Rumpelbach in der Lage, ein schmuckes Mägdlein als Eheweib heimzuführen. Fast zehn Jahre waren so in ungetrübter Fröhlichkeit dahingegangen. Da kamen eines Tages Josef und Maria mit dem Jesuskindlein auf ihrer Flucht nach

Ägypten bei der Schmiede vorüber. Sie baten Rumpelbach, ihrem Eselein die Hufeisen auszubessern. Da er hierfür keinerlei Entgelt forderte, gestatteten sie ihm, drei Wünsche zu tun. Er besann sich nicht lange und wünschte sich eine Bank, die ohne seinen Willen niemanden loslasse, der sich einmal darauf niedergesetzt, einen Kirschbaum, dessen Äste jeden zurückhielten, der einmal von seinen Früchten genossen, und endlich einen Sack, aus dem kein Mensch, einmal darinnen, ohne den Willen des Schmiedes herauskomme. Alles dies gewährten ihm die Heiligen, segneten ihn und zogen weiter. Als nun die zehn Jahre vollends um waren, kam ein Teufel, um Rumpelbachs Seele zu holen. Dieser bat ihn, sich auf die Bank niederzusetzen und zu warten, bis er sich für die Reise gerüstet habe. Der Böse tat es, hatte dies aber bald zu bereuen, denn als er wieder aufstehen wollte, konnte er von der Bank nicht loskommen, ob er auch noch so viel zerrte und zog; der Schmied wollte ihn nur unter der Bedingung freigeben, daß er nie wiederkommen wolle. Als der Teufel darauf einging, durfte er heimkehren. Wie er seinen Kameraden sein Mißgeschick erzählte, wurde er ausgelacht und für dumm gescholten. Ein anderer trat die Reise mit dem festen Vorsatz an, sich auf dieser Bank nicht niederzusetzen. Müde, durstig und hungrig kam er endlich am Ziele an, denn der Weg war weit und die Sonne brannte heiß hernieder. Da lockte ihn der Kirschbaum mit seinen süßen Früchten an. Der Teufel stieg sogleich auf den Baum hinauf und labte sich. Als er aber wieder herunter wollte, faßten ihn die Äste wie Arme und ließen trotz aller Anstrengungen nicht los. Auf das jämmerliche Geschrei des Teufels eilte Rumpelbach aus der Schmiede heraus und fragte ihn, den Teufel, höhnend, wie ihm die Kirschen geschmeckt hätten. Jedoch gegen das Versprechen, nicht mehr zu kommen, kam auch der frei. Aber nun kam Luzifer, der Höllenfürst selbst, um sich die Seele des Schmiedes zu holen. Da tat dieser sehr freundlich und sagte, er wolle freiwillig mit, ja er wolle sogar den Teufel eine Strecke weit in einem Sack tragen. Der Böse war wirklich so dumm, in den Sack zu kriechen, allein kaum war er drinnen, so ward dieser zugebunden, auf den Amboß gelegt und der schwere Schmiedehammer fiel darauf nieder. Und was nützte es, daß der Teufel schrie und winselte; Rumpelbach kannte kein Erbarmen. Nachdem er sein grausames Spiel lange genug getrieben hatte, versprach der Teufel, überhaupt auf die Seele des Schmiedes Verzicht zu leisten; darauf ließ ihn Rumpelbach frei und Luzifer flog in Gestalt einer schwarzen Taube davon. Nachdem sich nun der Schmied auf diese Weise seiner Widersacher entledigt hatte, lebte er mit seinem Weibe wieder vergnügt bis an sein Ende. Bevor sich seine Seele auf den Weg machte, nahm sie noch den Hammer als Andenken mit. An der Himmelspforte angekommen, verwehrte ihm Petrus den Weg, weil er im Leben so viel mit Teufeln verkehrt hatte. Also kehrte Rumpelbach um und versuchte bei der Hölle sein Glück. Doch als die Teufel seinen Namen erfuhren, begannen sie sich zu fürchten. Sie hielten die Türe dergestalt zu, daß ihre Fingernägel außen hervorstanden. Da ward der Schmied zornig, heftete die Teufel an ihre eigene Türe, indem er mit seinem Hammer die Nägel krumm schlug. Nun beschloß er mit List in den Himmel einzudringen. Er trieb sich in der Nähe der Himmelspforte herum, um vielleicht einmal ungesehen durchschlüpfen zu können. Da sah er folgenden Vorgang.

Ein Reiter kam hoch zu Roß und begehrte Einlaß. Da fragte Petrus: „Wer ist draußen?" „Ein Reiter auf seinem Rosse," lautete die Antwort und die Pforte öffnete sich dem Manne. Dies merkte sich Rumpelbach. Schon hatte er eine geraume Weile gewartet, da kam ein altes Mütterchen des Weges. Darauf ging der listige Schmied zu, setzte sich rittlings auf des Weibleins Rücken, pochte kühn an das Tor und antwortete auf die Frage, wer draußen sei, mit den Worten: „Ein Reiter mit seinem Rosse". Wirklich öffnete sich das Tor und Rumpelbach konnte stolz seinen Einzug halten. Da er nun einmal drinnen war, ließen es die Himmlischen dabei bewenden; zudem wurde er von Josef und Maria als der Mann erkannt, der ihnen einmal aus der Not geholfen hatte. Sobald sich der Schmied im Paradiese umgesehen hatte, gelüstete es ihn, einen Blick hinunter auf die Mutter Erde zu machen. Da sah er, wie gerade sein Weib mit einem anderen Manne Hochzeit hielt. Darob ergrimmt, warf er den schweren Hammer hinab und tötete so alle beide, dafür aber ward er aus dem Himmel verstoßen und muß seitdem auf ewig zwischen Himmel und Erde herumwandern. (Oberes Gurktal.)

429. Dar Schmied von Rumpelbåch.

As is amål a Schmied gwösn in Rumplbåch. Sebn is noch unser Herrgat und dar heilige Peatrus in Lond umanondargångan. Då geat in sönarn Ösl ba zwa Huaf as Bschlog åb. S nachnaste Doarf is Rumplbåch gwösn. Durt homt se in Ösl ummegfüart und homtn beschlågn låsn. Geld homt se åbar kans ghåbt zan Zåhln. Und weil dar Schmied gsegn håt, dåß se årme Teifl seint, håt ar se gadenkt: „Geats hålt in Gottsnomm. I vardean wohl noch gnuag." Nochar seint se furtgongan.

Voarn Doarf draußn mant dar Peatrus zan Herrgat, er hiat ean (an Schmiedn) wohl eppar wås göbn solln. Drauf sågg dar Herrgat, dar Peatrus sollt hintargean und an Schmied hålt göbn, was ar varlongt. Der geat richte hinter. Untarwöggs dönkt ar se: „dar Schmied wert wohl wås von Himml und von dar Sealekeit varlongan". Wia ar zan Schmiedn kimt, låßt ar eahm drei Wintsch zua. Dar Schmied will åber nix von Himml und dönkt se: „I kimm schon so a noch eiche," und varlangt zerscht an Kerschbam, af den an jidar, dear onasn Schmiedn sein Wissn und Willn aufesteigg, so long obn bleibn muaß, bis ar eahm darlap åbarzschteign. Durtn drauf solltnt Summar und Wintar zeitige Kerschn hönkan. Nåchar mögat ar noch an Sösl, af dön kanar ohne Darlabnis von eahm aufesitzn derf, sunst muaß ar so long sitzn, bisn dar Schmied wöckgeanan haßt. Za guatar Lötzt will ar noch an Såck håbn, in dön ålls drin bleibn muaß, wås ar eichestöckt. Dar Peatrus geat voll Zoarn furt, weil ar se nit håt in Himmel eiche gwuntschn.

Wia ar furt is, stöckt dar Schmied gschwind sei Nåsn ba dar Labntüar auße. Da steaht kråt voar dar Tüar a Kerschbam so gleim ban Haus, dåß ar båld eiche gflogn warat. Nåchar fintat ar in Haus drin an schean Sösl und drauf liegt a groaßar Vierlingsåck. In Stual håt ar nöbn sein Herd ummegstöllt. Dar Schmied is a öltar woarn, und as håt eam schon völli gakroit, daß ar se nix von Himmel gwuntschn håt. Ear håt noch

hisch ötlane Zentreng Fleisch vatilgg. Amål dönkt ar se, dåß as Zeit zan sterbn war. Då sågg ar: „Wånn se mi in Himmel drobn schon nit brauchn kinnant, no, so sollt mi dar Teisl holn."

Richte, amål kimb a Teisl, so lång wia a Wischbam. Wia dar Schmied dön sigg, darschröckt dar. „Steig a bisle afn Kerschbam aufe! Werst jå a gern ane Kerschn håbn hiaz, wånn dar Schnea noch in de Berg ligg!" mant dar Schmied. „Wonn is der lei darlabn tat!" håt ar nåchar noch gsågt. Åber dar Teisl is schon afn Bam obn und frißt de Kerschn heisnweis und so håt ars lötzte neamar gheart. Dar Schmied geat eiche in sei Werkstått und tuat so, as wenn går neamt nit då warat und mächt seine Årbatn weiter. Ba dar Nächt håts gschnibn. In Teisl wearts kålt, åber er kimmt nit von Bam åbar, wals eahm dar Schmied nit darlap håt.

So låßtn dar Schmied noch drei Teg und drei Nächt obn, bis eahm dar Teisl recht schean bittat, er mögatn do åbarsteign låsn, er kinat schon då bleibn. Endla darboarmt se dar Schmied und er låßtn Teisl åcharsteign. Der is gånz tramhapet. Wia ar åbar afn Bodn ånkimp, varschwindat ar af amål mit an scheißlanan Gstonk und kimp neamar.

Tauart nix, nåch so a drei Täg kimp anondarar Håbadax und mögat a gern in Schmiedn mitzotln. Dear då is åbar schon drauf gfåßt gwösn. Wia dar Hoarnate in Kopf ba dar Tür eichestöckt, sågg dar Schmied gonz gmüatle: „Grüaß Gott!" Der Teisl varziak s Gsicht, as wönnar haße Standar schlintn miaßat und sågg: „Schean guatn Tåg." Dar Schmied tuat nix dargleichen von Fuartgeanan und årbat weitar. In Teisl wearts Steanan lonkweile und ar sitzt akrat afn Wunschsösl. Hiaz låcht dar Schmied, måcht Eisn gleantig und lögts in Teisl af de Knie; dear håt voar lautar Zoarn so geprüllt, dåß de gonze Kalupn gezittart håt.

Dar Schmied låcht, weil ar so plärt und brüllt; weil åbar der Hoarnate eam so schean varspricht, dåß ar eam jå nit mitnöman weart, såg dar Schmied: „Geast hålt!" Af amål håt ar a gstunkne roate Wolken gsegn und dar Håbadax is fuart gwösn.

Steat kaum a Wochen ån, kimp a klaners krumps Toixale dåher. Kaum håt ar sein Rüasl ba dar Tüar herin, påckln der stärke Schmied, stöckln in Såck eiche, dön ar von heilegn Peatrus baköm håt und löggn untarn groaßn Wåsarhommar eiche und låßt an Hommar so lång gean, bis dar Teisl so dinn weart, wia a Platl Påpier. Hiaz låßt ar eam aus. Dear varschwindat untar an hellementischn Gstonk.

Hiaz is dar Schmied los gwösn von dö Mistvicher. Ear is åber schon schröckla ålt woarn, und weil eam ka Teisl is holn keman, und weil ar in Himml a nit eiche geterft håt, so is ar selbar za dar Höll gongan. Wia de Teisl åbar segnt, wear dåß då is, eilnt se schnell de Höllntüar zuahåbn. So föst homt sö se mit sönre Kral zuaghåbt, dåß se durchs Holz außegschaut homt. Wia dar Schmied dås gsegn håt, håt ar schnell an Schtan gnumman und håt de Krempl auswönde varkrimpat. Und so henkt hiaz in Teisl sei Muattar a ba dar Tüar. Dar Schmied is wiedar weitar, bis ar za dar Himmlslatar keman is. Durt is ar schean gmiatle aufegstiegn und klopft an. Dar heilege Peatrus håtn åbar nit eiche glåsn, weil ar schon zerscht nix von Himml varlongt håt. Dar Schmied håt åbar recht schean gabötn, bis

ar eam håt eineschaugn glåsn. Dar Schmied nix zfaul, påckt in Peatrus und stöckn in Wunschsåck eine, geat umme hinter die Himmelstüar, sötzt se niedar und låßt nåchar an Peatrus wiedar aus. Durt sitzt ar noch heint, weil eam dar himmlesche Toarwårt nit ausse darschmisn håt.

Wonn anar von uns in Himmel kimp, so wert ar eam gwis segn durt sitzn. (Steuerberg bei Feldkirchen.)

430. Das Weiberhaar.

Ein Mann, der in der größten Armut stak, stiftete mit dem Teufel einen Bund. Der Böse gab ihm reichlich Geld; dafür mußte ihm der Bauer immer Arbeit geben. Der „Letige“ ging an die Arbeit und bald war alles fertig. Aus Furcht und Schrecken lief der Landmann in den Wald, um sich zu erhängen. Es begegnete ihm ein altes Weib, das öfters bei ihm übernachtet hatte. Als es seine Trauer und Verzweiflung sah, fragte es ihn, was ihm fehle. Voll Unmut rief der Landmann: „Eh, du Trep'n, du werst mir nit helfn könan.“ Doch das Weibchen hörte nicht auf zu fragen. Nun klagte ihr der Bauer sein Leid. Die Alte gab ihm ein Reiterchen (Sieb) voll Weiberhaare und sagte, er solle dem Teufel einen Stein und einen Hammer geben, damit er die Haare gerade klopfe. Der Böse dürfe aber dabei kein Haar brechen. Der Teufel ging an die Arbeit, doch umsonst. Voll Zorn warf er das Werkzeug weg und rief: „Wås dar Teifl nit waß, dås waß a ålts Weibl!“ Er fuhr fort und der Bauer war gerettet. (Bei Villach.)

431. Gruzinigele.

Ein Bauer war ganz auf den Bettelstab gekommen. Voll Unmut und Verzweiflung ging er in den Wald, um sich zu erhängen. Da kam der Teufel und trug ihm einen Sack Gold an, wenn er nach Jahresfrist wüßte, wie sein Name laute. Der Bauer mußte natürlich — wie in allen Teufelsgeschichten — die Seele verpfänden. Er ging nach Hause, zahlte seine gesamte Schuld und vergönnte sich jeden Tag sein Gläschen Wein. Das Jahr war bald um. Da fing es den Landmann an zu reuen, er fürchtete sich gar sehr vor der Glut der Hölle. In seiner Verzweiflung ging er zu einem alten Müller und bat ihn um Rat. Dieser Müller war als hexenkundiger Mann bekannt. Er riet ihm folgendes: Der Bauer solle am Abend des kommenden Tages hinausgehen auf die Heide, „Kranawöttkränze“ sich um Hände und Füße winden, aber die Schuhe anbehalten, denn dann werde er von den „Letigen“ nicht gesehen. Diese kommen nach dem Abendläuten und halten dort einen Kriegstanz. Sie sind nun für den Bauer sichtbar. Die Höllenschar kommt nur zu bestimmten Zeiten auf die Erde. Als nun der Bauer so dastand, erschienen bald Teufel in Hülle und Fülle und begannen den Reigen. Da kam auch sein Helfer ganz nahe an ihn herangetanzt und sang:

„Lustig im Kras,
Dåß da Baua nix waß,
Dåß i „Gruzinigele“ haß.“

Voll Freude ging der Bauer heim und als nach ein paar Tagen sein „Freunderl" kam, sagte er ihm den Namen. Der Teufel hinterließ einen höllischen Gestank und flüchtete sich nach Ungarn, um seinen Namen um einen Kronenstempel zu überändern. Ein Jude hatte dem Bauer früher viel Geld geborgt — natürlich gegen hohe Zinsen. Als er nun des Bauern Reichtum sah, wurde er neugierig und es gelang ihm, als dieser ein paar Gläschen über den Durst getrunken hatte, dem Arglosen das Geheimnis zu entlocken. Der Jude wollte jetzt billig zum Gelde gelangen. Er ging auch in den Wald, um sich scheinbar aus Verzweiflung zu erhängen. Es vollzog sich dasselbe wie beim Bauer. Nach Jahresfrist kam der Jude zum Bauer und fragte ihn, wie er den Namen des Gläubigers erfahren könne. Nun glaubte der Bauer, die Zeit sei da, wo er sich an diesem Nimmersatt rächen könnte. Er nahm die „Kranawöttkränz", schnürte sie aber so fest um die Hände und Füße des Juden, daß dieser es kaum aushalten konnte. Wohl ging er hinaus auf die Heide, aber er sah und hörte nichts, weil er das Zaubermittel nicht besaß. Der Jude meinte, der Teufel würde wohl noch „Gruzinigele" heißen, und ging heim. Als am nächsten Tag der Gläubiger kam und seinen richtigen Namen nicht hörte, packte er seinen Schuldner beim „Gnack" und fuhr damit mit Windeseile in die Hölle. Deshalb besteht im Volke noch die Gewohnheit, wenn einer mit etwas rasch verschwindet, zu sagen: Er geht damit wie der Teufel mit der Judenseele. (Bei Villach.)

432. Des Teufels Blendwerk.

Der Bauernsohn Skutouz Josef in Zell kehrte spät nachts vom Štin heim. Auf dem Rückwege, gleich hinter dem Gatter, wo das Kreuz steht, erblickte er plötzlich einen weißen Hasen mit rotleuchtenden Augen. Blieb er stehen, tat es der Hase auch und machte „Mandl steh auf". Dreimal blieben sie stehen. Josef dachte: Wenn ich zum Kreuze komme und der Hase verschwindet nicht, so wird es mich gruseln. Doch als er zum Kreuze kam, war der Hase verschwunden.

In der Nähe dieses Kreuzes spukt es gern. Derselbe Bursche sah einst etwas weiter unten Flammen aufschlagen, die in einiger Höhe erloschen. Wenn man etwas Geweihtes hinwirft, verschwindet das Blendwerk und der dort vergrabene Schatz kann gehoben werden. Da gruselte es den Mann, denn große Felsstücke flogen unversehens einmal vor, einmal hinter ihm zu Boden. Er drehte sich um und sagte: „Was für ein ‚Tschure' wirft nach mir?" fing an zu laufen und als er hinter das Gatter kam, hörte er drei Schweine fürchterlich grunzen. Aber er kam mit heiler Haut davon.

433. Vom Rätselgeben.

Das Rätselaufgeben, früher eine beliebte und verbreitete volkstümliche Unterhaltung, soll nicht ganz geheuer gewesen sein. Saß einmal eine Gesellschaft vergnügter Leute beisammen und vertrieb die Zeit mit Rätseln, die sie sich gegenseitig zu lösen aufgaben. Da erschien mit einem Male am Fenster ein bloßer Hinterteil; alle waren sprachlos über dies unerhörte

Rätsel, keiner wußte Rat. Doch ein kleines Kindlein in der Wiege, sonst nicht noch der Sprache mächtig, rief: „Das ist des Teufels Leib." So war es auch, denn im selben Augenblick verschwand die häßliche Erscheinung. Hätte aber das Kind nicht das Richtige getroffen, so würde es allen schlecht ergangen sein. (Zell.)

434. Das sicherste Asyl.

Ein lustiger Bauernbursche ging in einer sternhellen Nacht vom Wirtshause heim nach dem großen Hof. Es mochte ihm heute die Welt besonders gut gefallen, denn auf dem ganzen Wege sang er, bis er daheim ankam. Etliche Male drang das Gejauchze in die Weite. Da war's ihm plötzlich, als höre er nicht bloß sein eigenes Echo, sondern eine fremde krächzende Stimme, die zwar auch jauchzend klang, aber bei weitem kein rechter „Juchazer" war, weil's nicht recht hinaufging. Der Bursche begann kräftiger zu johlen und immer wieder vernahm er den grauenerweckenden Nachhall, der noch dazu näher und näher kam. Bald gewahrte er etwas Schreckliches: eine „sattlete" Sau, (eine schwarze Sau, die über dem Rücken einen sattelartigen weißen Streifen hat), grunzte daher, die Borsten gegen den Kopf gerichtet. Dies war der höllische Teufel. Der Bursche, dem das Herz in den Hosensack zu sinken drohte, eilte, was er konnte, dem nahen Gehöfte zu und floh über die Dachtraufe zum Tor hinein. Der Böse verfolgte sein Opfer, doch wenige Schritte vor der Tür machte er halt und zog dann ab. Nach Aussage der Leute ist es ihm nämlich benommen, jemand über die Dachtraufe zu verfolgen, dort verliert er seine Macht und muß fort zu seinen Genossen.

„Willst du vor'n Teufel sicher sein,
So fleuch über'n Dåchtraf in's Haus hinein." (Gmünd.)

435. Die Entstehung des „Weich'npusches".

Vor vielen, vielen Jahren war das ganze Lesachtal nur eine von wenigen Hirten bewohnte Albe. Da kam zu einer Hirtentochter einmal ein fremder Mann in grünem Gewande und machte ihr ein Langes und Breites vom Heiraten vor. Einmal erschien er sogar in der Nacht und wollte das Mädchen auf „die abiche Seite" bringen, aber dieses gab nicht nach und bemerkte, daß der fremde Mensch „über'n Rugge dawaus gånz hohl wår, as wia a Trok".

Sie fängt sich an zu fürchten, geht am nächsten Tage zum Pfarrer nach St. Daniel im Gailtale, erzählt ihm die ganze Geschichte und bittet um seinen Rat. Der Geistliche erkennt an der Beschreibung gleich das „Ganggerle" und sagt: „Der Teufel ist nicht hinterlistig, sondern dumm; wenn er wiederkommt, so laß es nicht merken, daß du ihn kennst und frage ihn, wovor sich denn der Teufel am meisten fürchte." Das Mädchen befolgt diesen Rat, der Teufel merkt die List nicht und antwortet auf jene Frage: „Håbrat, Widertot und Speik ist guot fer's Ålp'nreit'n." Diese drei Stücke nimmt nun das Mädchen, geht damit zum Geistlichen, der die Kräuter weiht und dem heimkehrenden Mädchen an den Hals hängt, worauf das nächstemal der Teufel

mit Hinterlassung eines schrecklichen Gestankes gleich Rechtsum machte. Seit dieser Zeit lassen die Leute alle Jahr am Maria-Himmelfahrtstage (15. August) einen Busch Alpenkräuter weihen und von rechtswegen sollte in einem jeden Hábrat, Widertot und Speik sich befinden.

436. Das Kreuz auf der Preiselbeere.

Das Kreuzchen, welches die Preiselbeeren an sich tragen, soll so entstanden sein: Der Teufel bat sich einst vom Gottvater eine Erdfrucht aus, mit der er nach Belieben schalten und walten könne. Der Herr überwies ihm die „Grant'n", machte aber früher, damit sie, obwohl dem Teufel überlassen, dennoch den Menschen unschädlich seien, das Zeichen des Kreuzes über sie, welches daher auch jede Beere trägt.

437. Wie den Bauersknecht der Teufel holte.

Einst — es mochte zu Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts gewesen sein — lebte in Obermühlbach ein Bauersknecht, der für die Rosse seines Herrn Sorge zu tragen hatte. Diese fielen durch ihre Schönheit allen Leuten, besonders dem Besitzer selbst auf. Die Ursache davon, daß die edlen Tiere so feurig waren, bestand in dem seltsamen Futter, das sie zu fressen bekamen. Der Knecht, ein furchtloser, unerschrockener Bauernbursche, legte den Rossen statt Heu Totenbeine in die Krippe, welche die Rosse mit Begierde fraßen. In einer Nacht nun erschien dem Burschen im Traume eine vermummte Gestalt und sprach zu ihm: „Nimm dich in acht! Deine Rosse sind zwar schön und feurig, allein den Frevel, Gebeine der Toten statt Heu den Tieren in die Krippe zu legen, sollst du büßen. An dem Tage, an welchem du die Köpfe der Toten, die du aufbewahrt hast, den Pferden als Futter vorwerfen wirst, selbigen Tag's noch wird dich der Teufel holen." Kaum hatte die Gestalt diese Worte gesprochen, da löste sie sich in Dunst auf und verschwand, um sich nie mehr zu zeigen. Als der Jüngling erwachte, glaubte er noch immer die Gestalt vor sich im Winkel des Stalles zu sehen und unheimlich klangen ihm die warnenden Worte des rätselhaften Wesens in den Ohren wieder. Doch bald hatte er das beunruhigende Gefühl von sich abgeschüttelt. Er beherzigte die geheimnisvollen Worte nicht, sondern lachte über sie.

Da nun alle Gebeine bis auf die Totenschädel aufgefressen waren, ging der Knecht her und zerkleinerte die Knochenköpfe. Der nächste Tag war ein Feiertag. Vor dem gemiedenen Stall versammelte sich eine große Volksmenge. Jetzt brachte der Knecht die zersägten Schädelknochen zur Krippe. Mit mehr Begierde denn je fraßen die Rosse vor der erstaunten Volksmenge die grausige Nahrung bis zum letzten Splitter auf. Nachdem dieses seltsame, frevelhafte Spiel vorbei war, begab sich der Knecht zum Wagen und fuhr nach St. Veit, um verschiedenes für den Bauer zu besorgen. Er versicherte die Leute, daß er's mit dem Teufel schon aufnehmen werde, falls er ihn holen komme. In der Stadt besorgte der Knecht zuerst Einkäufe, fuhr dann über den Hauptplatz und kehrte im Leitner-Gasthaus ein. Da ließ er sich ein Krügl um's

andere geben und rief: „G'soffen! heunt holt mi da Teufel." Er fluchte und machte sehr aberwitzige Späße über alles Heilige. Unter den vielen Gästen, die im Gasthause waren, befand sich ein älterer Bauer, der dem Knechte mit ernsten Worten diese Reden verwies. Es kam nun zwischen beiden zum Streite, der Knecht gewann die Oberhand, schleppte den verwundeten Bauer zum Schüsselbrunn „Barthel" und warf ihn in's Wasser. Unter unmutigen Zurufen von Seite des Volk's begab er sich hierauf zurück in die Schenke. Der Abend nahte. Der Bauersknecht war schon betrunken und im Gasthofe lichtete sich die Zahl der Gäste immer mehr. Auf einmal regte sich's im finstersten Winkel des Gastzimmers. Eine schwarze, unheimliche Gestalt schien's zu sein — der Teufel. Alle Gäste verließen die Stube. Der erregte Bursche schleuderte Biergläser, Tische und Stühle nach der Gestalt. Die Wirtin kam, ging aber sofort wieder hinaus, als sie das gräßliche Gespenst erblickte. Der Knecht sprang jetzt zur Tür hinaus und eilte zum Wagen. Die Leute draußen sahen, wie eine Gestalt, zottig und gehörnt, dem Wagen folgte.

Die holprige Straße entlang rollte ein mit edlen Rossen bespannter Wagen, dem Dorfe Obermühlbach sich nähernd. Vorne am Wagen saß der Bauersknecht und lenkte die Rosse. Der Mond verschwand jetzt hinter'm Walde, Wolken verdüsterten den Sternenhimmel und nur das Gekrächze der Eulen von der verfallenen Freiburg her unterbrach außer dem Wagengerassel und den Hufschlägen der Pferde die Stille der Nacht. Näher und näher kamen Wagen, Ross' und Knecht dem ruhigen Dörflein. Immer langsamer schien der Rosse Gang zu werden, je näher man dem Dorfe kam. Der Knecht war in der kalten Nachtluft wieder nüchtern geworden und nun stiegen ernste Gedanken in seiner Seele auf. Ein leichter Wind, der durch die Wipfel der Bäume strich, erregte seine Phantasie.

Plötzlich kam's ihm vor, als ob ein Schatten dem Wagen folgte. Er blickte zurück, hui so schwarz, so zottig, mit glühenden Augen. Eine Gestalt näherte sich mit furchtbarer Geschwindigkeit und drohenden Gebärden dem Wagen. Da, o Graus. Die Gestalt fängt an auf's fürchterlichste zu brüllen, die bekrallten Finger strecken sich nach dem Knechte aus und mit einem Sprunge sitzt das Gespenst dem Burschen im Genick. Bum, bum ... Zwölfe schlägt's vom Kirchhof her.

Als nächsten Tages der Bauer zur Stadt ging, fand er beim Friedhof seinen Wagen, die ruhigstehenden Rosse und blutige Fetzen Gewandes, die Stiefel seines Knechtes und einige Spuren von Pferdetritten.

Seither mag's wohl keiner mehr versucht haben, Pferde mit den Gebeinen der Toten zu füttern.



XVI. Kirchengründungssagen. Legenden.

438. Das Gnadenbild zu Maria Saal.

In dem Hochaltar der Wallfahrtskirche zu Maria Saal prangt seit vielen Jahrhunderten eine Statue aus weißem Gußstein, Maria mit dem Jesuskinde auf dem rechten Arme vorstellend, und ist der Gegenstand andächtiger Verehrung. Diese Figur soll Adalbert der Heilige, Bischof von Prag, von Recanat, jetzt Loretto, als eine Seltenheit mitgebracht haben. Als er später zur Bekehrung der Heiden nach Preußen abging, wo er im Jahre 997 an den Gestaden der Ostsee ein Opfer seines Berufes ward, vertraute er es einigen seiner Freunde unter der Bedingung an, sollte sein Werk nicht gelingen, es wieder nach Italien zu bringen. Es war im Jahre 998, als diesem Wunsche gemäß zwei edle Böhmen mit dem heiligen Bildnisse ihre Reise nach Italien antraten. Während der Nacht, die sie in Villach zubrachten, vernahmen sie im Traume eine Stimme, welche sie aufforderte, ihren Schatz in die Kirche von Maria Saal zu bringen und dort aufzustellen. Des Traumes nicht achtend wollten sie am folgenden Morgen ihre Reise fortsetzen; aber die Rosse waren trotz aller Mühe nicht weiterzubringen. Darin erblickten sie eine höhere Fügung und ritten demgemäß auf Maria Saal zu. Sie legten das ihnen anvertraute Kleinod in die Hände des Propstes, ihn zugleich von der im Traume empfangenen Weisung unterrichtend. Noch deutet ein Gemälde zur Linken des Hochaltares auf diese wunderbare Begebenheit hin.

In derselben Kirche ist das Grab des heiligen Modestus, eines Schülers des hl. Hermagoras, das sogenannte Modestistöckel zu finden. Wie die Sage behauptet, rückt es dem Hochaltare immer näher.

439. Die Muttergottes von Diex.

Übermütige und ungläubige Leute von Diex haben die „Mutter Gottes" aus der Kirche getragen und sie den Kindern zum Spiele gegeben. Die Kinder verwendeten die geweihte Mutter Gottes nun als Königin beim Kegelschieben, doch keines traf einen Kegel, nur die Königin fiel immer um. Doch einst, als die Jugend wieder beim Spiele versammelt war, kam ein Knecht hinzu und schalt sie ordentlich aus. Da ließ plötzlich die geweihte Figur die Worte vernehmen: „Lieber Knecht! setz' mich auf deinen Wagen, laß aber das Pferd allein gehen, wohin es will!" Und siehe! Das Pferd ging auf die Saualpe. Auf der sogenannten „Lärmstange" wendete sich das Roß so, daß die Mutter Gottes gegen Diex schaute, und wieder fing die Figur zu sprechen an: „Wenn ihr Brot essen wollt, so müßt ihr zu mir kommen!" Es wurde nun an dieser Stelle eine Kirche erbaut, und sämtliche Bewohner von Diex ziehen jährlich zweimal dahin, um hier einige Stunden in frommer Andacht zu verbringen.

Anders lautet folgende Sage:

In der Nähe des steirischen Wallfahrtsortes Maria Zell steht eine Holzstatue, die Mutter Gottes auf dem Pferde darstellend; sie soll früher ihren Standplatz in der Kirche zu Diex gehabt haben. Wie es kam, daß

sie aus Diex verschwand, erzählt die Sage so: Die Nacht vor dem großen Frauentage verbrachten die Bewohner von Diex, statt durch heilige Ruhe den anbrechenden Festtag zu weihen, im Wirtshause. Laute Gesänge schollen in die Nacht hinaus, und der Lärm der Kegelspieler drang bis ins Gotteshaus, so daß die Gnadenmutter die ganze Nacht keine Ruhe hatte. Ja, mehrere besonders übermütige Burschen trugen die Statue aus der Kirche und benützten sie beim Kegelspiel als Königin. Als am Morgen das Volk in die Kirche kam, war der Altar leer, das wundertätige Bild verschwunden. Man konnte sich diese seltsame Tatsache nicht sofort erklären, und die verschiedensten Ansichten wurden laut. Da gingen die Leute auf die Suche und fragten zunächst im Orte, dann in der weiteren Umgebung nach dem verschwundenen Bilde, aber nirgends fand man es. Die Heilige aber hatte in jener Nacht den Knecht des Besitzers Gotschmar geweckt; er mußte aufstehen und ein Pferd aus dem Stalle bringen. Maria ritt nun, von dem Knechte begleitet, aus der Gegend fort, wo man ihre Anwesenheit so schlecht zu würdigen wußte. Das Ziel des nächtlichen Rittes war Maria Zell in Steiermark. Beim Fortgehen soll sie noch gesagt haben: „Weil die Diexer mir an einem heiligen Feste die ganze Nacht keine Ruhe gönnten, werden sie künftig nach Maria Zell kommen müssen, wenn sie Brot haben wollen." Das erfuhr man von dem Knechte, der am nächsten Tage aus Steiermark zurückkehrte, aber bald darauf gestorben sein soll. Daher unternehmen die dortigen Bauern noch jetzt alljährlich am Pfingstdienstag eine Wallfahrt nach dem steirischen Gnadenorte. Sobald sie diese unterlassen, so heißt es im Volke, wird keine Ernte mehr gedeihen.

440. Die Wallfahrtskirche in Luggau.

Im Jahre 1513 träumte eine alte Bäuerin von ihrem Weizenacker. Auf diesem sah sie im Traume eine kleine Kapelle, in welcher sich ein Bild der Gottesmutter Maria zeigte. Am nächsten Morgen sann sie nach, wie sie es anstellen sollte, daß auf diesem Acker eine Kapelle errichtet werden könnte. Endlich kam ihr der Gedanke, Geld dafür zu sammeln. Sie ging selbst von Haus zu Haus, und überall wurde ihr etwas gegeben. Nun fehlte ihr aber noch viel, denn bei armen Leuten konnte sie ja nicht viel aufbringen, und sie wandte sich mit einer Bitte an eine reiche Gräfin. Diese aber war geizig, gewährte ihr die Bitte nicht, und überdies überhäufte sie die arme Bäuerin noch mit Scheltworten.

Hernach träumte es ihr wieder einmal von dieser kleinen Kapelle. Sie hielt dies für ein günstiges Zeichen, ging wieder hinaus und betete zum lieben Gott, ihr doch dies Glück zu verleihen. Mittlerweile aber schlief sie ein. Als sie erwachte, sah sie mit Erstaunen die gewünschte kleine Kapelle fertig dastehen. Nun begab sie sich schnell ins Dorf und verkündete den Leuten dieses Ereignis. Bald wurde es in den Nachbarorten bekannt und zu Ehren der Gottesmutter alljährlich Wallfahrten dahin unternommen. Da der Zudrang der Wallfahrer von Jahr zu Jahr stieg, war es nötig, eine große Kirche zu erbauen. Nun aber ritt einst der Sohn dieser geizigen Gräfin zu Roß nach Luggau. Als die Bewohner des Ortes den Grafen sahen,

gingen sie daran, ihn um eine wohltätige Gabe zu bitten. Aber er verweigerte ihnen die Bitte. Auf der Heimkehr wurde das Roß des jungen Grafen störrisch und wollte ihm nicht mehr gehorchen. Da peitschte er das arme Tier und trieb es so an, daß er vom Pferde stürzte und am Sattel hängen blieb. Das Pferd sprang weiter und schleifte ihn mit sich fort. In größter Not sprach er: „Wenn das Pferd ruhig stehen bleibt und ich noch glücklich davon komme, so lasse ich zu Ehren der Mutter Gottes in Luggau eine Kirche bauen!" Das geschah auch. Das Pferd blieb stehen, der Graf bestieg es und ritt nach Luggau. Dort ließ er die jetzige Wallfahrtskirche errichten. Alljährlich werden dorthin Pilgerfahrten von nah und fern unternommen.

441. Die Kirche zu Pirkach bei Greifenburg.

Agnes, die Tochter eines Gutsbesitzers bei Greifenburg, hatte schon als Kind beteuert, himmlische Erscheinungen zu sehen. Sie spielte einst mit fünf Kindern unter einer Birke. Plötzlich starrte sie in den Baum empor und gab vor, darin die Himmelskönigin mit goldener Krone und blauem Mantel zu sehen. Auch die Kinder meinten, solches zu sehen und verkündeten ihren Eltern sofort die wunderbare Neuigkeit. Als man eine strenge Untersuchung anstellte, ließen zwar die übrigen von der Beteuerung ab, doch die kleine Agnes beharrte allen Ermahnungen und Drohungen gegenüber bei der Aussage. Das Volk glaubte dem Kinde, und die Birke zog Leute in Menge heran. Auf Befehl der Obrigkeit wurde sie jedoch umgehauen. Nun sammelten sich die Leute beim Strunke, und als der Baum mit der Wurzel entfernt wurde, beteten sie, aller Spötterei ungeachtet, an dem aufgerissenen Boden. Agnes versicherte, daß ihr Maria fast täglich erscheine; sie fürchtete sich nicht mehr vor Drohungen, und mit zunehmendem Alter erzählte sie von immer wichtigeren Offenbarungen, von schrecklichen Zeiten, die nun hereinbrechen würden, von Kriegen, Pest, Erdbeben und Überschwemmungen. Auch munterte sie die Bewohnerschaft auf, dort, wo die Birke gestanden hatte, eine Kirche zu erbauen, der berühmteste Wallfahrtsort werde daraus entstehen und bald ein Kloster sich erheben. Zum Bau wurde der fromme Herr von Tschabutschnig, Besitzer des Rakni̇tzgutes bei Greifenburg, aufgefordert. Er setzte jedoch zuerst viel Zweifel in die Sendung der Bauerntochter. Um ihn zu überzeugen, brachte ihm Agnes den Befehl in lateinischer Sprache. Er wagte es nun nicht mehr, das Wort des Mädchens zu mißachten und beriet sich mit dem Propst von Winklern. Dieser kam dem Mädchen mit vollem Vertrauen entgegen und bestimmte seinen Freund Tschabutschnig mit leichter Mühe zum Kirchenbau. Viele Laien entschlossen sich zu Spenden, und so kam der Bau mitten unter den Kriegswirren zustande. Er war jedoch ohne obrigkeitliche Genehmigung erfolgt und die Weihe ohne jede Anfrage vorgenommen worden. Aber trotz allem wurde er nachträglich genehmigt. Agnes verheiratete sich später auf Befehl der Mutter Gottes und lebte glücklich bis an ihr Ende. Diese Sage wird im oberen Drautale erzählt. Der Vorfall soll sich in Pirkach im Jahre 1750 zugetragen haben.

442. Die Wallfahrtskirche Hl. Dreifaltigkeit bei St. Veit.

Im Glantale lebte einmal ein frommer Bauer. Er besuchte fleißig die Kirche, hielt viel auf häusliche Zucht und war allen ein gutes Vorbild. Der Pfarrer war mit ihm von Jugend auf befreundet, da sie Nachbarskinder waren, und die Bekanntschaft wurde auch später noch aufrecht erhalten. Jeden Sonn- und Feiertag konnte der Geistliche, wenn er seine Predigt hielt, von der Kanzel aus den Bauer sehen, wie er jedes Wort mit Andacht zu erwägen schien.

Auf einmal blieb dieser Kirchenbesucher aus. Nach einiger Zeit trafen sich die beiden Männer, und der Pfarrer fragte verwundert, warum der Bauer am Gottesdienste nicht mehr teilnehme. Des Landmanns Antwort aber war: er könne nicht kommen, da er anderswohin gehe.. Dies machte den Seelsorger neugierig, und auf seine Frage, wo der Ort liege, der ihm mehr wert scheine als das Gotteshaus, gab ihm der Bauer zur Antwort: „Wenn du willst, kannst du mit mir kommen; stell' dich um 10 Uhr nachts am Fuße dieses Berges dort ein, und ich werde dir zeigen, wohin ich gehe!"

Zur festgesetzten Stunde trafen sich die beiden. Es war stockfinster. Der Bauer führte ihn den Berg hinan, immer höher und höher ging der Weg. Dem Pfarrer stiegen schon Bedenken auf, und beklommen fragte er, ob sie nicht bald an Ort und Stelle kämen. „Nur Geduld!" meinte der Bauer. Endlich, nach ein paar Stunden blieb der Führer stehen und sagte: „Nun warten wir!" Nach längerem Harren entstand am Horizont liebliche Helle, immer näher kam die Lichterscheinung; dann, als sie sich über den Häuptern der staunenden nächtlichen Wanderer befand, löste sich aus der Hülle eine Wolke und schwebte zur Erde. In diesem Wolkengebilde konnten die beiden ganz deutlich die heilige Dreifaltigkeit erkennen. Längere Zeit blieb die Erscheinung vor dem sprachlos staunenden Pfarrer und dem in Demut hingeworfenen Bauer. Endlich hob sich die Wolke sachte und schwebte, wie sie gekommen war, hinauf gegen den Himmel zurück. Es entstand nun wieder tiefe Finsternis. Da erst kam der Geistliche zu sich, fiel auf die Knie und lobte den Herrn, der ihm so Großes gezeigt hatte.

Bald veranstalteten die beiden eine Sammlung, und von dem Erlöse wurde später die Dreifaltigkeitskirche auf dem Berge erbaut, auf welchem das Wunder geschehen war. Viele fromme Pilger tragen noch heute ihr kummerschweres Herz nach dieser Wallfahrtskirche bei St. Veit.

443. Die Mariaschneekirche bei Mauthen.

Vor Jahren ging ein Besitzer auf der Plöcken nach Italien und machte gelegentlich eines großen Viehmarktes in Paluzza gute Geschäfte. Da es bereits zu dämmern begann, beschloß er, mit seiner Gattin die Nacht hier zu verbringen. Nachdem es bereits spät geworden war und der Mann sich trotz dringender Bitten seiner Frau nicht bewegen ließ, zur Ruhe zu gehen, trat sie allein den Weg nach dem Gasthause an. Als sie eben die

Stiege erklommen hatte und auf ihr Zimmer eilte, vernahm sie aus einem anstoßenden Raume das Jammern eines Kindes. Die gute Frau trat in das Zimmer ein, aus dem sie das Weinen hörte, das kleine Geschöpf zu beruhigen. Noch hatte sie das Zimmer nicht verlassen, als ein Reiter vor dem Fenster auftauchte und ihr einen gespickten Geldbeutel mit den Worten, „da hast's", hineinwarf. Zu ihrem Staunen erkannte die Plöcknerin die Geldkatze als die ihres Mannes. Der Fremde, der diese dem Plöckner während seines Aufenthaltes im Gasthause gestohlen hatte und der Vater des Kindes war, hielt offenbar die Frau, welche das Kind pflegte, für seine Gemahlin. Froh über den glücklichen Zufall, durch den das Geld in die richtigen Hände kam, eilte sie gleich auf ihr Zimmer, wo inzwischen auch ihr Gatte eingetroffen war, nachdem er bereits das Geld vermißt und gelobt hatte, der Gottesmutter eine Kapelle zu erbauen, falls er wieder zu seinem Gelde käme. Wie schön legte es nun der Zufall in seine Hände. Gleich nach seiner Ankunft in der Heimat schritt er an die Lösung des Gelöbnisses, indem er auf dem Mariaschneeberge, wie er heute genannt wird, eine Kapelle bauen ließ. Im Laufe der Zeit ist sie durch wiederholte Erweiterungen eine ansehnliche Kirche geworden.

444. Maria Bichl.

In der Nähe des lieblichen Ortes Lendorf am Lurnfelde erhebt sich auf einem zwischen fruchtbaren Feldern und Wiesen gelegenen Hügel ein stattliches Kirchlein, Maria Bichl, an dessen Entstehung sich folgende Sage knüpft.

Vor vielen Jahrhunderten war dieser Hügel mit Birken bewaldet. Fromme Hirten weideten hier ihre Schafe. Auf einen Birkenstamm hatten sie ein bescheidenes Marienbild gehängt. Oft knieten die Hirten in stille Andacht versunken vor dem Bildnisse der hohen Himmelsmutter und flehten zu ihr um Schutz und Segen für ihr Hab und Gut. Später erbauten sie eine hölzerne Kapelle. Jetzt kamen auch die Leute von der Umgebung, um hier ihre Andacht zu verrichten. Nach und nach kamen immer mehr fromme Beter, und die Kapelle konnte nicht mehr alle fassen. An Stelle der hölzernen Kapelle erhob sich später ein stattliches Gotteshaus; dieses wurde zu einer belebten Wallfahrtskirche, welche noch heute gern besucht wird. Zurzeit ist der Birkenwald verschwunden, und nur mehr einige Bäume am westlichen Abhange erinnern noch daran. Der eigentliche Name der Kirche ist aber „Maria in den Birken".

445. Die Kirche zu Stallhofen.

Ein Bauer von Stallhofen ging eines Tages in den Wald, um Streu zu sammeln. Da sah er auf den Zweigen einer alten Lärche eine Statue, welche die Mutter Gottes mit dem Kinde darstellte. Er nahm sie vom Baume und trug sie in die naheliegende Kapelle. Als er nächsten Tages wieder an seine Arbeit ging, war er nicht wenig erstaunt, die Statue genau

am selben Platze zu sehen, von welchem er sie tagszuvor heruntergeholt hatte. Kopfschüttelnd über diesen ungewöhnlichen Vorfall trug er sie zum zweiten Male in die Kapelle, fand sie aber am kommenden Tage abermals in den Zweigen der Lärche. Dieses Spiel wiederholte sich ein drittes Mal und erregte endlich die Aufmerksamkeit der Leute. Da das Dorf kurze Zeit vorher durch ein Hochwasser gewaltigen Schaden erlitten hatte, so sahen die Dorfbewohner die sonderbare Begebenheit mit der Statue als ein Zeichen des Himmels an und gelobten an jener Stelle, wo sie gefunden worden, eine Kirche zu erbauen, um Dorf und Leute vor einem künftigen Hochwasser zu bewahren. So soll die Kirche zu Stallhofen, heute eine sehr besuchte Wallfahrtskirche, entstanden sein. Das Gnadenbild befindet sich heute noch in der Emporkirche.

446. Die Wallfahrtskirche in Hochfeistritz bei Eberstein.

Ein armer Bauer ging einst seiner Arbeit nach. Als er, ohne etwas zu denken, seines Weges dahinschritt, hörte er plötzlich in den Zweigen einer hohen Fichte das Geschrei eines Kindes. Er blickte hinauf, sah aber nichts und dachte sich getäuscht zu haben. Kaum war er ein paar Schritte gegangen, hörte er wieder die Kindesstimme und wandte sich um, sah aber wieder nichts. Der Bauer fragte nun mit furchtsamer Stimme: „Kind, wo bist du?" Da umgab den Baum ein Lichtschein, und er sah auf einem Aste Maria, welche das Jesukind in ihren Armen hielt. Nur kurze Zeit sah er den Weltenerlöser, dann war das Bild verschwunden. — An Stelle des Baumes wurde eine Kapelle errichtet, aus welcher die Wallfahrtskirche Hochfeistritz entstand.

447. Maria Luschari.

Südlich vom Dorfe Saifnitz erhebt sich ein Berg, auf dessen Gipfel heute die Wallfahrtskirche Maria Luschari steht; eine weit ausgedehnte Alm erstreckt sich über den ganzen Bergabhang, wohin zur Sommerszeit die Talbewohner ihr Kleinvieh treiben.

Einst hütete ein Hirt am Bergabhang Schafe. Als er eines Tages einige Tiere vermißte, begab er sich auf die Suche nach ihnen. Nach langem Suchen fand er sie auf der Anhöhe des Berges. Alle knieten um einen Strauch versammelt auf den Vorderbeinen. Wie der Hirt näher trat, bemerkte er ein Marienbild, kniete nieder und betete. Hierauf nahm er das Bild und trug es in das Dorf, um es dem Dorfpfarrer zu übergeben. Zu seinem Staunen merkte er, daß die Schafherde ihm folgte. Der Pfarrer des Dorfes stellte das Wunderbild in einem Kasten auf. Als der Hirte am zweiten Tage auf die Weide trieb, zogen die Schafe ohne Unterbrechung der Anhöhe zu und sammelten sich dort um den Strauch, in dem der Hirte das Bild von gestern wiederfand. Dieses Ereignis wiederholte sich dreimal. So wurde denn schließlich an jener Stelle mit Erlaubnis des Papstes von den Dorfbewohnern zuerst eine Kapelle und dann eine Kirche erbaut. Versuchte man im Winter das

Muttergottesbild im Dorfe unterzubringen, so verschwand es dort alsbald und kehrte auf den Berg zurück. Dann fand man die Kirche, die im Herbst geschlossen worden war, im Sommer bei Beginn der Wallfahrten geöffnet vor.

448. Die Kirche in Kappel a. d. Drau.

Wie erzählt wird, war vorzeiten, wo heute das Dorf steht, ein Wald. Damals lebten hier nur Hirten, welche ihre Herden in dem Wald weideten. Ein solcher trieb einst seine Schafherde durch den Wald. Er kam zu einer Lichtung, wo die Schafe auf einmal stehen blieben und unruhig den Boden scharrten. Dreimal versuchte er die Tiere fortzutreiben, aber es gelang ihm nicht. Endlich suchte er nach der Ursache dieses sonderbaren Verhaltens und fand ein Bildnis des hl. Vinzenz. Der Hirte benachrichtigte davon die Umwohner, welche an dieser Stelle eine Kapelle und später eine Kirche erbauten, als deren Namenspatron der Heilige verehrt wurde.

449. Die Kirche von Maria Rain.

Es war in der Zeit, als die wilden Türkenhorden häufig in unsere Länder einfielen und sie auf das furchtbarste verwüsteten. Auch Kärnten und besonders das Rosental und die nächstgelegenen Ortschaften hatten unter ihnen viel zu leiden. Getreidefelder mähten sie ab, was einen Wert hatte, nahmen sie als Beute mit in ihre Heimat. Häuser wurden niedergerissen, und ganze Ortschaften gingen in Flammen auf. Auch das Kloster Viktring wollten sie ausrauben. Das erfuhren aber die Mönche noch rechtzeitig. Als kostbarstes Kleinod des Klosters betrachtete man die Monstranze, in der drei Tropfen von Jesu Blut enthalten waren. Sie war aus Gold gefertigt, und wenn sie ein Kranker im rechten Glauben küßte, so wurde er gesund. Man riet nun hin und her und fand doch keinen geeigneten Ort zu ihrem Verstecke. Endlich wurde man einig, die Monstranze nach Maria Rain zu bringen, das zur selben Zeit nur aus einer Einsiedelei bestand, in welcher ein Mönch wohnte. Da Maria Rain auch ziemlich abseits von der Straße und im Walde lag, so hoffte man, daß die Türken dorthin nicht kommen würden. Eines schönen Frühlingmorgens versammelte sich viel Volk in Viktring, um der heiligen Monstranze auf dem Wege nach Maria Rain das Geleite zu geben. Die Pilger gingen über wohlbebaute Felder und achteten nicht auf das Gras und das Getreide, das von ihren Füßen zertreten wurde. Kein Halm stand auf dem Wege, auf dem sie gingen, mehr aufrecht. Als die Bauern, denen die zertretenen Felder gehörten, das bemerkten, begannen sie zu murren. Besonders einer war es, welcher es sehr arg trieb. Er lästerte Gott und schimpfte über seine Ungerechtigkeit. Als die Pilger am Ziele anlangten, gingen sie in die Einsiedelei, um dort zu beten. Wie aber staunten sie, als sie aus der Kapelle kamen. Niemand sah mehr, wo sie früher gegangen waren, denn alles niedergetretene Gras war wieder aufgestanden. Das Feld des Gotteslästerers blieb aber niedergetreten. Er schämte sich deshalb vor den anderen und schwur, daß er, wenn auch sein Gras wieder aufstehe, an Stelle der Kapelle eine schöne

Kirche werde bauen lassen. Wirklich wurde es auf seinem Felde wieder grün, und zum Dank dafür baute er die Kirche, die noch jetzt zu sehen ist. Nach und nach siedelten sich um die Kirche Bauern an, und so entstand das heutige Maria Rain. Die Monstranze blieb aber in Maria Rain, und noch heute wird sie bei außerordentlichen Festen dem Volke zum Kusse gereicht.

450. Die Kirche in Weißbriach.

An die katholische Kirche in Weißbriach knüpft sich eine Sage. Man wollte zuerst eine Wallfahrtskirche bauen und zwar auf einem Hügel. Der Grund wurde abgesteckt, doch am nächsten Tag war keine Spur mehr von den Pflöcken und Fahnen vorhanden. Man begann wieder von neuem und legte schon den Grundstein. Am nächsten Tage war wieder alles spurlos verschwunden. An der Stelle aber lag ein Stein, in welchem Tritte von feinen Frauenfüßen und Spuren von Esel- und Ochsenhufen eingegraben waren. Der Stein ist noch heute zu sehen. Die Kirche aber wurde im Tal gebaut. So entstand die katholische Kirche von Weißbriach.

451. Die Kirche St. Stöben bei St. Stefan im Gailtal.

Vor vielen Jahren hat im Gailtal eine böse Krankheit, die Ruhr, geherrscht und massenhaft starben die Bewohner dahin. Besonders gelichtet wurde durch die Krankheit die Bevölkerung abwärts vom Presseggersee, und man vermutete, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, daß der böse Geist sein Heim im großen Förolacher-Moos aufgeschlagen habe, weil gerade in der Umgebung dieses Mooses die meisten Todesfälle vorkamen.

Als die Krankheit nicht nachlassen wollte, beschlossen die übriggebliebenen Bewohner, in der Nähe des Förolacher-Mooses eine Kirche zu erbauen, taten sich zusammen und gingen an die Arbeit. Es wurden Steine zugeführt und Kalk gebrannt; die Arbeit wollte jedoch nicht recht vorwärts gehen; alle Augenblicke geschah ein Unglück. Die Zimmerleute, die das Holz zum Turm herrichteten, verletzten sich mit ihren Äxten, so daß sie nicht mehr weiter arbeiten konnten.

Der Dorfälteste berief dann die frommen Kirchenbauer zusammen und hielt ihnen vor, daß die fortwährenden Unfälle ein schlechtes Zeichen für die künftige Kirche seien und wahrscheinlich nicht der richtige Bauplatz gewählt worden sei. Die Leute wollten aber durchaus eine Kirche bauen, obgleich sie nicht wußten, wo sie stehen sollte. Da kam eines Tages ein Ziegenhirte von der Sonnseite herunter und erzählte, daß die Krähen auf einem Felsen mit Blut befleckte Holzspäne zusammengetragen hätten. Die Bauern gingen hin und fanden dort, daß die Krähen die Holzspäne, die von den verunglückten Zimmerleuten mit Blut befleckt waren, auf den Felsen getragen hatten. Dies zeigte ihnen den Ort an, wo das Kirchlein erbaut werden sollte.

Noch heute gilt unter dem Volke die Kirche St. Stöben bei St. Stefan als wundertätig, weil sich dort die Mädchen den Mann und die Burschen das Weib erbitten können.

452. Die Goggauer Kirche.

In früherer Zeit machten Räuberbanden durch ihr Unwesen das Kanaltal unsicher. Ihre Hauptstützpunkte waren Lußnitz und Goggau. Der größte Teil der Räuber bestand aus Italienern, aber auch anderes Gesindel, namentlich „Windische" befanden sich dabei. Der ganze Handel stockte, und der Wohlstand der Tarviser Bürger sank. Wohl zogen diese manchmal aus, um sie zu vertreiben, aber meistens kehrten sie mit blutigen Köpfen heim.

Da zog einst ein italienischer Graf von Villach durch das Kanaltal in seine Heimat. Er hatte große Eile, denn seine Frau lag im Sterben, und ritt daher Tag und Nacht. Er wußte, daß in diesem Tale Räuber den Weg unsicher machten. Als er das gefährliche Gebiet betrat, es war gerade an einem Abend, tat er das Gelübde, daß er eine Kapelle zu Goggau erbauen lasse, wenn er glücklich in die Heimat gelange. Es brach eine stürmische Nacht an, aber unerschrocken setzte er seinen Weg fort und kam unbehelligt nach Pontebba. Die Kapelle wurde erbaut und im Laufe der Zeit zur jetzigen Kirche erweitert.

453. Das Kreuz in der Kirche zu St. Kanzian.

Vor Jahren stand in St. Lorenzen, einem Orte bei Völkermarkt, der an der Drau liegt, eine alte Kirche. Bei einem Hochwasser, das mehrere Ortschaften vernichtete, fiel auch sie den Fluten zum Opfer und ward spurlos weggeschwemmt, nur ein Holzkreuz, das auf dem Hauptaltar gestanden hatte, wurde von den Wellen ans Land getragen. Zwei Bauern, welche im Walde für den Winter Holz fällten, fanden es, zwischen Gestrüpp und Baumstämmen eingeklemmt und mit Schlamm bedeckt. Sie erzählten daheim von ihrem Funde und über Anraten des Dorfältesten wurde das schwere Holzkreuz auf einen Wagen geladen, dem zwei Paar Ochsen vorgespannt wurden. Unter Begleitung einer großen Menschenmenge fuhr das Gespann ohne Führer zur nächsten Pfarrkirche, St. Kanzian. Dieses Gotteshaus war eben vollendet worden und zur Feier der Weihe mit Blumen und Kränzen geschmückt. So richtete man das Kreuz auf einem Seitenaltare auf. Doch wer beschreibt das Erstaunen, als es am nächsten Morgen aus der Kirche verschwunden war.

Zu Mittag fanden es die beiden Holzhauer an derselben Stelle des Waldes auf und brachten es zum zweiten Male in die Kirche. Doch wiederholte sich der Vorgang auch am dritten Tage. Da es bereits Spätherbst war und über Nacht hoher Schnee gefallen war, wollten es nun die Dorfbewohner bis zum nächsten Frühjahr im Walde liegen lassen; der Pfarrer jedoch begab sich zum Propste von Tainach, um bei ihm Rat zu holen. Auf die Frage, was man beginnen solle, erwiderte der greise Priester, es solle eine Wallfahrt zum Kreuze unternommen werden; alle Teilnehmer müßten barfuß gehen und mehrere Jungfrauen das Kreuz in ihre Mitte nehmen. Kaum war der Pfarrer heimgekehrt, so verkündete er der ganzen Gemeinde, was ihm der Propst geraten. Barfuß wallten die Dörfler in tiefem Schnee hinaus an jene Stelle und Loblieder singend

schritten weißgekleidete Jungfrauen in ihrer Mitte. Bei dem Kreuze angekommen warfen sich alle ehrerbietig nieder und beteten die Allmacht Gottes an. Dann wurde es von den Jungfrauen aufgehoben und unter Böllerkrachen und Glockengeläute in die Kirche zu St. Kanzian übertragen. Nachdem es geweiht war, erhielt es seinen jetzigen Platz auf einem Seitenaltare. Die Leute erzählen, daß man, um das Alter des Holzes zu prüfen, einen Schnitt darein geführt habe, worauf Blut herausgeflossen sei. Der am Kreuze noch jetzt sichtbare Schnitt soll davon herrühren. Auch wird behauptet, daß es, in der Karwoche angeschnitten, zu bluten beginne.

Zum Andenken an die merkwürdige Auffindung des Kreuzes werden noch alljährlich am Dreifaltigkeitssonntage von St. Veit, Stein, Sittersdorf, Eberndorf und St. Margen Prozessionen nach St. Kanzian unternommen.

454. Ein kleiner Wallfahrtsort an der kärntisch-steirischen Grenze.

In Unterkärnten nahe der steirischen Grenze erhebt sich auf einem Hügel das Kirchlein zum heiligen Kreuz. Die Leute erzählen, daß auf dem Platze, wo heute das Kirchlein steht, einst ein großer Ameisenhaufe gewesen sei. Die Wege der fleißigen Tierlein führten von dem Haufen nach allen Richtungen. Da kam ein Bettler mit silberweißem Haupte daher und prophezeite den Vorübergehenden, daß der Ort, auf dem die Ameisen ihre Herrschaft ausübten, heilig sei. Einst werde dort eine Kirche stehen, zu der ebenso viele Wege führen würden als jetzt zum Ameisenhaufen. Wirklich erbauten fromme Leute über diesem eine Kapelle. Pilger kamen von nah und fern und fanden die erflehte göttliche Hilfe. Es wurden auch Opfergaben dargebracht, die man zur Erbauung einer Kirche verwendete. Die Kapelle aber, die zuerst über dem Hügel erbaut wurde, steht noch heute knapp an der Kirche und wird von zahlreichen frommgläubigen Christen besucht.

455. Die Kirche von St. Radegund.

Die Kirche von St. Radegund, eine Filialkirche der Pfarre St. Nikolai im Jauntale, Gemeinde Ruden, stand früher an der Reichsstraße, auf der im 19. Jahrhundert großer Fuhrwerksverkehr herrschte. Eines Tages fand man die Marienstatue in einem Berberitzenstrauche, weit entfernt von ihrem alten Platze. Anfangs meinte man, daß hier freche Buben die Hand im Spiele hätten. Ein frommer Mann trug die Statue zurück in die Kirche. Abends paßte man auf, ob etwa die Kirchenschänder wiederkommen würden. Die Wache stand vergebens. Kein Mensch war in der Nacht zu bemerken. Doch am Morgen war die Statue abermals verschwunden. Dies wiederholte sich einige Male nacheinander. Da kam ein schlichtes Bauernmädchen und erzählte den Leuten, daß sie eine Erscheinung gehabt habe. Tränenden Auges sei ihr Maria erschienen und habe gesagt, daß ihres Bleibens an diesem Orte nicht länger sein könne, da sie durch das Fluchen und Lärmen der Fuhrleute beständig gestört werde. Die Erzählung des Mädchens fand Glauben, und heute erhebt sich an der Stelle des Berberitzenstrauches eine schöne Kirche.

456. Die Kirche in Maria Gail.

Im Dorfe Maria Gail, südöstlich von Villach, steht eine alte Kirche, auf deren Südwand verschiedene Gestalten abgebildet sind. Diese Figuren, an die sich die Gründungssage der Kirche anknüpft, stellen einen Ritter, eine Frau und ein Ungeheuer dar. Die Geschichte soll sich folgendermaßen abgespielt haben: An der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, befand sich einst eine Grube mit vielen giftigen Ungeheuern. Da lebte um das Jahr 1600 in Finkenstein der Freiherr Grotta von Grottenegg mit seiner Gemahlin Sigmunde in glücklicher Ehe. Sie bekamen ein Kind, das aber von einer Haut überwachsen war wie der Baum von der Rinde und sich nicht ablöste. Da betete nun Sigmunde zu Gott um Abhilfe. Im Traum erschien ihr ein Greis und sagte, sie müsse sich mit dem Kinde nach Maria Gail begeben und dort um Mitternacht dreimal um die Grube reiten, dann werde das Kind gesunden. Sigmunde lag deshalb ihrem Manne an, sie reisen zu lassen. Doch weil dieser für das Leben seiner Gemahlin fürchtete, schlug er ihr die Bitte ab. Als aber die Freiherrin drei Nächte nacheinander ähnliche Träume hatte und daher ihren Gemahl noch inständiger bat, gestattete er ihr endlich die Reise.

Sigmunde brach nun auf. In Maria Gail angekommen, ritt sie um Mitternacht mit ihrem Kinde zur Grube. Ein furchtbares Gewitter erhob sich, und die Ungeheuer schnappten nach der kühnen Frau. Doch diese ritt unerschrocken dreimal um die Grube. Am nächsten Tage kehrte sie nach Hause zurück. Und wirklich löste sich hier die Rindenhaut vom Kinde.

Zum Danke für dieses Wunder ließ Sigmunde nun die Grube, in der wunderbarerweise die Untiere verschwunden waren, ausfüllen und daselbst eine Kirche bauen.

457. Die Kirche zu St. Margarethen im Rosentale.

Die Kirche von St. Margarethen im Rosentale sollte eigentlich auf einem anderen Platz stehen als sie jetzt steht. Als die Bauleute daran gingen, die Kirche zu bauen, schon die Grundmauern legten und das notwendige Material herbeischafften, um am nächsten Tage gleich an die Arbeit zu gehen, da sahen sie, daß das ganze Material über Nacht verschwunden war. Sie suchten nun die ganze Gegend ab und fanden auf dem Hügel, wo heute die Kirche steht, eine Grundmauer aufgebaut und das Material dort liegen. Sie schafften es wieder hinunter und richteten alles her, fanden es aber am nächsten Tag wieder auf dem Hügel. Dieses Wunder gab ihnen nicht wenig zu denken, und um sich zu überzeugen, wer ihnen das antat, hielten sie die dritte Nacht Wache. Nun sahen sie um zwölf Uhr nachts, wie ein Engel mit einem Wagen fuhr, in dem die zwei schwarzen Ochsen, die dem Bauer Lexe gehörten, eingespannt waren. Auf jedem Horn trugen sie einen Beutel voll Gold, welches für den Besitzer dieser Ochsen bestimmt war. Nun erkannte das Volk, daß es Gottes Wille sei, und baute die Kirche auf der jetzigen Stelle.

Es heißt, daß ein Bauer diese drei Nächte hindurch immer den gleichen Traum gehabt hatte: wenn sie die Kirche nicht an diese Stelle gesetzt hätten, wäre die ganze Gegend von mancherlei Unglück heimgesucht worden.

Der Platz, wo die Kirche hätte gebaut werden sollen, heißt noch heute Kirchplatz und wird vom Volke für sehr heilig gehalten. Man sieht dort noch eine zerfallene Mauer, welche die Grundmauer sein soll. In der jetzigen Kirche hängt ein Bild, auf dem das frühere Gotteshaus dargestellt ist. Man sagt, wenn man in dieser Kirche laut rede, höre man im Untergrund einen Schlag, zum Zeichen, daß der Grund dieser Kirche nicht von Menschenhand gelegt worden sei.

Man erzählt sich auch, daß man auf dem Kirchplatz jedes Jahr einmal ein furchtbares Gerassel und Gepolter vernehmen kann.

458. „Maria im Dorn" zu Feldkirchen.

Die jetzige Michaelkirche zu Feldkirchen war vorzeiten die Hauptkirche. Jetzt ist sie nur eine Filialkirche. Über die Entstehung der Hauptkirche Maria im Dorn erzählt die Sage folgendes:

Nördlich von Feldkirchen breitet sich eine weite Hochebene bis gegen Poitschach und St. Ulrich aus. Ursprünglich war dieses Weideland im Besitze der Feldkirchner Pfarrer. Diese aber verpachteten es den verschiedenen Großgrundbesitzern, um Geld für ihren Säckel zu gewinnen. So war es auch im 15. Jahrhundert. Der damalige Pächter benutzte diese weite Fläche als Weideland. An der Nordseite war eine große Mauer aufgeführt, und in dieser wucherte eine große Heckenrose empor. Als eines Morgens die Rinder wieder ausgetrieben wurden, sah der Hirte, wie ein Ochs vor dem Strauch kniete, und er konnte ihn weder durch Schläge noch durch gütiges Zureden von der Stelle bringen. Dies wiederholte sich drei Tage nacheinander. Endlich glaubte der Hirte, daß etwas Besonderes in diesem Rosenstrauch verborgen sein müsse. Er untersuchte ihn und fand darinnen ein wohlerhaltenes Bild, Maria mit dem Jesukinde auf dem Schoße. Das Bild wurde in die Michaelikirche gebracht und an einer Seitenwand aufgehängt. Aber am nächsten Tag war es verschwunden. Dafür kniete vor der Staude wieder der Ochs, und als der Hirte kam, sah er, daß das Bild wieder dort war. Er brachte es zum Pfarrer zurück, und dieser ließ es am gleichen Platze aufhängen. Am nächsten Tag geschah dasselbe. Als sich der Pfarrer zu Bett gelegt hatte, erschien ihm im Traum das Bild, und Maria sprach zu ihm, wenn er ihr zu Ehren eine Kapelle errichte, werde das Bild bleiben. Als der Pfarrer diesen Traum dem Volke verkündete, wurde sogleich eine Geldsammlung eingeleitet und aus ihrem Erlöse die Kapelle auf dem Friedhof in Feldkirchen errichtet. Später, da viele Wunder an dem Gnadenbilde geschehen waren und viele Opfer in die Kirchenkasse strömten, wurde das linke Seitenschiff der jetzigen Pfarrkirche errichtet. Aber es war noch die Michaelikirche Pfarrkirche. Einmal starb ein reicher Feldkirchner Bürger und spendete sein ganzes Geld der Kirche. Davon wurde das Heiligtum in seiner jetzigen Größe erbaut. Zugleich wurde es zur Pfarrkirche erhoben, und die Michaelikirche gesperrt. Sie wurde mit einer Mauer umgeben und auf

vier Seiten Türme errichtet, ferner in den Mauern Schießscharten angebracht. Später riß man drei Türme ab und ließ den letzten zur Totengräberwohnung umgestalten.

In der Kirche selbst melden viele Votivbilder von jenen wunderbaren Vorfällen. Man zeigt auch an der Außenseite der östlichen Friedhofsmauer einen Heckenrosenstrauch, in dem das Bild gefunden wurde, weshalb die Kirche „Maria im Dorn" heißt. Sie trägt auch Spuren ihrer reichen Vergangenheit. Noch jetzt zeigt man im Innern des Turmes die Löcher, welche die Kanonenkugeln der Franzosen geschlagen haben; sie wurden nur außen verstopft. Die Glocken stammen von einem Klagenfurter Glockengießer.

459. Die Kapelle im Roseggerfeld.

Die Drau, die mit ihrem Lauf das schöne Kärntnerland von Westen gegen Osten durchzieht, macht unter dem Orte Rosegg eine scharfe Biegung nach Süden und Südwest und schlängelt sich erst bei Mühlbach wieder ostwärts. Mit ihrem Laufe säumt sie in großem Bogen nördlich und östlich das fruchtbare Rosegger- und Duelerfeld ein, während sie südlich vom ehemaligen Schloßberg, der gegenwärtig zu einem Tiergarten umgewandelt ist, begrenzt wird. Auf dem Schloßberg sieht man noch die Ruinen einer alten, mächtigen Burg, in der der Sage nach mächtige und angesehene Ritter hausten. Die Frau des Burgherrn wünschte sich schon lange einen Sohn, und wirklich wurde sie von Gott mit einem solchen beglückt. Die Eltern hatten samt den übrigen Bewohnern der Burg eine große Freude, doch bemerkten sie zu ihrem Schreck später, daß das Bübchen taub und blind war. So wuchs der Knabe heran und ward zwölf Jahre alt.

In ihrem Kummer saß die gottesfürchtige Frau einmal vor dem Schlosse, weinte wegen ihres Kindes, das sie im Schoße schaukelte und schlief dabei ein. Sie träumte, daß ihr Knabe auf einmal sehend war und zu ihr sagte: „Mutter, baue dort unten mitten in der fruchtbaren Ebene eine Kapelle, und ich werde sehen und sprechen können." Als die Schloßfrau erwachte, saß das Kind noch ruhig auf ihrem Schoß und schlief. Sie ging dann zum Pfarrer, erzählte ihm den sonderbaren Traum und bat ihn um Rat. Er riet ihr, in der Mitte der Ebene eine Kapelle zu erbauen und als Altarschmuck eine geschnitzte Muttergottesstatue aufzustellen. Die Frau ließ nun wirklich eine Kapelle bauen und sie mit einer herrlichen Gottesmutter schmücken. Als die Kapelle fertig war und der Pfarrer sie eingesegnet hatte, war der Sohn des Ritters von seinem Übel befreit.

Noch heute erhebt sich in der fruchtbaren Ebene die Kapelle mit der kunstvoll geschnitzten Muttergottesstatue, an der das Volk mit großer Ehrfurcht betet.

460. Die Kirche St. Martin bei Rosegg.

Auf einem Felsen in St. Martin bei Rosegg stand einst eine Ritterburg, welche an Pracht der inneren Ausschmückung alle anderen Burgen übertraf. Die Kaufleute, welche auf der Drau ihre Waren nach Osten in die heutige Steiermark und nach Ungarn flößten, waren dort vor Über-

fällen nie sicher, denn damals galt noch das Faustrecht. Auch die Ritter dieses Schlosses übten es und bereicherten sich dadurch sehr. Die Tochter des Burgherrn ward wegen ihrer Schönheit weit und breit gerühmt und viele Edelleute aus der Nachbarschaft warben vergeblich um ihre Huld. Unter den Freiern befand sich auch der junge Ritter von Rase, nach dessen Stammsitz Ort und Schloß Rosegg benannt sind. Dieses mag damals eine stattliche Burg gewesen sein, denn selbst die Ruine zeugt noch von verschwundener Pracht.

Mit etlichen Reisigen machte er sich eines schönen Tages auf nach St. Martin, um der Schönen seine Liebe zu gestehen und ihre Hand zu erringen. Er ahnte nicht, was für schlimme Gesellen dort hausten und welchem Unheil er entgegenging. Denn kaum hatte sich das Burgtor hinter ihm geschlossen, so wurde er meuchlings überfallen und der Kleinode, die er für sein Schätzlein mitgebracht, beraubt. Lange warteten draußen die Getreuen auf ihren Herrn. Als er aber zu lange nicht kam, argwöhnten sie, daß er von den habsüchtigen St. Martiner Rittern erschlagen worden sei. Nicht lange währte es, und ihr Verdacht ward zur Gewißheit. Da kehrten sie um und verkündeten den frevelhaften Mord des jungen Herrn dem Geschlecht der Ritter von Rase. Diese zogen schon den nächsten Tag zur Belagerung der Burg St. Martin aus. Nach hartem Widerstande wurde sie erstürmt und zerstört. Die Sieger ließen jedoch auf der Stelle, wo die Burg gestanden hatte, eine Kirche bauen, damit der junge Ritter, welcher mit frohem Herzen hingegangen war und ein so trauriges Ende gefunden hatte, in geweihter Erde ruhe. Das Volk erzählt, daß jede Nacht in der Geisterstunde alle Ritter, die einst auf dieser Burg gehaust, und auch die schöne Jungfrau aus dem Grabe steigen und bei den Fenstern in die Nacht hinausspähen. Sie können nur dann erlöst werden, wenn ein Kaufmann, der mit Waren die Drau abwärts fährt, um Mitternacht aussteigt und in den Opferstock eine Münze wirft, oder wenn wieder ein Ritter aus dem Geschlechte der Rase kommt und um die Jungfrau wirbt. Da aber das Geschlecht der Rase schon ausgestorben ist, so kann dies nicht leicht mehr eintreffen.

461. Die deutsche und die windische Kirche auf dem Dobratsch.

Am Rande des Dobratschabsturzes erheben sich zwei Kirchen; die höher gelegene ist die sogenannte deutsche, die andere die windische Kirche. Von der deutschen Kirche erzählt die Sage, daß dort im Jahre 1690 Hirten eine von strahlendem Lichte umflossene weiße Frau auf einem Steine sitzen gesehen haben. Die damalige Besitzerin von Wasserleonburg gelobte, an demselben Orte eine Kapelle bauen zu lassen, wenn ihrem kranken Söhnlein geholfen würde. Er genas. Da jedoch jener Punkt im Villachergerichte lag und dieses den Bau nicht bewilligte, so erfüllte sie ihr Gelübde auf eigenem Grund und Boden dort, wo wir jetzt die windische Kirche sehen. Aufgemuntert durch ihr Beispiel gaben fromme Hände bald darauf der deutschen an der eigentlichen Stelle jener sonderbaren Erscheinung ihr Dasein, und so kommt es, daß in so ansehnlicher Höhe zwei Kirchen in unmittelbarer Nähe stehen.

462. Die Kirche Maria Waitschach.

Auf dem Bergrücken, der sich über Hüttenberg erhebt und die ganze Umgegend beherrscht, steht die schöne Kirche Maria Waitschach. Am Ende des 15. Jahrhunderts, als die Ungarn sich der salzburgischen Besitzungen in Kärnten bemächtigten, hatte Leonhard aus dem kärntischen Geschlechte derer von Keutschach, später Erzbischof von Salzburg, damals noch salzburgischer Unterhändler, vielfach Gelegenheit, die Verwüstungen zu beobachten, welche die Fremden in seiner Heimat anrichteten. Da machte er einst in nächtlicher Stille vor dem Bildnisse der Gottesmutter in der Kapelle zu Taggenbrunn, der noch dem Erzstifte gebliebenen Feste, das Gelübde, sollte er durch ihre Fürbitte den Abzug der furchtbaren Gäste erleben, ihr an jenem Fleck ein Gotteshaus zu erbauen, den er am anbrechenden Morgen zuerst von der Sonne beschienen sehe. Da blinkte dem Erwachenden, als ihre Strahlen die Morgennebel teilten, jene Höhe von Waitschach entgegen. Als er Erzbischof geworden, löste er das Versprechen ein. Da er aber den Platz, wo die Kirche zu bauen sei, nicht kannte, hatte er abermals einen Traum, der ihn ein Paar Ochsen einspannen und sie gehen lassen hieß, wohin sie wollten. Wo sie stehen blieben, ließ er eine Kirche bauen. Noch ist an der Kirchenmauer das Bildnis des Stifters Leonhard von Keutschach zu sehen, und sein Gedächtnis lebt fort in dem Volksspruch:

Maria Waitschach
hat gebaut ein Graf von Keutschach.

In der Kirche befindet sich hinter dem Hochaltar ein kleines Bild, darstellend einen Türken, welcher zu Pferde sitzt und an einer langen Kette einen Mann führt. Folgende Inschrift erklärt seinen Sinn:
„Anno domini 1535 pin ich peter Latneker purger zu hutenwerg mit sammt anderen redlichen Kriegsknechten gefanklich von den Türkn gen Constantinopel gefürt, daselbs in mein notn die Jungfrow Maria und s. limchart angerueft, die mir durch inr fürbit von den genaden Goz aws pant eysen und gefanknus erledigt.“ Dieser Bürger ist der Sage nach ein Schmied zu Hüttenberg, welcher nach seiner Rückkunft aus der türkischen Gefangenschaft zum ewigen Andenken seiner Befreiung selbst eine Kette schmiedete und damit die hier befindliche, dem heiligen Leonhard geweihte Kapelle umzog. Vor einigen Jahrzehnten wurde diese Kette ihrem Zwecke entzogen.

463. Von der Kirche Alt-St. Leonhard im Loibltale.

Einmal fuhr eine Gräfin auf der Loiblstraße und wollte über den Loibl. Ungefähr eine Stunde vor dem Passe standen drei Fichten an der Straße. Dort stieg sie aus und gab einen Seufzer von sich, weil sie keine Kinder hatte. Nach Hause gekommen, gebar sie zwei Knaben. Die Gräfin hatte darüber eine große Freude und nahm sich vor, an diesem heiligen Orte eine Kirche bauen zu lassen. Gleich darauf schickte sie Bauleute in das Land. Das waren Riesenmenschen. Dreimal so groß als unsere größten Männer. Die großen Bauleute brauchten beim Baue der Kirche gar kein Gerüst und

keine Pfeiler, und deshalb entbehrt der Bau noch heute jedes Gerüstes und Pfeilers.

Oberhalb der Kirche stand eine Buche, die immer grün war. Dort wuchs der heilige Leonhard aus einem Felsen, der im Volksmunde („črna peč" d. i.) schwarzer Felsen heißt, heraus. Man fand den Heiligen schon fertig ausgewachsen und brachte ihn in das Gotteshaus. Als man ihn vom Standorte fortgebracht hatte, verdorrte die Buche.

Ein Mann, der ohne Sünde war, konnte den Heiligen aufheben. Einmal trug man den heiligen Leonhard nach Kappel an der Drau, damit er dort die Kirche schmücke. Doch Leonhard behagte es dort nicht, und er ging von selbst wieder nach Loibltal. Dreimal geschah dies. Bei einem solchen Gange — St. Leonhard hat immer menschliche Gestalt angenommen — begegnete er auf der Sapotnitza dem Bauer Spitzer aus Loibltal, als dieser an einem Sonntagmorgen nach Kappel zur Messe gehen wollte. Auf Leonhards Frage, wohin er gehe, antwortete ihm der Bauer. Leonhard sagte zu ihm: „Komm zurück, es folgt ja der Dechant hinten nach, der wird heute in Loibltal Messe lesen." Doch der Bauer schien den Worten des Unbekannten nicht zu glauben und ging nach Kappel. Als er zu Hause angekommen war und erfuhr, daß er sich den weiten Weg hätte ersparen können, rief er aus: „Ich hätte halt doch diesem Fremden glauben sollen!"

Vor etwa 90—100 Jahren wurde ein Verbrecher in Handfesseln auf den Loibl geführt, er sollte nach Krain gebracht werden. Oben angekommen, sprang er über die Riese hinunter zur Kirche und bat St. Leonhard, sich seiner zu erbarmen, er wolle in Hinkunft ein anständiger Mensch werden. Leonhard erhörte ihn, und die Ketten fielen von selbst ab. Der Befreite machte einen Kratzer mit dem Fuße und die Ketten verschwanden im entstandenen Loche. Er entging seinen Verfolgern. Jedes Jahr kam er einmal des Nachts zu seinem Retter beten.

Der heilige Leonhard befindet sich jetzt, da die Kirche Alt-St. Leonhard schon etwa 60 Jahre dem Verfalle preisgegeben ist, in einer Kapelle an der Straße unterhalb der neuen Kirche. Die Leute behaupten von ihm, daß er mit jedem Tag größer werde. Er ist ein besonderer Freund der Soldaten und hilft ihnen am liebsten.

464. Die Tränen der hl. Radegund.

Das Dörflein Radweg liegt auf luftiger Anhöhe und besitzt schon die vierte Kirche, welche mit ihrem schlanken Türmchen weit in der Runde sichtbar ist. Doch vor vielen Jahren stand an der Stelle des jetzigen Gotteshauses ein kleines Dorfkirchlein, der heiligen Radegund geweiht. An dessen Ostseite sprudelte eine lustige Quelle. Wegen der köstlichen Frische wurde dieses Wasser, das sich in eine Mulde ergoß, gemeiniglich „die Tränen der heiligen Radegund" genannt. Sämtliche Dorfbewohner holten dort ihr Trinkwasser, und wenn sich abends viele Frauen und Mädchen bei der Quelle einfanden, wurden die Dorfneuigkeiten beklatscht oder die Schwächen der Mitmenschen verspottet. Häufig erklang bei den Tränen' der hl. Radegund lautes Gelächter, noch öfter aber Zank und Streit. Da gab es im

selben Dorfe zwei alte Weiber, die in grimmigem Hader lebten und einander spinnefeind waren. Kaum einmal trafen sie sich an der Quelle, ohne daß Streitworte hin und herflogen oder sie gar aneinander gerieten. Eines Tages entspann sich zwischen den zwei Feindinnen ein solches Handgemenge, daß sie, zum Knäuel geballt, in die Tränenlache fielen und darin ertranken, bevor Hilfe kam.

Die Freude über den Tod der beiden Dorfhexen war allgemein, aber am nächsten Tage waren die Tränen der hl. Radegund verschwunden, was das ganze Dorf mit großer Traurigkeit erfüllte. Zur selben Zeit hütete im ausgedehnten Pfarrwalde ein schönes, sittsames Mädchen die Dorfherde. Eines Tages bemerkte sie, wie die Schafe einen Kreis bildeten und die Köpfe nach der Mitte wandten. Sie lief näher und gewahrte eine Quelle, die früher nicht vorhanden war. Als sie genauer hinsah, erblickte sie auf dem Wasserspiegel das Bild der hl. Radegund genau so, wie es noch jetzt in der Kirche zu sehen ist. Nun erkannte man, daß die Quelle, welche bei der Kirche verschwunden war, unterhalb des Dorfes im Pfarrwalde wieder zutage trat.

465. Das verschwundene Georgiwasser.

In früherer Zeit gab es in Zammelsberg, einer ausgedehnten Kirchengemeinde, einen großen Platz hinter dem Schulhause, wo jeden Sonntag gerungen wurde. Diese Ringtratte, wie man den Rasen nannte, übte auf die Bauernburschen der Umgebung eine starke Anziehungskraft aus. Besonders oft kamen die Steinbichler, um sich mit den gefürchteten Zammelsbergern zu messen.

Es war an einem hohen Feiertage, als wieder eine Schar stämmiger Burschen herangezogen kam. Bald begann das Ringen. Aber es blieb nicht beim Wettkampfe, sondern unverhofft entspann sich ein ernster Streit, und dieser artete wie gewöhnlich in eine arge Rauferei aus. Die Zuschauer warteten noch zu, weil sie glaubten, die Streitenden würden sich bald wieder beruhigen; aber darin hatten sie sich arg getäuscht. Der Kampf wurde noch nie mit solcher Erbitterung geführt wie an diesem Tage. Selbst das weibliche Geschlecht nahm teil daran. Die Dirnen fuhren sich gegenseitig in die Haare oder trugen ihren Geliebten Prügel und Steine zu. Im Getümmel der Schlacht hatten die hitzigen Streiter nicht bemerkt, daß sie bereits in den Friedhof gelangt waren. Sie rissen jetzt Kreuze aus den Gräbern und schlugen damit zu. Da riefen plötzlich die Glocken zum Kirchgange, und das Geläute riß die Wütenden aus ihrem Taumel. Blut rann von Gesichtern und Händen. Um sich für den Gottesdienst davon zu reinigen, eilten sie zum Georgiwasser. Dieses strömte im hintersten Teile der Kirche aus dem Boden hervor und wurde in einem Becken aus weißem Steine aufgefangen. Das Wasser galt für heilkräftig. Als nun der erste seine blutigen Hände in den Quell tauchen wollte, wich das Wasser vor seiner Berührung zurück und verschwand gänzlich. Entsetzen und Staunen erfaßte die Umstehenden, und sie erkannten, wie frevelhaft sie gehandelt. Von der ganzen Bewohnerschaft wurde eine Versöhnungsfeier abgehalten,

und das Ringen, die Ursache so vieler Raufereien, nahm allmählich ab. Das heilige Wasser aber war und blieb verschwunden. Das Volk erzählt, daß es in einem nahen Walde wieder hervorgebrochen sei. So brachte sich Zammelsberg selbst um die heilsame Quelle, aber es ist jetzt ein stiller, friedlicher Ort.

466. Bad St. Leonhard.

Wandert man von Feldkirchen nordwestlich in das Gebirge, so gelangt man nach etwa dreistündigem Marsche auf eine kleine Hochebene, wo umrauscht von dunklen Tannenforsten, das Alpenbad St. Leonhard liegt. Inmitten einer kleinen Häusergruppe erhebt sich ein altertümliches Kirchlein, unter dessen Hauptaltar ein munterer Bergquell aus dem Boden hervorsprudelt, der bei verschiedenen menschlichen Leiden Linderung bringen soll. Vor langer Zeit, als ringsherum noch dichte Wälder standen und wilde Tiere die Gegend unsicher machten, stand am Saume der großen Wildnis ein einsames Bauerngehöft, das Eigentum eines gottesfürchtigen und arbeitsamen Landmannes, der es mit seiner Familie und seinen Dienstleuten bewohnte. Er besaß ein lahmes Bein und konnte sich nur mit Krücken fortbewegen. Obwohl er keinen heißeren Wunsch kannte, als wieder zu genesen, murrte er doch nie über sein Leiden, sondern fügte sich gottergeben in das Schicksal. Eines Tages, als man die Rinder zur Tränke trieb, ward plötzlich der Stier wild, rannte brüllend aus dem Hofe und verschwand im Walde. Wohl setzten die Knechte aus Leibeskräften dem Flüchtenden nach, aber bald deckten ihn die Bäume, und er entschwand ihren Blicken. Eine Zeitlang verfolgten die Leute seine Spur und wagten sich nicht ohne Grauen in den finsteren, unbekannten Wald; auf einmal ward es licht, und sie standen auf einem freien Platze, wo sie sich, des langen Suchens müde, auf den Boden hinstreckten. Sie hatten die Hoffnung auf Erfolg ihrer Jagd bereits aufgegeben, als sie in einiger Entfernung an einem Hügel sich etwas bewegen sahen, was ihrem Stiere glich. Im Augenblicke waren sie dort und fanden zu ihrer größten Freude den Stier, der gerade mit seinen Hörnern im Boden eine Grube auswarf, aus der sogleich eine frische Quelle floß. Willig ließ sich das übermütige Tier fangen und ward an einem Seile in den Stall zurückgebracht. Als die Leute dem Bauer erzählten, was sie im Walde gesehen, hielt er die Begebenheit für ein großes Wunder und ein Zeichen des Himmels, das ihm Heilung verkündete. Sogleich ließ er sich von ein paar Knechten zur Quelle tragen und badete darin das kranke Bein. Als er aus dem Wasser stieg, fühlte er keine Schmerzen und konnte ohne Krücken gehen, er war also durch das wunderbare Wasser geheilt. Aus Freude darüber ließ er den Stier schlachten und ein Freudenmahl bereiten. Seinem Namenspatron, dem hl. Leonhard, zu Ehren und um Gott für die wieder erlangte Gesundheit zu danken, erbaute er über der Quelle eine kleine Kapelle und zwar so, daß das Brünnlein gerade unter dem Altare sich ergoß, und besuchte sie täglich. Mit brünstigem Gebete hängte er seine Krücken hinter dem Altare auf. Von da an drang der Ruf der Heilquelle weit ins Land, und viele Kranke pilgerten hin, um Heilung zu finden. Unter ihnen befand sich auch ein mächtiger fremd-

ländischer Graf, der aus Dankbarkeit für die erlangte Gesundheit aus eigenen Mitteln eine Kirche erbauen ließ, die bis zum heutigen Tage den Mittelpunkt des reizvollen Alpendörfleins St. Leonhard bildet. Die große Anzahl von Krücken, welche in der Kirche von geheilten Pilgern zurückgelassen sind, bezeugen den Ruf der weltfernen Wallfahrts- und Heilstätte.

Eine Variante dieser Sage lautet: Wo jetzt St. Leonhard liegt, weidete vor Jahrhunderten ein Hirte seine Rinder. Eines Tages bei Sonnenuntergang sah er einen Schleier, welcher sich vom blauen Himmel auf die Erde herabließ. Als er am andern Morgen sein Vieh wieder dort weidete, grub eines seiner Tiere an derselben Stelle, wo sich der Schleier herabgelassen hatte, ein Loch, und plötzlich sprudelte eine klare Quelle hervor, aus welcher das Tier von nun an täglich trank. Es zeigte, nachdem es getrunken, immer eine besondere Lebhaftigkeit. Dem Hirten fiel dieses auf, und er ahnte eine Wunderkraft. Weil er immer einen leidenden Fuß hatte, so benutzte auch er diese Gelegenheit, trank und badete sich einige Male.

Der Fuß wurde gesund, und aus Dankbarkeit wählte der Hirt jene Stelle als Betort. Eines Tages bemerkte er zwischen den Ästen einer uralten Buche ein halbverfaultes Bild. Er zeigte es dem Pfarrer an, der erkannte das Bild des hl. Leonhard und schloß es in die Kirche ein. Allein das Bild kam immer wieder auf die Buche zurück, bis man an dem Orte eine Kapelle erbaute, und als ein ungarischer Graf, welcher schon mehrere Jahre blind war, durch das Waschen mit diesem Wasser sehend wurde, baute er aus Dankbarkeit dem hl. Leonhard eine Kirche. Daher stammt auch der Name des Ortes.

467. Briccius und Heiligenblut.

Briccius war ein Däne, der mit drei Blutsbrüdern zu Kaiser Leo nach Konstantinopel wanderte, wo er bald durch seinen ungemein frommen Lebenswandel und seine seltenen Talente auffiel. Der Kaiser nahm ihn in seine Dienste und gewann an ihm einen tüchtigen Feldherrn, der stets siegreich gegen die Feinde des Reiches focht. Bei allem Volke genossen die vier Brüder großes Ansehen und standen in der Gunst des Kaisers obenan. Aber Briccius schmerzte es, daß sein hoher Gönner ein flauer Christ war und bat Gott um ein Zeichen, wodurch der Kaiser im Glauben bestärkt würde. Nun begab es sich an einem hohen Feiertage, daß ein Jude, um die Macht des Christengottes zu versuchen, das Bild des Gekreuzigten in einer christlichen Kirche mit dem Messer durchstach. Sogleich floß Blut daraus wie aus einem lebendigen Körper, und der Jude eilte, betroffen von dem Wunder, entsetzt auf die Straße, teilte den Vorfall einem Christen mit und ließ sich taufen. Als dem Kaiser zu Ohren kam, was geschehen war, begab er sich mit großer Priesterschaft in jene Kirche, ließ das heilige Blut in ein Gläslein fassen und bekehrte sich von seinem Unglauben.

Bald danach brachen im Reiche Glaubensstreitigkeiten aus, und Briccius fühlte eine starke Sehnsucht nach der Heimat. Er entdeckte dem Kaiser sein Vorhaben, nach Dänemark zu ziehen und dort an der Bekehrung der Heiden mitzuwirken. Nur schweren Herzens erteilte ihm Leo Urlaub. Da die Brüder einander so innig liebten, daß sie sich nicht voneinander trennen

mochten, beschlossen auch die anderen drei, den Hof mit Briccius zu verlassen. Dieser durfte sich für seine treuen Dienste eine Gnade erbitten und begehrte vom Kaiser als Lohn das heilige Blut. Sollte nun der Kaiser um dieses kostbare Gut kommen? In der Erwartung, Briccius werde sich wohl eines andern besinnen oder eine schlechte Wahl treffen, sperrte er diesen in eine Kammer und gab ihm drei Tage Bedenkzeit. In dem Gemache standen drei kostbare Fläschchen, unter welchen der Gefangene wählen sollte.

Nun hatte der Kaiser eine einzige Tochter, die den Fremdling wegen seiner Frömmigkeit und Vorzüge heimlich liebte. Als Magd verkleidet, schlich sie sich am nächsten Tage mit dem Essen zu Briccius ein und riet ihm, das Fläschchen zu wählen, auf welchem keine Fliege aufsitze. Nach Ablauf der Frist tat Briccius, wie sie geraten, und erhielt wirklich das Gefäß mit dem heiligen Blute. Er erklärte dem Kaiser, es in ein Land bringen zu wollen, wo es mehr geehrt würde als hier. Dieser erschrak zwar sehr über die getroffene Wahl, aber er konnte nicht anders, als dem Scheidenden das Kleinod zu übergeben; doch hegte er den Vorsatz, es ihm wieder stehlen zu lassen.

In Pilgerkleider gehüllt, trat Briccius mit seinen Brüdern den weiten Weg in die nordische Heimat an. Kaum waren sie abgereist, schickte der Kaiser ihnen seine Diener nach, um des Heiligtums wieder habhaft zu werden. Da die Flüchtigen auf der Hut waren, bemerkten sie bald, daß ihnen nachgestellt wurde und zogen abseits der Straße. Briccius brachte sich auf der Wade des rechten Beines eine tiefe Schnittwunde bei und verbarg darin das köstliche Fläschchen, dann strich er Erde über die Wunde, welche in kurzer Zeit verheilte. So wanderten sie durch alle Lande und kamen unbehelligt über die Alpen nach Kärnten in das Drautal. Briccius wollte nun, das Mölltal aufwärts wandernd, über den Tauern sich nach Salzburg wenden. Am nördlichen Drauufer, gegenüber von Sachsenburg, wo vor dem Bahnbau die Ölbrennerkeusche stand, sollen sich die Blutsbrüder getrennt haben. Der eine wanderte drauabwärts gegen Villach und ließ sich auf dem Oswaldiberge nieder, der nach ihm benannt sein soll; der zweite fand in Kötschach im Gailtale eine bleibende Stätte und soll nachmals in der dortigen Kirche begraben worden sein; der dritte wurde der Begründer der ersten Siedlung in der Niklai ob Sachsenburg — über sein ferneres Schicksal berichtet die Sage vom heiligen Mann. Briccius endlich zog das Mölltal aufwärts, verfehlte aber in einer Sturmnacht den rechten Weg und geriet dabei in eine Schneelahn, die ihn verschüttete.

Als die Bauern, wie es im Mölltale gebräuchlich ist, um die Weihnachtszeit ans Heuziehen gingen, fanden sie eines Tages in der Nähe des heutigen Ortes Heiligenblut bei der jetzigen Briccius-Kapelle mitten im Schnee drei schöne, grüne Ähren. Sie hielten dies für ein Wunderzeichen und verständigten davon den Pfarrer des nächsten Dorfes. Als man an der Stelle nachgrub, fand man den Leichnam in tiefen Schnee eingebettet und sah, daß die Ähren aus seinem Herzen wuchsen. Nun sollte der Leichnam des Heiligen — denn einen solchen hatten sie offenbar gefunden — gehoben und zur Bestattung geführt werden. Man einigte sich, den Willen Gottes zu erkunden, lud den Toten auf einen Karren und spannte zwei „ungelernte" Ochsen daran.

Wo das Gespann halten würde, wollte man das Grab aufwerfen und an dem Orte eine Kapelle erbauen. Die Ochsen zogen den Leichnam aus der Alm über die Möll und schritten bis zu dem Hügel, auf welchem heute die Pfarrkirche von Heiligenblut steht. Dort machten sie Halt und waren nicht mehr von der Stelle zu bringen. So lud man denn die Leiche ab und beerdigte sie. Aber nach wenigen Tagen gewahrte man, daß ein Fuß des Toten aus dem Grabe ragte. Bei näherem Zusehen fand man den Verband und darunter im Fleische das kleine, grüne Halsfläschchen mit einer dunklen Flüssigkeit. Es ward herausgenommen und der Tote neuerdings begraben, worauf der Fuß im Grabe blieb. Das geheimnisvolle Fläschchen aber nebst einem Ring und Pergament, das man beim Toten gefunden, sandte der Pfarrer dem Erzbischof von Salzburg, der sich an den Patriarchen von Konstantinopel wandte und den gewünschten Aufschluß erhielt. Das alles geschah der Sage nach im Jahre 914.

An den Seitenwänden der Pfarrkirche zu Heiligenblut befinden sich 14 große Bilder, welche die Hauptmomente aus dem Leben und den Tod des seligen Briccius darstellen. Links vom Hochaltare erhebt sich eine pyramidenförmige Säule, die fast bis zum Gewölbe reicht. Darin wird, in eine niedliche Monstranze gefaßt, das breitgedrückte grünliche Fläschchen mit dem heiligen Blute aufbewahrt, nach welchem der Ort seinen Namen führt. In der Mitte der Kirche gelangt man über einige Stufen in die Gruft des Briccius hinab, wo gleich rechts beim Eingange ein sargähnliches Grabmal steht mit einer altarähnlichen Erhöhung beim Haupte. Auf dem Sarge liegt eine hölzerne Statue, den Heiligen vorstellend; sie mußte ehedem alle Jahre erneuert werden, weil auswärtige Pilger immer kleine Splitter davon abschnitten und mitnahmen.

468. Der heilige Mann der Niklai.

Südlich von Sachsenburg mündet, aus einer bewaldeten Schlucht in das Drautal tretend, ein Wildbach, der sogenannte Feistritz- oder Niklaierbach. Das ganze stufenweise Gehänge vom Salzkofel bis zum Knoten, sowie das unterhalb dieses Berges gelegene Gebirgsdorf mit zahlreichen Almweiden führt den Namen Niklai. Die Bewohner dieser Ortschaft leiten die Gründung ihrer Wohnstätten und ihren Ursprung auf einen Mann zurück, der zuerst in diese Gegend kam und zwischen den ausgedehnten Waldungen, die noch jetzt den größten Teil des Grabens mit seinen Hängen bedecken, große Stellen lichtete und urbar machte. Er wird schlechtweg der fromme oder heilige Mann genannt. Am südlichen Gehänge der Niklai liegt in einiger Höhe der Keuschen-Wald. Vor vielen hundert Jahren stand an dessen oberstem Rande eine uralte neunwipfelige Lärche. Hierher kam vor grauer Vorzeit, als die Bewohner von Oberkärnten noch heidnisch waren, eines Tages ein Mann und baute unter dem mächtigen Baume seine erste Heimstätte. Er begann durch Sengen und Roden den Wald zu lichten und bebaute den urbar gemachten Boden. Die an den gegenüberliegenden Hängen der Niklai, unterhalb des Knotens sich ausbreitenden Wiesen und Äcker sollen meist durch seine Rodungstätigkeit entstanden sein. Unweit

unter der Waldgrenze steht heute das höchstgelegene Gehöft, die sogenannte Laggnerhube. Diese sowie die andern Bauernhäuser, welche die heutige Ortschaft Niklai bilden, hat der heilige Mann erbaut und seinen Söhnen zur Bewirtschaftung übergeben. Die Niklaier Bauern hielten sich bis vor kurzem für echte Nachkommen des sagenhaften Mannes. Er soll neun, nach anderen Angaben sieben Söhne gehabt haben, welche die ersten Bauern der Niklai waren. Für eine gemeinsame Abstammung ihrer Familien spricht die Tatsache, daß wirklich noch in den achtziger Jahren alle Laggner hießen. Nachdem der fromme Mann seine neun Söhne mit Huben und Ackerland versorgt hatte, kehrte er in den Keuschen-Wald zurück. Täglich schweifte sein Blick voll Freude hinüber auf die blühenden Anwesen der mittleren und oberen Niklai. Seine Söhne waren Christen, während im Drautal damals noch Heiden wohnten. Der Sage nach verharrten die Bewohner von Sachsenburg am längsten im heidnischen Glauben. Ein um so größeres Verdienst schrieb die Sage dem Manne zu, der mitten unter den Heiden einen gottesfürchtigen und frommen Lebenswandel führte und auch die Seinen zur Erfüllung der Christenpflichten anhielt. Er galt als Muster eines Hausvaters und Christen in der Gegend. Die Umwohnenden verehrten ihn wie einen Heiligen, folgten seinem Beispiele und wurden allmählich Christen.

Wenn er Sonntags nach dem entfernten Pusarnitz zur Kirche ging, brauchte er den langen Weg dahin, um ein Vaterunser zu beten und mußte noch dreimal um die Kirche wandeln, ehe er sein Gebet beendete. Er legte nämlich jedes Wort besonders aus.

Einmal wanderte er, mit der Absicht zu beichten, dahin und kam aus dem gleichen Grunde zu spät. Um sich beim Pfarrer zu entschuldigen, erklärte er ihm seine heilige Gewohnheit, worauf ihn dieser, ohne ihn weiter anzuhören, der Sünden lossprach und sagte: „Du bist heiliger als ich."

Besonderen Wert legte er auf die peinliche Einhaltung der Feierabendruhe. Da er die Glocken nicht bis in seine Einsamkeit hören konnte, verkündete ihm der Himmel durch ein wunderbares Läuten, welches jeden Samstag um 2 Uhr nachmittags erklang, den Beginn der Feierzeit.

Einst überraschte ihn das himmlische Geläute, als er gerade mit einer Fuhre Heu mitten auf der Tennbrücke stand. Sogleich ließ er von der Arbeit ab, spannte aus und ging heim. Hinterher aber stiegen ihm Bedenken auf, daß die Leute nun mit den Geräten nicht würden in die Tenne gelangen können, und er ging zurück, um nachzusehen. Da fand er den beladenen Wagen unter der Brücke, wo er niemand am freien Aus- und Eingange hinderte. Erst Montag früh, als die Arbeit wieder aufgenommen wurde, stand er auf dem alten Platze und wurde nun weiter befördert und ausgeladen.

Ein anders Mal ereignete sich der nämliche Zufall. Da aber der Wagen schon auf der Brücke stand, glaubte der Mann, es werde nichts gegen die Feierruhe verschlagen, wenn er ihn ein paar Schritte weiter führe und unter Dach bringe. Doch strafte ihn der Himmel für diese geringe Verletzung des Feierabends, und der fromme Mann hörte nun sieben Jahre lang das Wundergeläute nicht.

An einem schönen Sommertage, es war gerade Samstag, begleitete der Mann einst den Pfarrer von Pusarnitz auf einem Versehgange nach dem Radelberg. Ihr Weg führte mitten durch die Getreidefelder; links und rechts standen die Garben. Da blieb der Pfarrer plötzlich stehen, seinen Blick auf das Feld unterhalb des Weges richtend: „Wie geht es nur zu, daß auf jeder Garbe eine Unke sitzt, während oberhalb des Weges nichts Auffallendes zu bemerken ist?" Der Fromme erwiderte: „Der Bauer, dem das untere Feld gehört, hat über den Feierabend hinaus gearbeitet und dadurch den Zorn Gottes auf sich geladen."

Noch in jüngster Zeit hielten die Bauern in der Niklai strenge an der Einhaltung des Feierabends fest und führten diese Sitte auf das Gebot ihres Ahnherrn zurück. Viehseuchen und verderbliche Blitzschläge faßten sie als böse Folgen der Verletzung des alten Brauches auf.

Der heilige Mann besaß auch die Wundergabe des Geistersehens und schritt auf seinem Kirchgange, der ihn über die Möll führte, über das Wasser des Flusses, ohne sich zu benetzen. Damals hat es nämlich, so berichtet die Sage, noch keine Möllbrücke gegeben. Einst fand nun in Pusarnitz ein großes Fest statt, und eine Menge Volkes versammelte sich in der Kirche. Der Teufel ersah die Gelegenheit, Beute zu machen und stellte sich, für gewöhnliche Menschen unsichtbar, mit einer großen Eselshaut versehen, in der Kirche ein, um die schwatzhaften und unfrommen Christen anzumerken. Bald wurde ihm die Haut dafür zu klein, er fing an, das Pergament gewaltsam auszudehnen. Plötzlich entglitt ihm die Haut, der Teufel verlor das Gleichgewicht und stieß im Straucheln mit seinem Horn in die Hinterwand. Dies entlockte dem frommen Manne, der sein Treiben beobachtete, einen lauten Lacher. Um den Grund seines seltsamen Benehmens gefragt, soll er die Geschichte vom Teufel erzählt haben. Es war aber eine Versündigung gegen den heiligen Ort, und zur Strafe dafür versank er diesmal auf dem Heimwege beim Überschreiten der Möll bis zu den Knöcheln im Wasser.

Derselbe besaß auch eigene Schuhe, mit denen er meilenweit fortschreiten konnte.

Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er seine Söhne kommen und legte ihnen ans Herz, den Feiertag nach seinem Tode allezeit heilig zu halten. Dann ordnete er an, daß man den Sarg mit seiner Leiche auf einen Karren lege und ein Paar ungelernte Ochsen daran spanne, welche noch nie zu irgendeiner Arbeit verwendet worden waren. An der Stelle, wo die Ochsen, die man frei ihres Weges ziehen lassen müsse, haltmachen würden, wollte er begraben werden. Seinen Söhnen erteilte er so manchen wichtigen Rat. Einer von ihnen soll gelautet haben: „Nehmet beim Schlachten des Stieres, der rechts im Joche an meiner Bahre gezogen hat, das rechte Horn und richtet es zum Blasen her. Wenn Hagel und böse Wetter kommen, blast hinein, es wird euer Heil werden." Ein solches Püllhorn, wie es die Niklaier nannten, stand tatsächlich bei ihnen in Gebrauch. Es wurde immer bei aufsteigenden Gewittern geblasen, und sein Ton vertrieb alle Unwetter. Es war stets bei einem der neun Bauern in der Niklai in Verwahrung. Wenn es dieser nicht blasen konnte (denn das vermochten nur

sehr starke Leute) oder starb, ging es auf einen anderen über. Einer der Bewohner kannte sogar ein Weib, das dem Horn Töne zu entlocken verstand. Aus dem Besitz des Laggnerbauers gelangte es zum Mitterer, wo es 1870 gezeigt wurde. Durch eine Lahn (Lawine) erhielt es der Fercherbauer, bei dem es noch 1875 von den Besuchern besichtigt wurde. Endlich fiel es einem Brande zum Opfer, und seitdem, so versichern die Niklaier, hat es in der dortigen Gegend wiederholt gehagelt.

Auch die in der Niklai allgemein verbreitete Sitte des Wetterschießens soll vom heiligen Mann eingeführt und seinen Söhnen angeraten worden sein. Diese erfüllten den letzten Wunsch ihres Vaters, jochten ein Paar „schwarzriklate“ (über den Rücken gestreifte) Ochsen ein, spannten sie vor den Wagen mit der Leiche des heiligen Mannes und ließen die Tiere frei dahinziehen. Die ungelernten Ochsen gingen so ruhig vor dem Wagen, wie wenn man sie dazu abgerichtet hätte, und schlugen die Richtung gegen das Drautal ein. Wo der Weg zur Drau hin abzweigt, an der Stelle, wo ehemals die alte Ölbrennerkeusche stand, machten sie zum erstenmal Halt, um zu rasten. Als man aber daran ging, die Leiche abzuladen und in der Drau zu bestatten, zogen sie wieder an und schritten am nördlichen Drauufer entlang zum St. Leonhardkirchlein im heutigen Dorfe Möllbrücke. Hier hielten sie wieder kurze Zeit Rast, zogen dann auf der heutigen Reichsstraße und gelangten endlich zur Möll. Zum Schrecken der Leute, die hinter dem Wagen einhergingen, blieben sie aber am Ufer nicht stehen, sondern schritten mitten durch den Fluß, daß es schien, als ob der Wagen mit dem Sarge von den Wogen fortgespült würde. Doch gelangte das Gespann wohlbehalten mitten durch den Fluß ans andere Ufer; ohne zu verweilen zogen die Ochsen dann das Gefährte bis zur Kirche von Pusarnitz, die schon damals bestanden haben soll, als in Sachsenburg noch Heiden lebten. Hier waren sie nicht mehr von der Stelle zu bringen.

Nach einer anderen Fassung machten die Zugtiere auf der Möllbrücke zum dritten Male Halt, doch stand man hier von einer Versenkung der Leiche ab, da dies mit zu großen Kosten verbunden gewesen wäre, und wartete, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte.

Auf dem Friedhof, der die Kirche umgab, wurde der Leichnam des heiligen Mannes abgeladen und neben dem Karner in geweihter Erde, doch außerhalb der Kirche, begraben. Aber an dieser Stelle fand der Verstorbene keine Ruhe. In der Niklai regnete es ununterbrochen, und die Ernte mißriet. Deshalb beschlossen die Bauern, ihren Ahnherrn wieder auszugraben und in eine vornehmere Grabstelle zu legen. Allein es hieß, man bedürfe dazu goldener Hauen und Spaten, sonst könne man ihn nicht aus dem Grabe heben. Das Geld für so kostbare Geräte konnten sie bei aller Hingebung an die Sache nicht aufbringen, und so liegt er noch heute, wo er ursprünglich bestattet wurde. Dagegen baute man auf der Nordwestseite an die Kirche eine Kapelle an, die nach allgemeinem Glauben jetzt sein Grab überdeckt, und errichtete ihm darin ein Denkmal, das noch heute vorhanden ist. In dieser halbrunden Mauernische steht eine einfache hölzerne Zorge (offener Sarg) und darin ruht, auf Fichtennadeln gebettet, die überlebensgroße hölzerne Statue des heiligen Mannes. Er

trägt ein kuttenförmiges Gewand, das bis zu den Füßen reicht, der Leib ist mit einem Strick umgürtet, den Kopf bedeckt eine barettartige hohe Kappe, die Füße stecken in langen Schnabelschuhen, die Hände sind gefaltet. Ein langer schwarzer Bart umrahmt das Antlitz, worauf der heilige Ernst des Todes trefflich ausgeprägt ist.

Bis vor kurzem sorgten die Niklaier Bauern für die Erhaltung des Grabes und ließen Tag und Nacht eine Öllampe in der Nische brennen. Einzelne Besucher aus der Niklai spendeten Opferkerzen. Der Mann galt als Patron des guten Erntewetters, und seine vermeintlichen Nachkommen hielten an der Meinung fest, daß mit der Verwahrlosung dieser Stätte die Ernten verhagelt würden. Auch ein sonderbarer Brauch wurde an der Statue ausgeübt. Wenn im Hochsommer zur Zeit der Getreidereife anhaltende Dürre eintrat und die Feldfrucht zu verderben drohte, zogen die Niklaier in Prozession nach Pusarnitz, ließen eine Messe lesen und die Statue durch ein unschuldiges Mädchen mit einem befeuchteten weißen Tuche waschen, auch besprengten sie das Bild zu demselben Zwecke mit Weihwasser. Dann trat in der Niklai wieder Regenwetter ein.

Der entgegengesetzte Vorgang fand statt, wenn der Getreideschnitt durch anhaltenden Regen vereitelt wurde. In diesem Falle rieben sie, um heiteres Wetter zu erlangen, die Statue mit einem trockenen Tuche ab. Seit ungefähr sechs Jahren hat dieser Brauch aufgehört. Im Jahre 1846 machte der Pfarrer Peter Pichler eine Eintragung im liber memorabilium der Pfarre Pusarnitz, worin er die Sage, wie sie in der Niklai, auf dem Lurnfelde und einigen angrenzenden Orten landläufig ist, wiedergibt.

469 Eine Klostersage von St. Georgen am Längsee.

Als zu St. Georgen das Kloster gegründet wurde, kamen von nah und fern verarmte adelige Fräulein, welche sich dem stillen, einsamen Klosterleben widmen wollten. Manche von ihnen wurde freilich von ihren Angehörigen zum Eintritt gezwungen. Eine von diesen hieß Gertrud. Sie war die Schwester des damaligen Schenken von Osterwitz. Ihr Bruder hatte ihr das Erbteil weggenommen und sie gezwungen, in das Kloster einzutreten. Hier lebte sie nun einige Jahre in stiller Zurückgezogenheit. Während dieser Zeit aber erwachte in ihr die Sehnsucht nach Freiheit. Frei wollte sie werden und wieder ein ungebundenes Leben führen, wie es einst zu Osterwitz war. Aber zwischen dem Klosterleben und der Freiheit war ein großes Hindernis. Gertrud hatte nämlich keinen Vermittler, der ihr zur Freiheit verhelfen konnte. Wie sie auch herumspähte und herumging, nirgends konnte sie jemanden erblicken, der ihr beigestanden wäre. Sie beschloß daher, ohne Führer und ohne Hilfe die Flucht zu ergreifen. Es war am Vorabend des Karfreitags. Die Nacht war finster und kalt, und ein rauher Wind wehte vom See herauf. Es war eine für die Flucht geeignete Nacht. Gertrud hatte vom Pförtner Männerkleider erhalten und verkleidete sich. Um Mitternacht ging sie auf den Dachboden und ließ sich mittels einer Strickleiter in den Park hinab. Dann stieg sie über die Parkmauer. Aber sie kannte sich nun in der Gegend nicht aus und mußte den

nahenden Morgen erwarten. Mittlerweile war die Oberin Nachschau halten gegangen und entdeckte, daß die Zelle Gertruds leer war. Schleunig wurden die Dienstleute geweckt und überall nachgesehen, aber alles vergebens; Gertrud war und blieb verschwunden. Nach etwa fünfzig Jahren kam einst ein altes Mütterchen vor das Tor und bat um Einlaß. Als man von ihm Näheres erfahren wollte, entgegnete es, nur der Oberin sein Geheimnis enthüllen zu wollen. Die Alte wurde vor die Oberin geführt, und hier bekannte sie auch, daß sie die vor vielen Jahren entsprungene Nonne sei. Auch sagte sie, daß sie die ganze Zeit über in der benachbarten Höhle gehaust habe. Sie lebte nun noch einige Jahre im Kloster. Als sie starb, wurde sie in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt. Noch jetzt soll man in einem Pfeiler der Kirche die Büste der Nonne sehen, nur weiß man nicht, welches ihr Bild ist, da sich solche in mehreren Pfeilern befinden.

470. Die Gründung des Klosters Viktring.

Graf Bernhard von Sponheim und seine Gemahlin hatten, als ihr einziger Sohn Bruno Mönch zu St. Paul geworden war, an dessen Stelle ihren Neffen Heinrich als Sohn und Erben angenommen. Doch auch jetzt fanden sie ihre Hoffnungen und Wünsche nicht erfüllt; denn Heinrich warf gleichfalls in schönster Jugendblüte das Irdische hinter sich, indem er sich dem Dienste der Kirche zu widmen gedachte. Zunächst wollte er sich an der Pariser Hochschule einen reichen Wissensschatz erwerben.

Am französischen Hofe fand der schöne, mit allen ritterlichen Tugenden ausgezeichnete Jüngling freundliche Aufnahme bei König Ludwig VI. und seiner Gemahlin Adelaide und überrascht musterte die Ritterschaft des Hofes seine glänzende Erscheinung. Aber der Friede in des frommen Heinrichs Brust war plötzlich dahin, als er Konstanzen, die sechzehnjährige Königstochter, erblickte. Eben rüstete der Hof zu einem großen Feste, und die Prinzessin nannte, als sie der Turnierordnung gemäß ihren Ritter wählen sollte, mit zitternder Stimme den Grafen Heinrich von Sponheim, indem sie um ihn mit bebender Hand die selbstgewebte, weiß und blau schimmernde Schärpe schlang.

Neid und Hochmut hatten sich jedoch den zarten, sittigen Deutschen zum Opfer der Kampfspiele erkoren; er aber forderte nicht heraus und harrte ruhig seiner Reihe. In die Schranken gerufen, offenbarte er seine ritterlichen Künste. Einen riesigen Normannen warf er in den Sand, und dessen Fall entmutigte alle, die den Kampf mit Heinrich aufzunehmen hatten. Der erste Preis ward ihm so zuteil: Des Königs Bildnis zwischen flimmerndem Edelgestein, an goldener Kette. Tanz und Bankett folgten dem Turnier. Während der lärmenden Freude ertönen urplötzlich Rufe des Schreckens und Jammers; in der Nähe der Burg hatte eine Feuersbrunst mehrere Häuser ergriffen. Da das feste königliche Schloß die verheerende Flamme nicht zu fürchten hatte, dachten die Ritter und Edelherren keineswegs daran, sich die Festfreude stören zu lassen; nur Heinrich, einem bittenden Blicke Konstanzens folgend, eilte zur Unglücksstätte, wo seine

sicheren und klugen Anordnungen dem wilden Elemente bald Schranken setzten. Mit freigebiger Hand hatte er seine ganze Münze bereits den arg geschädigten Leuten geschenkt, und schon wollte er zurückeilen in den fröhlichen Taumel des Hoffestes, als Hilferufe an sein Ohr gellten. Er dringt in die Tiefe eines rauchenden Gewölbes vor, wo drei Kinder mit ihrer Mutter dem Tode nahe sind. Bald hat er sie alle gerettet, und um sie, die durch des Feuers Wut alles verloren, der nächsten Sorgen zu entheben, wirft er der unglücklichen Frau jene goldene Kette in den Schoß, die er als Turnierpreis gewonnen.

Der Ruhm seines Rettungswerkes trug ihm neue Bewunderung ein, vermehrte aber auch den Neid und die Scheelsucht der Höflinge. Im Parke traf er die Prinzessin und zitterte nun bei der Erinnerung, daß er den köstlichen Kampfpreis, von Mitleid überwallt, an hilflose Arme vergeben. Das Bekenntnis dieser Schuld abzulegen, warf sich der Heldenjüngling zu Konstanzens Füßen nieder. Lächelnd verzieh sie und reichte ihm zum Ersatze ein Kleinod, mit dem sie sich selbst geschmückt, ein Kreuz, gefaßt in Gold und Diamanten. In diesem Augenblicke erscholl keckes Hohngelächter. Die Neider des Sponheimers waren ihm in den Garten gefolgt und berichteten nun allerorts in entstellter, frecher Weise, daß er unlauteren Umgang mit der Prinzessin gepflogen. Fruchtlos war jede Beteuerung seiner Unschuld. Heinrich der Sponheimer, so lautete das Urteil eines Pairsgerichtes, müsse waffenlos mit einem Löwen kämpfen; unterliege er, so sei die Schmach des königlichen Blutes gebüßt; siege er, so werde seine Unschuld erwiesen sein.

Unverzagt sah der Jüngling dem Kampfe entgegen, den man für den dritten Tag anberaumt hatte, und in seinen nächtlichen Träumen erschien ihm die Himmelskönigin, schützend breitete sie um ihn ihren Mantel. Ruhig betrat er zur festgesetzten Stunde den Zwinger, und alsbald stürzte der hungrige Leu wild brüllend und die lange Mähne schüttelnd auf den Gegner. Heinrich aber drückte das Kreuz an den Mund, faßte dann des Tieres greuliche Pranken und warf es zu Boden. Voll Schrecken wand sich der Löwe zu des Ritters Füßen und folgte ihm hierauf winselnd zur Höhle, die Heinrich sodann mit dem Gitter schloß. Tausendstimmiger Jubel ertönte, als der Jüngling so der drohenden Gefahr entronnen war. Im Triumphzuge geleitete man ihn in den Prunksaal. Hier führte ihm das Königspaar die glückliche Konstanze zu; aber wie der Erde entrückt erklärte er, fürderhin nur der Himmelskönigin zu dienen, und am nächsten Tage trug er schon die Gewandung der Zisterzienser von Morimond. Bald war er Abt des Stiftes von Villars.

In dem Wunsche, auf ihren reichen Besitzungen ein Kloster zu gründen, wandten sich Graf Bernhard von Sponheim und seine Gemahlin Kunigunde an ihren Neffen Heinrich, der als Abt dem Kloster Villars in Lothringen vorstand, mit der Bitte, ihnen einige Mönche zu senden. So kamen im Jahre 1142 mehrere durch ihre Geburt wie durch verschiedene Kunstfertigkeiten ausgezeichnete Zisterzienserbrüder nach Kärnten. Graf Bernhard wies ihnen den Platz zu, wo ihnen eine Heimstätte erbaut werden sollte, beschenkte sie mit vielen Gütern und nannte das neue Kloster S. Maria

de victoria, das Siegeskloster, Viktring, in Erinnerung an jenen glücklichen Kampf, den sein Neffe Heinrich am französischen Hofe mit einem Löwen bestanden hatte.

471. Der stumme Büßer zu Ossiach.

Ungefähr im Jahre 1082 kam Boleslaus, König von Polen, nach Ossiach und starb, nachdem er hier acht Jahre Buße getan hatte, im Jahre 1090 unter der Regierung des Abtes Teucho. Nach glänzenden Siegen, welche er über die Russen, Böhmen und Ungarn erfochten und wodurch er die Grenzen Polens erweitert und befestigt hatte, brachte ihn menschliche Gebrechlichkeit und sein Glaube an die Beständigkeit des Glückes zu Fall. Nach Polen zurückgekehrt, bestrafte er die Truppen, welche vorzeitig heimgekehrt waren, mit empörender Grausamkeit, trieb neue, unerschwingliche Steuern ein und machte sich dadurch bei allen Untertanen verhaßt. Da ihm der wackere Bischof von Krakau, Stanislaus, hierüber freimütige Vorwürfe machte und ihn endlich sogar in den Bann tat, schwor Boleslaus ihm Rache und tötete ihn mit eigener Hand in der Kirche des heiligen Michael zu Krakau vor dem Altar, da er eben die Messe las. Dies geschah am 8. Mai 1077.

Der Mord an diesem frommen und beliebten Mann empörte die Nation noch mehr, und da der König nun auch vom Papste Gregor VII. in den Bann getan wurde, so verschworen sich die Vornehmsten des Reiches gegen ihn und bewogen ihn dadurch zur Flucht aus seinem Lande. Er floh nach Ungarn zum König Ladislaus. Allein unbekannte Gründe, vielleicht die fortgesetzte Verfolgung des Papstes, vielleicht die strafende Stimme seines Gewissens bewogen ihn, Ungarn heimlich zu verlassen und irgendwo in der Welt eine Verborgenheit aufzusuchen, wo er seine Sünden abbüßen, sich mit seinem Gewissen aussöhnen und einen ruhigen Tod finden könne. Die Sage berichtet, ebenderselbe Papst habe ihm die Buße auferlegt, soweit zu gehen, bis er an einen Fluß komme, in dem das Wasser aufwärts fließe. Nach Menschengedenken schien dem Papste solches unmöglich. Nach langer Wanderung kam Boleslaus an den Seebach bei Villach. Beim Anblicke dieses Flüßchens schlug das Herz des unglücklichen Königs vor Freude höher; es floß „aufwärts" und kündete ihm somit die Erlösung vom Banne. (In Kärnten bezeichnet man nämlich jede Richtung im entgegengesetzten Sinne der Draußströmung als aufwärts.) Dieses Flüßchen kommt aus dem Ossiachersee, an dessen Südufer das gleichnamige Stift liegt. Hier fand er, was er suchte.

Der Mann, welchem vormals ein großes Reich nicht genügt hatte, brachte hier acht Jahre zu, unerkannt und stumm; er stellte sich, als wäre er sprachlos und verrichtete die geringsten Küchendienste und Tagwerksarbeiten. Seine Demut in diesem neuen Stande, seine ausharrende Geduld, seine Unterwürfigkeit gegen die Befehle seiner Vorgesetzten, die unerschütterliche Festigkeit in seiner angenommenen Stummheit, alles Lautwerden der Gefühle zu erdrücken, sind unzweideutige Beweise eines Mannes, der seiner selbst durch harte Prüfung wieder mächtig geworden.

In seinem besten Alter warf ihn nun eine Krankheit aufs Bett und bald fühlte er, daß sein letzter Augenblick herannahe. Diese Gewißheit löste seine Zunge. Er bat um einen Beichtvater, und als dieser erschien und über den plötzlich sprechenden Stummen in Erstaunen geriet, bekannte Boleslaus, wer er gewesen, warum er hierher gekommen und welche Verbrechen er begangen hatte. Er empfing den Leib des Herrn und übergab den königlichen Siegelring mit geheimen Briefen zur Bestätigung seiner Angaben dem Abte des Klosters und schloß seine Augen für immer unter dem Gebete der Klosterbrüder, welche sich um sein Krankenlager gesammelt hatten. Der Körper des Verstorbenen wurde auf geziemende Weise in der Kirche begraben, und man sieht noch heute von außen auf der Nordwestmauer der Kirche seinen Grabstein, auf welchem ein gesatteltes Pferd mit der Umschrift steht: Boleslaus, Rex Poloniae, Occisor Sancti Stanislai, Episcopi Cracoviensis. Über diesem Stein ist ein Bild, ein altes Gemälde, zu sehen; es enthält in seiner Mitte den Boleslaus bewaffnet, ringsherum am Rande aber in kleinen Bildern Züge aus der Geschichte seines Lebens und Todes.

Als man im Jahre 1839 das Grab, welches seine Überreste enthalten sollte, öffnete, fanden sich darin Gebeine, eiserne Nägel und eine Metallschließe, welche wohl einst das Pilgergewand des königlichen Büßers geschlossen hatte.

Zum Andenken an den stummen Büßer, so nannte man den König, ernährte das Kloster immer mehrere Taubstumme, bis zwölf, die zu den verschiedenen Geschäften verwendet wurden. Durch die Zeichensprache, mit welcher sich einige Konventmitglieder befaßten, teilten sie ihnen einen gewissen Grad von Bildung mit.

Eine große Anzahl Polen besuchten auf ihren Reisen nach Italien und zurück das Stift Ossiach von Zeit zu Zeit, um die Grabstätte ihres vormaligen Königs zu sehen und zu verehren. Ein edler Pole benützte die Unaufmerksamkeit des Führers und Vorweisers der Seltenheiten dazu, den Ring zu entwenden. Dieser soll nachmals in der königlich polnischen Schatzkammer aufbewahrt worden sein.

472. Von der seligen Hemma.

1. Wie Hemma nach Maria Elend wallfahrte.

Als sich Gräfin Hemma, die fromme Herrin von Friesach und Zeltschach, Mutter fühlte, unternahm sie eine Wallfahrt zu dem Muttergottesbilde in Maria Elend. Der Name dieses Ortes stammt einer alten Sage zufolge daher, daß zur Zeit der Christenverfolgung in Kärnten die Boten des neuen Glaubens von den Römern in die zerklüfteten Felsengebirge dieser Gegend, „ins Elend" verwiesen worden sind, oder entstand, weil sie in den dortigen Schluchten und Höhlen Schutz vor ihren Verfolgern suchten und fanden. Des Nachts, wenn diese Opfer ihrer Überzeugung keinen Überfall befürchteten, verließen sie ihre Schlupfwinkel und bauten, Männer, Frauen und Kinder, bei dem matten Lichte des Mondes auf einem hohen Berge der Gottesmutter eine Kapelle und schnitzten für diese ein Marien-

bild. Kapelle und Bild wurden mit der Zeit ein Gegenstand der Verehrung für die Gläubigen, die, kein Hindernis scheuend, über rauhe Felsenpfade zum Gnadenorte emporstiegen.

Dahin wallte nun auch frohen Herzens die fromme Gräfin, nachdem sie Schmuck und kostbare Gewänder abgelegt und sich in schlichte Kleider gehüllt hatte. Geduldig trug die Pilgerin alle Beschwerden der Wanderung. Spitze Steine und versteckt lauernde Disteln rissen ihr bald die zarten Füße wund, blutige Fußstapfen bildeten die Zeichen ihrer Wanderung. Frau Hemma aber gedachte ihres Gnadenbildes und lächelte verklärt. Hatte sie Durst, so schöpfte sie mit ihrer hohlen Hand das Silberwasser der Quellen; hatte sie Hunger, so pflückte sie Beeren; vermochte sie bei Anbruch der Nacht weit und breit keine Hütte zu entdecken, so legte sie ihr Haupt auf einen Stein und sah sich im Traume bereits kniend vor dem Muttergottesbilde.

Glücklich gelangte sie an den Fuß des Berges, auf dessen Höhe die Kapelle stand; aber hier erkannte sie bald, daß es ihr unmöglich sei, den steilen Felsen zu erklimmen. Auf ihren Knien flehte sie zu der Gnadenmutter, ihr den lange ersehnten Wunsch zu erfüllen, vor dem Bilde der Himmelskönigin beten zu dürfen. Dann schlummerte sie ein, und ein Glanz, der nicht von dieser Welt stammen konnte, ergoß sich um ihr Haupt. Sie sah im Traume, wie Engel die Kapelle hoben und talwärts trugen. Voll Dankbarkeit erhob sie ihre Hände gen Himmel und erwachte ob dieser Bewegung. Ihr Traum war zur Wahrheit geworden: die Kapelle stand im Tale, und Frau Hemma kniete vor dem Gnadenbilde. Unsäglich beglückt gelobte sie Marien, das ganze Vermögen daran zu wenden, um ihr für die namenlose Huld eine große, schöne Kapelle nahe bei Friesach zu erbauen.

Indes die fromme Hemma ihrer Andacht pflog, schlich sich der Satan, neidisch und erzürnt über die große Gunst, welche der Gräfin erwiesen ward, herbei, um ihre Seele dem Guten abwendig zu machen. Da verließ die geschnitzte Maria, ohne daß Hemma etwas merkte, ihren Platz, ergriff ein Bildnis ihres gekreuzigten Sohnes, und sofort ergriff der Teufel die Flucht. Er stieg den Berg empor, und mit jedem Schritte wuchs seine Gestalt. Zornig darüber, daß durch das Wunder die Wallfahrt zu dem Gnadenbilde noch mehr in Aufschwung kommen und vielen zum Heile dienen werde, suchte er die Kapelle zu zerstören. Ungeheure Blöcke riß er von den Felsen und schleuderte sie in grimmiger Wut gegen das Kirchlein. Aber die heilige Jungfrau hielt dem Tobenden das Kruzifix vor Augen, das er nicht gerade anzusehen vermag. Schief wurde sein Blick, kein Stein berührte die Kapelle, denn mit schielendem Auge traf er sie nicht. Seitwärts fielen alle Felsstücke, die mit donnerndem Getöse ins Tal rollten; dort liegen sie noch heute und bedecken die Gegend ringsum. Knurrend, in ohnmächtiger Wut verließ der Gehörnte die ihm unheimliche Stätte.

2. Gründung des Gurker Domes.

Mit jubelndem Herzen kehrte Hemma zu ihrem Stammsitze zurück und ging bald daran, ihr Gelübde zu lösen. Unschlüssig, wo sie die neue Kirche bauen solle, überließ sie einem Gottesurteile die Entscheidung. Zwei Ochsen

spannte sie vor einen Wagen und ließ sie ohne Lenker frei ausgehen mit dem Vorsatze, den Platz, wo die Tiere stehen bleiben würden, als den der Himmelskönigin genehmen zu erkennen. Das Ochsenpaar lief nun von Friesach bis an die Stelle, wo die Metnitz sich in die Gurk ergießt; von hier eilte es das Gurktal aufwärts noch etwa zwei Stunden weit; dann stand es plötzlich still.

An dieser Stelle sollte sich das neue Gotteshaus erheben. Die Gräfin überwachte und leitete den Bau in eigener Person, der freilich unter ihr nicht vollendet ward. Aber allmählich entstand in dem stillen Seitentale, dessen Natur selbst bescheiden und anspruchslos ist, der Dom, der zu den herrlichsten alten Monumentalbauten Kärntens gehört. Neben dem bescheidenen Markte Gurk macht der bewunderungswürdige Bau den Eindruck einer stolzen alten Eiche, die weit und breit nur von Zwergholz und Gesträuch umgeben ist. Man bezeichnet in der Gruft des Domes den Marienaltar als die Stelle, von welcher die Rinder selbst durch Schläge nicht mehr von der Stelle zu bringen waren. Dort sieht man auch noch ihren Sitz, einen ausgehöhlten Serpentinstein, wo sie Platz nahm, um die Arbeitsleute zu beteilen. Die Sage erzählt, daß sie hier jedem, der mit seinem Lohne unzufrieden war, die volle Börse vorhielt. Und sieh! es bekam jeder, wenn er auch noch so gierig zugriff, nur das, was er verdiente. Das Volk glaubt, daß fromme Wünsche, um deren Erhörung man auf jenem Steine sitzend bittet, gewiß in Erfüllung gehen. Vor der Kirche zeigt man den Wunderstein, der weich wie Wachs geworden, als die gottselige Hemma darauf sitzend die Muttergottesstatue ergriff und mit Inbrunst in ihre Arme schloß.

3. Der Tod der Söhne.

Bald nach dem Jahre 990, ungefähr im zwanzigsten Jahre ihres Lebens, hatte Gräfin Hemma von Gurktal dem Grafen Wilhelm von Friesach und Zeltschach die Hand gereicht. Mächtig und reich lebte dieser mehrere Jahre glücklich mit seiner frommen Gattin und zwei Söhne, Wilhelm und Hartwig, entsprossen dieser Ehe. Ihre vorzüglichsten Schätze hoben sie aus den nachbarlichen Bergwerken von Zeltschach, wo Hunderte von Knappen auf Silber bauten. Die Söhne des Berges überließen sich, wenn sie ihren finsteren Schächten entstiegen waren, der wildesten Schwelgerei; da galt ihnen nichts heilig, auch nicht die Bande der Ehe. Einen solchen Ehebrecher ließen die beiden Brüder, während die Eltern auf ihren Besitzungen in Krain weilten, einfangen und mit dem Schwerte hinrichten. Mit diesem Todesurteil hatten die Brüder auch das ihre geschrieben. Heimlich kochte die Rachsucht in den Gruben der Berge, und bald ereilte sie die Ahnungslosen. Nicht lange, und eines Tages wurden sie im finsteren Schachte von den erbitterten Bergleuten mit Keulen erschlagen und statt der blinkenden Erze rollten die blutigen Leichname die Halde herab.

Bald hatte die Kunde von der furchtbaren Tat Wilhelm den Vater erreicht, er kam mit dem Schwerte der Vergeltung und sammelte unterwegs alle seine Edlen und Lehenspflichtigen. Es gab kein Urteil, weil man die Täter nicht kannte, nur eine Vertilgung der ganzen Rotte. Auf

dem Marktplatze von Friesach floß das Blut der gefangenen Knappen, und hinan bis zu den Bergzinnen loderte die Brandfackel, hörte man nur Wehklagen und Geheul. Auch Hemma kam; aber sie konnte nur weinen, bitten und beschwören, bis die Hand des Rächers ruhte.

4. Hemmas Traum.

Ein Bote brachte der unglücklichen Mutter die Schreckenskunde und erstattete Bericht über das furchtbare Rachewerk, welches der Graf vollbracht. Schmerz und Zorn stritten im Herzen der schwergeprüften Frau; noch war sie keines klaren Empfindens mächtig, nur hin zu dem Gatten und den Leichen der Söhne drängte es sie. In tiefes Sinnen versunken ritt Hemma, von einem Häuflein Diener geleitet, des Weges dahin. Schon hatten die Reisenden den Loibl überschritten und waren zu Tode erschöpft, nur die beraubte Mutter fühlte nicht Ermüdung noch Hunger. Da nahte sich der Sinnenden ein alter Diener und bat sie, sich und dem Gefolge eine kurze Rast zu vergönnen. Hemma willigte ein und ließ sich selbst an einem einsamen Felsen an der Drau nieder. Hier wurde die edle Frau vom Schlummer überwältigt und sah im Traume die Schmerzensmutter; diese erinnerte sie mit sanften Worten an die Kürze des Lebens, an die Vergänglichkeit aller irdischen Freude und mahnte Hemma, den Feinden, die ihr Teuerstes gemordet, zu vergeben. Dann erschienen der trauernden Mutter die herrlichen Söhne, winkten freundlich und verschwanden. Die Schläferin erwachte; Zorn und Rache waren aus ihrem Herzen gewichen, nur der Schmerz um die Verlorenen war zurückgeblieben, doch auch dieser sanfter und verklärter. Hemma verließ diese Stätte nicht, ohne dort ein Kreuz errichten zu lassen zum Gedächtnis jener Stunde.

Als sie zu ihrem Gatten kam, bat sie um Verzeihung und Milde; mit tiefem Kummer sah sie die furchtbare Verwüstung, welche dessen Rache bereits angerichtet hatte. Es gelang ihr, dem Rachewerk Einhalt zu tun; Graf Wilhelm, ganz zerrissen von dem Anblicke des furchtbaren Wehs, das er verschuldet, und kinderlos geworden, beschloß nun Buße zu tun.

5. Der Hemma-Ofen.

Hoch oben im Glödnitztal, oberhalb der Stiertratte, gelangt man zu einem schauerlichen Kalkfelsen, der Hemma-Ofen genannt. Die Sage macht ihn zum Lieblingssitze der Stifterin von Gurk. In der Höhlung dieses Felsens habe sie gesessen und ihren Bergknappen, welche im gegenüberliegenden Kuster arbeiteten, sowie den bei der nahen Salzpfanne beschäftigten Leuten zugesehen. Nach der Ermordung ihrer Söhne habe sie ihren Vermählungsring in den unterhalb gelegenen kleinen Teich geworfen, mit den Worten: „Bis dieser Ring nicht wieder gefunden wird, sollen die Silberadern des Kuster unsichtbar werden und die Salzquelle versiegen!“ So seien die dortigen Silberbergwerke und die Salzquelle eingegangen. Die vielen Schächte im Kuster sind noch heute zu sehen, den Ort der Salzquelle zeigt zwar der Sage nach das im „träufenden Ofen“ eingehauene Kreuz, die Quelle selbst aber hat noch keiner gefunden.

6. Gründung der Kirche in Gräbern.

Durch die grauenhafte Ermordung seiner Söhne in Wut gebracht, zog Wilhelm, der Gatte Hemmas, gegen die aufrührerischen Knappen zu Felde und richtete unter ihnen ein schreckliches Blutbad an, wobei mehrere hundert den zweifachen Totschlag mit dem Leben büßen mußten. Kaum war die Rache abgekühlt, so regte sich vorwurfsvoll sein Gewissen. Um nun dem geängstigten Gemüte die verlorene Ruhe wieder zu gewinnen und seine grausame Rachetat abzubüßen, beschloß er eine Reise nach Rom anzutreten und machte sich alsbald auf den Weg.

Schon zog er, in Pilgerkleider gehüllt, über die Saualpe wieder der Heimat zu, als ihn in der Scheune eines Bauers, eine und eine halbe Stunde von der jetzigen Kirche entfernt, infolge der Anstrengung von der langen Reise der Tod ereilte. Die Sage nennt auch das Bauernhaus, wo das geschah, es heißt jetzt beim Lenz in der Auen.

Schrecken und heilige Ehrfurcht ergriffen den Landmann, als er morgens an seine Arbeit ging und in der Scheune den Leichnam eines Pilgers fand. Da ihn niemand kannte, beschlossen die Leute, ihn auf einen strohbedeckten Wagen zu legen. Man spannte zwei ungelernte Stiere vor und überließ die Leitung des Gespanns dem Allmächtigen, in der Absicht, ihn dort zu begraben, wo die Ochsen mit dem Leichnam das drittemal stehen bleiben würden. Inmitten von Dornen und Disteln, wo heute das Gotteshaus steht, machte der Wagen zum drittenmal Halt, und dieser Platz wurde zur Gräbstätte Wilhelms bestimmt. Kirche und Gegend erhielten davon den Namen Gräbern. Sowie sich diese Geschichte weiter verbreitete, kamen immer mehr Wallfahrer zum Grabe Wilhelms, und bald knüpfte sich an dieses infolge geschehener Wunder der Ruf der Heiligkeit. Durch fromme Spenden der Gläubigen soll schon im 12. Jahrhundert eine Kirche erbaut worden sein, von der aber nur wenige Spuren mehr vorhanden sind, bis späterhin zur dankbaren Erinnerung die jetzt bestehende Kirche aus dem Schutte der alten hervorging. Selbst der Weg von der Todesstätte bis zu seinem Grabe ist durch zwei gemauerte Kreuze bezeichnet, und zwar an den Orten, wo die Stiere die beiden ersten Male ausruhten. Das eine Kreuz ist unfern der Scheune, das andere aber einige hundert Schritte von der Kirche entfernt.

In der Kirche befindet sich hinter dem Altar ein Loch, zu welchem die Bauern auf den Knien hinrutschen und Eisenstücke hineinlegen. Diese werden zuhause den Rindern um den Hals gehängt, damit sie immer gesund bleiben. Die Leute stecken auch ihre Köpfe in dieses Loch zum Schutze gegen Kopfweh. In der Kirche werden auch noch die alten schmiedeeisernen Nachbildungen von Haustieren geopfert.

7. Hemma und ihr Hofmeister.

Als Hemma, die Frau aus königlichem und herzoglichem Blute, in Trauer und Leid jene unersetzlichen Verluste gleichwohl überlebte, führte sie auf der von aller Welt geschiedenen Feste Purgstall in Steiermark ein stilles, weltabgeschiedenes Witwenleben. Die rechte Schönheit bleibt

ewig jung und weckt ewig neue Schmerzen. So zündete auch die sittsame Herrin und Witwe, in ihrer stillen Trauer dem Himmel angehörend, bei ihrem Burghälter und Schirmvogt, einem schönen und wilden Jüngling, bis zum Wahnwitz gesteigertes Verlangen. Er war so tief gesunken, daß er durch Gewalt nehmen zu können hoffte, was allein die Liebe zu geben vermag, und zwang so Hemma, auf heimliche Flucht zu sinnen.

Der hohen Frau blieb aber kein anderes Mittel zur Flucht als ein dürftiger Karren, mit zwei Rindern bespannt, die noch niemals ein Joch getragen, und sie floh, indem sie sich gänzlich dem ungelenkten Vieh überließ.

Wunderbar schnell sah sie die sonnigen Matten und Hügel des Admonttales hinter sich. Die Rinder hielten am ersten Abend jenseits des Dietmarsberges, in der Gegend des heutigen Schaunitzerhofes. Niemand hätte sie weiterzubringen vermocht. Dagegen machten sie sich zeitig am andern Morgen von selbst wieder auf, brachten die fromme Gräfin in ihre Burg Zeiring und machten dort wieder mit der nämlichen Hartnäckigkeit halt. Endlich blieben sie unbeweglich an der Stätte, wo jetzt der Mariendom zu Gurk steht.

Diesem Ereignisse zum Andenken hielten die Admontischen Salzführer, welche die jährlich nach Gurk abzuliefernde Salzgabe verführten, jene Standlager und Ruhepunkte der heiligen Hemma mit ihren Ochsenwagen getreulich ein.

Der Gräfin Hofmeister und Vogt trieb indessen seine wildflackernde Leidenschaft umher. Bald gebeugt, bald rasend, bald reuig, bald verstockt, riß er sämtliche Besitzungen und namentlich ihre Salzkoten zu Hall im Admonttale an sich, dann jagte es ihn wieder in die Irre, Hemma zu suchen; auf die höchsten Berge, in die tiefsten Schluchten, Höhlen und Wasserrisse. Sinnverwirrend trat ihm seine Schuld vor Augen, wie er in vermessenem Wahne, Hemmas Hand desto leichter zu gewinnen, die Empörung der Zeltschacher Knappen angezettelt und dadurch den Tod der Grafen Wilhelm und Hartwig, der letzten Sprossen ihres Stammes, verursacht hatte. Als er nach Purgstall zurückkehren wollte, versank das Schloß plötzlich vor seinen Augen.

Vor fünf Jahrhunderten zeigten die Hirten und Köhler noch den Abgrund voll Schlammes, trüber Gewässer und traurig flüsternden Schilfes, in welchem Purgstall versunken und aus welchem damals noch die Zinnen eines starken Turmes hervorragten.

Die mündlichen Überlieferungen über das Ende des verbrecherischen Burgvogtes sind verschieden. Nach einigen warf ihn die Verzweiflung in eben den moorigen Abgrund, in welchem das Schloß Purgstall versunken. Nach anderen erflehte ihm Hemmas Fürbitte eine Zeit der Erkenntnis, der Reue, der Buße und Gnade und an ferner Stätte einen ruhigen Tod.

8. Der Ring im Hemmateiche.

Hinter dem Propsthofe in Gurk befindet sich in nordwestlicher Richtung vom Dome ein kleiner, runder Teich, der allgemein unter dem Namen „Hemmateich" bekannt ist. Zu diesem soll die selige Gräfin Hemma vom

Schlosse Gurkhofen aus (welches nach Megiser am Antonibichl gelegen haben soll) gerne einen Spaziergang gemacht und dort verweilt haben. Als die Trauerkunde vom Morde ihrer beiden Söhne durch die Bergknappen in Friesach in Gurkhofen eintraf, soll sie soeben beim Teiche gewesen sein. Tief ergriff sie die Botschaft, und der Schmerz löste sich in Tränen auf. Die Edelfrauen, die mittlerweile erschienen waren, trösteten sie, doch vergebens, der Verlust der Söhne war ja unersetzlich.

Wie jetzt alle die betrübte Mutter umstanden, zog sie in tiefem Leide einen Ring vom Finger und sprach die Worte: „Das Silber in unseren Berggruben soll sich ob dieser Greueltat in Eisen verwandeln, und keine Erzader soll mehr gefunden werden, bis der Ring, den ich in diesen Teich werfe, von einem siebenjährigen Mäherknaben gefunden wird. An dessen Sensenspitze soll der Ring hängen bleiben, wenn einst der Teich ausgetrocknet und das Gras im alten Wasserbette abgemäht wird." In diesem Augenblicke verwandelte sich das Silber in den markgräflichen Gruben in schlechtes Eisenerz, der Ring aber liegt noch im Wassergrunde des Teiches und wurde bis heute nicht gefunden.

9. Hemmas letzte Lebensjahre.

Nach so vielen und tief verwundenden Schlägen des widrigen Geschickes, nunmehr gatten-, kinder- und erbelos, gedachte die gottergebene Hemma nicht mehr des Irdischen. Als fromme Witwe lebte sie einige Jahre zurückgezogen zu Gurkhofen in stiller, heiliger Einsamkeit und bezeichnete jeden Tag mit Wohltaten gegen Hilfsbedürftige und Unglückliche. Besonders wandte sie ihre Freigebigkeit den Kirchen zu, von denen sie viele ausbessern und verschönern, mehrere aber von Grund aus neu erbauen ließ, wie zu Pisweg, Hohenfeld, Grafendorf bei Friesach u. a.

Nicht nur das Beispiel ihrer Anverwandten, die in ihrer Nähe die Frauenklöster Göß und St. Georgen am Längsee gestiftet hatten, sondern vielmehr der fromme Geist der damaligen Zeit bestimmte sie, zwei Klöster bei dem herrlichen Dom in Gurk zu erbauen. Auf den Ruf der gottesfürchtigen Stifterin kam im August 1042 der salzburgische Erzbischof Balduin nach Gurk und brachte einige Klosterfrauen aus dem uralten Stifte auf dem Nonnberge zu Salzburg samt einer Äbtissin, namens Ida, ferner zwanzig Chorherren mit, um sie in die neuen Wohnstätten einzuführen. Am Feste der Himmelfahrt Marias nahm er in Anwesenheit unzähliger Volksscharen die heilige Handlung der Weihe vor. Die hochedle Hemma trat dann selbst, umgeben von 70 Jungfrauen des Landes, vor den Hochaltar, legte die Briefe ihrer ansehnlichen Spenden für den neuen Dom, die Klosterfrauen und Chorherren zu den Füßen der Himmelskönigin, der Patronin der Kirche, hin und opferte sich selbst, indem sie mit ihren Begleiterinnen von Balduin den geweihten Schleier nahm, in seine Hände die feierlichen Gelübde ablegte und aus einer überreichen Erbin und gräflichen Herrin eine demütige, unterworfene und gemeine Klosternonne wurde.

Zu der Stiftungsurkunde, welche Balduin ausstellte, und worin alle Güter aufgezählt sind, welche Hemma der neuen Kirche und ihren geistlichen Anwohnern schenkte, ließ sie in ihrem eigenen Namen die Bedingung

hinzufügen, daß von allen durch sie der Kirche von Gurk geschenkten eigenen Leuten der Erstgeborene der Familie das Recht haben solle, sich um ein halbes Talent und fünfzehn Denare von der Leibeigenschaft bei der Äbtissin loszukaufen.

Als Hemma im Frühlinge 1045 in eine schwere Krankheit fiel und bald aufgelöst zu werden wünschte, traf sie die letzten Anordnungen und ging am 29. Juni, am Feste der Apostel Petrus und Paulus, in ein besseres Leben über.

Im Jahre 1845 fand zum achten Male die Säkularfeier ihres Todestages statt, ein ebenso großes als erhebendes Fest der dankbaren Erinnerung im Angesichte von Tausenden, die zu Gurk im andächtigen Gefühle ihrer Verehrung versammelt waren.

Von dem Nachlasse Hemmas sind nur noch ein Ring und ein Halsgehänge übrig, beide von Rauchtopas, als Zeichen ihrer Witwentrauer, und in Gold gefaßt. Ihr Andenken jedoch ist geblieben und wird bleiben in den Herzen der Landleute Kärntens und Krains. Jährlich, besonders am vierten Sonntage nach Ostern und an Hemmas Sterbetage kommen aus Krain und den übrigen Gegenden, wo sie einst als Herrin gebot, Hunderte nach Gurk, um das Fest der Verehrung und Dankbarkeit an ihrer Grabstätte zu feiern.

10. Der Mantel der hl. Hemma.

Dort, wo der rauschende Wildbach von dem Südabhange der Gerlitzen herunter in den Ossiachersee stürzt, war vorzeiten eine Mühle; sie stand in der Nähe der heutigen Ortschaft St. Josef. Darin wohnte ein Müller mit seiner schönen Tochter. Ein Bäckergeselle hatte sich diese zur Liebsten erkoren; dem Müller war aber ein solcher Eidam nicht erwünscht, weshalb er seine Tochter auf ein benachbartes Grafenschloß als Magd gab. Durch ihren Fleiß erwarb sie sich hier bald die Gunst der Gräfin und durch ihre jungfräuliche Schönheit die Liebe des jungen Grafen. Aber die Köchin mißgönnte ihr ein solches Glück und verriet ihrer Herrin, daß sich der junge Graf in die arme Magd verliebt habe. Eines Tages ging der schmucke Edelmann im Garten spazieren. Da eilte ihm die heimtückische Köchin nach und sah, wie er eben die arme Müllerstochter, die am Wege jätete, an die Brust zog. Voll Übereifer überbrachte sie der Herrin die Kunde. Zornig eilte diese in den Park und schaffte das arme Mädchen mit harten Worten aus dem Hause. Die Müllerstochter konnte nicht anders, als ihr Bündel zu schnüren und das Schloß zu verlassen. Sie begab sich zum Seegestade und wandelte dort traurig hin und her. Mit Tränen in den Augen bat sie den lieben Gott, sie von der Erde zu nehmen.

Da raubte ihr ein plötzlicher Windstoß den Mantel und trug ihn in den See; so war sie schutz- und hilflos den Unbilden der Witterung preisgegeben; denn mittlerweile hatte sich ein heftiges Unwetter erhoben, ihr Haar flatterte im Sturmwinde. Schon glaubte das Mädchen vor Herzeleid zu vergehen, da kam über den See eine lichte Wolke herangeschwebt, und ehe das Mädchen wußte, was geschah, stand neben ihm eine Frau, welche in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllt war. Diesen reichte sie dem Mädchen mit den Worten: „Gehe in das Kloster nach Ossiach, zeige dort

den Mantel und sage, daß dich die Hemma geschickt hat." Ungläubig und zweifelnd nahm sie den Mantel an, aber es trieb sie, den Worten der Frau Folge zu leisten.

Je näher sie dem Kloster kam, desto rascher sank ihr der Mut, und sie getraute sich beim Anblicke der Fremden kaum ihre Lippen zu öffnen. Sie berichtete den Fragenden, daß sie von der hl. Hemma hergeschickt worden sei. Darüber wunderten sich alle, da sie wußten, daß die Heilige schon lange nicht mehr unter den Lebenden weilte. Sie hielten es daher für einen Fingerzeig von oben, daß das Mädchen unter dem Schutze Gottes stehe, und nahmen es auf; so wurde es den wilden Lebensstürmen entrissen.

Die Fischer sahen am Morgen den Mantel der Müllerstochter im See schwimmen und glaubten, daß das Mädchen in den Wellen den Tod gefunden habe. Als diese Kunde dem Müller zu Ohren kam, sank er entseelt vom Stuhle. Der Bäckergeselle, der auch davon erfuhr, gebärdete sich wie verzweifelt. Er höhlte einen Baumstamm aus und fuhr damit auf dem See umher, um seine Geliebte wiederzufinden. Ihm war kein langes Leben mehr beschert; in einer Sturmnacht wurde er samt dem Schifflein in den Grund gezogen.

Noch jetzt sieht man in Sturmnächten, so erzählt das Volk, ein Schiff auf dem See treiben. Die Leute sagen, es sei die Seele des unglücklichen Bäckergesellen, die keine Ruhe finden könne.

473. Der hl. Domitian und die Entstehung von Millstatt.

Am Hoch-Gosch, gegenüber von Millstatt, befinden sich die Überreste einer Burg. Hier soll einmal ein heidnischer Herzog gehaust haben. Er soll im 8. Jahrhundert von Osten eingewandert und slawischer Abkunft gewesen sein. Dieser Heide wurde nun auf eine ganz merkwürdige Weise zum Christentume bekehrt.

Zur damaligen Zeit ging der See von Millstatt bis nach Radenthein und bis zum Kalvarienberg reichte sein Wasserstand. Domitian, so hieß dieser Herzog, hatte einen Sohn. Der wollte nun einmal eine Fahrt auf dem See unternehmen. Da aber ein starker Wind wehte, rieten ihm die Eltern davon ab. Unfolgsam wie er war, ließ er sich jedoch von seinem Vorsatze nicht abbringen; in kurzer Zeit hatte er sich zur Reise vorbereitet und bestieg ein Schiff. Die Strafe ereilte ihn nur zu schnell. Es vergingen Tage, der Sohn kam nicht zurück. Eines Tages kam die Botschaft, das Schiff treibe menschenleer im See herum. Der bestürzte Vater, der den Sohn sehr lieb hatte, gelobte, wenn er den Leichnam finde, auf jener Stelle eine Kirche zu bauen. Dann ließ er den See in die Lieser leiten. Als nun das Wasser ein gutes Stück gesunken war, fand man den Ertrunkenen an der Lehne, wo heute Millstatt liegt. Der gute Vater hielt auch sein Gelöbnis und wurde Christ. Um den See standen damals eine Menge Götzenstatuen. Diese ließ er in den See werfen, den Ort aber, wo er die Kirche bauen ließ, nannte er Mille Statuae, das ist Tausend Statuen. Daraus entwickelte sich mit der Zeit der Ort Millstatt.

Anfang Februar wird Domitian zu Ehren eine Andacht abgehalten. Ein Pfarrer soll diese Andacht nicht gehalten haben. Zur Strafe sank die Kirche 1 m tief in die Erde, nur der Altar blieb an seinem Orte. Wenn man heute in die Kirche gelangen will, tritt man einige Stufen hinab, der Altar jedoch steht wieder etwas höher. Dieser Herzog wird noch heute als ein Heiliger verehrt, in einer eigens dafür erbauten Kirche befinden sich in einem Glassarge seine Gebeine. Er soll Herzog von Kärnten gewesen sein, die Geschichte erzählt jedoch nichts von ihm.

474. Der geduldige Kirchenpatron.

Südlich von Gmünd liegt auf einem waldigen Ausläufer des Tschirnocks das Dörfchen Platz mit einer zerfallenen Kirche, an deren Außenwand die Reste eines Christophorusbildes zu sehen sind. In dem großen Felde unter der Ortschaft, wo der steile Weg von Gmünd heraufkommt und sich die malerische Aussicht auf das alte Städtchen im grünen Talbecken öffnet, lag bis vor wenigen Jahren ein großer, flacher Stein, in dem zwei sehr große Fußstapfen deutlich abgedrückt waren. Der Volksmund erzählt darüber folgendes:

Es war in der Zeit, als fast alle Bewohner der Gegend protestantisch waren, an einem Tage, an dem alljährlich von Gmünd nach Platz eine Prozession zu gehen pflegte. Die bestimmte Stunde kam heran, jedoch keine Prozession nahte. Da erschien plötzlich der Platzer Kirchenpatron in voller Rüstung, eine Fahne in der Rechten, schritt zum Platzer Felde, wo man nach Gmünd sieht und stellte sich auf den flachen Stein am Wege. Geduldig wartete der Heilige, aber vergeblich. Die Prozession kam nicht, weil in Gmünd allesamt lutherisch geworden waren. Als die Sonne sank, verschwand der geduldige Kirchenpatron. Seine Schuhe waren jedoch tagsüber unter dem großen Gewichte der Rüstung und des Banners in den Stein ein wenig eingesunken und hatten so die beiden Abdrücke hinterlassen.

Das merkwürdige Felsstück ist leider von einem Platzer Bauern vor einigen Jahren zersprengt und zum Hausbau verwendet worden.

475. St. Christoph in Kärnten.

Besonders vom Ursulaberge kommen die slowenischen Bauern regelmäßig alljährlich oft zweimal auf den Christophberg, denn sie haben beim Heiligen gar viel am Kerbholz, thronte er doch in altersgrauen Zeiten in der Kirche am Ursulaberge und verhalf durch seine Fürbitte den Bauern zu reichem Erntesegen und zu großer Wohlhabenheit. Anstatt jedoch den Heiligen in Andacht und Gebet dafür dankbar zu verehren, verbrachten sie die ihm geweihten Tage mit Spiel und Tanz. Darüber ergrimmte St. Christoph. Er beschloß, die sündigen Menschen zu verlassen und begab sich auf die Wanderung. Müde und hungrig kam er zu einem Bauernhause auf dem heutigen Christophberge. Dort hatte soeben die Bäuerin einen großen Brotvorrat gebacken und die Laibe vom Ofen heraus vor die Haustüre zum Auskühlen gestellt. St. Christoph setzte sich auf die Hausbank, um

auszuruhen, und verzehrte alle mit Heißhunger. Die Bäuerin kam nach einer Weile, um nach ihren Broten zu sehen, und da sie keines mehr erblickte, fragte sie den fremden Wanderer, was damit geschehen sei. Der antwortete gar treuherzig, er habe einige Brosamen vor der Türe gefunden und dieselben verzehrt. Da das Land ihm hier gefiel und die Leute auf dem Berge fromm und mildtätig waren, ließ er sich da nieder und wird jetzt in der dortigen Kirche von den Gläubigen besucht und verehrt.

Wie ganz anders erging es denen unten im Lande, die der Heilige verlassen! Dem einen war das schönste Vieh gefallen, dem andern verzehrte eine Feuersbrunst Haus und Hof. Ein Jahr zerschlug der Hagel die üppigen Felder, im nächsten vermurten jäh angeschwollene Bäche die schönsten Äcker mit Steingerölle.

Da gelobte man eine Wallfahrt auf den Christophberg, um den tief beleidigten Heiligen wieder zu versöhnen. Und St. Christoph war nicht unerbittlich; das Getreide geriet nach der Wallfahrt wieder einmal nach langer Zeit recht gut. Deshalb beschloß man alljährlich eine Kirchfahrt nach St. Christoph, und darum opfert man heutzutage noch daselbst zu Laurentius frisch geernteten Roggen und nimmt sich dafür geweihten in die Heimat mit, um ihn unter das Saatkorn zu mengen.

Als einmal die Wallfahrten auf den Christophberg etwas nachließen, wollte der Heilige auch von da wieder wegziehen. Seine Statue stand eines Morgens am Kirchenfenster, wurde aber zum Glücke dort noch rechtzeitig bemerkt, auf den Altar zurückgebracht und durch vieles Bitten wieder zum Bleiben bewogen.

St. Christoph gilt hierzulande übrigens auch als Pestheiliger und wird gleich dem heiligen Sebastian als solcher verehrt.

Vor mehr als 50 Jahren wäre es dem armen Halter Hiasl von Mirnig ob Eberstein beinahe geglückt, in den Besitz eines großen Schatzes zu kommen. Er hatte den Heiligen durch ein recht kräftiges Christophgebet beschworen. St. Christoph erschien ihm im Traume und befahl ihm, sofort auf die gewohnte Weide zu gehen. Dort unter der großen „Kranabetstaude" (Wacholder) solle er eine Steinplatte aufheben und einen Schlüssel herausnehmen. Dieser passe nämlich zum großen eisernen Tore eines benachbarten Steinofens (Steinwand), in welchem hunderte von Fässern mit Wein und andere mit harten Talern vorhanden seien.

Ja, wenn er nur nicht wieder eingeschlafen wäre. Als kaum der Morgen graute, ging Hiasl zwar auf die Weide, hob mit Mühe die Steinplatte, fand aber statt des Schlüssels eine riesige Kröte, die ihn anglotzte und davonwatschelte. Nach einer kleiner Weile hörte er im Steinofen lautes Jammern und Wehklagen. Da grauste es ihn gar arg, und er war recht froh, daß es Tag geworden. Das häßliche Tier war ganz sicher eine arme verwunschene Seele, zu deren Erlösung er die rechte Zeit versäumt hatte.

Der Großvater des vorletzten Besitzers am Jandlhofe in Brückl hatte die Meierei auf Schloß Gillitzstein gepachtet. Er befand sich in dürftigen Verhältnissen und sann stets auf Mittel, seiner Not abzuhelfen. Arbeit und Sparen reichten nicht aus, um seinen Hof herbauen zu können, deshalb setzte er sich in den Kopf, der hl. Christoph müsse helfen.

Einst übernachtete er auf Gillitzstein, um am nächsten Morgen seinen um die Hornburg weidenden Rindern „Leck" (mit Salz vermischte Kleien) zu tragen. Da erzählte bei der Frühsuppe einer seiner Knechte, daß er im Traume unter einem Fenster der Hornburg den Eingang in den Burgkeller gesehen habe. Jandl hörte der Erzählung schweigend zu, packte Knödel und Salz in seinen Rucksack und schritt eilend den Hornberg hinan, fort und fort den hl. Christoph um Hilfe bittend.

In der Ruine fand er nach kurzem Suchen das Fenster und unter demselben eine Lage alter Bretter. Er räumte diese weg und siehe, vor ihm lag der Eingang in den Keller.

Jandl stieg mehrere zerbröckelte Stufen hinunter und sah in einem großen Gewölbe eine offene eiserne Truhe mit alten viereckigen Talern gefüllt. Er gedachte voll Freude, wie jetzt auf einmal der hl. Christoph ihm aus aller Not geholfen habe. Rasch steckte er von den Münzen ein, was eben in seinem Rucksacke Platz hatte. Weil das aber nur wenig war, rannte er nach Gillitzstein und fuhr mit den Ochsen zur Ruine, füllte die Taler in Säcke und führte sie nach Hause. Wohnhaus und Scheune wurden neu gebaut und der Jandlhof erhielt das stattliche Aussehen, in dem er sich noch heute den Vorübergehenden zeigt.

Eine Bauernwitwe auf Hochfeistritz wurde von großer Schuldenlast schwer gedrückt. In ihrer Not beschloß sie nun, den hl. Christoph um Hilfe anzurufen. In tiefer Nacht stand sie auf, zündete geweihte Kerzen an und betete den Christophorussegen.

Der Knecht, der vom Stalle aus das Licht in der Wohnstube bemerkt hatte, schlich sich zum Fenster, hörte die Bäuerin beten und betete dort das Schatzgebet recht andächtig mit. Da tat sich plötzlich die Stubentüre auf, St. Christoph erschien und leerte seinen von Gold- und Silbermünzen übervollen Wetscher (Sack) vor der erschreckten Wittib mit den Worten aus: „Das für dich und für den, der draußen so brav mit dir gebetet hat."

Noch heute nach einem Menschenalter sind die Erben dieses Paares vermögliche Leute.

Der hl. Christoph kann aber auch recht böse werden, wenn er als Schatzbringer gerufen, seine Hilfe aber aus Feigheit zurückgewiesen wird.

In der Nähe von Eberstein lebte bis vor einigen Jahren die alte Thresl, deren rechte Wange durch einen schwarzen Fleck verunstaltet war. Dieses „Mal" (Hautfleck, hier in der Bedeutung „Denkzettel") hatte sie vom hl. Christoph bekommen. Das Weib trachtete beständig nach Geld und wollte durch den hl. Christoph in den Besitz eines großen Schatzes gelangen. Sie beschwor daher den Heiligen an einem Samstage nach dem Neumonde. Den ganzen Tag vorher hatte sie gefastet und bis Mitternacht bei einem geweihten Wachslichte, die Augen beständig auf ein Christophbild gerichtet, gebetet. Schlag 12 Uhr begann sie das Schatzgebet, und sofort stand der Heilige vor ihr, nahm sie bei der Hand und forderte sie auf, mitzugehen. Als Thresl den Riesen mit den strengen Gesichtszügen erblickte, verlor sie den Mut, riß aus und schrie aus Leibeskräften. Der Heilige darüber erzürnt, versetzte ihr eine schallende Ohrfeige, von der sie Zeit ihres Lebens das Merkmal, die schwarze Wange behielt.

476. Die heilige Monika.

In Ober-Sittich bei Feldkirchen heißt ein Haus „beim Gålan“. Der Bauer, der darauf hauste, war ein frommer Mann und setzte sein ganzes Vertrauen in die heilige Monika, über welche in Kärnten die Meinung herrscht, daß sie ihre Verehrer mit Reichtum segne. Täglich konnte man ihn vor dem Hause unter der großen Linde auf der Erde knien und mit ausgestreckten Händen seine gewissen Gebete verrichten sehen. Nun ist es am Lande üblich, daß Sonntags, während die übrigen Hausbewohner der Messe beiwohnen, einer als Hüter des Hauses zurückbleibt; man nennt dies gamen, d. h. das Haus hüten. Eines Sonntags versah der Bauer selbst dieses Geschäft und blickte von der Stube hinaus in den schönen Sonnenschein. Da sah er eine Frauengestalt auf das Haus zukommen. Sie unterschied sich nicht von einem gewöhnlichen Weibe, trug ein weißes Kopftuch und am Arm ein Körbchen. Bald verschwand sie um die Ecke, und nun klopfte es an die Türe. Da sich aber der Bauer dachte, es sei eine Bettlerin oder sonst ein fahrendes Weib, öffnete er nicht und sah die Fremde bald wieder davongehen. Nun kam ihm der Gedanke, es könne die heilige Monika gewesen sein, die vielleicht gekommen sei, ihn für seine Frömmigkeit zu belohnen. Er lief ihr nach, so schnell er konnte, aber sie war verschwunden und nicht mehr zu sehen, obgleich sein Blick weit über die Felder reichte; er hatte eben den glücklichen Augenblick versäumt und blieb arm wie bisher.

477. Von der hl. Margareth und dem hl. Georg.

Die Bewohner des linken Drauufers feiern den hl. Georg um einen Tag früher als die des rechten; diesseits wird Georg am 23., jenseits am 24. April gefeiert. Über diesen Umstand belehrt folgende Legende: Die hl. Margareth kam, als sie in der Welt herumwanderte, auch in diese Gegenden. Als sie zur Brücke an der Drau kam, wollte sie der hartherzige Mautner nicht ohne Brückenmautgeld hinüber lassen. Deshalb mußte sie betteln gehen, um das Mautgeld bezahlen zu können. Acht Tage brauchte sie dazu. Der hl. Georg aber, der diesseits der Drau (am linken Ufer) daherkam, konnte auch nicht das Mautgeld zahlen. Auch er verlegte sich aufs Betteln, brachte aber die Summe schon an einem Tage zusammen. So arm sind die Leute jenseits der Drau.

Auch in Krain wird Georg am 24. April gefeiert. Bei seinem Ritt über den Loibl soll ihm nämlich dort sein Schimmel umgestanden sein, und er mußte den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen, weshalb er in Krain um einen Tag später anlangte.

478. Der hl. Sebastian in Uggowitz.

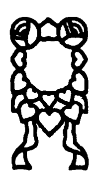
Vor vielen hundert Jahren wütete in Uggowitz eine pestartige Krankheit, welche alle Bewohner bis auf fünf Männer dahinraffte. Diese standen beim Spinagel, einem der größten und ältesten Bauernhäuser von Uggowitz,

unter dem Birnbaume und berieten, wie sie die vielen Toten bestatten sollten. Da blickten sie auf die Tschewa, einen kleinen Berg hinter der Kirche, und sahen einen Knaben, der zur Kirche ging. Es war der hl. Sebastian selbst. Als sie ihm entgegengingen und ihn um Rat fragten, gab er zur Antwort: „Bauet zu Ehren des hl. Sebastian eine Kirche!" Darauf verschwand er. Seit dieser Zeit kommen bis heute aus den Nachbardörfern Malborghet, Wolfsbach, Saifnitz und Tarvis am 20. Jänner zu Ehren des hl. Sebastian Wallfahrerzüge nach Uggowitz.

479. Der Friedhof zu St. Jakob.

Westlich von Schwarzenbach, etwa zwei Stunden von diesem Orte entfernt, liegt auf einem kleinen Hügel die Ortschaft St. Jakob in Koprein, welche einen eigentümlichen Friedhof aufzuweisen hat. Es befindet sich in diesem kein Stein. Die Ursache dieser Erscheinung wird durch folgende Sage erklärt.

Vor Jahren lebte in dieser Ortschaft ein Mann, der die furchtbarsten Freveltaten verübte. Als er endlich seine Sünden erkannte und sich durch die Beichte mit Gott aussöhnen wollte, konnte ihn der Priester nicht lossprechen. Darüber war er sehr traurig. Die Leute rieten ihm, die ganze Friedhoferde durchzusieben, um dadurch Buße zu erlangen. Während der ganzen Zeit, die er dazu verwendete, bekam er nur zwei Laib Brot und Wasser zu genießen. Der Sünder bestand nun die schwere Buße mit großer Geduld. Kurz darauf starb er, nachdem er zuvor den Wunsch geäußert hatte, man möge seinen Leichnam so begraben, daß der Oberleib außerhalb der Friehofmauer, der Unterleib aber in geweihter Erde liege. Ferner verlangte er, daß man zwei ausgetrocknete Lindenzweige auf sein Grab pflanze. Sobald die dürren Zweige grünten, sei er erlöst. Die Leute erfüllten getreulich seinen letzten Wunsch. Die Zweige gediehen zu mächtigen Linden, welche lange standen und erst in jüngster Zeit gefällt wurden.



XVII. Tiersagen.

480. Der Hund als Retter.

Einst gab es herrliche Zeiten. Die Erde brachte von allem in Hülle und Fülle hervor, ohne daß sich der Mensch abzumühen brauchte. Die Halme des Weizens waren von der Erde bis zur Spitze dicht mit Körnern besetzt, an die Wurzel schloß sich unmittelbar die Ähre. Aber die Menschen vergaßen im Überfluß dem Spender für diese Gaben zu danken. Darüber erzürnte der Schöpfer und verfluchte die Erde. Nun war es um alles geschehen. Die Halme trugen keine Ähren mehr, die Früchte verdorrten und eine schreckliche Hungersnot brach aus. Ihren Undank bereuend, faßten die Menschen den Entschluß, vor den Thron Gottes zu treten und ihn um Verzeihung zu bitten. Doch der Schöpfer schenkte den stolzen Menschen kein Gehör und die Hungersnot wütete heftiger als zuvor, so daß schließlich die Tiere sich gezwungen fühlten, ihn um Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen. Ein Tier nach dem andern begab sich zum Throne des Allmächtigen, doch jedes mußte unverrichteter Dinge umkehren.

Nun war auch der Hund an der Reihe. Nach einem langen Wandertage trat er müd und mit heraushängender Zunge vor den Schöpfer und bat ihn, die Erde wieder zu segnen und fruchtbar zu machen. Der Schöpfer erbarmte sich seiner, da er dem Menschen auch in der Not ein treuer Diener geblieben war, und gab der Erde zum Teil ihre Fruchtbarkeit wieder. Zur Erinnerung an das Verdienst des Hundes besitzt die Weizenähre noch heute die Länge einer heraushängenden Hundszunge. Da dieses Tier dem Menschen die Fruchtbarkeit der Erde erfleht hat, ist es ratsam, ihm mitunter ein Stückchen Brot zu reichen.

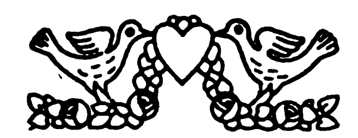
Der Katze jedoch darf kein Brot gegeben werden; denn sobald sie es in den Mund bekommt, schüttelt sie den Kopf und will den Heiligen Geist und den Segen, der im Brote wohnen soll, vertreiben. Dann wäre zu befürchten, daß jene schreckliche Hungersnot, die einst auf der ganzen Erde gewütet hat, von neuem ausbrechen könnte. (Haimburg bei Völkermarkt.)

481. Das Los des Kuckucks.

Wenn im Frühjahre der Kuckuck zum ersten Male ruft, erzählen die Leute den staunenden Kindern wohl folgende Geschichte: Als Christus von den Juden verfolgt wurde, versteckte er sich in eine Morchel. Dieser Pilz ist innen hohl. Trotzdem die wütenden Juden alle Wälder durchliefen und nach dem Verhaßten absuchten, fanden sie ihn nicht. Da näherte sich ihnen ein Kuckuck und verriet, daß sich Christus in einer Morchel versteckt habe. Wütend stachen nun die Juden mit ihren Spießen auf die Morchel los. Man sieht noch heute die Verletzungen, welche die Juden ihr beigebracht haben. Den Kuckuck aber ereilte nur allzu rasch die wohlverdiente Strafe. Es wurde ihm das schwere Los zuteil, nur den Frühling mit Freuden und fröhlichen Rufen zu durchleben; naht aber der Sommer, so schwindet seine Stimme und er wird von Würmern aufgefressen. (Kanaltal.)

482. Die Strafe des Geiers.

Als der liebe Gott am ersten Schöpfungstage die Erde und fünf Tage darauf die Vögel erschaffen hatte, da erhielten diese den Auftrag, nebst allen anderen Tieren an der Herstellung von Wassergräben mitzuarbeiten. Alle Vögel folgten dem Rufe des Herrn, nur der Geier wollte sich nicht zur Arbeit herbeilassen. Zur Strafe für diesen Ungehorsam ist er nicht imstande, die Wasserbecken zu sehen. Nur auf die Regentropfen ist er angewiesen und so hört man ihn nicht selten aus schwindelnder Höhe, wie er den Schöpfer um Regentropfen bittet, mit denen er sich an heißen Sommertagen begnügen muß. (Kanaltal.)



XVIII. Geschichtssagen.

Türkensagen.

483. Die Türken.

Die Türken sind von Morgen gekommen, aus der tiefen Türkei. Sie waren sehr schlimm. Wenn sie einen Christen erblickten, sprengten sie ihm zu und riefen: „Fürchte dich nicht," und hieben ihm gleich den Kopf weg. Manchen banden sie an den Roßschweif und sprengten mit ihm davon, bis er tot war. Die kleinen Kinder spießten oder zerhieben sie mit ihren scharfen Säbeln. Frauenzimmer band man oft rücklings an die Bäume und verstümmelte sie schrecklich an den Brüsten. Daher bei den Slowenen noch jetzt das Sprichwort: Je hud ko Turk. (Er ist schlimm wie ein Türke.) Viele von den Weibern, besonders die jüngeren und schöneren, führten sie mit sich hinab in die tiefe Türkei. Die Leute liefen größtenteils in die Alpen und versteckten sich im Gebirge. Die türkischen Pferde hatten kleine eiserne und auch goldene Hufeisen. Man fand solche noch in späterer Zeit auf der Dellacher Alpe im Gailtale. Beschlagen waren die Pferde „auf türkisch", das ist so, daß jener Teil des Hufeisens rückwärts sah, der nach vorwärts hätte stehen sollen. Häuser und Kirchen raubten die Türken aus und verbrannten sie auch wohl.

484. Die Türken vor Eisenkappel.

Eine Viertelstunde vor Eisenkappel sieht man die Spuren einer Mauer, welche über den Sellacher Bach gehend von der einen Talwand zur andern reicht. Diese Mauer haben die Bewohner des Marktes errichtet, um sich gegen die heranziehenden Türkenhorden zu schützen, die ganz Kärnten verwüsteten. Mittels eines Dammes stauten sie auch die Vellach zu einem See, der bald so hoch stieg, daß halb Kappel unter Wasser gesetzt wurde.

Wie nun die erste Türkenschar in diese Gegend kam, griffen sie die Schanze an und zertrümmerten diese sowie den dahinter befindlichen Damm. Da brach der See aus und begrub die türkischen Soldaten in seinen Fluten.

Später kamen die Türken nochmals in das Tal. Wieder fanden sie an der Mauer Widerstand. Da rannten sie die Türe ein, welche durch die Schanze in einen Graben führte. In der Dunkelheit der Nacht, während welcher dies geschah, nahmen sie den schrecklichen Abgrund nicht wahr und samt ihren Pferden hinabstürzend erschlugen sie sich jämmerlich. Am Hauptportale der Pfarrkirche zeigt man noch drei Hufeisen, welche davon herrühren sollen und wovon auch der Markt den Namen erhielt.

485. Ilse von Hagenegg.

Groß war die Gefahr, in der Kärnten am Ende des 15. Jahrhunderts schwebte. 18000 türkische Reiter sollen es gewesen sein, die in der Nacht vom 24. auf den 25. September 1473 den Übergang über den Seebergsattel nach Eisenkappel erzwingen wollten. Hiervon erhielt auch der greise Burgherr Hagen von Hagenegg Kunde und ging daran, die ganze Bevölkerung des Ortes sowie die Bergknappen in den umliegenden Erzstätten wehrhaft zu

machen, um den Osmanen mit Erfolg Widerstand leisten zu können. Hagens Tochter Ilse, eine seltsam melancholische Natur, war hocherfreut, als sie die Erlaubnis bekam, mit ihrem Vater auf Kundschafterdienst ausreiten zu dürfen. Hagen liebte sein Kind über alles; wenn sein Blick den ihrigen traf, so ward er innig ergriffen und er wußte nicht, was die Ursache davon war. Ilsens seelenvolle Augen sagten ihrem Vater etwas Geheimes, das dieser nicht erraten konnte. Sonst war Ilse immer still und in sich versunken und nur wenn sie mit ihrem Vater sprach, glänzten ihre Augen wie heller Sonnenschein. Doch nun, da des Krieges Greuel über das liebe Heimatland hereinzubrechen drohten, entflammte ihr sonst so mildes Herz zu wilder Tatenfreude. Hagen konnte sich das seltsame Gebaren seiner Tochter nicht erklären. Zweimal schon waren aufrichtige Freier gekommen, um Ilse als Braut auf ihre Burg zu führen, doch stumm nur verneinte sie mit dem Kopfe und sah mit so schmerzlichem Blicke zu ihrem Vater empor, daß die Werber sofort zurücktraten. Hagen jedoch war ob des Zustandes seiner Tochter besorgt und suchte ihren Trübsinn zu verscheuchen, aber es sollte ihm nicht gelingen. Endlich machte er einen Fund, der ihn ins Innerste seines Herzens erschauern ließ. Im Gebetbuche seiner Tochter einstmals lesend, kam er auf einige Zeilen, von Ilsens Hand geschrieben. Die wenigen Worte erschütterten den armen Mann aufs tiefste, denn sie enthielten das Geständnis der Liebe einer Tochter zu ihrem Vater. Als Hagen das Buch seiner Tochter überbrachte und sie dabei mit traurigem Blicke ansah, ahnte sie, daß er alles wisse, und ein fester Entschluß prägte sich in ihrem Antlitz aus. Der Vater ging gebeugt weiter.

Die Türken hatten trotz heldenmütiger Gegenwehr den Übergang nach Kappel erzwungen und zogen nun, alles verheerend, gegen den Markt. Die Bewohner setzten den Feinden verzweifelten Widerstand entgegen, doch nichts half. Der Markt wurde niedergebrannt. Auch Ilse hatte mit Erlaubnis Hagens am Kampfe teilgenommen. Mitten im Kampfgewühle traf sie der Pfeil eines türkischen Bogenschützen. Tot sank sie in den Rasen. Sie hatte die erlösende Ruhe gefunden.

486. Die Belagerung der Hollenburger Brücke.

Im Jahre 1472 drangen die Türken ins Rosental ein. Sie überschritten die Grenze von Kärnten und kamen nach längerem Marsche ins heutige Zell. Es war um die Mitternachtsstunde, als sie Zell einnehmen wollten. Doch wegen der herrschenden Dunkelheit fanden sie keinen Weg. Zu ihrem Glücke begegneten sie einem Bauer und forderten ihn auf, daß er ihnen den Weg zeige. Doch vor Schrecken stand er stumm vor den Entsetzlichen da. Lange weigerte er sich, ihnen den Weg zu zeigen. Als sie ihn aber mit dem Tode bedrohten, ging er mit ihnen. Mittlerweile kam ihm ein guter Gedanke. Er führte sie auf einen hohen Berg, an welchem sich ein furchtbarer Abgrund befand. Der Landmann war schon mehrere Stunden an der Spitze des Zuges marschiert, als sie endlich die gewünschte Stelle erreichten. Der Bauer sprang zur Seite und die sorglosen Türken stürzten in die schauerliche Tiefe. Durch diese kühne Tat des Bauers wurde das Dorf gerettet. Der Felsen

wurde seit diesem Ereignisse Sveta peč genannt, das heißt „heiliger Felsen". Zwei Tage darauf erschien der Pascha mit seinen Truppen auf der Hollenburger Brücke, um sie einzunehmen. Die Leute aber, die vor den Türken eine große Angst hatten, liefen davon. Nur der Landmann mit dem Namen Pekouz, dessen Geschlecht noch heute besteht, hatte vor diesen unheimlichen Gästen keine Furcht. Als er das Herannahen der Türken erfuhr, holte er sich schnell seine Pistole und schlich furchtlos unter die Brücke, auf welcher sich gerade die feindliche Schar befand. Eben wollte der Pascha seinen Soldaten einen Befehl geben, als die Kugel des braven Landmannes ihn traf und er tot zu Boden sank. Als die Türken sahen, daß ihr Herr tot war, nahmen sie den Leichnam und verließen die Gegend. Der Bauer, der die ganze Umgebung von der Türkennot befreit hatte, wurde überall als Retter begrüßt. Zum Lohne dafür brauchte er der Herrschaft von Hollenburg keine Steuern mehr zu zahlen und es wurde ihm auch ein Acker geschenkt. Später wurde zum Andenken an diesen braven Mann sein Bild an das Eingangstor der Hollenburg gemalt.

487. Heimgekehrt.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts drangen die Türken zu wiederholten Malen in Kärnten ein. Auf ihren flinken Pferden durchstreiften sie als Renner und Brenner die Täler Kärntens, plünderten und mordeten. Sie äscherten einzelne Gehöfte und ganze Dörfer ein und schleppten Bewohner jeden Alters und Geschlechtes mit sich in die Gefangenschaft. So kamen sie über den Weißenfelser Sattel in das Kanaltal und von da über Villach in das Rosental. Aus dieser Zeit lebt in St. Jakob noch heutzutage folgende Sage:

Die Türken kamen auf einem ihrer Züge nach St. Jakob. Der Friedhof wurde wie in vielen Orten zu damaliger Zeit fest verschanzt und von hier aus der Ort verteidigt. Die Bewohner flüchteten entweder in die Kirche oder ins Gebirge. Nach tapferer Gegenwehr wurde der Friedhof von den Türken erstürmt und das Dorf verbrannt. Unter den zahlreichen Gefangenen, welche sie mit sich schleppten, befand sich auch ein jungvermähltes schönes Weib, welches aus der Familie der Serajnik stammte. Da es beim Haus Mikl und sie selbst Rosalia hieß, wurde sie kurz die Mikl'sche Sala genannt. Als Gefangene der Türken kam sie nach Konstantinopel und hier in den Harem eines Pascha. Dieser wollte sie unter der Bedingung, daß Sala Türkin werde, zur Gemahlin nehmen. Sie aber konnte sich nicht dazu entschließen. So waren sieben Jahre dahingegangen, Sala war noch immer gefangen.

Eines Tages sang sie im Garten ein wehmütiges Lied in ihrer Muttersprache. Der alte Gärtner, welcher ebenfalls gefangen und im Rosental daheim war, hörte dieses Lied und verstand jedes Wort. In ihm erwachte um so stärker die Sehnsucht nach der Heimat. Er wußte sich den Zutritt zur Sala zu verschaffen und diese erkannte in dem alten Manne ihren Onkel. Beide sannen nun auf Flucht und es gelang ihnen, zu entkommen. Sie wanderten nach Norden, bis sie an die Donau gelangten. Jetzt erzählt die Sage weiter, daß sie von fabelhaften Wesen, den sogenannten pesjani, d. h.

„Hundsköpfe“, verfolgt wurden. Diese hatten nur einen Fuß und ein Auge mitten in der Stirne. Sie riechen einen Christen schon von weitem und gehen der menschlichen Spur nach, wie die Jagdhunde dem Hasen. Die Fliehenden gingen immer den großen Fluß aufwärts, wie eine alte Türkin der Frau geraten hatte, doch nur bei Nacht; bei Tag versteckten sie sich, im Wasser stehend, unter den Wurzeln der beim Flusse wachsenden Bäume. Auf den Kopf setzten sie sich grüne Rasenstücke, damit ihnen die pesjani nicht auf die Spur kämen. Einmal kamen ihnen die pesjani so nahe, daß beide hörten, wie diese schrien: „Hier ist sie gewesen, hier ist sie nicht, aber es riecht nach Christenblut.“ Unter ähnlichen Mühsalen kamen sie endlich drauaufwärts wandernd nach St. Jakob.

Salas Mann hatte sieben Jahre auf seine Frau geharrt. Nun aber entschloß er sich wieder zu heiraten, in dem Glauben, sie komme nicht wieder. Es war ein Sonntag; der Brautzug bewegte sich zur Kirche. Vor der Kirche hatte sich Sala mit ihrem Onkel, der als Bettler verkleidet war, aufgestellt. Als sie ihren Mann an der Seite der neuen Braut sah, da warf sie die Vermummung ab und rief: „Haltet ein, ihr Hochzeitsgäste, ich bin die Sala, sein eheliches Weib.“ Am Ehering erkannte sie der Mann. Nun veränderte sich rasch das Bild, denn statt der Hochzeit wurde ein fröhliches Wiedersehn gefeiert. Der Bauer und Sala wurden wieder ein glückliches Paar.

Dieselbe Sage liegt auch in anderer Fassung vor. Als die Türken im Jahre 1492 vor Zell aufgehalten wurden, fingen daselbst die Glocken zu läuten an, von unsichtbarer Hand gezogen. Da sagte der Befehlshaber der Türken: „Die Hunde des hl. Ulrich bellen schon.“ Sie mußten unverrichteter Dinge abziehen und kamen dann nach Eisenkappel, wo sie auf eine Eisentafel eine Schrift eingruben, die besagte, daß sie Zell nie mehr belästigen würden. Von jener Schrift auf Eisen soll der Ort den Namen Eisenkappel erhalten haben.

In Eisenkappel lebte nun eine gewisse Sala, die einen um Gegenliebe flehenden Burschen gar nicht erhören wollte. Türkische Streifscharen raubten damals die Widerspenstige. Ihr Liebhaber zog jedoch den Türken nach, erschlug den Wächter, legte dessen Kleid an und schlich in das Zelt, wo er alle Türken niedermachte und die Gefangene befreite. Auf dem Heimwege wurden sie von den „Pslajnarji“, den Hundsmenschen, verfolgt und flüchteten in eine Höhle. Die Maid entkam ihnen glücklich, aber ihr mutiger Retter ward von ihnen zerrissen.

488. Die Pslajnarje.

In einem unbekannten Lande wohnen die Pslajnarje, halb Mensch, halb Hund, wovon sie ihren Namen haben. (Slow. pes „der Hund“.) Sie sind zweibeinig wie die Menschen, haben jedoch nur ein Auge, und zwar mitten in der Stirne. Sie fangen Leute, mästen diese und fressen sie auf, sobald ein Fleischzuwachs zu bemerken ist.

Einmal wurde ein Knabe von ihnen gefangen und lange Zeit hindurch gemästet. Doch als der Tag der Schlachtung nahte, gelang es ihm zu ent-

kommen und über einen Wasserlauf, der die Grenze ihres Reiches bildete, zu flüchten. Darüber hinaus reichte ihre Macht nicht und er war gerettet. Die Pſlajnarji, welche ihn verfolgt hatten, gaben nur noch ein zorniges „Hau“ von sich. Bevor sie zu sprechen anfangen, bellen sie immer „Hau, hau“; daher wird der zweite Teil ihres Namens von slowenisch lajati = „bellen“ abgeleitet.

489. Die Heilige Wand.

Im Bodental führt eine Felswand den Namen „heilige Wand“. Als die Türken in dieses abgelegene Tal drangen, flohen die Bewohner dorthin und riefen Gott um Hilfe an. Schon waren die Türken den Flüchtlingen ganz nahe, da ereilte sie die Strafe, daß ihre Pferde bei jedem Schritte bis zum Rumpfe in die Erde sanken. So wurden sie genötigt umzukehren. Die Bewohner aber waren durch ein Wunder gerettet und nannten von der Zeit an ihren Zufluchtsort „heilige Wand“.

490. Die Türken in Alt-St. Leonhard.

Die Kirche Alt-St. Leonhard, jetzt eine Ruine, spielt bei den Loibltalern eine große Rolle. Der Straßenwärter Perne in Loibltal, ein altes, aber rüstiges Männchen, erzählte folgendes: Zur Zeit, als die Türken in unser Land einfielen, flohen die Menschen alle in die Kirche, weil sie sich dort leichter verteidigen konnten. Als nun die Feinde angeritten kamen und gegen das Kirchlein stürmten, sanken die Rosse auf einmal so tief ein, daß die Türken gar nicht weiter kamen. Sie erkannten nun, daß dies ein heiliger Ort sein müsse, ließen ein Kreuz aus Stein schlagen und opferten es in der Kirche. Eine andere Sage erzählt, daß die Einheimischen aus Dankbarkeit das Kreuz geopfert hätten. Es befindet sich jetzt in der Kirche Neu-St. Leonhard im rechten Seitenaltar und trägt die Jahreszahl 1580.

491. Die Marienstatue der Kirche in St. Johann im Rosental.

Im Jahre 1891 wurde das 500jährige Fest zum Andenken an die Vertreibung der Türken aus St. Johann daselbst gefeiert.

Beim Umzuge um die Kirche trugen zwei Männer die Marienstatue, die in ihrem unteren Teile angeschwärzt, angeraucht war. Diese Tatsache wird auf folgende Weise erklärt. Als die Türken ins Land einfielen, wurde auch das Rosental nicht verschont. In St. Johann konnten sie hingegen nichts ausrichten. Der türkische Feldherr schickte nun, weil er erkannte, daß hier Maria geholfen, den Bewohnern sehr große, dicke Kerzen mit der Weisung, sie am Frauentag anzuzünden. Als die Leute die Kerzen am festgesetzten Tage anzündeten, fing Maria zu weinen an. Es hatte sich schon etwas Pulverdampf gebildet. Diese Kerzen waren hohl und bargen in ihrem Innern eine Menge Pulver. Die Umstehenden löschten sie noch zur rechten Zeit und so war die Gefahr beseitigt.

Vor dem Abzuge haben die Türken ein großes Feuer angeschürt und die hölzerne Maria daraufgeworfen. Sie brannte aber nicht. Darüber er-

grimmt gab ihr der Höchste einen Säbelhieb, worauf Blut zu rieseln anfing. Verwundert rief er aus: „Lies je lies, je božja hnada vmies“ d. h. Holz ist Holz, Gottes Gnade ist drinnen. Darauf ließen die Türken alles stehen und zogen ab. Die Häuser und die Kirche wurden bald abermals aufgebaut. Die Muttergottesstatue wurde und wird noch jetzt von jedermann hoch in Ehren gehalten. Man versuchte wiederholt, dem noch jetzt sichtbaren roten Strich auf dem Gesichte Mariens seine frühere Farbe zu geben, doch es gelang niemals. — Zur Feier dieser merkwürdigen Begebenheit wird noch jetzt beim Kirchtag alljährlich das heilige Bildnis von vier weißgekleideten Jungfrauen herumgetragen. — Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert, welches noch gut erhalten ist und in der Kirche des Ortes hängt, erinnert an diese Begebenheit.

Von St. Johann gingen die Türken weiter nach Suetschach. Hier wurden sie durch ein Wunder aufgehalten und konnten nicht weiter, ihre Pferde wollten in die Erde versinken. Seit jener Zeit heißt das Dorf svetče svetiže heiliger Ort; früher hieß es Verbize.

492. Die Mönche zu Viktring.

Als die Türken durch das Drautal hinaufgezogen waren, kam eine Horde auch nach Viktring. Den dort lebenden Mönchen wurden die Köpfe abgeschlagen und vor die Füße gelegt. Der Schaffner allein war gerade damals nicht zugegen. Als er vom Felde heimkehrte und die schreckliche Metzelei erblickte, flehte er im Gebete inständig zu Gott, er möge in seiner Allmacht doch diesmal — es war am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt — die Toten wieder zum Leben erwecken, daß sie wenigstens heute noch gemeinsam die Vesper singen könnten. Der Wunsch ward ihm gewährt. Das Fest ging in gewohnter Pracht vonstatten und die enthaupteten Konventualen waren in ihren Stühlen erschienen und hatten die Vesper mitgesungen. Als jedoch die Feierlichkeit beendet war, schwand wieder alles Leben aus den Körpern und die Mönche blieben bis auf den Schaffner tot.

493. Der Schein der Helenakirche.

Wo nur eine Kirche zu sehen war, da kamen die Türken hin und raubten und plünderten. Von Osterwitz aus, welches in ihre Hände gefallen war, erblickten sie auch den Schein der Helenakirche, da dieser vom Berge herab weithin schon durch seinen strahlenden Glanz sichtbar war. Sie beschlossen ihn wegzunehmen; als sie aber auf den Berg kamen, war der Schein verschwunden, ohne daß man wußte, wohin. Das richtete einen solchen Schrecken unter ihnen an, daß sie eiligst abzogen. Noch heute soll der Schein im Hofbrunnen des Pfandlerschen Hauses zu sehen sei.

494. Von der Stadt Sala am Zollfelde.

Alte Leute erzählen, daß ihnen von der Großmutter berichtet worden sei, es habe auf dem Magdalensberge ob Ottmanach ein heidnischer Tempel gestanden, in dessen Turmknauf ein Diamant gefaßt war, der weithin seine

Feuerstrahlen aussandte. Die Türken hörten von diesem Kleinod und zogen nach Kärnten. Da der wertvolle Stein aber sorgsam bewacht wurde und nur mit Gewalt gewonnen werden konnte, entspann sich ein so verhängnisvoller Krieg, daß der Untergang der Stadt Sala herbeigeführt wurde und die Türken mit dem reichen Schatz nach Konstantinopel zogen.

Eine andere Sage berichtet, die prächtige Stadt Sala sei von zwei riesengroßen Diamanten beleuchtet worden, deren einer am Magdalens-, der andere am Ulrichsberge aufgestellt war. Der Schein dieser Diamanten drang bis in die Türkei und lockte die Türken herbei, worauf Sala im Kriege unterging.

Eine andere Sage mißt den Hunnen die Vernichtung der Stadt Sala am Zollfelde bei. Als dieses Volk plündernd in die Stadt einfiel, entkamen noch sechzig edle, ungeheuer reiche Römer dem Tode. Da sie aber ihre Habe, ihr Geschmeide und das Geld nicht mitnehmen konnten, warfen sie all die Schätze in den Brunnen in der Schmiedgasse, in welchem sie noch heute liegen sollen.

495. Die Türken in Sankt Bartlmä.

Zur Zeit der Türkeneinfälle kamen die wilden „Senger und Brenner" auch nach Sankt Bartlmä, einem kleinen Dörfchen am Südabhange des Gollinberges. Mord und Brand bezeichneten ihren Weg und heillose Angst und Schrecken bemächtigten sich der Bewohner. In ihrer Not flüchteten sie in das kleine Kirchlein und sperrten das Tor ab. Hier erwarteten sie in inbrünstigem Gebete den Ansturm der Feinde. Diese fanden das Dorf leer und verlassen und vermuteten die Dörfler in der Kirche. Wuchtige Schläge an die Tür verkündeten den geängstigten Bewohnern, daß ihre letzte Stunde nahe sei. Immer wuchtiger und schneller erdröhnten die Schläge an der eichenen Pforte, aber diese hielt wunderbarerweise stand und eine Scharte zeugt heute noch von dem fruchtlosen Bemühen der Türken. Jeder Hieb prallte ab, als ob sie auf Eisen schlügen. Die Türken wurden stutzig und zogen ab, die Bewohner waren gerettet. Ein Türke aber blieb zurück und bat bei einem Hause um Aufnahme und Arbeit, was ihm auch gewährt wurde. Da die Bäuerin Witwe war, heiratete er sie und noch heute heißt dieses Bauernhaus beim „Türkalan".

496. Der frevelnde Sohn.

Wenn man auf dem Wege von St. Urban bei Feldkirchen gegen die Haltestelle St. Martin-Sittich geht, so trennt sich der Weg beim vulgo „Wegscheider" in drei Arme; der eine führt nach Zwattendorf, der andere nach St. Urban zurück, der dritte zur oben erwähnten Haltestelle. Auf der Wegkreuzung ist ein großes Kreuz errichtet, um das Steine aufgestapelt sind. Folgende Sage haftet an diesem Ort:

Vorzeiten stand an dieser Stelle ein großes Gehöfte. Als aber die Türken in das Land eindrangen und verheerend durch Kärntens Gaue zogen, da kamen sie auch zu diesem Bauernhaus. Es war gerade niemand zu Hause als die „bildschöne" Bäuerin. Sie wollte die Türe verschließen, konnte aber den Schlüssel nicht gleich finden. Eben wollten die zügellosen Scharen ins Haus

vordringen, da ersah der Anführer die schöne Frau. Sofort befahl er seiner Truppe, daß sie sich zurückziehe. Er war von den Reizen der Frau eingenommen, daß er sofort auf sie zueilte und sie in seine Arme drückte.

Obwohl die Frau wußte, daß sie verheiratet und der Führer der Schar ein Osmane war, gab sie sich dennoch mit ihm ab. Nach etlichen Stunden kam aus dem Tale ein Eilbote und meldete dem Befehlshaber, er müsse sofort zurückkehren, denn das Heer wolle schnell abziehen. Nun verabschiedete er sich und das Heer zog gegen das Tal von dannen.

Nach einigen Tagen kehrte der Bauer, welcher sich vor dem Feinde geflüchtet hatte, zurück. Seine Frau verheimlichte ihm ihren Zustand. Nach Monaten gebar sie einen Knaben, der weder die Züge des Vaters noch die der Mutter, sondern ganz fremde trug. Der Bauer sagte dem bald herangewachsenen Knaben „ka guats und ka spears Wort", aber er konnte ihn nie recht lieb gewinnen. Desto mehr verhätschelte ihn seine Ehegesponsin. Der Knabe wuchs zusehends und nachdem er die Kinderschuhe ausgezogen hatte, wanderte er in die Welt hinaus.

Indes war der Bauer stets auf seinen Vorteil bedacht gewesen und hatte sich ein hübsches Sümmchen erspart. Zwei Jahre schon hatte der Sohn seine Eltern verlassen, nunmehr kehrte er zurück und verlangte von seiner Mutter Geld. Da sie ihm keines gab, wurde er so zornig, daß er sein Schwert zog und die beiden Gatten erschlug. Gleich darauf ertönte ein fürchterlicher Knall und Haus und Hof sanken in Trümmer, den Frevler unter sich begrabend.

Seine Seele spukt noch heute auf dem Schutte dieser Stelle. Und manchem übermütigen Burschen, der vom „Umgehen"*) an diesem Orte vorüber nach Hause geht, erscheint die Seele des Elternmörders. Sie kann nur dadurch erlöst werden, daß man mit ihr einen siegreichen Ringkampf eingeht, und der Sieger gewinnt damit auch das Geld des Bauers.

497. Die Sage von Tschahitsch.

Wandert man von Feldkirchen nordwärts in das Gebirge hinein, so kommt man in das Dorf Tschahitsch, welches rings von Wald umgeben ist.

Als die Türken raubend und mordend sich dem Dorfe näherten, sahen die Bewohner sie schon von weitem heranrücken und flüchteten in die Dorfkirche. Da die Türken das Dorf ganz verlassen vorfanden, vermuteten sie die Bewohner in der Kirche. Ihre Vermutung wurde auch zur Gewißheit, als einer, welcher zum Kirchenfenster hineinschaute, die geängstigten Leute erblickte. Wuchtige Schläge an die starke Tür zeigten den Leuten, daß sie in ihrem Verstecke entdeckt worden seien. Sie beteten daher inbrünstig zur heiligen Maria um Hilfe, auf welche sie auch nicht mehr lange warten sollten. Als die Türken sahen, daß sie so die Tür nicht sprengen konnten, gab einer den Rat, eine Schar Reiter gegen sie zu schicken. Gleich wurde der Rat ausgeführt und mit einem furchtbaren Geschrei stürzten sich die Reiter gegen die Tür; aber die Hufe, welche die Tür berührten, blieben auf derselben

*) Es besuchen die Bauernsöhne und Knechte auf dem Lande häufig ihre Geliebten, welche oft zwei bis drei Stunden entfernt wohnen. Unterwegs vertreiben sie die Langeweile durch Gesang.

haften. Der Umstehenden, welche dies sahen, bemächtigte sich eine solche Angst, daß sie in wilder Flucht davonsprengten.

So wurden die Bewohner von Tschahitsch durch die Hilfe Marias aus den Händen der Türken errettet. Noch heute sieht man die alte Kirche mit dem Tore, das mit zahlreichen Hufen beschlagen ist.

498. Die Sage von Klein Gradenegg.

Wandert man von St. Ulrich aus östlich nach dem St. Urbanerberg, so gelangt man nach etwa dreistündigem Marsche in das Dorf Klein Gradenegg.

Es war zur Zeit der Türkenkriege. In Gradenegg wohnten sehr gottesfürchtige Leute. Um der Gefahr zu entgehen, flüchteten sie sich in die Kirche, die ein eichenfestes Tor hatte. Als nun die Türken ins Dorf kamen, fanden sie alles verlassen und ausgestorben. Einer vermutete richtig, daß die Leute in der Kirche seien. Sogleich stürmte die ganze Horde zur Kirche und wuchtige Schläge sausten auf die Tür, doch diese hielt stand. Nun schlug einer vor, unter dem Tore ein Loch zu machen, dann solle einer nach dem andern hineinkriechen und drinnen alles niedermetzeln. Das geschah. Als nun der erste bis zur Hälfte hineinkroch, wurde ihm von den Bauern der Kopf abgeschlagen und sein Leib dann sofort in die Kirche gezogen, wobei sie immer riefen: „Nur herein!“ So wurde ein Türke nach dem andern totgeschlagen.

Als Wahrzeichen dieser Begebenheit wird heute noch das starke Eichentor mit dem Loche gezeigt.

499. Die Linde am Krappfelde.

Bei Dürnfeld am Krappfelde steht eine große uralte Linde. Hier wird die letzte große Schlacht um den heiligen Glauben gekämpft werden. Anfänglich wird sich der Sieg auf die Seite der Türken neigen, zuletzt aber wird doch der wahre christliche Glaube den Triumph davontragen. Drei der vornehmsten türkischen Feldherren wird man an die Linde knüpfen und ihre Scharen selbst aus dem Lande jagen, daß sie nie wiederkehren. Damit wird eine neue Zeit beginnen.

500. Die Kirche von Stocklitz.

Im obersten Glantale steht auf einem Hügel das Dörflein Stocklitz mit einem kleinen Kirchlein. Dem Wanderer fällt sofort eine eiserne Kette auf, welche um das ganze Kirchlein gezogen ist. Betritt man das Innere, so sieht man an der Wand Fuß- und Handschellen hängen, womit man früher schwere Verbrecher gefesselt hat. Von diesen Ketten erzählt man sich folgende Sage:

Die Türken haben auf ihren Raubzügen in Österreich viel edle Ritter, Männer, Frauen und Kinder zu Gefangenen gemacht und sie in ihre Heimat gebracht. Das Los dieser Armen war wenig beneidenswert und viele trachteten, trotzdem sie stark gefesselt waren, durch Flucht zu entkommen. Einem Ritter gelang die Flucht, obgleich er an Händen und Füßen mit schweren Ketten gefesselt war. Mühsam war der Weg in die Heimat; kein Schmied war in den menschenleeren Gegenden zu finden, der ihn von den Banden be-

freit hätte. Da gelobte er, dort, wo er von den Eisenketten befreit werde, eine Kirche bauen zu lassen. Als er nach langer, mühsamer Wanderung nach Stocklitz kam, fielen ihm die Fesseln von selbst von Händen und Füßen. An dieser Stelle ließ er das heute noch stehende Kirchlein erbauen, in der die Ketten und Schellen als Reliquien aufbewahrt werden.

501. Die Türken „in der Höhle".

Als im Jahre 1478 die Türken durch das Gurktal herab brannten und mordeten, als Altenmarkt, Weitensfeld und Gurk bereits in Asche lagen, die Bürger von Straßburg sich hinter ihren Stadtmauern, der Bischof mit seinen Mannen im festen Schlosse verschanzten, versammelten sich die verlassenen und preisgegebenen Untertanen in den Kirchen ihrer Dorfpfarren. Die Bewohner des Babenberges und der Gegend, welche „in der Höhle" heißt, schlossen sich in ihre nächste Kirche ein, um sich gegen die heranrückenden türkischen Räuberhorden bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Zugleich machten sie das feierliche Gelübde, daß sie für den Fall, als sie den Feind besiegten oder dieser gar nicht in ihre Gegend käme, für die Kette, die ihnen bestimmt war, ihr Gotteshaus zum ewigen Andenken der Errettung mit einer eisernen Kette umgeben würden. Die Räuberhorden erschienen, die nahe Kirche am Babenberge wurde niedergebrannt. Allein plötzlich zogen die Türken wieder ab und die Holleiner Gemeinde war gerettet. Dankbar lösten deren Angehörige ihr Wort und schafften die große versprochene Kette an, welche noch heute in der Kirche zu Hollein zu sehen ist.

502. Die Entstehung der Höllerkirche.

In St. Georgen unter Straßburg im Gurktale zweigt ein langer, schmaler Seitengraben ab, der Höllgraben genannt. Eine halbe Stunde oberhalb des Grabenabschlusses steht ein kleines Kirchlein, die Höllerkirche genannt.

An ihrer Stelle stand früher eine alte, ausgehöhlte Linde. Wer nur konnte, flüchtete sich zur Zeit der Türkennot in Wälder oder Felsenhöhlen, um diesen wilden Gesellen nicht in die Hände zu fallen. Als eines Tages eine Schar in diese Gegend kam, wußten die Bewohner der einzelnen Gehöfte keinen anderen Ausweg, als sich unter die Linde zu flüchten. In Gebet und vollstem Gottvertrauen erwarteten sie die Türken. Diese stürmten auf die Linde los, doch als sie noch einige hundert Schritte vom Baum entfernt waren, sahen sie nichts als einen Rasenplatz und mußten wieder umkehren. Als sich der Befehlshaber in einiger Entfernung wieder umsah, erblickte er den Baum wieder. Erzürnt darüber kehrte er mit den Seinen gleich wieder zurück. Doch auch jetzt ohne Erfolg. Die wilden Gesellen erkannten nun, daß dies eine heilige Stätte sei; der Anführer gelobte ein Kirchlein zu bauen und um dieses eine goldene Kette zu ziehen. Auf diese Weise wurden die bedrängten Bewohner aus der Gefahr errettet. Die goldene Kette wurde später von den Friesachern gegen eine eiserne vertauscht. Dafür muß in der Höllerkirche noch heutzutage ein Priester aus Friesach alljährlich eine heilige Messe lesen. Die Kette wird vom Volke für ein Zeichen der kirchlichen Gewalt gehalten, gegen die der Teufel nie aufkommen wird.

503. Die Prozession zu Altenmarkt.

Zur Erinnerung an einen großen Türkeneinfall wird in der Pfarre Altenmarkt alljährlich eine Prozession gehalten, wobei man zu der nahen Filiale St. Johann wallfahrtet. Daselbst wird dann der ganze Zug mit einem Wacholderzweige eingesprengt. Die Ursache des Brauches soll folgende sein.

Der Kommandant der türkischen Streifhorde lagerte sich einst mit seiner Mannschaft um das Kirchlein St. Johann. Die Horde hielt Mittagsstunde gegenüber dem Lager der kärtnerischen Truppen. Da wurde von einem Kärntner Schützen dem türkischen Anführer der Bissen vom Munde weggeschossen. Darüber erschrak er so sehr, daß er eiligst aufbrechen ließ und unter Verwünschungen ausrief: „So lange dies Kirchlein im ‚Kranabet' steht, werden es die Türken nicht mehr sehen.“ Noch jetzt wachsen um St. Johann viele Wacholderstauden.

504. Der Finsterbach.

Der Finsterbach ist ein Seitengraben in der Schattseite ob Gurk. Der Graben hat seinen Namen aus der Türkenzeit. Einst kamen sie in das obere Gurktal und zogen talabwärts. Was sich retten konnte, flüchtete in die Berge. Schon drang der Schreckensruf „die Türken kommen“ auch nach Gurk. Die Bewohner des Ortes sowie der Umgebung flüchteten sich mit Weib und Kind in die große, prächtige Kirche, welche von der heiligen Hemma erbaut wurde. Als sie die ersten Streifscharen erblickten, ließen sie die Sturmglocke ertönen. Schon wollten die wilden Horden in den Ort eindringen, um ihr Vernichtungswerk zu beginnen, als er ihnen plötzlich aus den Augen verschwand. Nun mußten sie sich zurückziehen. Zu diesem Zwecke schlugen sie in der Schattseite, in dem bereits bezeichneten Graben, ihr Lager auf. Am nächsten Tage versuchten sie neuerdings einen Angriff, doch vergebens. Wenn sie in die Nähe des Ortes kamen, verschwand er ihren Augen; zogen sie sich jedoch wieder zurück, so sahen sie den Ort wieder. Auch den Klang der Glocke vernahmen sie deutlich. Bei jedem weiteren Angriff wiederholte sich das Wunder. Erzürnt über dieses Mißgeschick mußten sie unverrichteter Dinge abziehen. Dem Graben, in dem sie gelagert, gaben sie den Namen Finsterbach. Die Bewohner jubelten laut über ihre wunderbare Rettung, sie stimmten in der Kirche einen Lobgesang an und dankten Gott, daß er sie aus ihrer gefährlichen Lage errettet hatte.

505. Die Türken in Villach.

Wie die Türken in die Gegend von Villach kamen, suchte alles hinter den Mauern der Stadt Rettung vor der schrecklichen Gefahr. Bei dem gegen Seebach zu gelegenen Stöckel hatten die Scharen ihr Lager aufgeschlagen. Was sich ihnen nicht willig ergab, wurde mit Gewalt unterworfen und dann niedergehauen. Aus der „Gegend“ hinter Villach kamen etwa 500 Bauern bewaffnet ihnen entgegengezogen, aber alle gingen dabei zugrunde.

Noch hängt ein Türkensäbel in der Pfarrkirche zu Villach und es geht die Prophezeiung, daß einmal die Türken ihn wieder holen kommen würden.

506. Die Türken in St. Daniel im Gailtal.

Nicht nur die Franzosen, sondern auch schon lange vorher die Türken kamen in dies liebliche Bergtal und zogen alles verwüstet und rauchend zurücklassend weiter, aber sie kamen nur bis St. Daniel, bis zur „Roßtritten“, einer Felskluft, welche sich in der Nähe dieses Ortes befindet. Hier blieben auf einmal die Pferde im Boden stecken und konnten trotz der Peitschenhiebe ihrer Reiter nicht mehr von der Stelle; mit einem Male verloren sie ihre Hufe und verletzten die Beine derart, daß die Türken nicht weiter reiten konnten, sondern ihre Pferde zurücklassen und fliehen mußten. Die Bewohner aber dankten Gott für die Rettung und konnten nun ein sicheres Versteck aufsuchen; es soll sich in der darauffolgenden Zeit nie wieder ein Türke haben blicken lassen.

507. Die Türken im Lavanttal.

Eine Kirche auf der Saualpe wurde von den Türken belagert. Jedoch ihre Mühe war vergebens. Die Angehörigen der Pfarre, die alle in der Kirche verborgen waren, leisteten tapferen Widerstand. Wie die Türken einsahen, daß sie hier nichts ausrichten konnten, zogen sie ab, nachdem sie noch früher der Kirche eine große Wachskerze geopfert hatten. Die Bedrängten mißtrauten der Sache, untersuchten die Kerze und fanden, daß sie innen ganz mit Pulver angefüllt war. Zum Andenken an die glücklich abgewendete Gefahr wurde sie beim Altare aufgehängt, wo man sie noch heute sehen kann.

Über dem Altare der Pfarrkirche des Dorfes Marein im Lavanttale ist ein großer Hut zu sehen. Der kam auf folgende Weise hieher:

Als die Türken Marein bedrängten, bewaffneten sich alle Bauern. Auf das Gebet der Dorfinsassen schlug Gott den Anführer mit Blindheit. Da bekehrte er sich und betete bei der Mutter Gottes um Heilung, die ihm auch zuteil wurde. Als Andenken ließ er beim Abzug seinen Hut der hilfreichen Mutter zurück.

508. Wie die Osterfeuer im Lavanttal aufkamen.

In der Nähe des Stiftes St. Paul hatten die Türken ihr Lager aufgeschlagen. An der Stelle, wo das Zelt des Großveziers gestanden haben soll, sieht man jetzt noch ein steinernes Kreuz. Weil überall Türkenhorden umherstreiften, konnten die Bauern nicht miteinander verkehren und sich zu einer gemeinsamen Tat verständigen. Da geriet einer auf den Einfall, einander durch große Feuer von den Bergen herab Signale zu geben. Dies fand Beifall und bald flammten des Nachts — es war gerade die Osterwoche — auf allen Gipfeln der das Tal begrenzenden Berge Feuer auf. Aus Furcht, umzingelt zu werden, räumten die Türken den Platz und zogen ab. Seitdem ist die Sitte der „Osterfeuer“ zum Gedächtnisse der Befreiung aus der Türkennot bestehen geblieben.

509. Die Linde zu Siegelsdorf.

Zu Siegelsdorf im Lavanttale wurde vor alter Zeit eine große Schlacht geschlagen und alle türkischen Feinde in die Flucht gejagt. Im genannten Dorfe stand noch vor einigen Jahren eine Linde, von der es heißt, daß sie von den Türken gesetzt worden sei; an ihren Fall knüpfte sich die Prophezeiung, daß mit ihm die Türken abermals ins Land kommen würden.

510. Die Sage vom Obdacher Schmied.

Während des Einfalles der Türken im Jahre 1480, in welcher Zeit diese bis in das obere Lavanttal streiften, überall zündeten, plünderten und mordeten, führten sie einen gefesselten Schmied aus Obdach mit Namen Sturm, an den Schweif eines Pferdes gebunden, mit sich. Sie zogen längs des Höhenrückens am Abhange der Saualpe. Als sie nun in die Gegend kamen, wo jetzt, am sogenannten Zankergrunde, ein Kreuz steht und man die Kirche zu St. Leonhard zuerst erblickt, machte der Gefangene das Gelübde, nach seiner Befreiung eine Kette anfertigen zu lassen, die dreimal die Kirche, die dem heiligen Leonhard geweiht war, umziehen sollte. Er wurde erhört. In einem unbemerkten Augenblicke lösten sich seine Fesseln und es gelang ihm, gedeckt von dem an der Straße wachsenden Gesträuch, zu entkommen. Der glücklich Befreite löste sein Versprechen getreulich, ließ die Kette, von welcher jedes Glied einen Schuh lang war, verfertigen und verordnete, daß die Nachkommen seiner Familie für ihre Erhaltung Sorge tragen, oder, so oft sie durch ein Jahr keiner Ausbesserung bedürfe, ein Opfer von fünf Groschen entrichten sollten, was auch immer geschah. Die Kette verschwand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Ihr Wert wurde nicht beachtet, sie wurde von einem Pfleger der Stadt zur Einschmelzung gegeben. Nur ein Bild vom Jahre 1620, welches in der Kirche noch heute zu sehen ist, erinnert an diese sagenhafte Begebenheit. Die Bewohner der Stadt sind jetzt eifrigst bestrebt, dieses Andenken an die Türkenkriege zu erneuern. In den Jahren 1911—1912 ist es ihnen gelungen, durch wiederholte Sammlungen die Kette einmal um die Kirche herumzulegen. Vor dem Portale schließt die Kette. An jedem Ende befindet sich ein Pferd und ein Hufeisen, um an das Pferd zu erinnern, das den Schmied mitgeschleift hat.

511. Das Kreuz bei Wolfsberg.

Außer Wolfsberg steht ein steinernes Kreuz, ein anderes von gleichem Bau ist auf dem Krappfelde zu sehen. Bis zu diesen beiden Kreuzen werden die Türken, wenn sie noch einmal in das Land fallen, vordringen und ihre Verwüstungen ausdehnen.

512. Die Türken in Trebesing.

Eine Schar Türken machte einen Streifzug nach Trebesing. Im sogenannten Rachenbacherwalde wurde ihnen der Weg versperrt. Die Bauern

fällten viele Bäume und legten sie quer über den Weg. Im Rücken der Türken aber sägten sie die Baumstämme an und als die Horde an der Stelle vorbei war, legten sie die Bäume über den Weg, so daß die Feinde eingeschlossen waren. Sie konnten nicht entfliehen, da auf beiden Seiten der Bergesabhang und der dichte Wald sie daran hinderte. Die Bauern waren im Walde versteckt, brachen nun hervor und erschlugen die Türken. Später begruben sie die Feinde, weil sie die Heiden nicht in ihrem Walde unbegraben verwesen lassen wollten. Als nach dem Hochwasser im Jahre 1903 eine neue Straße ins Liesertal gebaut wurde, fand man das Skelett eines Türken. Er hatte einen Topf aus Ton und einige Messer und Gabeln bei sich, das Antlitz war nach Osten gerichtet. Die Leute sagen, er hätte sich im Grabe umgedreht, da er nicht nach türkischem Brauche beerdigt wurde. Da man nur einen Türken fand, vermutet man, daß doch einer aus der Schar entkommen und den Anführer allein in einem Grabe mit dem Antlitz nach Osten beerdigt habe. Um Mitternacht wagt sich niemand durch den Wald, in dem so viele Ungläubige begraben liegen.

513. Die Bluet'n bei Kellerberg.

Ein versteckter Waldwinkel in der Nähe der jetzt schon ganz verfallenen Ruine Alt-Kellerberg im Drautal, zu dem ein Hohlweg führt, heißt im Munde der Dorfbewohner „die Bluet'n". Alte Leute erzählen viel von den Greueltaten, die sich an diese Benennung knüpfen. Entstanden ist sie zur Zeit der Türkenkriege. Als die Bewohner des Dorfes Kellerberg hörten, daß türkische Scharen das Drautal durchstreiften, flüchteten die Frauen und Kinder in versteckte Waldwinkel und lagerten in Angst und Not an den Felsen, die heute noch zu sehen sind. Die Männer rüsteten sich zum Widerstand. Doch nicht lange blieben die armen Flüchtlinge unbehelligt. Türkische Scharen durchstreiften die Wälder, unbarmherzig töteten sie die Frauen und die zarten Kinder. Damals soll das Blut durch den Hohlweg niedergeronnen sein und seit der Zeit nennt man diesen Teil des Waldes „die Bluet'n".

514. Der steinerne Engel.

In der Wallfahrtskirche Maria Luschari ist ein Türkenkopf angebracht, der an die Türkennot erinnern soll. Die Bewohner jener Gegend erzählen folgendes darüber:

Als eine türkische Streifschar bis in die Gegend von Saifnitz vordrang und die Leute in größter Gefahr schwebten, suchten sie in der nahen Wallfahrtskirche ihre Zuflucht und baten die Jungfrau Maria um ihren Schutz. Diese erhörte ihre Bitte und vernichtete alle Türken, welche die Straße nach Saifnitz zogen. Sie spannte eine brennende Schnur über die Reichsstraße, so daß allen Türken die Köpfe abgeschnitten wurden. Ein steinerner Engel auf einer etwa drei Meter hohen steinernen Säule an der Reichsstraße, der noch heute steht, erinnert an diese Begebenheit.

Franzosensagen.

515. Ruscas Schutzbrief.

Nur wenige Stunden von Völkermarkt entfernt, liegt an der Reichsstraße, die nach Unterdrauburg führt, ein stattliches Gehöfte. Inmitten von segenbringenden Feldern und Wiesen erheben sich die weißen Mauern des Wohnhauses, umgeben von einem Kranze kleinerer Wirtschaftsgebäude, deren graue Schindeldächer sich vorteilhaft abheben vom Grün der Obstgärten, die zu beiden Seiten den Besitz begrenzen. Gegen die Straße hin, die an der Stirnseite des Hauses vorüberführt, sind mächtige Kastanien und Linden angepflanzt, die zur Sommerszeit angenehme Kühle schaffen. Jenseits der Straße erhebt sich der Wallersberg mit seinem herrlichen Buchenbestand. Fast jeder Wanderer, der des Weges kommt, hält hier Rast, denn weithin bekannt ist diese gastliche Stätte „Dürrnwirth". Wohl beinahe jedem fallen beim Eintritte in das Haus die vier Nägel auf, die eingerahmt und mit einer Inschrift versehen in der Haustür stecken. Die Inschrift erzählt, daß diese Nägel noch aus der Zeit stammen, als die Franzosen auf kärntischem Boden weilten. Es war im denkwürdigen Jahre 1809. Weitherum in Kärntens Gauen nur Unglück und Elend. Der Erbfeind, die Franzosen, waren im Lande, die, wohin sie zogen, nur Spuren der Verwüstung und des Greuels zurückließen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde geraubt und das Land durch Mord und Brand verheert. Die Bewohner verbargen ihre Kostbarkeiten und flüchteten mit ihrem Vieh in die Wälder und Berge. Dörfer und Gehöfte standen leer, verlassen von Menschen und Vieh, als die Franzosen auf ihrem Rückmarsch aus Steiermark unter der Führung des Generals Rusca auf der Reichsstraße von Unterdrauburg durchs Land zogen und auch beim „Dürrnwirth" vorbeikamen. Die Leute dieses Hauses waren gerade bereit zu fliehen, als das Heer der Franzosen eintraf. Die damalige Besitzerin, eine ehrwürdige Matrone namens Fink, faßte, als sie das heranrückende Heer sah, den Plan, den Führer zu bitten, er möge das Haus und seine Insassen schonen vor den Mißhandlungen und Gewalttätigkeiten der französischen Soldaten. Wenn man ihn so recht von Herzen bäte, glaubte sie, würde er der Bitte sicherlich Gehör schenken. Das Heer kam heran, die Frau ging wirklich dem führenden General entgegen und warf sich vor ihm auf die Knie, um Schonung bittend und zugleich versprechend, alles Gewünschte auszuliefern. Der Heerführer ließ einen Dolmetsch rufen und sich die Bitte der alten Frau übersetzen. Durch den Dolmetsch gab er der Frau dann zu verstehen, daß es ihn freue, daß sie soviel Vertrauen auch dem Feinde entgegengebracht und daß er dieses Vertrauen belohnen und Haus und Leute schützen werde. Er verlangte Tinte und Papier und stellte in französischer Sprache ein Schreiben aus, in welchem er ausführte, daß dieses Haus „Dürrnwirth" unter seinem Schutze stehe und nicht geplündert werden dürfe. Er unterzeichnete das Schriftstück mit seinem Namen. Auf seinen Befehl wurde es an die Haustür genagelt und bei Nacht noch ein Licht dazu gestellt, daß die vorbeiziehenden Soldaten es lesen konnten. Immer war auch für die Vorüber-

ziehenden Brot und Wein bereit, was die alte Frau aus Dankbarkeit bereitstellte. Lange war das Papier an der Haustüre befestigt gewesen zur Erinnerung an dieses Ereignis. Erst die jetzigen Besitzer haben es entfernt, um es anderweitig aufzubewahren. Nur die Nägel, die es gehalten, sind noch vorhanden und werden als kostbares Erinnerungszeichen sorgsam gehütet.

516. Die Entstehung des Ortsnamens „Rubland".

Als die Franzosen in Kärnten ihr Unwesen trieben, wurden die Bewohner des Marktfleckens Paternion in Oberkärnten vom Feinde bedrängt. Als aber die Bedrängnis der Bevölkerung am größten war, kam Hilfe von den Leuten, die gegenüber dem obgenannten Dorfe hausten. Die Hilfeleistung bestand darin, daß man eine großmächtige Rübe an eine alte Schleudermaschine legte und so die Feldfrucht in die vom Feinde bedrängte Gegend fliegen ließ. Da jedoch die Rübe von einer beträchtlichen Höhe, dem sogenannten Fresacherberge, geflogen kam, richtete sie unter den Franzosen große Verheerung an. Der Feind ergriff die Flucht, und der befreite Ort erhielt nun den Namen „Rübenland"; später wurde daraus „Rubland".

517. Der Pekouzbauer.

Am Südabhange der Sattnitz, in nächster Nähe von Hollenburg, wohnt ein Bauer, welcher „Pekouz" genannt wird. Dieses Bauernhaus soll einst mit dem Schlosse Hollenburg durch einen unterirdischen Gang in Verbindung gestanden haben. Von einem Vorfahren des heutigen Besitzers erzählt man sich folgendes:

Im Jahre 1813 wurde das ganze Rosental von den Franzosen schwer bedrängt. Mehrere französische Offiziere lagerten gerade unter einem Lindenbaum unterhalb des Schlosses. Der Pekouzbauer, der dies bemerkte, suchte den Franzosen einen Schaden zuzufügen. Er schlich, da damals die Auen zu beiden Seiten der Drau nicht so hoch waren wie heutzutage, am Boden kriechend zur Drau, schoß und traf glücklich den französischen Befehlshaber, der sofort tot niederstürzte. Als die übrigen Offiziere dies sahen, flohen sie mit dem Leichnam, und seit jener Zeit ließ sich kein Franzose mehr im Rosentale blicken. Der Bauer aber hat, als er das Gewehr abfeuerte, „Schau Mandl" gerufen. Das Volk änderte das ab, und daraus entstand das heutige „Siemandl". So heißt das heute noch jenseits der Brücke stehende Gasthaus. Der Pekouzbauer wurde für seine brave Tat belohnt, erhielt die Steuerfreiheit und bekam außerdem noch von jedem Bauer der Gemeinde jährlich einen Groschen.

518. Bestrafter Übermut.

Zwischen dem Markte Hermagor und dem Dorfe Dellach steht knapp an der Reichsstraße ein altes, morsches Kreuz, unter dessen Dach ein von ungeschulter Hand gemaltes Bild angebracht ist; es stellt einen französi-

schen Soldaten dar, welcher von einem österreichischen Soldaten erschossen wird. An dieses Kreuz knüpft sich folgende Erzählung:

Als im Jahre 1813 die französischen Heere das Gailtal durchzogen, blieb ein irrsinniger Soldat zurück, welcher alles, was ihm in die Hände kam, vernichtete. So hat er manchen Wanderer, der nichtsahnend an ihm vorüberzog, ermordet, Häuser in Brand gesteckt, gestohlen und noch allerlei Unfug getrieben. Endlich kam ein österreichischer Soldat, welcher von der Bevölkerung auf diesen unheilstiftenden Franzosen aufmerksam gemacht wurde und schoß ihn nieder. An dieser Stelle steht heute das Kreuz. Der unglückliche Franzose soll auch dort begraben worden sein.

519. Die Kriegskasse der Franzosen.

Im alten K... hause (der heutigen Artilleriekaserne), einem ehemaligen Wirtshause, soll den Franzosen während ihres Aufenthaltes in Tarvis ihre eiserne Kriegskasse gestohlen worden sein.

Als die Franzosen von den Österreichern auf den Greutherhöhen plötzlich angegriffen wurden, stürmten die Franzosen, die im genannten Hause Rast hielten, hinaus, um sich zu verteidigen, ließen aber ihre Kasse ohne Aufsicht im Zimmer. Diese Gelegenheit benützten die Frau und ihr Knecht, um die Kasse mit dem Gelde zu verbergen. Sie warfen dieselbe in den Abort. Als nach der Rückkehr der Franzosen der Abgang der Kasse entdeckt wurde, erhielt der Knecht den strengen Auftrag, seiner Hausfrau zu sagen, daß man von ihr die Herausgabe der Kasse fordere, widrigenfalls sie erschossen werde. Der Knecht teilte dies der Frau mit und gab ihr den Rat, alles abzuleugnen, es werde ihr nichts geschehen, weil niemand den Diebstahl nachweisen könne. Als die Franzosen die Kasse nirgends finden konnten, forderten sie diese von der Frau. Weil sie leugnete, brachte man sie gefesselt auf eine Wiese und wollte sie erschießen.

Wie die Franzosen sahen, daß sie auch mit dieser strengen Drohung nichts ausrichteten, glaubten sie an die Unschuld der Frau und ließen sie frei, in der Meinung, daß die Kasse von den Österreichern gestohlen worden sei.

Nach dem Abzuge der Franzosen wurde die Kasse emporgehoben, sauber gereinigt und des Inhaltes entleert. Auf diese Art soll die Familie reich geworden sein. — Mehrere Stiftungen halten das Gedächtnis an diese reiche Familie wach; die eiserne Kasse befindet sich heute noch bei einem Besitzer in Tarvis.

Eine andere Sage erzählt, daß es mit dem Wohlstand der Familie K... bald wieder abwärts ging, da ihr die Kasse von einem alten Knecht gestohlen wurde. Dieser soll sie auf einem Wagen, im Heu versteckt, ins Rosental, in seinen Heimatort Oberferlach gebracht haben. So erzählt der Wirt des nahe gelegenen Ortes Ledenitzen.

520. Die Franzosen in Trebesing.

Im Jahre 1809, als die Franzosen durch Kärnten zogen, kamen sie auch nach Trebesing im Liesertale. Dort ging ihnen der alte evangelische Pfarrer

entgegen und bat sie, Hab und Gut der Leute zu schonen. Die Bewohner mußten zwar eine große Summe Geldes zahlen, aber ihr Dorf blieb unversehrt. In Neuschitz, einem Orte nahe bei Trebesing, befand sich ein Bauer gerade im Hofe seines Anwesens, als die Franzosen daherstürmten. Sie verlangten, daß er ihnen alles gebe, was er besaß. Doch der Bauer widersetzte sich, und sie banden ihn nun an zwei Roßschweifen fest und trieben die Pferde an, so daß er in Stücke gerissen wurde. Seine Frau saß in der Stube und sah nichts von diesem Vorgange. Als sie die Franzosen hörte, versteckte sie ihr Kind, das sie auf den Armen gewiegt hatte, in die Tischlade, wo es ruhig weiter schlief, während sie sich selbst im Heu verbarg. Die Franzosen plünderten zwar das Haus, fanden aber weder Mutter noch Kind und zogen dann mit ihrem Raube davon.

521. Otrob und Napoleon.

Ober dem Orte Feistritz im Rosentale kann man noch heute einen halb verfallenen Bauernhof sehen, der jetzt teilweise als Heustadel benützt wird. Eine seltsame Geschichte knüpft sich an dieses Gehöfte.

Dort hauste im 18. Jahrhundert ein freier Bauer, reich begütert und überall angesehen. Er war Vater von drei Söhnen und einer Tochter, die von seltener Schönheit war. Viele schmucke Freier hatte sie bereits abgewiesen, keiner war ihr gut genug. Sie wollte warten, bis einer kam, der besser war als alle ihre Bekannten.

Da geschah es, daß der Erbfeind Deutschlands auch nach Österreich kam. Und auch das stille Tal an der Drau, wo eben die Schneerosen blühten, wurde jetzt ein Tummelplatz rauher Kriegshorden.

Auch nach Feistritz kamen sie. Während die Mannschaft unter der großen Dorflinde aß und zechte, stieg den schmalen Weg zur Kreuzkirche hinan ein junger Offizier, das war der gefürchtete Korse, der Tyrann Europas. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und sandte spähende Blicke umher. Wer einmal in dieses Auge gesehen, der vergaß es wohl nimmer. Da flammte tiefe Leidenschaft, da glühte zugleich eine verzehrende Sehnsucht nach Glück und ein unaustilgbarer Lebensdurst. Die bleichen Wangen waren schmal und der Mund nicht frei von leichter Ironie. So sah er aus damals, als er in Feistritz war, erzählte ein altes Weiblein, und weiter noch folgendes:

Napoleon ging weiter, bis er zum „Otrob" kam; da lehnte die schmucke junge Dirne am Zaune und sah dem Ankommenden entgegen. Eine freudige Erregung trat auf das bleiche Antlitz des Feldherrn. Er sprach sie an, tat freundlich mit ihr und sagte ihr Dinge, über die das schöne Mädchen heiß erröten mußte. Er bat, sie möge ihn einlassen, und weil sie so ganz allein war, öffnete sie sorglos die Türe. Napoleon trat ein mit der Absicht, ein kleines Abenteuer zu erleben. Ihm gefiel das schöne Kärntnerkind mit den blitzenden blauen Augen und dem sonnigen Goldhaar.

Beide verlebten unvergeßliche Stunden. Dann ging er, der alles so leicht eroberte, Länder und Frauenherzen; ein wenig bleicher war er noch, aber die kalte, strenge Miene ließ nichts von allem erraten. Er ging mit

dem Gedanken, dem Leben einen schönen Augenblick abgerungen zu haben. Hinter sich aber ließ er ein zerstörtes Leben zurück. Ein bleiches, schönes Weib sah ihm nach, eine funkelnde Träne im blauen Auge. Sie wußte nicht, woher er kam, wohin er ging, sie wußte nur eins, daß sie ihn liebte. Nicht ein Gedanke kam ihr, es könnte einer von den Feinden ihres Volkes sein.

Dann kam der Vater. Er erzählte, was er gesehen, besonders viel von dem verhaßten Unterdrücker, und da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, daß jener blasse, schöne Offizier eins sei mit der Person des Kaisers. Ein ungeheures Weh durchschnitt ihre Brust. Sie liebte ihr Volk und haßte den fremden Feldherrn, von dem sie so viel gehört hatte. Aber eben jetzt empfand sie auch, wie sie ihn liebte mit der Liebe eines jungen Weibes.

Tage vergingen. Mehrere kleine Gefechte fanden statt. Viele Burschen verloren ihr Leben, auch die „Otrob" kamen nicht wieder. Der Bauer dachte nun nur mehr an das Glück seiner einzigen Tochter, die von Tag zu Tag bleicher wurde. Und eines Tages gestand sie ihm die begangene Schuld. In jähem Zorne traf er sie mit der flachen Hand tödlich an der Schläfe. Den Nachbarn erzählte er, sie sei von der Stiege gefallen. Man legte ihren jungen Leib unter den grünen Rasen. —

Jahre vergingen. Der Bauer war alt geworden. Seine hohe Gestalt war gebeugt. Nur ein Ziel kannte seine Sehnsucht, die Rache an den Zerstörern seines Lebensglückes.

Noch einmal zogen die Franzosen durch Kärnten. Der Otrobbauer tat all sein Gold in Säcke und versenkte diese in den Brunnen. Er grub einen Gang, um sich in die Nähe der Feinde zu stehlen und den Verhaßtesten zu ermorden. Aber nicht den Gesuchten traf seine Kugel, sondern ein einfaches Soldatenleben. Ein tödlicher Schuß streckte auch ihn zu Boden. —

Der Hof wurde leer, aber vom vergrabenen Schatz hört man heute noch sprechen. Auch der alte, längst eingefallne Brunnen wird noch gezeigt, und selbst Spuren des Ganges sind noch erhalten. Zuweilen ist es nicht ganz richtig dort oben, und jeder meidet gern den Hof. In einer Nacht des Jahres aber sieht man den armen Bauer wimmernd und klagend herumirren. Er kann keine Ruhe finden, sagt das Volk, weil ihn Reue und Rachsucht nicht schlafen lassen. —

522. Der Franzosenschatz im See.

Der Pressegger See bei Hermagor ist wohl ein ganz kleiner, aber doch tückischer See, und gar leicht kann einem ungeübten Schiffer eine plötzliche Wellenbewegung während der Fahrt recht unangenehm werden.

Zur Zeit, als der große Machthaber Napoleon auch in dieses einsame Tal kam und ein Teil der Heere hier durchzog, sollte eine Kriegskasse mit mehreren Millionen auf einer ganz entlegenen Stelle für das in Kärnten stehende Heer aufbewahrt werden. Dazu wurde das hinter einem großen Hügel am jenseitigen Ufer des Sees gelegene Dörflein Paßriach ausersehen. Als dessen Bewohner davon erfuhren, waren sie sehr bestürzt darüber, denn nun galt es, alle ihre Häuschen der französischen Be-

satzung zu überlassen, wodurch sie fast obdachlos geworden wären. In ihrer Angst und Not baten sie Gott um Hilfe.

Und wirklich, als die Soldaten schon auf dem See waren und den Kriegsschatz hinüberschaffen wollten, da erhob sich ein heftiger Sturm. Infolge der schweren Belastung des Kahns konnten sie nicht schnell genug ans Ufer fahren, das Schiff kippte um und warf Mann und Kasse in die Fluten. Die Soldaten ertranken, der Schatz soll aber noch tief am Grunde des Sees ruhen.

Ein Franzose wurde halb tot, halb lebendig gerettet und von einem braven Bäuerlein bis zu seinem baldigen Tode treu und liebevoll gepflegt. Zum Dank für diese edle Tat vermachte er dem Bauer sein Gewehr, welches noch heute von dessen Nachkommen gezeigt wird.

523. Von Erzherzog Karl.

Nach einem hitzigen Gefechte, das die Österreicher unter Anführung des Erzherzogs Karl im Jahre 1797 den Franzosen lieferten, mußten sie die Flucht ergreifen. Da das Gefecht zwischen Saifnitz und Tarvis stattfand, sahen sich die Österreicher gezwungen, ihre Flucht durch den Ort Tarvis zu nehmen. Die Verfolgung war so hartnäckig, daß ihnen gar keine Zeit blieb, den Rückzug zu decken. Die Folge davon war, daß die meisten in Gefangenschaft gerieten. Auch Erzherzog Karl wäre bald gefangen genommen worden, als er nämlich durch die schmalen Gassen von Tarvis davonsprengte und die Franzosen ihm dicht auf den Fersen waren. Ein Knecht jedoch zog einen Wagen quer über die Straße und verrammelte so die schmale Durchfahrt. Gleich darauf kamen die ersten Franzosen herangesprengt. Sie mußten nun erst das Hindernis beseitigen, doch als sie die Verfolgung wieder aufnahmen, hatte Karl einen zu großen Vorsprung und konnte nicht mehr eingeholt werden. Später wurden zwar Nachforschungen angestellt, aber sie blieben erfolglos. Der Knecht bekam nach Beendigung des Krieges eine ausgiebige Belohnung für seine edle Tat.

524. Die Franzosen vor Mauten.

In den Jahren, als französische Streifscharen durch das Gailtal zogen, konnte Mauthen als Ort an der Straße nach Italien jederzeit von fremden Soldaten überrumpelt werden. Um dem vorzubeugen, rüsteten sich die wehrhaften Männer mit allem möglichen Gerät aus. Da jedoch die ungeschulte Streitmacht nicht ausreichte und ein Franzosenheer bereits heranrückte, wurde der Tiroler Landsturm um Hilfe angefleht, der denn auch ein Aufgebot schickte. Die wackere kleine Schar nahm in der Nähe der Plöcknerkirche Aufstellung und erwartete den Feind mit Sensen, Dreschflegeln und dergleichen Geräten. Sie sollten nicht lange warten. Kaum waren sie geordnet, als sich auch schon die Franzmänner zeigten. Nach einer kurzen, hitzigen Schlacht wurden die wackeren Landesverteidiger in die Flucht geschlagen und von der ungleich größeren Zahl der Feinde verfolgt. Schon war es um die Braven fast geschehen, als sich ihnen

unverhoffte Rettung bot. Nachdem die Feinde dem Ort die ersten Grüße aus ihren Gewehren zusandten, raffte sich die zurückgebliebene Bevölkerung unter Führung des greisen Hanser auf und zog den Verfolgern ihrer Angehörigen entgegen, um nicht nur diese vom Tode zu retten, sondern auch die Schonung des Ortes zu erflehen. Der alte Hanser trat vor und richtete an den Befehlshaber in französischer Sprache diese Bitte, während seine Tochter dem Hauptmann den Wein kredenzte. Der Ort blieb erhalten, doch mußten die Bewohner des oberen Gailtales einem in Mauthen eingesetzten Marktschneider Abgaben entrichten.

525. Ein guter Einfall eines Bäuerleins.

Als die Franzosen in St. Margareten im Rosentale lagerten, drangen sie darauf, daß die Bauern sie mit Nahrung versorgten. Da die Unterdrückung schon zu lange dauerte und das Volk nur wenig Lebensmittel mehr besaß, griff ein Bauer zu einer List, um die Dränger los zu werden. Er blickte eines Morgens unaufhörlich gegen Ausgang des Rosentales. Dies fiel einem französischen Befehlshaber auf, und er frug das listige Bäuerlein, was es hier zu sehen gebe. Dieser säumte nunmehr nicht, seinen kühnen Plan zu verwirklichen. Er entgegnete: „Ich sehe drüben das österreichische Heer mit den weißen Jacken und den blauen Tschakos. O, wie viel da auftauchen; immer mehr und mehr!" Der Befehlshaber ließ das Heer sogleich, ohne sich vom Herannahen des Feindes zu überzeugen, abziehen. Die Österreicher waren jedoch nicht im Anzuge, wie das Männlein berichtet; es hatte nur zu dieser List gegriffen, um die Feinde von seinem Wohnorte abzuhalten.

Andere Geschichtssagen. Ortssagen.

526. Herzog Ingos Gastmahl.

Herzog Ingo, der zur Zeit Karls die Karantanerslawen beherrschte, soll das unbeschränkte Vertrauen seines Volkes genossen und die Verbreitung der christlichen Lehre bestens gefördert haben. Von ihr fürchteten aber die Großen den Verlust der Macht; nur die unter dem Joche der Sklaverei Schmachtenden nahmen freudig die menschenerlösende Botschaft auf. Eine Sage erzählt nun, wie Ingo dem Christentum auch bei den Mächtigen seines Landes Eingang verschafft haben soll: „Er lud einmal," so heißt es in der Bekehrungsgeschichte, „die christlichen Gemeinen seines Volkes zu sich und ließ sie aus vergoldetem Geschirr bewirten, während er ihren ungläubigen Herren gleich Hunden den Platz vor der Türe anwies und ihnen Brot und Fleisch und irdene Gefäße mit Wein vorsetzte. Als diese nun fragten: ‚Warum tust du uns das?' erwiderte er: ‚Ihr seid nicht würdig, mit euren ungewaschenen Leibern in Gemeinschaft mit denen zu sein, welche in dem heiligen Quell wiedergeboren sind.' Darauf eilten sie wetteifernd, die Taufe zu nehmen, und so kam das Christentum im Lande zu seinem Aufschwung."

527. Die Blutmuldern.

Unfern dem Orte Möllbrücke, nahe der Stelle, wo die Eisenbahn die Möll überquert, erhebt sich inmitten des Lurnfeldes eine der hl. Magdalena geweihte Kapelle, umschattet von drei mächtigen Linden, welche ihr Laubdach wie schützend über sie ausstrecken. Eine kurze Strecke von der Kapelle entfernt bemerkt man drei größere Vertiefungen, die sich sanft verflachen und die das Volk die „Blutmuldern" nennt. Hier nun soll es gewesen sein, wo durch die christlichen Franken die Macht der Slawen in einer furchtbaren Schlacht gebrochen und der Götzenaltar, um den diese hilfesuchend sich geschart hatten, zerstört wurde. Da erging aus dem Munde des sterbenden Heidenpriesters der Rachefluch: hier werde, wenn die Linden aus dem geweihten Boden sich zum drittenmal erneuert hätten, das hart bedrückte und gedemütigte Slawenvolk gegen seinen Herrn sich erheben, die dort verborgenen Keulen hervorsuchen, und jene Blutmuldern würden sich mit Leichen und Blut füllen, diesmal mit Germanenblut. In der Vertilgungsschlacht werde das Weib eines in der Nähe seßhaften Bauers mit Namen Partusch den feindlichen Anführer, der allein noch die Niederlage der Seinen überleben soll, mit einer Ofenkrücke erschlagen.

Als Zeichen der Sühnung und als Denkmal für kommende Jahrhunderte erbaute man an dem Platze des einstigen Götzendienstes die Magdalenenkapelle, und nur die Linden blieben aus der heidnischen Vorzeit. Die Volkssage verlor in der Folge zwar ihre Bedeutung, nachdem Deutsche und Slawen im schönen Drautale friedlich nebeneinander wohnten; aber desungeachtet wurzelte das Andenken daran so tief im Volke, daß die aufrührerischen Bauern von Millstatt im Jahre 1735 nach ihrem eigenen Geständnisse nahe daran waren, die am Lurnfelde bei der Magdalenenkapelle verborgenen Keulen auszugraben und damit ihre Herren zu erschlagen. Neuerdings aufgetaucht ist Sage und Glaube auch im verhängnisvollen Jahre 1848.

528. Die Heiden im „verborgenen Tal".

Als das Heidentum überall ausgerottet wurde, da flüchteten sich die Heiden in die abgelegenen Alpentäler; auch in die Stangalpe sind sie hinaufgekommen. Hier im „verborgenen Tale" sollen sie ihre Reichtümer und Schätze vergraben haben. In der großen Schlacht, welche die Christen hier auf dieser Alpenhöhe den Heiden geliefert haben, wovon die Alpe ob der inneren Krems, an der Grenze von Salzburg, den Namen „blutige Alm" erhielt, sind die meisten Heiden, die sich da niedergelassen haben, ums Leben gekommen, die im „verborgenen Tal" und in der Pfarreralm begraben liegen, wo es noch heutigen Tages „bei den heidnischen Freithöfen" heißt.

In der Kremsalpe, wo jetzt das Kirchlein steht, soll ein heidnischer Tempel gestanden haben, der damals zerstört und vom Grafen Aschauer, der selber zwar ein Heide war, aber sich zum Christentum bekehrt hatte, in eine christliche Kirche umgewandelt worden sein. Ein altes gemauertes,

sehr baufälliges Haus hält man allgemein für die Residenz dieses Grafen, der auch in der Kirche begraben liegen soll. Ein großes Wandgemälde vom Jahre 1587 in ihrem Innern gibt über diese Aschauer näheren Aufschluß.

529. Die „rote Wand".

Im Gailtale oberhalb Höfling heißt ein Felsen „die rote Wand" oder „blutige Wand". Die Volkssage erzählt, daß in seiner Nähe ein blutiger Kampf stattgefunden habe, in welchem die Unterliegenden gegen die Wand geschmettert wurden, daß das Blut den Felsen hinanspritzte. Kein Regen hat die Blutflecken noch wegzuwaschen vermocht.

530. Das Klagenfurter Stadtwappen.

Als der Kärntnerfürst von der Karnburg gebot, da hausten Ur und Eber in der weiten Ebene vom Wörthersee bis zur Drau. Wildes Gestrüpp und Moos deckten den Boden, und während an den Bergen hin zahlreiche Herden weideten, betrat nur selten ein Mensch jenes Dunkel, und keiner kehrte zurück, der dies gewagt hatte. Manches fette Rind entschwand plötzlich von der Trift, und noch kannte man ihn nicht, den geheimen Feind, welchen der ewige Nebel verbarg, der auf der Gegend lastete. Zu Zeiten, bei bösem Wetter, hörte man ein dumpfes Geheul, ein fürchterliches Knurren; vergebens hatte der Herzog seinen Leuten geboten, den Sitz des tobenden Ungeheuers auszuforschen und es zu erlegen. Furcht und Schrecken befiel auch die Kühnsten. Da dachte man, es aus seinem sicheren Verstecke zu locken.

In kurzer Zeit stand auf der höchsten Stelle am Rande des Sumpfes ein fester Turm da. Hinter seinen wohlbewahrten Öffnungen konnte man weit hinein den Feind beobachten. „Wer es wagt," sprach der Fürst zum Volke, „mit List oder Gewalt sich des Ungetüms zu bemächtigen, dem sei der Turm und reicher Lohn. Soweit jetzt sein gefräßiger Zahn herrscht, von einem Flusse zum andern, sei das ganze Land des Siegers Eigentum; er sei frei und wär' er auch ein Sklave." Da riefen mehrere Stimmen: „Ich, ich!" Und bald zog ein mutiges Häuflein von Knechten hin zum Streite. Ein feister Stier ward an einer Kette festgemacht und ein gewaltiger Widerhaken daran befestigt. Des Stieres Gebrüll erfüllte weit umher die Luft. Bald brauste es auf in dem Sumpfe, himmelan spritzte der Gischt; wie ein Pfeil hervor schießt ein scheußlicher Wurm, geflügelt und panzerbedeckt, seine Krallen packen das Tier, und sein Rachen öffnet sich, um den Raub zu verschlingen. Da faßt den weichen Gaumen das gekrümmte Eisen, in furchtbaren Reifen schlägt er nun den Schwanz, und wütend gräbt er die spitzigen Krallen in des Rindes Bauch. „Ehe er loskommt, laßt uns ihn töten," rufen die Knechte. Sie springen rasch hervor, und mit eisernen Keulen gelingt es ihnen, das Ungeheuer zu erlegen.

An der Stelle des Drachenkampfes erstand mit der Zeit ein friedliches Dörfchen. Wo der Turm gestanden, baute sich der Herzog ein schützendes Schloß, allmählich ward das unwirtliche Gestrüpp ausgerottet, der Sumpf trockengelegt und der Boden mit dem Pfluge urbar gemacht. So entstand die älteste Ansiedlung an der Stelle der späteren Stadt Klagenfurt. Zum

Andenken jenes Kampfes wurde der besiegte Lindwurm mit dem schützenden Turme das Wappen der Stadt, und der Riesenbau seines Körpers prangt, aus Schiefer gehauen, auf dem Neuen Platze. Noch (1832) sieht man im Archive des Rathauses den Vorderkopf des Lindwurms an einer Kette hangen. An der breiten Schnauze glaubt man anfangs ein Landtier zu entdecken, aber die Höhlung im Kiefer, wo die spitze Zunge lag, und die Spuren der im Gebeine laufenden Schlagadern verraten die Amphibie, auf deren Größe und Länge sich daraus schließen läßt, daß der Schädel den eines Pferdes dreimal übertrifft.

531. Die Lindwurmgrube.

Allgemein bekannt ist die Sage vom Lindwurm, nicht aber der Ort, wo dieser vornehmlich gelegen und gehaust haben soll. Da zeigte man noch vor gar nicht langer Zeit auf eine an der Reichsstraße zwischen Zollfeld und Willersdorf befindliche Vertiefung, in welcher der Lindwurm gelegen haben soll. Diese Stelle hat er sich deshalb gewählt, um die an der Reichsstraße vorüberziehenden Menschen und Tiere überfallen und wohl auch in die nahegelegenen Dörfer einfallen zu können. Die beiläufig 500 bis 600 Schritte lange und 20—30 Schritte breite Grube ist dermalen außer Kultur und nur mit etlichen, im Wachstume zurückgebliebenen Föhren besetzt.

532. Die Gründung von St. Veit.

Es war der Osterabend des Jahres 901, als sich die Ungarn auf die Höhen zogen, wo jetzt die Schlösser Hungerbrunn und Taggenbrunn stehen. An den beiden Brunnen lagerten die Horden und tränkten im Tale der Wimitz ihre Pferde.

Ratold, Herzog der Karantaner, hielt seine Haufen in den Engpässen der Gegend von Friesach beisammen und zweifelte, ob er den angebotenen Kampf mit der feindlichen Übermacht wagen sollte. Die Legende erzählt, daß ihm nachts vor dem Entscheidungstage St. Veit, der Volksheilige der Slawen, erschienen sei und ihn durch das tröstende Traumbild aufgemuntert habe, die Schlacht zu wagen. Klar und hell stieg der Morgen des Karsamstags empor, des Feldherrn Entschluß war gefaßt. Er hatte das Gelübde getan, den Ort des verheißenen Sieges mit einem Heiligendenkmal zu bezeichnen. Im Krappfelde entwickelte der gefährliche Feind seine zahllosen Scharen, doch die Karantaner stürmten mit froher Zuversicht auf die Hilfe des Auferstandenen gegen sie und drängten die Feinde in die Schluchten der Gurk und Wimitz, wo das Schwert unbarmherzig unter ihnen wütete. — Dort, wo der Mühlbach, den Mauern der alten Stadt entlang, sich aus dem Erlengraben dem trägen Gewässer der Glan zu ergießt, fand der Kampf sein Ende. Hier ließ Ratold Wald und Gebüsch im Umkreis lichten, und der Bau begann. So entstand das Gotteshaus St. Veit am Erla (in den Erlen), um dessen Mauern sich bald Ansiedler niederließen. Aus dieser unscheinbaren Siedlung entstand im Laufe der Zeit der Markt und die spätere Herzogsstadt St. Veit.

533. Entstehung des Millstätterwappens.

Vor alten Zeiten waren in Millstatt Heiden. Schon der Name erinnert an jene Zeit: mille = tausend, also Tausendstadt. Das Ufer des Sees sowie das Innere der Dörfer war mit vielen Götzenbildern besetzt. Eine einzige Götzenstatue bestand aus drei Säulen. Auf der mittleren war ein Löwenkopf und auf den seitwärtigen ein Widder- und ein Bockskopf dargestellt. Als jedoch Domitian Herzog von Kärnten wurde, trat er entschieden gegen den Götzendienst der Heiden auf. Er ließ sämtliche Götzensäulen, deren über tausend gewesen sein sollen, in den See werfen und vernichtete sämtliche Heiden. Dann gründete er einen Orden, den der Georgsritter, welche das Christentum auch in der Umgebung verbreiteten.

Auf solche Art entstand das Millstätter Wappen, welches drei solche Götzensäulen zeigt und zur Erinnerung an die Tat Domitians geschaffen wurde. Auch in der Kirche findet mon noch zahlreiche Überreste aus der Heidenzeit, der Zeit der Georgsritter und Jesuiten. Die Millstätter Bürgergarde trägt dieses Wappen auf den Helmen.

534. Das Wappen der Spanheimer.

Vor alten Zeiten war ein Graf von Vianden und Ravanzierburg einer Gräfin des Nahegaues, welche Witwe war, sehr zugetan. Auch sie war dem Manne nicht abhold, konnte ihm aber nicht ohne weiteres ihre Hand reichen, da er in einer Fehde einen ihrer Verwandten getötet hatte. Diese Tat in Vergessenheit zu bringen, machte sie ihm den Vorschlag, er sollte zur Sühne jenes Totschlages eine Pilgerfahrt ins heilige Land antreten und ihr von dort ein Zeichen oder Andenken von den gepriesenen Orten mitbringen, das geweiht und beglaubigt sei. Daran werde sie seine aufrichtige Liebe und den Willen des Himmels zugleich erkennen.

Der Graf von Vianden schied aus dem Heimatlande, und es währte wohl über Jahr und Tag, bevor er an die Rückkehr denken durfte. Er kämpfte gegen die Ungläubigen, betete an den heiligen Stätten und erwarb, sein Gelübde zu lösen, einen Span vom Kreuze des Herrn, dessen Echtheit der Patriarch von Jerusalem durch einen Pergamentbrief mit bleiernem Siegel beglaubigte. Der Graf von Vianden war sehr glücklich, einen so kostbaren Schatz zu besitzen und ließ eine kleine goldene Truhe anfertigen, kunstvoll gearbeitet, mit Edelsteinen besetzt und auf dem Deckel in erhabenen Buchstaben den Namen der Herrin, welcher er diente. Darauf schickte sich der Graf zur Heimreise an, voll Hoffnung auf Erfüllung seines Glückes. Aber das Geschick erzeigte sich ihm nicht günstig. Auf der Meerfahrt von Palästina nach den Küsten Italiens erhob sich ein furchtbarer Sturm, der das Schiff scheitern machte; kaum daß die Mannschaft das nackte Leben rettete. Alle Habe des Grafen und auch jenes wertvolle Kästchen wurde von den Wogen des Adriatischen Meeres verschlungen.

Arm und tiefbekümmerten Herzens, ein bettelnder Pilgrim, durchreiste der Graf die Gaue Deutschlands, und so kam er endlich in der Heimat an, wo er zwar des Gutes und Geldes genug fand, allein nichts, was seinen

Verlust hätte ersetzen können. Betrübt suchte er die Gräfin auf. Sie hieß ihn freudig willkommen. Er fand sie schöner und liebenswürdiger als je vorher. Das schmerzte ihn um so tiefer, und er sprach: „Frau Gräfin, Ihr sehet mich mit leerer Hand Euch wieder nahen. Ich hatte ein kostbares Reliquienstück, einen echten Span vom Kreuze unseres Herrn, wohlverwahrt in einem köstlichen Schrein für Euch vom heiligen Lande mitgebracht. Ein Sturm, der das Schiff stranden machte, raubte mir alle Habe und auch jenes Kleinod, das für Euch bestimmt war, das mein Glück an Eurer Seite begründen sollte." — „Armer Graf!" sprach die Gräfin und betrachtete ihn liebevoll, „so bringt Ihr also vom Kreuze des Herrn keinen Span heim? War etwa auf dem Kästchen, das Euch der Meersturm raubte, mein Name zu lesen?" Der Graf hörte ganz erstaunt diese Worte, er glaubte zu träumen und rief: „Beim Kreuze des Heilandes, Frau Gräfin, wie könnt Ihr das wissen?" — „Gottes Fügung," antwortete sie, erschloß einen Schrein, nahm aus diesem des Grafen goldene Truhe und hielt sie dem Staunenden unter die Augen. „Heute in der Morgenstunde wurde der Klopfer an meinem Burgtore gerührt. Wie der Pförtner öffnet, steht ein lockiger Jüngling draußen, schön wie die Morgenröte, und spricht: ‚Für deine Herrin.' Dabei gab er dem Pförtner dies Kleinod in die Hand. Wie dieser wieder aufblickt, ist der Jüngling bereits verschwunden."

Nach der Vermählung erbauten sie eine neue Burg, dann ein Kloster und gründeten den Ort Spanheim (Sponheim). Sie stifteten den heiligen Span in ihr Kloster, und dieses begabte mit kleinen Splittern das nachbarliche Kloster Kreuznach, dessen alter Name Crucinaha — dem Kreuze nahe — davon herkommen soll. Andere leiten aber den Namen von Kreuz an der Nahe ab.

Die Grafen von Ortenburg stammen aus dem alten Grafengeschlechte von Sponheim ab. Als Stammwappen führen die Kärntner Ortenburg eine silberne, mit vertikalen roten Parallelstreifen versehene Spitze, welche den roten Schild in drei Teile teilt. In den zwei sich dadurch bildenden roten Stücken rechts und links ist je ein silberner Flügel. Nach der Deutung des Volkes sind das die Flügel, das silberne rotgestreifte Mittelstück das Kleid des Engels, welcher das Kästchen mit dem kostbaren Spane vom Kreuze Christi nach Sponheim brachte.

535. Der Togger vom Muraunerhof.

Als zur Zeit Albrecht II. des Weisen der schwarze Tod in Kärnten seine Opfer forderte, brach diese Seuche beim Murauner am St. Muraunberge aus. Nach und nach starben sämtliche Bewohner des Gehöftes, und die Leichen lagen im Hause umher. Ein blödsinniger Knecht verkroch sich aus Angst und Unkenntnis in einem Düngerhaufen und blieb, mit spärlicher Nahrung versehen, mehrere Tage lang in seinem Verstecke. Er wurde merkwürdigerweise von der Seuche nicht befallen und brachte später die Kunde in das nahe Hörzendorf.

Zur gleichen Zeit, als die Pest am Muraunerhof wütete, brach sie beim vulgo Vostl in Mühlbersdorf aus und forderte auch bei ihm ihre Opfer.

Die Leute, welche davon befallen wurden, wollten die hl. Sterbesakramente empfangen. Allein der Pfarrer von St. Donat und der von St. Sebastian gingen aus Furcht, von den Kranken angesteckt zu werden, nicht hin. Da begab sich der Bauer zum Pfarrer nach St. Peter, der in der Nähe von Taggenbrunn wohnte. Dieser ging mit ihm und spendete den Leuten die hl. Sterbesakramente. Zum Dank dafür werden noch heute die Leute von Mühlbersdorf, die eigentlich zur Pfarre St. Donat gehören, in St. Peter bei Taggenbrunn begraben.

536. Das weiße Hemd.

In der Nähe der altehrwürdigen Herzogsstadt St. Veit befinden sich mehrere noch wohlerhaltene Burgen und Ruinen. Eine solche erhebt sich im Osten der Stadt auf einem kegelartigen Höhenrücken; es ist die Ruine Taggenbrunn. Unter den vielen Sagen, die man sich im Volke von dieser Burg und dem Geschlechte, dem sie gehörte, erzählt, ist wohl eine der schönsten die Sage „Das weiße Hemd".

Zur Zeit der Kreuzzüge lebte auf dieser Burg ein geachteter Ritter, Heinrich von Taggenbrunn, mit seiner frommen Gemahlin Hildegard. Als Heinrich von dem Aufruf zum Zuge in das heilige Land hörte, entschloß er sich, seinen starken Arm in den Dienst der guten Sache zu stellen und teilte diesen Vorsatz seiner Gemahlin mit. Es wurde nun zur Fahrt gerüstet, und unter anderen notwendigen Kleidungsstücken und Ausrüstungsgegenständen gab ihm die Frau auch ein schneeweißes Leinenhemd mit auf den Weg, indem sie bemerkte, daß er dieses Hemd zum Beweis ihrer Treue immer tragen solle. So zog er von der Heimat fort.

Während eines unglücklichen Kampfes geriet Heinrich in die Gewalt des Sultans, der ihn zu allerlei niedrigen Arbeiten und auch zum Ziehen des Pfluges verurteilte. Mit Schlägen und Geißelhieben wurden die Armen immer wieder zur Arbeit angetrieben, wenn sie vor Müdigkeit zu Boden zu sinken drohten. Trotz des Blutes und Schweißes, der ihm oftmals durch harte Arbeit und noch härtere Behandlung ausgepreßt wurde, trotz Regen, Kälte und Sonnenschein, blieb sein Hemd wunderbarerweise rein und ohne Makel, so daß endlich auch der Sultan davon hörte. Auf dessen Frage, woher er dieses Kleidungsstück habe und warum es nicht wie andere Hemden schmutzig werde, antwortete Heinrich von Taggenbrunn: „Als ich von meiner Heimat fortzog in das heilige Land, gab mir meine Frau dieses Hemd mit dem Bemerken mit, daß es solange weiß bleiben werde, als sie mir treu bleibe. An der weißen Farbe erkennst du, daß mein Weib tugendhaft ist!" Der Sultan jedoch wollte sich von der Wahrheit dieser Aussage überzeugen und schickte einen verläßlichen Mann, gehörig mit Geld versehen, nach Kärnten auf das Gut des Ritters, um dessen Frau von dem Pfade der Tugend abzulenken und die angebliche Veränderung des Hemdes zu bewerkstelligen.

Auf Taggenbrunn angekommen, erzählte der geschmeidige Türke alsbald der Burgherrin von dem traurigen Schicksal ihres Gatten in der Gefangenschaft. Diese Nachricht betrübte sie sehr, aber trotz aller möglichen

Mittel, die der Gesandte anwandte, gelang es ihm nicht, sein Vorhaben auszuführen, und er mußte endlich unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Bald nach seinem Abzuge kleidete sich Frau Hildegard in ein Mönchsgewand und zog mit einer Laute, die sie meisterhaft zu spielen verstand, in die Welt. Sie holte den türkischen Gesandten noch auf seiner Reise ein und machte unerkannt in seiner Gesellschaft den weiten Weg in das heidnische Land, in welchem sie wohlbehalten anlangten. Von ihrem ergreifenden, schönen Spiele hingerissen, versprach ihr der Sultan die Erfüllung eines Wunsches. Hocherfreut bat sie um einen von den gefangenen Christen, die im Pfluge gingen. Unter den Gefangenen fand sie bald ihren geliebten Gatten, den sie nun zum Geschenk erhielt. Da Heinrich seine Frau in der Verkleidung nicht erkannte, reisten die beiden Gatten als Freunde nach der Heimat. Südlich von Laibach trennten sie sich, indem der Pilger sagte: „Hier, lieber Bruder, scheiden sich unsere Wege; zum Andenken an diese Fahrt aber gib mir ein Stück Linnen aus deinem Hemde." Mit Freuden tat dies der Ritter, und dankend aus innerstem Herzen schied Heinrich von seinem Wohltäter. Hildegard kam früher auf der Burg an als ihr Gatte, legte die Mönchskleidung ab und trug ihre gewohnten Gewänder wieder. Auf das herzlichste wurde Heinrich empfangen, und die Freude über seine Rückkehr war allgemein. Doch nicht lange dauerte dieses ungetrübte Glück, denn er hörte von seinen Freunden, daß seine Frau monatelang in der Welt umhergezogen sei wie ein leichtfertiges Weib. Heinrich drängte es, darüber Gewißheit zu erlangen, und bei einer festlichen Gelegenheit stellte er seine Frau zur Rede. Still und schweigend verließ sie den Saal. Nach einiger Zeit erschien sie wiederum, mit dem Mönchskleide angetan, in der Hand die Laute und das Stück des weißen Hemdes, das ihr der Ritter gegeben hatte. Sie erzählte nun ihre Reise, und die Sache klärte sich dahin, daß sie es gewesen sei, welche den Ritter aus der schmachvollen Gefangenschaft errettet hatte. Mit tränendem Auge bat sie ihr Gatte um Verzeihung, und ihre Ankläger verstummten und taten desgleichen. Von diesem Tage an zog wieder der alte Friede in die Burg ein, und Heinrich und Hildegard lebten noch viele Jahre in ungestörtem Glücke.

Noch heute heißt ein Fußweg auf dem Maraunberge südlich der Stadt der „Türkensteig". Auf diesem soll jener Türke den Berg überstiegen haben, um nach St. Veit und nach der Burg Taggenbrunn zu kommen.

537. Die Sage vom Ehrenreich.

Es war zur Zeit der Kreuzzüge, als ein reicher und angesehener Bürger der Stadt St. Veit, Ehrenreich mit Namen, ergriffen vom allgemeinen Drange seiner Zeit den Entschluß faßte, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Mit einem kleinen Gefolge, das aus seinem Kutscher und zwei Bedienten bestand, trat er die weite und beschwerliche Fahrt dahin an.

Lange waren sie schon gewandert, als sie zu einem Walde und einer hohen Mauer kamen, über deren Zinnen eine breite Straße führte. Liebliche

Musik tönte ihnen hier aus dem Mauergeschoße entgegen, daß sie ganz bezaubert ihrer Fahrt vergaßen und stehen blieben. Ehrenreich hieß seinen Bedienten auf die Zinne steigen, um zu sehen, was es sei. Aber kaum war dieser oben angelangt, so stieß er einen Freudenschrei aus und verschwand mit einem Sprunge hinter der Mauer. Eine geraume Zeit verging und der Diener erschien nicht wieder. Da sandte Ehrenreich seinen zweiten Bedienten mit dem gleichen Auftrage ab. Auch dieser stürzte mit demselben Freudenausbruche, als er die Höhe der Zinne erklommen, in den inneren Raum hinunter, ohne je wiederzukehren. Ehrenreichs hatte sich schon Angst und Bangen bemächtigt, aber noch wollte er einen letzten Versuch unternehmen, um hinter das Geheimnis jenes Zaubers zu kommen. Der einzige noch übrig gebliebene Diener, sein Kutscher, mußte jetzt ans Werk. Wiewohl er ihm die höchste Vorsicht empfohlen hatte, sah er ihn doch bald von demselben Entzücken erfaßt hinter der Mauer verschwinden. Da zog er denn jetzt verlassen und traurig den Weg durch den Wald weiter, bis er zu einem Hause kam, wo er Herberge suchte. Gerne wurde ihm diese gewährt. Wie er des Abends mit dem Wirte mancherlei Gespräches pflog, erkundigte sich dieser, woher er denn komme und welches das Ziel seiner Fahrt sei; auch er sei weit in der Welt herumgekommen und könne ihm vielleicht mit seiner Erfahrung dienen. Ehrenreich gab den Bescheid, er sei aus der Stadt St. Veit in Kärnten und wolle zum Grabe des Herrn. „Aus Kärnten," rief der Wirt ihm zu, den die Nachricht freudig überrascht hatte; „wie steht's, mein guter Freund, steht noch die Moizale am Moos, die Lena und der Urach am Berg?" (Es sind hier die drei alten Kirchen Maria Saal, St. Helena und St. Ulrich auf den gleichnamigen Bergen gemeint.) „Ja, sie stehen noch," gab ganz kleinlaut der Fremde zur Antwort. Und der Wirt fuhr fort: „Nicht ohne Grund frage ich, denn wisse, ich war der Baumeister dieser Kirchen."

Am anderen Tage setzte Ehrenreich seine Wanderung weiter fort. Da kam er in die Gegend des babylonischen Turmes. Er hatte erfahren, daß man diesen ohne Gefahr nur dann besuchen und seine zauberreichen Schätze sehen könne, wenn es gelinge, ihn Schlag elf Uhr zu betreten und noch vor Mitternacht zu verlassen; sonst falle man einer Riesenauke zum Opfer, welche einen mit ihren grimmen Krallen umklammere und töte. Ehrenreich faßte Mut, das gefahrvolle Unternehmen zu bestehen, und sprengte, mit einem Schwerte bewaffnet, auf seinem Rosse dem zaubervollen Turme zu.

Eben war es elf Uhr, als er sein Pferd durch das Tor spornte. Rechts und links sah sein Auge nichts als Blendwerk, gespenstige Ungetüme aller Arten lagen in zauberhaftem Schlafe befangen. Und dazwischen vernahm er wieder jene wundervolle Musik, welche ihm noch vom ersten Walde her im Ohre klang. Unberührt von dem Spuke war er bis ans Ende des Turmes gekommen und nicht mehr weit vom Tore, durch welches er ihn wieder verlassen sollte, da schlug die zwölfte Stunde, und in demselben Augenblicke löste sich der Bann, die schlafenden Gestalten erwachten und drangen an ihn heran. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes schnellte eine Riesenauke an Ehrenreichs Pferd empor und hieb sich mit ihren Krallen in dessen Flanken ein. In dieser Gefahr griff Ehrenreich rasch nach seinem guten

Schwerte, und während ein Hieb damit ihn von dem Ungeheuer befreite, brachte ihn ein kühner Satz seines Pferdes aus dem gefährlichen Bereiche. Draußen vor dem Tore erst gewahrte er, daß die Pfote, welche er der Kröte abgehauen, an der rechten Flanke des Pferdes hängen geblieben war.

Zur Erinnerung an dieses Erlebnis nahm Ehrenreich die Pfote in die Heimat mit, und seitdem führte sein Geschlecht eine „Praße" im Wappen. Wer heutzutage die Klosterkirche zu St. Veit besichtigt, kann sie ob seinem Grabmale im Wappen sehen.

538. Die Keutschacher.

Ging einst ein deutscher Bauersmann, welcher Keutschacher hieß, von seinem Liebchen um Mitternacht nach Hause und kam, ohne den Schrecken der Gegend zu kennen, in die Nähe eines Hügels, wo der Sage nach in mondhellen Nächten Irrlichter tanzten. Da sah er mehrere lichte Gestalten im Mondenschein den Hügel umschweben. Langsam schlich er sich hinzu und warf sein geweihtes Amulett, welches ihm am Halse hing, unter sie. Sogleich lösten sie sich in eine Lichtwolke auf, und diese zerfloß in der Luft. Des andern Tages früh ging Keutschacher mit Schaufel und Krampen sein Amulett suchen und fand es an dem Hügel. Er grub an jener Stelle weiter nach und fand einen unermeßlichen Schatz, so viel Gold und Silber, daß er es kaum zu tragen vermochte. Keutschacher erbat sich bei seinem Dienstherrn die Erlaubnis, an jener Stelle, wo er das Gold gefunden, ein Hüttchen bauen zu dürfen, um sein Liebchen heiraten zu können. Keutschacher ackerte und säte auf seinem neu erworbenen Boden Samen, welchen er von seinen Kriegszügen aus dem hohen Norden mitgebracht hatte. Davon gingen zahlreiche große Rüben auf, welche man zu jener Zeit Rüblinge nannte. Keutschacher wurde durch die Rübenernte von Jahr zu Jahr reicher, und Glück und Segen überhäuften ihn. Da er sich in Kriegen und Fehden durch Tapferkeit auszeichnete, schlug ihn der Herzog von Kärnten zum Ritter; und da er es durch den Samen der Rüblinge zu großem Reichtum gebracht hatte, gab ihm der Herzog eine Rübe in sein Wappen. Keutschacher erbaute sich später ein Schloß und nannte es Tanzenberg. Die Sage rühmte einst von dem Schlosse, daß es so viel Fenster besaß, als das Jahr Tage zählt, und soviel Türen, als das Jahr Wochen. Ein Keutschacher, welcher neunundneunzig Güter hatte, erbat sich beim römischen Kaiser die Erlaubnis, noch ein Gut bauen zu dürfen, was aber der Kaiser verweigerte, da kein Ritter hundert Gehöfte haben durfte. So bat denn der Ritter, nur ein so kleines Gut bauen zu dürfen, als die Größe einer Kuhhaut beträgt, und der Kaiser erlaubte es. Keutschacher schnitt von der Kuhhaut feine, schmale Riemchen und umspannte damit ein Landstück, auf welchem er ein Schloß baute, größer als eines von den neunundneunzig. Ein Keutschacher sagte, er wäre so reich, daß er das Schloß Tanzenberg mit Talern decken, und ein anderer, daß er vom Schloß Tanzenberg bis zur Landeshauptstadt den Fahrweg mit Silbertalern pflastern lassen könnte. Der letzte Keutschacher aus dieser Familie starb im Irrenhaus zu Klagenfurt.

539. Der beinerne Tisch.

Oberhalb des freundlichen Ortes Hermagor, am Fuße des Guggenberges, der das Gailtal vom Gitschtal trennt, liegt die ganz verfallene Burg der Grafen zu Mallentein. Nur wenige Mauerreste geben kund, daß hier einst ein Rittergeschlecht gehaust hat. Die Stammburg ist verfallen; der Feind, eine Feuersbrunst und der Zahn der Zeit haben sie zerbröckelt. Nur in dem kleinen Kühwegerkirchlein sind noch einige Gemälde aus der Zeit der Mallenteiner erhalten.

Die Sage berichtet, daß die Besitzer der Burg sehr reich und hochmütig waren. Die letzte Burgfrau war ein eitles, hochmütiges Weib, nur von dem Wunsche beseelt, sich alles Schöne und Seltene anzueignen. Von maßloser Selbstüberschätzung beherrscht, fand sie keine Zeit, sich um die Leiden ihrer Untertanen zu kümmern. Der sehnlichste Wunsch, den sie hegte, war der, auf einem beinernen Tische zu essen.

Da sie überaus reich war, glaubte sie auch diesen Wunsch verwirklichen zu können. Und in der Tat ging er in Erfüllung, doch in einer Weise, die sie nicht hätte vorausahnen können. Einst stand sie am Ufer der Gail. Ihr Blick streifte über das schöne Tal, das zu ihren Füßen lag. Stolz auf ihren Besitz, wußte sie in ihrem Hochmute nicht mehr, was sie tun sollte. Sie nahm einen kostbaren Ring vom Finger, warf ihn in die Fluten der Gail und rief: „„So wenig wie dieser Ring noch einmal meine Hand zieren wird, ebensowenig werde ich arm werden." Hierauf kehrte sie in ihre Burg zurück. Doch siehe da, schon am nächsten Tag brachte ein Fischer einen großen Huchen, in dessen Magen man den Ring der Burgfrau fand. Als ihn die Magd ihr überbrachte, erschrak sie gewaltig und wurde blaß. Noch an demselben Tage überzog schwarzes Gewölk den Himmel, und ein fürchterliches Ungewitter brach los. Ein Blitz fuhr in das Schloß, zündete es an und äscherte es bis zum Grund ein. Die Burgbewohner retteten mit genauer Not ihr nacktes Leben, und vom gewaltigen Schloß blieb nichts zurück als ein rauchender Trümmerhaufen. Nun mußte die Burgfrau die Wankelhaftigkeit alles Erdenglückes erfahren, denn ihr Wunsch, auf einem beinernen Tisch zu essen, ging in Erfüllung. Bettelnd zog sie von Haus zu Haus und lebte von milden Gaben gutherziger Leute. Ihre Mahlzeiten nahm sie vor fremden Hütten ein, wobei sie, die dargereichte Schüssel auf den Knien haltend, tatsächlich von einem „beinernen Tische" aß.

540. Die Sage vom Flaschberger Schloß.

In der Nähe von Oberdrauburg am rechten Ufer der Drau erhebt sich ein Schloß, welches das Flaschberger Schloß genannt wird. Es hat seinen Namen von dem dort befindlichen Orte Flaschberg. Es ist beiläufig eine halbe Stunde von Oberdrauburg entfernt und liegt im Südwesten dieses Ortes. Von ihm erzählt das Volk folgende Sage:

Einst lebte dort eine stolze Gräfin, welche vor Übermut nicht wußte, was sie tun sollte, um sich die Zeit zu vertreiben. Eines Tages warf sie einen Ring in die Drau und sprach dabei die Worte: „So unmöglich es ist, diesen Ring wiederzufinden, so unmöglich ist es auch, mich von meinen

Gütern zu vertreiben." Man erzählt sich nämlich, daß die Gräfin sehr reich war und viele Güter besaß. Als nun mehrere Tage verstrichen waren, brachte der Schloßfischer einen Fisch, in dessen Bauch der Ring gefunden wurde; das nahm sich die Gräfin so zu Herzen, daß sie einige Tage wie tot liegen blieb. Sie hatte die beste Hoffnung gehabt, den Ring nicht mehr zu sehen, aber das Schicksal wollte es anders. Als sie wieder zu sich gekommen war, traf das, was sie befürchtete, gar bald ein. Nach einigen Tagen kamen nämlich feindliche Krieger, welche das Schloß plünderten und die Gräfin von dannen jagten. So verlor sie Hab und Gut und zog als Bettlerin von dannen. Hier erwies sich die Wahrheit des bekannten Sprichwortes „Hochmut kommt vor dem Falle". Das Schloß ist jetzt schon zerfallen, man sieht noch einige Spuren von Gemächern; an der Südseite kann man auch noch eine Höhle bemerken, von der man sagt, daß sie als unterirdischer Gang zur Ruine Hohenburg führe; ob dies wirklich so ist, weiß man nicht. An Stelle der Burg wachsen jetzt mächtige Fichten und Laubbäume, und nebenan führen mehrere Wege in das Hochgebirge.

In slowenischer Fassung kommt die Sage vom „beinernen Tisch" auch in Unterkärnten vor.

541. Der Untergang der Ortenburger.

Eigentümlich ist die Sage vom Untergange der Ortenburger. Einer von den letzten Ortenburger Grafen war so reich, daß die Bauern mit ihren Wagen, auf denen der Zehent geladen war, aneinander anstanden vom Burgtor bis zur Draubrücke, welche eine halbe Stunde von der Burg entfernt ist. Das gräfliche Paar stand an einem Fenster und blickte hinab. Die stolze Freude über den Reichtum entwand der Gräfin die Worte: „Nun kann uns kein Gott mehr arm machen." Von da an ging's abwärts, die Burg kam in fremde Hände, und jetzt ist sie zerfallen.

542. Die Gründung von Völkermarkt.

Vor vielen Jahren lebten auf der am Fuße des Diexerberges liegenden Rauterburg die einzigen Nachkommen eines Brüderpaares, zwei Vetter, Volker und Galler, tapfere Ritter, die mutig für die bedrängte Unschuld im Lande eintraten und auch sonst reich an Rittertugenden waren. Vom Schlachtfelde brachten sie immer Ehrenzeichen heim. Einmal geschah es nun, daß die beiden auf den Gedanken kamen, eine Stadt zu erbauen oder doch wenigstens den Grund zu einer solchen zu legen. Volker war willens, sie auf dem prachtvoll gelegenen Hügel zu erbauen, Galler dagegen wünschte sie in der fruchtbaren Ebene am Drauufer zu sehen. Darüber gerieten die beiden sonst so besonnenen Ritter in Streit; böse Worte fielen hin und her, jeder machte über den andern hämische Bemerkungen, kurzum, die einander wohlgesinnten Freunde wurden plötzlich die erbittertsten Gegner. Ein Zweikampf sollte diesem Zwiespalt ein Ende setzen. Es war an einem Frühlingstage, Feld und Flur standen in schönster Blüte,

als sich die beiden Ritter, angetan mit glänzenden Rüstungen, der Verabredung gemäß auf dem grünenden Anger am Ufer der breiten Drau trafen, wo heute eine Brücke das eine Ufer mit dem andern verbindet. Schweigend und ernst begrüßten sie sich. Wußte ja doch jeder, daß einer ganz gewiß das Opfer dieser Entzweiung sein werde. Ein kurzes Gebet, und der Zweikampf begann. Erst langsam, allmählich aber immer dichter und schneller flogen die Hiebe hin und her. Noch wankte und wich keiner. Es schien, als würde der Kampf sich immer gleich bleiben und kein Ende nehmen. Doch mit einem Male trat eine plötzliche Wendung ein. Volker, welcher geneigt war, die Stadt auf dem Hügel zu erbauen, versetzte dem andern einen mächtigen Stoß, daß er aus dem Sattel gehoben wurde und wehrlos am Boden lag. Diesem Ausgang des Gefechtes zufolge wurde nun die Stadt, welche nach ihrem Gründer den Namen Völkermarkt erhielt, auf dem Hügel erbaut. Die alte Kaserne soll noch einen Überrest aus jener Zeit darstellen. In dem Nachlasse des Ritters wurde die Stadt zur Erbin dieses Gebäudes eingesetzt. Im Völkermarkter Wappen stehen drei Türme, da die Stadt zwischen drei Bergkogeln gelegen ist. Die Wiese, wo der Kampf stattgefunden haben soll, wird von den Bauern noch heute Raufwiese genannt.

543. Die Herren von Silberberg.

Nahe der steirischen Grenze liegen in melancholischer Umgebung von Fichten- und Lärchenwäldern über dem sumpfigen Hörafelde zur Rechten die Ruinen des Schlosses Silberberg. Unfern davon sprudeln die Wellen des Hörabaches vorüber. Auf der gegenüberliegenden Höhe steht der Turm von Althaus.

Von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sich die Sage von der am nahen Hörafelde versunkenen Stadt Höra und von den verschwundenen Bergschätzen, welche einst die Herren von Silberberg so reich und mächtig machten, daß man sie mit Recht so nannte. Mächtige Ritter und Grafen aus nah und fern warben um ihre Töchter, aber nur dem ward eine von ihnen zu teil, welcher sich entweder an Reichtum oder an Kraft mit den Silberbergern messen konnte.

Der stolzen Burg von Silberberg gegenüber lag die kleine Feste Althaus, das Stammschloß eines tapferen Geschlechtes, das lange schon erloschen ist. Friedrich, der Letzte seines Stammes, warb um Luitwinde von Silberberg, die mit ganzer Seele an ihm hing. Aber der rauhe Vater wies ihn auf immer zurück und bestimmte die Tochter Kaspar von Neudeck, der sich auf seiner Burg in der Einöde durch Raub viele Reichtümer erworben und so nach des Vaters Ansicht der Hand seiner Tochter würdig gemacht hatte. Der Tag der Verlobung war bereits bestimmt, prunkend zogen die geladenen Gäste auf Silberberg ein, von dessen Warten herab Trompetenstöße ertönten und über das Hörafeld hin auf Althaus schmetterten. Nur eine Nacht blieb noch zur Rettung übrig. Die Gäste hatten sich niedergezecht, erloschen waren alle Lichter in den Fenstern der weiten Burg; nur aus Luitwindens einsamer Kammer flimmerte noch der matte

Schein ihrer Lampe. Da flog ein Pfeil durch das offene Fenster, der ihr Rettung verhieß und den Ort bestimmte, wo der Geliebte ihrer um Mitternacht harren werde. Glücklich trafen sie sich, und nun ging es rasch auf mutigen Rappen das Hörafeld hinab; doch ehe sie Althaus erreichten, stießen sie auf Kaspar von Neudeck, der mit großem Gefolge daherzog. Friedrich erlag nach tapferer Gegenwehr. In Fesseln wurde er mit Luitwinde nach Silberberg geschleppt. Der noch trunkene Vater sprach über sie das empörende Urteil, daß Luitwinde lebendig eingemauert und Friedrich unter dem Schutte seiner eigenen Feste begraben werde.

Einige erzählen, daß Friedrich von Althaus, dessen Geschlecht unter dem besonderen Schutze des Gnomen vom Hörafelde stand, diesen um Hilfe zur Befreiung Luitwindens angerufen habe. Doch als das Volk des Gnomen zur Verurteilten drang, war sie bereits tot. Schreck und Entsetzen hatten das zarte Leben zerstört. Auch soll Althaus nicht unter den Trümmern seiner zerstörten Feste begraben worden sein, sondern zu Neustadt den rotbekränzten Mantel der Edelmönche genommen haben und in der Schlacht von Mansura an der Seite Roberts von Artois auf ägyptischer Erde gefallen sein. Mit ihm endete das Geschlecht derer von Althaus.

544. Der starke Silberberg.

Mit bedeutungsvoller Miene erzählen die Anwohner von Silberberg, daß ein Herr dieses Schlosses so stark war, daß er einen Mühlstein vom obersteirischen Markte Mühlen über eine Stunde Weges auf seine Burg trug; daß er einen Riesenhengst bändigte, dessen ungeheure Hufeisen noch jetzt in der St. Leonhard-Kapelle zu Maria Waitschach zu sehen sind, und daß dieser nämliche Herr von Silberberg, aus einer Schlacht zurückgekehrt, vor Freuden seinen kleinen Sohn erdrückte, der als Erbe seiner Kraft ihm einen großen Krug voll Wein entgegenbrachte; seinen Freund, mit dem er zerfallen war, von der Feste Silberberg aus mit einem Doppelhaken im Fenster des beinahe eine Viertelstunde entfernten Schlosses Hörbach im offenen Zweikampfe tötete. Das Salbuch des Dominikanerklosters zu Friesach enthält als Randglosse die Bemerkung: Henricus a Silberberg, fortissimus heros.

545. Brunhilde von Silberberg.

Einst hauste auf der Burg am Hörafelde Herr Hans von Silberberg; nach langer, kinderloser Ehe war ihm ein Töchterchen geschenkt worden, das er zärtlich liebte. Nachdem Brunhilde zur Jungfrau herangewachsen war, nahten zahlreiche Freier, unter denen sie den ritterlichen Ebersteiner am meisten bevorzugte. Als dies Max von Reichenfels, ein kampfgeübter Ritter von der oberen Lavant bemerkte, entflammte er in eifersüchtigem Grimme. Hatte Hans von Silberberg doch bereits ihn, den starken Recken, seinen Eidam genannt. Er beschimpfte den Ebersteiner und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Das war ganz nach dem Sinne des Silberberg, dessen Geschlecht stets durch Stärke berühmt gewesen, daß seine Tochter im Kampfe errungen werde, und mit rauhem Lachen sah er in den Schloßhof

hinab, wo die Ritter rasselnd aneinanderprallten. Brunhilde wurde von dem Lärm der Kämpfenden ans Fenster gelockt und sah den Ebersteiner stürzen. Mit dem gellenden Rufe „Maria!" sank sie leblos zu Boden; das Angstgekreische der dienenden Frauen rief den greisen Vater herbei, der die bleiche Tochter vergebens an seinem Herzen zu erwärmen suchte. Jetzt stürmte Max von Reichenfels siegestrunken herein, um sich den Kampfpreis zu holen; als er Brunhilde erblichen sah, stieß er sich das Schwert in die Brust. Der Ritter von Silberberg erlag bald dem Schmerze und der Reue.

Im Höragrunde sieht man nicht selten zwei Flämmchen sich haschen; in den alten Mauern des Schlosses aber tönt noch immer Brunhildens Todesschrei „Maria!" und der Wanderer, der ihn hört, beschleunigt, sich bekreuzend, seine Schritte.

546. Der Scherfenberger und der Zwerg.

Mainhard, Graf von Tirol, der auf Befehl des Kaisers Rudolf von Habsburg Steier und Kärnten erobert hatte und zum Herzoge von Kärnten ernannt ward, lebte mit dem Grafen Ulrich von Heunburg in Fehde. Zu diesem schlug sich auch Wilhelm von Scherfenberg, treulos und undankbar gegen Mainhard. Hernach in dem Kampfe ward er vermißt, und Konrad von Aufenstein, der für Mainhard gestritten hatte, suchte ihn auf.

Sie fanden aber den Scherfenberger im Sande liegen, von einem Speer durchstochen, und hatte er da sieben Wunden, doch nur eine Pein. Der Aufensteiner fragte ihn, ob er der Herr Wilhelm wäre. „Ja, und seid Ihr's, der Aufensteiner, so stehet hernieder zu mir." Da sprach der Scherfenberger mit krankem Munde: „Nehmt dieses Fingerlein; derweil es in Eurer Gewalt ist, zerrinnt Euch Reichtum und weltliche Ehre nimmermehr;" damit reichte er es ihm von der Hand. Indem kam auch Heinrich der Told geritten und hörte, daß es der Scherfenberger war, der dalag. „So ist es der," sprach er, „welcher seine Treue an meinem Herrn gebrochen, das rächt nun Gott an ihm in dieser Stunde." Ein Knecht mußte den Todwunden auf ein Pferd legen, aber er starb darauf. Da machte der Told, daß man ihn wieder herablegte, wo er vorher gelegen war. Danach ward der Scherfenberger beklagt von Männern und Weibern; mit dem Ring aber, den er dem Aufensteiner gegeben, war es auf folgende Weise zugegangen.

Eines Tages sah der Scherfenberger von der Burg auf dem Feld eine seltsame Augenweide. Auf vier langen vergüldeten Stangen trugen vier Zwerge einen Himmel von klarem und edlem Tuche. Darunter ritt ein Zwerg, eine goldene Krone auf dem Häuptlein und in allen Gebärden als ein König. Sattel und Saum des Pferdes waren mit Gold beschlagen, Edelsteine lagen darin, und so war auch alles Gewand beschaffen. Der Scherfenberger stand und sah es an, endlich ritt er hin und nahm seinen Hut ab. Der Zwerg gab ihm guten Morgen und sprach: „Wilhelm, Gott grüß Euch!" — „Woher kennt Ihr mich?" antwortete der Scherfenberger. „Laß dir nicht leid sein," sprach der Zwerg, „daß du mir bekannt bist und ich deinen Namen nenne; ich suche deine Mannheit und deine Treue, von

der mir viel gesagt ist. Ein gewaltiger König ist mein Genosse um ein großes Land, darum führen wir Krieg, und er will mir's mit List angewinnen. Über sechs Wochen ist ein Kampf zwischen uns gesprochen, mein Feind aber ist mir zu groß, da haben alle meine Freunde mir geraten, dich zu gewinnen. Willst du dich des Kampfes unterwinden, so will ich dich also stark machen, daß, ob er einen Riesen brächte, dir's doch gelingen soll. Wisse, guter Held, ich bewahre dich mit einem Gürtel, der dir zwanzig Männer Stärke gibt." Der Scherfenberger antwortete: „Weil du mir so wohl traust und auf meine Mannheit dich verläßt, so will ich zu deinem Dienste sein, wie es auch mit mir gehen wird, es soll alles gewagt werden." Der Zwerg sprach: „Fürchte dich nicht, Herr Wilhelm, als wäre ich ungeheuer, nein, mir wohnt christlicher Glaube an die Dreifaltigkeit bei und daß Gott von einer Jungfrau menschlich geboren wurde." Darüber ward der Scherfenberger froh und versprach, wo nicht Tod oder Krankheit ihn abhalte, daß er zu rechter Stunde kommen wollte. „So kommt mit Roß, Rüstung und einem Knaben an diese Stätte hier, sagt aber niemanden etwas davon, auch Eurem Weibe nicht, sonst ist das Ding verloren." Da beschwur der Scherfenberger alles. „Sieh hin," sprach nun das Gezwerg, „dies Fingerlein soll unserer Rede Zeuge sein; du sollst es mit Freuden besitzen, denn lebst du tausend Jahre, solang du es hast, zerrinnt dir dein Gut nimmermehr. Darum sei hohen Mutes und halte deine Treue an mir." Damit ging es über die Heide, und der Scherfenberger sah ihm nach, bis es in den Berg verschwand.

Als er nach Haus kam, war das Essen bereit, und jedermann fragte, wo er gewesen wäre, er aber sagte nichts, doch konnte er von Stund an sich nicht mehr so fröhlich gebaren wie sonst. Er ließ sein Roß besorgen, sein Panzerhemd bessern, schickte nach dem Beichtiger, tat heimlich lautere Beichte und nahm danach mit Andacht des Herrn Leib. Die Frau suchte von dem Beichtiger die Wahrheit an den Sachen zu erfahren, aber der wies sie ernstlich ab. Da beschickte sie vier ihrer besten Freunde, die führten den Priester in eine Kammer, setzten ihm das Messer an den Hals und drohten ihm auf den Tod, bis er sagte, was er gehört hatte.

Als die Frau es nun erfahren, ließ sie die nächsten Freunde des Scherfenberger kommen, die mußten ihn heimlich nehmen und um seinen Vorsatz fragen. Als er aber nichts entdecken wollte, sagten sie ihm vor den Mund, daß sie alles wüßten, und als er es an ihren Reden sah, da bekannte er allererst die Wahrheit. Nun begannen sie seinen Vorsatz zu schwächen und baten ihn höchlich, daß er von der Fahrt ablasse. Er aber wollte seine Treue nicht brechen und sprach, wo er das tue, nehme es fürder an allem Gut ab. Sein Weib aber tröstete ihn und ließ nicht nach, bis sie ihn mit großer Bitte überredete, dazubleiben; doch war er unfroh.

Darauf über ein halbes Jahr ritt er eines Tages zu seiner Feste Landstroß hinter den Seinigen zu allerletzt. Da kam der Zwerg neben zu ihm und sprach: „Wer Eure Mannheit rühmt, der hat gelogen! Wie habt Ihr mich hintergangen und verraten! Ihr habt an mir verdient Gottes und guter Weiber Haß. Auch sollt Ihr wissen, daß Ihr in Zukunft sieglos seid, und wäre das gute Ringlein nicht, das ich Euch leider gegeben habe, Ihr

müßtet mit Weib und Kind in Armut leben." Da griff der Zwerg ihm an die Hand und wollt's ihm abzucken, aber der Scherfenberger zog die Hand zurück und steckte sie in die Brust; dann ritt er von ihm über das Feld fort. Die vor ihm waren, die hatten alle nichts gesehen.

* * *

Unter Verwünschungen verließ ihn der Zwerg und ritt spornstreichs feldeinwärts und verschwand, noch einmal dräuend, mit stolzer Gebärde. Des Zwerges Versicherung, der Ring mache unbesiegbar, machte den Scherfenberger verwegen. Sein Irrwahn war seines Treuebruches Strafe. Treulos gegen seinen Herrn und Wohltäter Mainhard, der ihn wie sein Kind geliebt, bot er Ulrich von Haimburg die Hand zum Bunde. In der Schlacht am Wallersberge traf ihn der Todesstreich. Noch im Glauben an höhere Mächte reichte er den Ring dem Aufensteiner hin. Bald starb er unter den Händen der Knechte, die den Schwerverwundeten zu Pferde heben und nach Völkermarkt bringen wollten.

547. Der Ring des Schärfenbergers.

Einst lustwandelte, mit Geschoß dem Wilde nachzujagen, Wilhelm in dem nahen Forst seiner Burg. Ermüdet sank er an der Quelle nieder, die hellglänzend wie Gold dort floß und dem schimmernden Hügel den Namen „Goldbergchen" gab. Süßer Schlummer wiegte ihn in das Reich der Träume hinüber. Da erschien ihm eine überirdisch schöne Waldfrau, welche sich zum Schutze seinen Arm erbat und ihm zum Danke einen goldenen Ring mit den Worten reichte, daß dessen Besitz ihm reiches Gut, Glück und langes Leben bringen werde. Er erwachte, nicht wissend, war's Täuschung nur oder Wahrheit, doch das Kleinod stak an seinem Finger, und von dieser Zeit angefangen mehrte sich zusehends sein Glück. Ruhe hingegen brachte ihm das Geschenk nicht; immer zog's ihn fort, seine wunderbare Kraft zu erproben.

In solcher Stimmung traf ihn der Abgesandte des Grafen Ulrich von Heumburg, der auf Schloß Griffen dem Kärtner Herzoge trotzte, und es war ein Leichtes, Wilhelm zu gewinnen, trotz der Bitten seiner Gattin und seiner Freunde.

Auf einem Felde unter dem Wallersberge, groß genug zum Kampfe, stießen die feindlichen Scharen aufeinander. Ein heißer Kampf erglühte um Leben und um Ehre. Auch Schärfenberg befand sich unter den Opfern. Sieben Wunden deckten seinen Leib; ein Bein war ihm zerschmettert, und ein Speer stak in seinem Leibe. Mit kaum vernehmbarer Stimme sprach er zu Aufenstein: „Nehmt hin, Freund, den Ring. Solange er Euer ist, besitzet Ihr, auf meine Treue, Reichtum und Ehre." Auf einer Bahre brachte man später den Entseelten nach Krain auf die Burg seiner Väter. Wilhelms Nachkommen blühen auch ohne Ring noch fort in der schönen Steiermark.

An Konrad von Auffenstein aber bewährte sich vorerst des geheimnisvollen Ringes Kraft. Das Volk begriff nicht, woher er soviel nahm, um

immer Schlösser zu bauen und doch noch reich zu sein. Es gingen daher sonderbare Sagen um von der Wirkung des Kleinodes, von dem Bunde, den er mit dem märchenhaften Totenritter geschlossen. Ring und Reichtum erbten sich auf seine Nachkommen fort, nicht aber seine Treue.

Konrads Enkel Friedrich glich seinem Ahnherrn nicht. Das Glück, welches seinem Geschlechte stets gelächelt, machte ihn übermütig, er stand auf gegen seinen Lehensherrn, den Herzog Leopold. Es kam zum Kampfe und sieh', der Sieg neigte sich auf die Seite des Verräters; die Kraft des Ringes schien gebrochen.

Da erschien plötzlich eine hohe, ernste Frau, von einer Schar Knappen begleitet, unter Herzog Leopolds Mannen und ritt auf den Auffensteiner los. Wie Spreu vor dem Sturm so zerstoben vor den Fremden die Leute Friedrichs; jetzt drang sie auf ihn selber ein. Schwer verwundet sank er, die ernste Frau aber neigte sich zu ihm, nahm von dem Finger des Sterbenden den Zauberring, winkte ihrem Troß und verschwand. So endigte eines der mächtigsten Rittergeschlechter, und man gedenkt dabei unwillkürlich der Mahnung, welche der Zwerg Wilhelm von Schärfenberg bei Übergabe des Zauberringes erteilt hatte.

548. Margareta Maultasch.

In Tirol und Kärnten erzählen die Einwohner viel von der umgehenden Margareta Maultasch, welche vor alten Zeiten Fürstin des Landes gewesen und ein so großes Maul gehabt, davon sie benannt wird. Die Klagenfurter gehen nach der Betglocke nicht gern ins Zeughaus, wo ihr Panzer verwahrt wird, oder der Vorwitz wird mit derben Maulschellen bestraft. Am großen Brunnen, da wo der aus Erz gegossene Drache steht, sieht man sie zu gewissen Zeiten auf einem dunkelroten Pferde reiten. Unfern des Schlosses Osterwitz stehet ein altes Gemäuer; manche Hirten, die da auf dem Felde ihre Herden weideten, nahten sich unvorsichtig und wurden mit Peitschenhieben empfangen. Man hat deshalb gewisse Zeichen aufgesteckt, über welche hinaus keiner dort sein Vieh treibt; und selbst das Vieh mag das schöne, fette Gras, das an dem Orte wächst, nicht fressen, wenn unwissende Hirten es mit Mühe dahin getrieben haben. Zumal aber erscheint der Geist auf dem alten Schlosse bei Meran, neckt die Gäste und soll einmal mit dem bloßen Schwerte auf ein neuvermähltes Brautpaar in der Hochzeitnacht eingehauen haben; doch ohne jemand zu töten. In ihrem Leben war diese Margareta kriegerisch, stürmte und verheerte Burgen und Städte und vergoß unschuldiges Blut.

549. Dietrichstein in Kärnten.

Als bei fortwährender Belagerung des Schlosses Dietrichstein (im Jahre 1334) die Obersten gesehen, daß sie den Platz in die Länge wider die Frau Margarete Maultasch nicht erhalten möchten, da sie ihnen zu mächtig gewesen; dazu dann auch kommen, daß sie von Erzherzog Otten keine Hilf auf diesmal zu verhoffen gehabt, sind sie hierauf mit einhelligem Gemüt

auf einen Abend, da ein gewaltiger Nebel eingefallen, in aller Stille mit dem ganzen kärntischen Kriegsvolk von Dietrichstein abgezogen und ganz glücklich in die Stadt St. Veit gekommen, dessen sich eine ganze Bürgerschaft höchlich erfreut hat. Wie nun aber die Maultaschischen folgenden Tages mit Stürmung angehalten und keinen einigen Widerstand befunden, konnten sie leichtlich aus dem stillen Wesen abnehmen, daß die Unsern sie betrogen und das Schloß ihnen leer verlassen hätten; darum Frau Maultasch im Zorn entbrannt mit großem Geschrei die Ihren nötiget und zwang, die Mauern zu ersteigen und das Haus einzunehmen; welches sie leichtlich, weil niemand darauf gewesen, tun können; und eroberten es also, und wurden die Mauern ungestümiglich zerbrochen, die Türm und Tore alle der Erde gleich eingerissen, die Zimmer verbrannt, und ließen sie allda wenig Gebäu aufrecht stehen. Damit ist Dietrichstein von der Maultasch zerstört und greulich verwüstet worden, das doch die Herren von Dietrichstein folgender Zeit wieder aufgebaut und in etwas bewohnt gemacht haben. Es ist die gemeine Sage im Land, wie daß in diesem verödeten Schloß ein groß unsäglich Gut soll verborgen liegen; wie dann heut zu Tage oft geschehen soll, wenn man recht in das verfallene Gebäu kommt, daß sich ein solches Werfen, Poltern und Sausen erhebt, gleich als wenn es alles über einen Haufen werfen wollt; darum sich denn auch niemand unterstehen darf, lang' an diesem Ort zu bleiben.

550. Die Maultasch-Schutt.

Wie das Schloß Dietrichstein von der Frau Margaret Maultasch (im Jahre 1334) belagert und verwüstet worden, sind hiezwischen viel Herren und Landleut aus Kärnten mit Weib und Kind in eilender Flucht gen Osterwitz kommen, dem edeln und gestrengen Herrn Reinherr Schenk zugehörig, von dem sie dann mit großen Ehren sind empfangen worden. An diesem Orte, als von Natur überaus stark und ungewinnlich, hatten sie alle gute Hoffnung, mit den Ihren vor der Tyrannin sicher zu bleiben. Es liegt aber Osterwitz eine Meil Wegs von St. Veit gegen Völkelmarkt wärts zur rechten Hand, auf einem starken und sehr hohen Felsen, der an keinem Ort mag weder gestürmt noch angelaufen werden. Nun zog aber Frau Maultasch mit ihrem Kriegsvolk stracks auf Osterwitz zu, sonderlich, nachdem sie verstanden, daß ein großer Adel allda beisammen wäre; des endlichen Vorhabens, so lange davor zu liegen, bis sie solches in ihre Gewalt bringen und der vorberührten Herren und Frauen würde habhaft sein. Wie solches dem Herrn Reinherr Schenk von seinen Kundschaftern angekündet worden, hat er hierauf unverzogenlich seine Kriegsleute, derselben nicht viel über dreihundert gewesen, mit großem Fleiß auf die Wehren der Mauern und allenthalben auf dem hohen Berge geordnet und gar nichts unterlassen, was auf diesmal dazu gedienet. Hiezwischen kam die Frau Maultasch so weit hinaus, daß sie mit den Ihren das Feld weit und breit eingenommen, auch das Schloß in dem Gezirk also umringet, daß schier niemand zu den Belagerten kommen oder aus der Festung weichen konnte. Und weil die Tyrannin gesehen, daß es unmöglich, Osterwitz zu begwal-

tigen, hat sie demnach, in der Zeit der Belagerung, den armen Bauersleuten in den Dörfern mit Brennen, Rauben, Morden und andern Gewalttätigkeiten nicht geringen Schaden zugefügt; wie dessen die zerbrochenen Schlösser und Burgen noch heutigestags genügsame Zeugnis geben. Doch als sie zuletzt gesehen, daß sie die Zeit umsonst und vergeblich vertrieben, auch mit aller Gewalt wenig ausrichten würde, hat sie so viel im Rat befunden, ihre Gesandten an Reinherr Schenk zu verordnen, mit dem Befehl, daß sie ihn mit vielen und reichen Verheißungen dahin bewegen sollten, das Schloß Osterwitz ihr zu übergeben und mit den Seinen frei abzuziehen. Als auf solche Werbung Herr Reinherr Schenk abschläglich antwortete und sagen ließ, er müsse ein Kind sein, wenn er darauf horchen und nach ihren Drohungen fragen wollte, also daß die Gesandten mit betrübtem Herzen ins Lager zurück kamen, rieten ihr alle, den Ort, da mit Gewalt nichts auszurichten wäre, auszuhungern und mit solchem Mittel den kärntischen Adel zum Brett zu treiben. Welchem getreuen Rat, auch Frau Maultasch nachkommen wollte, weil doch keine andere Gelegenheit vorhanden war, ihres Willens habhaft zu werden.

Weil dann nun diese Belagerung ziemlich lange gewähret, entstand hiezwischen in dem Schloß zu Osterwitz nicht allein unter den gemeinen Knechten, sondern auch denen von Adel, sonderlich aber bei dem Frauenzimmer ein großer Mangel an allen Sachen, vornehmlich aber an Wasser, daß auch täglich viel umkamen. Dann es waren von den dreihundert Knechten kaum hundert überblieben, die sich gedrungener Weise mit abscheulicher Speise, als Katzen-, Hund- und Roßfleisch ersättigen mußten. Indem sich nun etliche vornehme Herren, und vom Adel, deswegen mit einander beratschlagten, wie den Sachen zu tun wäre, erfanden sie endlich einen trefflich guten und erwünschten Weg. Denn, als sie täglich den großen Jammer vermerkten und ihnen gar schmerzlich war, daß sie samt Weib und Kindern in großem Unglück standen und noch zukünftiger Zeit mehrerem Unfall möchten unterworfen sein, gingen sie sämtlich zu Herrn Reinherr Schenk und sagten ihm, wie sie diesmal nur durch einen listigen Fund, weil sie keine Hilfe von Erzherzog Otto zu gewarten hätten, zu erretten wären. Nun hätten sie eine gute und geschwinde Kriegslist erdacht, damit den grimmen Feind ab ihrem Hals zu bringen. Nämlich, dieweil sie gesehen, daß alle Essensspeisen und des Leibes Notdurft nun bereits verzehrt und nichts mehr in ihrer Gewalt wäre, als ein dürrer Stier und zwei Vierling Roggen: so wäre ihr getreuer Rat, Gutdünken und Meinung, man sollte hierauf den Stier abschlachten, in dessen abgezogene Haut den Roggen einschütten und sie also, wohl vermacht, den Berg herabwerfen. Wenn die Feinde dann solches sähen, würde es ihnen Ursache geben zu denken: wir wären mit allerlei Notdurft und Lebensmittel noch reichlich versehen und könnten die Belagerung noch eine gute Zeit ausharren. Derowegen sie unzweifelig würden aufbrechen und mit dem ganzen Kriegsheer abziehen. Diesem Rat kam Herr Reinherr Schenk alsbald nach, ließ den Stier abnehmen, den Roggen darein tun und solche damit über den Berg abstürzen, dem jedermann mit großer Verwunderung zugesehen. Als aber solches Frau Maultasch erfahren, tät sie hierauf einen lauten, hellen Schrei und

sagte: „Ha! Das sind die Klaus-Rappen (Raben), so eine gute Zeit ihre Nahrung in die Kluft zusammengetragen und auf den hohen Felsen sich versteckt haben, die wir nicht so leichtlich in unsern Klauen werden fassen können; darum wir sie in ihrem tiefen Nest sitzen und andere gemästete Vögel suchen wollen." Hat von Stund an darauf ihren Kriegsleuten geboten, daß ein jeder insonderheit seine Sturmhaube voll Erde fassen und solches auf einem ebenen Felde, gleich gegen Osterwitz über, ausschütten sollte. Welches, als es geschehen, ist aus der Erde ein ziemlich groß Berglein worden, das man lange Zeit im Land zu Kärnten die Maultasch-Schutt genannt hat. Noch vor kurzem, im Jahre 1580, hat Herr Georg Khevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, als Landeshauptmann von Kärnten, der Frau Maultasch Bildnis in schönem weißem Stein aushauen lassen, welche Säul das Kreuz bei der Maultasch-Schutt genannt worden.

551. Die Maultasch vor der Ortenburg.

Drei Viertelstunden vom Markte Spital im schönen Lurnfelde gegen Süden liegt auf einem niedern und der Aussicht wegen doch lohnenden Vorsprunge des Gebirgszuges die alte Ortenburg, bestehend aus den Überresten von zwei Türmen und einigen Mauerwänden, die Wetter und Sturm trotzen und auf die Jetztzeit herabschauen, wie ein alter Griesgram auf die Jugend blickt, meist düster, selten freundlich. — An diese Burg knüpft sich eine Sage, die der Maultasch-Sage von Osterwitz sehr ähnlich ist. Das Mannweib Margaretha lag mit ihren Reisigen auch vor der Ortenburg und war so zäh ausdauernd, daß im Innern der Burg der große Vorrat an Lebensmitteln zu Ende ging; nichts war mehr da als ein Stier und einige Laibe trockenen Käses. In der Verzweiflung verfiel man auf den Gedanken, die kriegerische Tirolergräfin über die Not zu täuschen und sie zum Abzuge zu bewegen. Der Stier wurde in den Burgraum gelassen, dort waren Soldaten mit spitzen Pfeilen, mit denen sie dem Tiere zusetzten, in welche Ecke es sich auch wenden mochte. Vor Schmerz und Wut brüllte der Stier ohne Aufhören und nach allen Richtungen, so daß es den Anschein hatte, als ob die Ortenburger noch lange ihre Fleischtöpfe füllen könnten; zugleich schoß man die harten Käselaibe mit einem Mörser hinüber nach jener Wiese, wo Margaretha ihr Zelt aufgeschlagen hatte; da mochte sich diese wohl denken: „Wenn es so ist, hat es mit dem Aushungern lange Weile," und sie zog ab. Die Wiese, auf der das Zelt stand, heißt noch Käßwiese oder Kasawiese.

552. Andere Sagen von der Maultasch.

Als Margareta durch das Gailtal zog, starb ihr der Kriegsknecht, welchen sie am liebsten hatte. Jeder Soldat mußte einen Helm voll Erde auf seinen Leichnam schütten. Auf diese Weise entstand der Weidegger-Büchel, bei dem es noch immer spukt. Jedes Mädchen, das da nach dem Betläuten vorbei will, bekommt einen „Razelbart". Darum ist dort auch keine zu bewegen, den Ort abends zu betreten.

Im Mölltale vordringend, mußte sie mit ihren Horden unter Stallhofen plötzlich innehalten. Da sie aus unbekannten Gründen nicht mehr weiter konnte, zog sie endlich fluchend ab: „De ‚Breate' obn nimmt is gånze Tål ein," meinte sie und verstand die Mutter Gottes in Maria Taxen darunter. Nach einer Variation der Sage kam sie bis zum Klausenkofel. Da ging's nicht mehr weiter. Als sie abziehen wollte, starb sie plötzlich und ist dort auf dem Grundstück eines Bauers begraben, der noch heute (1862) es „stein und bein" behauptet und es sich nicht nehmen läßt, auf seinem Boden die Maultasch zu beherbergen.

Auch bei Zwischenwässern, wo die Metnitz aus einem Engpasse sich herauszwängt, findet sich die Sage von der Maultasch. Ein Ritter hatte mit seinem Gefolge ihr hier den Durchgang verwehrt. Allein sie besiegte ihn und ließ ihn von dem hohen Felsen am Ufer der Metnitz herunterstürzen.

An einem heißen Sommertage kam sie mit der Schar ihrer Getreuen schweißtriefend und matt beim Prosekstein im oberen Gurktal an und ließ haltmachen, um nach einer Stunde der Ruhe weiter gegen Gurk zu ziehen. Den Fuß des Felsens bespült der Gurkbach. Als Maultasch diese Gegend erschaute, sprach sie zu ihren Reisigen: „Hier laßt uns ausruhen, und so ihr wollt, mögt ihr im Gurkbach ein erquickendes Bad nehmen." Sie selbst ging mit gutem Beispiele voran, nahm am Prosekstein Platz, zog sich die Schuhe aus und begann sich im Wasser der Gurk „de Füaß z' woak'n". Es geht daraus hervor, daß die Maultasche, die sich von dieser Höhe aus die Füße wusch, in der Sage als Riesenweib angesehen wird. Nach dem Fußbad folgte erquickende Rast, dann zog die „Maultaschin" mit ihren Söldnerscharen weiter gen Gurk.

In der Nähe der Wallfahrtskirche Maria Höfl bei Grades fließt eine Quelle, in der Margareta Maultasch bei ihrem Zuge durch das Metnitztal ein Bad nahm. Sie ruhte dann in der Nähe der Quelle aus, und da sieht man noch heute zwei Vertiefungen ihres Ruheplatzes. In der Nähe der Kirche soll sie Schätze vergraben haben; gottbegnadete Menschen sehen in der Walpurgisnacht ein blaues Licht, welches das Versteck anzeigt.

Das Bild, das der kärntische Landmann von ihr hat, ist kein erfreuliches. Überall erscheint sie als gewaltiges, ungebändigtes Weib. Sie hat verzerrte Gesichtszüge, ein ungefüges Maul, ist grausam und lüstern, kann aber keines Kindes genesen. In ihrer Jugend hat sie ein gottloses Leben geführt und ist am Ende ihrer Tage Klosterfrau geworden. Indes ist man über ihr Lebensende nicht recht im reinen, wie sie auch bald da, bald dort begraben worden sein soll.

Nach oberkärntischer Überlieferung war sie eine von den „heidischen Frauen", ein riesenstarkes Mannweib, das jede Nacht einen Mann brauchte. Aus der Mitte ihrer Kämpen erkor sie sich einen, indem sie dem Auserwählten ein weißes Tüchlein reichte. Das Los eines jeden war das einer Drohne, er wurde von der Argen erdrückt. Da traf einmal einen Mann das Los, der sich zu helfen wußte. Er legte sich eine nadelscharfe Eisenspitze, welche unten auf einer Platte auffaß, an die Brust, und als die Maultasch ihn erdrücken wollte, drang ihr die Spitze in den Leib, daß sie sterben mußte.

553. Schloß Stein.

Am rechten Ufer der Drau, nahe bei Oberdrauburg an einem Ausbiß des Steinerwaldes, hängt wie ein Schwalbennest auf einer Felsklippe das Schlößchen Stein. An der Decke der beiden Kapellen des Schlosses erschaut man die Wappenschilder der einstigen Besitzer, gewesenen Vasallen der ehemaligen Gaugrafen von Ortenburg.

Die Sage erzählt von einem Grafen, der auf dem Schlosse in uralter Zeit hauste, seine Leibeigenen gar gewaltsam drückte und in den Faulturm werfen ließ, wenn sie mit Gült und Frohn im Rückstand blieben. Der Graf selbst bekannte sich zum Heidentum, doch in den Herzen seiner drei Töchter hatte die milde Lehre des Christentums Wurzeln gefaßt, und dies bereitete ihm manch schwere Stunde.

In einer Anwandlung sinnloser Wut warf er seine drei Töchter, die er gerade einmal bei Ausübung frommer Glaubenswerke antraf, zum Fenster hinaus in die schreckliche Tiefe des Abgrunds. Als er aber von dem Fenster aus hinabblickte, sah er zu seinem größten Erstaunen die drei Töchter wohlbehalten und unversehrt über die Wiesen des Fallgrundes wandeln und hörte sie heilige Lieder singen. Verschollen und vergessen ist der Name des Wüterichs. Die Töchter gingen über die Drau, suchten sich in der Nähe des heutigen Dörfchens Irschen, an der Stelle, wo heutigentags auf einem Hügel das Johannikirchlein steht, eine neue Heimat und verlebten dort, wohltätige Werke ausübend, ihre Tage. Die Bilder der drei Schwestern von Stein schaut man noch heute im Kirchlein. Am Fuße der Absturzstelle, rund um Stein, wachsen heute in Hülle und Fülle herrliche Zyklamen, wie sie in ganz Oberkärnten angeblich nicht zu finden sind.

554. Die Raubritter von Hollenburg.

Hollenburg wurde im 12. Jahrhundert erbaut und von dem Geschlechte der Hollenburger beherrscht. Stolz und keck blickte die feste Burg über das ganze Rosental, und von manchem Fremdling wurde sie wegen ihrer Schönheit gepriesen. Im Jahre 1855 von einem Brande arg verwüstet, erhielt sie erst nach einigen Jahren die heutige Gestalt. Manche Schriften und altertümliche Bilder, die heute für die Geschichte des Schlosses von großer Wichtigkeit wären, gingen damals verloren. Die Ritter, welche hier einst hausten, plünderten die Umgebung, erpreßten von den armen Bauern Geld und Gut, und konnten diese die Steuern und Abgaben nicht schnell liefern, so wurden sie unter vielen Qualen getötet oder lebenslänglich in den Kerker geworfen. Der Anführer dieser Gesellen hatte eine sehr gottesfürchtige Frau zur Gemahlin genommen, die aber von den Untaten ihres Mannes nichts wußte. Nur sehr kurze Zeit lebte das Ehepaar im Frieden. Als sie sah, wie die Leute von ihrem Gemahl bedrückt wurden, bat sie ihn, von diesem Lasterleben abzulassen. Oft betete sie in stiller Andacht für seine Bekehrung. Doch vergebens! Eines Morgens, als beide allein im Gemache waren, ermahnte sie ihn wiederholt, ein anderes Leben zu führen; da wurde er von solchem Zorne übermannt, daß er seine Gemahlin über den steilen Felsen des Schlosses hinabstürzte. Nachdem er diese Freveltat

vollbracht hatte, sank er tot zu Boden. Seine Gemahlin aber blieb auf wunderbare Weise an einem Felsen unversehrt hängen. Lange Zeit wurde dieser heilig gehalten. Jetzt ist er von Efeu und Sträuchern fast verdeckt.

555. Die Herren von Weißenwolf-Ungnad.

Unfern von Waldenstein, wo seit dem 13. Jahrhunderte die Weißenwolf hausten, liegen die Ruinen von Schachtenstein. Dieses Felsennest war von Räubern bewohnt, welche den nach Steiermark über die Pack führenden Weg unsicher machten. Der starke Turpin, ihr Anführer, spottete von seiner sicheren Feste aller Angriffe und gab gefangene Pilger und Kaufleute nur um teures Lösegeld los. Da entbrannte Heinrich von Weißenwolf in gerechtem Zorn und ruhte nicht eher, bis er den Schachtenstein eingenommen hatte. Die Frevler wurden bis auf den letzten Mann dem Schwerte überliefert, das Nest zerstört. Der Racheruf der Schuldigen, daß er ein Herr ohne Gnade sei, blieb ihm als Zuname, und fortan schrieben sich die Herren von Waldenstein die von Ungnad.

556. Landskron.

Schloß Landskron soll ehemals Jagersberg (eines Jägers Wohnung) geheißen haben. Als nun die Grafen von Sternberg, denen es gehörte, ihre holde Tochter einem Herzoge von Kärnten gaben, erhielt sie Jagersberg samt dem Landgerichte als Mitgift. Das neuerbaute Schloß, der Lieblingssitz der allgemein hochgeehrten Frau, bekam nun zum bleibenden Lobe ihrer Tugenden und ihrer Milde den Namen der Krone des Landes oder Landskron. Ursprünglich ganz bewaldet, soll unter dieser Frau der Schloßhügel mit Gärten und sogar Reben bepflanzt worden sein; noch heißt ein Teil des Schloßgartens „Paradiesgarten". Jetzt steht die verfallene Burg wieder im dichtesten Forste.

557. Deutschpeter.

Einmal zog Karl VI., der Erbauer der Loiblstraße, über den Loibl. Am Fuße des Berges standen mehrere Bauernhäuser. Hier rastete der Kaiser mit seinem Gefolge und ließ sich mit den Bauern in ein Gespräch ein, um ihre Gesinnung und Lage kennen zu lernen. Da aber die Anwesenden nur „windisch" verstanden, so fragte der Kaiser, ob im ganzen Tale kein Mann zu finden wäre, der deutsch könne. Die Bauern erwiderten, der einzige Peter verstünde dies. So wurde denn dieser geholt und gab dem Herrscher in deutscher Sprache Auskunft über seine Landsleute. Da ihn der Kaiser immer als Deutschpeter anredete, hieß es seit jener Zeit bei seinem Hause „Deutschpeter".

558. Die Rache am Twimberger.

Wo der Waldensteiner Bach in die Lavant mündet, erhebt sich die mächtige Ritterburg Twimberg. Hier vereinigen sich zwei Reichsstraßen,

längs welcher man einen weiten Ausblick hat. Twimberg war früher von gefürchteten Raubrittern bewohnt, welche das ganze obere Lavanttal unsicher machten. Die Burg steht auf einem mächtigen Felskegel und war stark befestigt. Damit aber der Wächter einen noch weiteren Ausblick habe, wurde auf einem zweiten, etwas seitwärts gelegenen höheren Kegel ein Wächterturm errichtet. Beide Bauwerke waren durch einen unterirdischen Gang verbunden; ein solcher führte auch zur Straße, damit die Raubgesellen schnell und unerwartet ans Werk gehen konnten.

Einst zog ein reicher Wolfsberger Kaufmann mit sechs Fuhrwagen die Straße nach Steiermark, um dort Waren abzuholen. Zur Bedeckung nahm er mehrere bewaffnete Knechte mit. Auf der Rückkehr sandte er einen Boten nach Wolfsberg, ihm mit einer Schar Reisigen entgegenzukommen, da er einen Überfall der Twimberger fürchtete und seine kostbare Ladung nicht preisgeben wollte. Die Wolfsberger kamen seiner Bitte sogleich nach und stellten sich an einer Einengung des Tales auf, wo der Wald bis zur Straße herabreichte und ein Überfall zu erwarten war.

Bald bemerkte der Burgwächter den nahenden Kaufzug und meldete dies seinem Herrn. Dieser rüstete schnell etliche fünfzig Mann, und auf dem unterirdischen Gange erreichte er unbemerkt die Talenge. Kurze Zeit danach langte dort auch der Kaufmann an und blickte in banger Ahnung um sich. Die Ritter ließen auch nicht lange auf sich warten und stürzten sich auf die Reisenden. Aber schon eilten auch die Städter zum Kampfplatz, und es entspann sich ein wütendes Gemetzel. Ein Räuber fiel den Städtern besonders auf, denn unter seinen Hieben fielen die Ihrigen wie Halme. Dies sah ein hünenhafter Wolfsberger, stürzte sich mit grimmiger Wucht auf ihn und brachte ihn mit dem ersten Schwertschlage zu Falle. Als jetzt die andern sahen, daß der beste Kämpe gefallen war, ergriffen sie die Flucht, jedoch nicht ohne vorher ein paar Städter zu fangen und einzelne Beutestücke mitzunehmen, verfolgt von den siegreichen Wolfsbergern. Auch diese besaßen einen Gefangenen, und das war der von dem Riesen Niedergehauene, der jetzt eben aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte. Wie freuten sich die Städter, als sie in dem Manne den Sohn des Twimbergers erkannten. Siegesfroh kehrten sie nach Wolfsberg zurück und stießen den Gefangenen in einen Turm. Nach einigen Tagen sperrten sie ihn in einen Käfig, der auf dem Marktplatze aufgestellt wurde, und setzten so den stolzen Twimberger dem Spotte der Stadtbevölkerung aus. Hierauf brachten sie ihn an die Lavant und tauchten ihn dort nach gewissen Abständen in das Wasser, bis er ganz entkräftet war. Doch das genügte noch nicht; der Gefangene wurde bis aufs notdürftigste seiner Kleider beraubt und dann unter dem Gejohle der Menge durch die Straßen der Stadt geführt. Das wütende Volk ließ es an Mißhandlungen jeglicher Art nicht fehlen. Hier stieß ihm ein Mann, der unter der Raublust der Ritter schon viel zu leiden gehabt, ein Messer in den Rücken; dort hieb ihm ein anderer mit seinem Knüttel über den ohnehin wunden Kopf, wieder an einer andern Stelle ließ es sich ein Weib, das durch den Räuber seinen Mann verloren hatte, nicht nehmen, ihn an den Haaren zu reißen und sein Gesicht zu zerkratzen. Zu Tode ermattet langte der Mißhandelte und Geschmähte am

Ende der Stadt an, wo er freigelassen wurde, um den anderen als warnendes Beispiel zu dienen.

Auf solche Art rächte sich das bedrängte Volk an seinen Peinigern, sich seines eigenen Unrechtes nicht bewußt. Es wollte nur seinen Rachedurst stillen, bedachte dabei aber nicht, daß es dadurch neuerlich den Zorn der Raubritter entflammte und neues Unheil über sich heraufbeschwor.

559. Der Judenstein und die Kirche zum hl. Blut in Wolfsberg.

Im Jahre 1338, da Graf Ulrich von Pfannberg als Vizedom über die bambergischen Herrschaften regierte, zu welcher Zeit mehr als die Hälfte der Stadt Wolfsberg von Juden bewohnt gewesen sein soll, gab sich ein Franziskaner des Minoritenklosters in der Stadt viel Mühe, die Juden zu belehren und zu bekehren und sie von der leibhaftigen Gegenwart Christi im heiligen Altarsakramente zu überzeugen. Aber sie blieben verstockt, selbst als der Mönch einen Esel vorführen ließ, dem er die konsekrierte Hostie vorhielt, welcher das unvernünftige Tier kniend die Adorierung darbrachte. Die verschmitzten Feinde Christi, heißt es, hätten nun das Versprechen gegeben, sich zum Christentume zu bekehren, wenn sie sich von der Gegenwart Gottes in der geweihten Hostie persönlich vollkommen überzeugt haben würden. Der Minoritenpater ließ sich verleiten, den Juden zu diesem Zwecke geweihte Hostien zu verkaufen. Die Juden begannen die Hostien in frevelhafter Absicht zu untersuchen. Sie warfen sie auf einen Tisch und stachen mit Messern und anderen spitzen Instrumenten in dieselben, worauf sogleich Blut aus ihnen floß. Obgleich darüber sehr erstaunt und verwirrt, wollten die Frevler weitere Proben machen. Sie warfen die Hostien in das Feuer eines offenen Herdes, in welchem sie kochten. Aber siehe da, die hl. Hostien wurden aus den Flammen unversehrt emporgetragen und flogen im Zimmer umher. Nun wurde den Juden angst und bang wegen ihrer Missetat, und sie beschlossen, die Hostien, welche das Feuer verschont hatte, im Wasser zu vertilgen. Sie warfen sie daher in die Lavant an einer Stelle, die heute noch gezeigt wird, wo sich ehedem am Ufer ein großes Felsstück erhob und daher der Schwall des Wassers größer war. So hofften sie, daß daselbst die Hostien fortgeschwemmt und das Andenken an ihre böse Tat verschwinden würde. Aber es sollte anders kommen. Unmittelbar, nachdem diese böse Tat geschehen war, trieb ein Hirte seine Herde aus der Stadt an jene Stelle am Ufer der Lavant. Da fiel das Vieh brüllend am Strande auf die Erde und verharrte, gegen den Fluß gerichtet, beständig in dieser Stellung. Der erstaunte Hirte trat an das Ufer und bemerkte, wie mitten im strömenden Flusse leicht und ruhig am Wasser Hostien schwammen und zwar nicht bloß auf dem Wasser, sondern durch einen im Fluß sich erhebenden Stein hindurch. Dieser Stein, durch den die Hostien schwammen, ist noch heute zu sehen und wird als Judenstein bezeichnet. Sofort machte der Hirte dem Stadtpfarrer Anzeige, schnell verbreitete sich auch die Kunde in der Stadt. Die Christen strömten in Scharen hinaus und beteten in

Demut das Wunder an. Auch der Pfarrer kam in feierlicher Prozession, um die Hostien aus dem Flusse zu erheben, aber er wurde von Gott dieser Ehre nicht gewürdigt und mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Nun schickten die Bewohner von Wolfsberg Boten an den frommen, sittenreinen, fast im Geruche der Heiligkeit stehenden Abt Heinrich von St. Paul im nahen Benediktinerkloster mit der Bitte, er möge die heiligen Hostien erheben. Dieser kam nach Wolfsberg und ordnete ein dreitägiges Fasten und Beten an. Danach im frommen Vertrauen zog er mit seinen Konventualen, der Stadtgeistlichkeit und den Bewohnern Wolfsbergs hinaus zum Flusse, hielt die Patente eines geweihten Kelches ins Wasser und flehte inbrünstig zu Gott. Und siehe da, im Angesichte der ganzen Geistlichkeit und Bürgerschaft schwammen sofort zwei Hostien herzu und ließen sich mit der Patene erheben. Die dritte aber erhob sich und flog gegen Himmel. In der ganzen Stadt aber herrschte große Freude, und jeder Gläubige pries den Herrn. Dies geschah am 19. August des Jahres 1338. Die erhobenen zwei Hostien wurden in einer besonderen Monstranze zur Anbetung aufbewahrt. Den bösen Juden aber machte man den Prozeß, der damit schloß, daß siebzig hingerichtet und die anderen alle aus Wolfsberg vertrieben wurden. Zugleich wurde auch das Minoritenkloster aufgehoben, da ja ein Pater desselben die Hostien den Juden verkauft hatte, und erst später wieder, nachdem es abgebrannt war, von einem bambergischen Vizedom aufgebaut und von neuem den Minoriten übergeben. Das Gebäude aber, wo die Juden die Hostien mißhandelt hatten, wurde in eine Kirche Zum heiligen Blute verwandelt. Diese bestand bis in die jüngste Zeit, in welcher sie dem Baue des neuen Rathauses zum Opfer fallen mußte. Die interessanten Bilder derselben blieben aber erhalten und wurden teilweise im Rathaussaal, teilweise in der heiligen Dreifaltigkeitskirche untergebracht, wo sie zu sehen sind.

Noch jetzt wird in der Dreifaltigkeitskirche abends geläutet zum Gedächtnis an die Vertreibung der Juden.

560. Die Vertreibung der Juden aus Wolfsberg.

Die Zahl der Juden in Wolfsberg war um die Mitte des 14. Jahrhunderts bedenklich gestiegen, weshalb ihre Unbotmäßigkeit gegen die Christen von Tag zu Tag zunahm. Schon dachten sie daran, die Christen aus Wolfsberg zu vertreiben, auf daß die ganze Stadt in ihre Hände komme.

Nun aber liebte ein jüdischer Fleischergeselle ein christliches Mädchen. Die beiden kamen oft zusammen, und da geschah es, daß der Geselle der Geliebten den geplanten Überfall verriet, um sie zu retten; denn auch Männer sind schwatzhaft. Das Mädchen aber war nicht dumm und entlockte dem Gesellen alle Einzelheiten des Anschlages. Zum Zeichen, daß die Gefahr da sei und sie fliehen solle, wollte er am betreffenden Tage um die Vesperzeit eine große Wurst an die „Frauensäule" hängen. Der verliebte Tor dachte gar nicht, daß er mit seiner Schwatzhaftigkeit sich und der

Seinen Leben gefährdete; denn der Tod war jedem gewiß, der den Verschwörungsplan einem Christen preisgab.

Das Mädchen setzte den Rat vom Vorhaben der Juden in Kenntnis, und man beschloß, den Spieß umzukehren und die Juden zu vertreiben, statt sich von ihnen vertreiben zu lassen. Der Überfall auf die Christen war auf Mitternacht festgesetzt. Um neun Uhr desselben Tages wurde mit allen Glocken Sturm geläutet, die gewarnten Christen fielen über die Juden her und zwangen sie zur Flucht. Eine große Verwirrung entstand unter diesen; der Strom der Fliehenden nahm die Richtung nach Norden, die meisten verließen die Stadt durch das „Schwarzviertel". Auf dem Abhang der „Wölch", gegenüber Zellach, sollen sie die erste Rast gehalten haben, darum nennt man diesen Abhang „die Judenleiten".

Durch das obere Lavanttal zogen sie dann nach Obersteier. In Knittelfeld jagte man sie mit Stöcken davon, in Judenburg ließen sie sich dann dauernd nieder. In Wolfsberg aber hat sich noch bis heute ein Brauch erhalten: täglich um neun Uhr abends läutet die „Wandlerin" zum Andenken an die glückliche Vertreibung der Juden aus Wolfsberg.

561. Der Lavanttaler See.

Befindet man sich ungefähr in der Mitte des Lavanttales, zwischen Wolfsberg und St. Andrä, und wendet seine Blicke gegen Westen, so sieht man auf einem Ausläufer der Saualpe die Ruine Reisberg. Ihr gegenüber auf der Koralpe steht eine andere verfallene Burg mit Namen Hartelsberg. Vor vielen Jahren, als beide noch ihrem Zwecke entsprachen, waren sie durch einen dunkelgrünen See, der damals noch das Lavanttal vom einen Bergzuge bis zum andern bedeckte, getrennt und die Bewohner der beiden Burgen standen in freundschaftlichem Verkehre. Jede Familie besaß nur ein einziges Kind, die von Reisberg einen Sohn, die von Hartelsberg eine Tochter. Die adeligen Kinder kannten sich schon seit ihrer frühesten Jugend, waren zusammen aufgewachsen und in Liebe einander zugetan. Die Eltern, welche dies mit Wohlgefallen merkten, beschlossen daher, die schon bestehende Freundschaft der beiden Familien mit der Verlobung ihrer Kinder zu besiegeln. Schon war der Tag dafür festgesetzt und wurde von den Liebenden mit stiller Sehnsucht erwartet. Endlich war er da. Der Burgherr und sein Sohn rüsteten sich zur Überfahrt, doch die Frau beschwor sie auf den Knien, für heute die Fahrt zu unterlassen, da sie in der Nacht einen schweren Traum gehabt und daher fürchtete, es könne ihnen unterwegs ein Leid zustoßen. Aber was nützte alles Reden und Flehen der geängstigten Frau! Sie waren nicht mehr von ihrem Entschlusse abzubringen, bestiegen das Fahrzeug und ruderten rüstig dem jenseitigen Ufer zu. Die Fahrt ging gut vonstatten, und glücklich landeten sie am Ziele. Kaum betraten sie das Land, als ein heftiger Sturm losbrach, der allgemach den See bis in seine Tiefen aufwühlte. Beflügelten Schrittes ging es nun dem Schlosse zu, dessen Bewohner ihnen schon entgegenkamen und die Ankömmlinge herzlich begrüßten. In fröhlicher Stimmung verlief das Fest; freudestrahlend saß der Bräutigam

der lieben Braut zur Seite, bis die Stunde der Trennung kam. Doch da der Sturm noch immer tobte, bat der Burgherr seine Gäste, über Nacht bei ihnen zu bleiben und am nächsten Tage, wenn der See sich beruhigt habe, die Heimkehr anzutreten. Allein Vater und Sohn erklärten unbedingt fahren zu wollen, um die Frau durch ihr langes Ausbleiben nicht zu ängstigen. Trotz aller Einsprache erhoben sie sich und wagten die Fahrt, da sie kräftige Männer waren und ausgezeichnet zu rudern verstanden. Der Sturm hatte indessen an Heftigkeit eher zugenommen und jeden Augenblick drohte ihr Fahrzeug umzukippen, so daß sie alle ihre Kräfte aufwenden mußten, um sich gegen die wütenden Wogen zu behaupten. Aber endlich vermochten sie das Schifflein nicht mehr zu meistern, es wurde von einer mächtigen Welle erfaßt, emporgehoben und in die Tiefe geschleudert, wo es mit seinen Insassen verschwand. In brünstigem Gebete flehte die Braut zu Gott und konnte die lange Nacht kein Auge schließen.

Mit goldener Klarheit stieg am nächsten Morgen die Sonne über die Koralpe empor, wolkenlos lachte der blaue Himmel hernieder auf den See, der um die Hälfte seiner Breite zugenommen hatte. Um seine Tochter zu beruhigen, hatte der Hartelsberger nichts Eiligeres zu tun, als seinen Kahn loszumachen und zu seinem Schwieger zu fahren. Trieb ihn doch auch die geheime Sorge, ob die beiden glücklich nach Hause gelangt seien. Doch wie erbleichte er, als ihn die Burgfrau von Reisberg mit bekümmerter Miene um ihre Lieben fragte, welche die Nacht über ausgeblieben waren. Auch sie hatte sich, durch den Traum geängstigt, böser Ahnungen nicht erwehren können und bis zum Morgen auf ihre Lieben gewartet. Als nun der Graf gestand, daß diese gestern im ärgsten Sturme abgefahren seien, war es klar, daß die Armen in den Wellen ihren Tod gefunden hatten. Tagelang ward nun der See in seiner ganzen Breite nach den unglücklichen Opfern abgesucht, aber keine Spur war von ihnen zu entdecken. Um die Toten aber doch zu finden, beschloß die Witwe, die sich wie verzweifelt gebärdete, den großen See ableiten zu lassen und gelobte, dort eine Kirche zu bauen, wo die Leichen gefunden würden. Zu dieser Arbeit wurden drei Gefangene auserseben, die im tiefen Burgverließe schmachteten, und ihnen die Freiheit versprochen, wenn sie das Werk zustande brächten. Willig machten sich die Begnadigten an ihre Arbeit und sprengten in der Nähe des heutigen Ortes Lavamünd beim sogenannten Siegelsteine einen großen Felsen, der das Tal absperrte. Das Werk gelang, aber die drei sollten ihre Freiheit nicht genießen, denn sie wurden von den ausbrechenden Fluten erfaßt und mitgerissen. Mit ungeheurem Tosen ergoß sich der See in die Drau. Auf dem Hügel, den heute das Stift St. Paul krönt, wurden Vater und Sohn engumschlungen aufgefunden. An dieser Stelle ließ die Gräfin von Hartelsberg ein Kirchlein mit einem Kloster erbauen, besiedelte dieses mit Benediktinermönchen und gab ihm zum Andenken an den ertrunkenen Gemahl den Namen St. Paul.

Neben der Kirche steht heute noch ein Brunnen, Paulusbrunnen genannt, von dem die Leute sagen, daß er die Fundstelle bezeichne und nach dem Grafen benannt sei. Der fruchtbare Seeboden aber wurde von fleißigen Händen bebaut und bearbeitet und bedeckte sich im Lauf der Zeiten mit schönen

Äckern und Wiesen, zwischen welchen heute, umkränzt von freundlichen Obstgärten, viele schmucke Dörfer liegen, weshalb das Lavanttal das Paradies von Kärnten heißt. Knapp am Siegelsteine, wo der Durchbruch erfolgt sein soll, führt heute die Eisenbahn vorüber.

Die Gräfin, welche einen so schweren Schlag kaum zu ertragen vermochte, besuchte nun tagtäglich in der von ihr gestifteten Kirche eine Messe und lebte fromm und gottesfürchtig. Wo und wann sie gestorben ist, weiß man nicht.

Allmählich ging auch die Burg Hartelsberg ihrem Verfalle entgegen und schaut gegenwärtig als einziger Zeuge jenes traurigen Vorfalles ins schöne Tal. Mancher alte Bauer versichert, nachts zwischen Zwölf und Eins die Fenster hell beleuchtet gesehen zu haben, als würden noch jetzt in den Gemächern des Schlosses glänzende Feste abgehalten. Einige wollen sogar aus der Burg ein Lärmen wie von vielen Menschen vernommen haben; dies stamme von dem verunglückten Raubritter, der im Grabe keine Ruhe finde und mit seinen Genossen an der Stätte seiner einstigen Tätigkeit umherwandle.

562. Die Entstehung der Stadt Gmünd.

Im Liesertale erhebt sich östlich von Leoben auf einem kleinen Bergesrücken die Ruine Leobenegg. Von dieser geht die Sage, daß auf ihr einst ein Graf aus dem Geschlechte der Rastelhofer gebot. Die Anhöhe auf der gegenüberliegenden Seite des Tales beherrschte die Burg der Ritter von Kroneck. Das Tal erfüllte damals ein großer See, der das Liesertal von der Ruine Rauchenkatsch bis vor Gmünd heraus bedeckte, im Westen bis zur Brandstatt im Maltatale und noch weit in die Nebentäler, den Leobengraben und das Nöringtal hineinreichte. Im Süden endigte der See in einem engen Tale, an dessen mächtigen Felswänden sich das Wasser brach. Schöne und fruchtbare Landschaften breiteten sich an seinen Ufern aus.

In ungetrübtem Glücke, von den Untertanen hochgeschätzt, verbrachte die gräfliche Familie des Rastelhofers ihr Dasein, bis auch für sie der Tag kam, an welchem sie von schwerem Unglück heimgesucht wurde. Der blühende Sohn des Grafen, Pongratz geheißen, war mit dem Ritterfräulein von Kroneck verlobt. Infolge einer Verabredung mit seiner Braut ließ er sich eines Abends trotz eindringlicher Bitten und Warnungen seiner Mutter nicht zurückhalten, sondern bestieg einen leichten Kahn und fuhr in die finstere Nacht hinaus, auf das Licht vertrauend, welches ihm das Fräulein in ihrem Fenster aufzustellen versprochen hatte. Süße Sehnsucht nach der Geliebten im Herzen, blickte er nur auf das schimmernde Licht und beachtete gar nicht, daß schwere Wolkenmassen sich über dem See zusammenzogen. Ein heftiger Windstoß kündete das Gewitter an, bald fielen einige Tropfen. Der Donner grollte und schon fuhren leuchtende Blitze durch die Luft. In fürchterlicher Wallung tobte der See und warf schäumende Wellen in das Boot, welches bald wie eine Nußschale von Woge zu Woge geschleudert ward. Mit Leibeskräften rudert der kühne Jüngling auf das ferne Licht

zu, seine sehnende Liebe siegt über die bange Furcht, die ihn im Sturmesbrausen allgemach beschleichen will. Schon befindet er sich mitten im See, da erlischt das Licht im Fenster der Geliebten und tiefes Dunkel umgibt ihn. Zwar glaubt er eine Zeitlang, so oft die zuckenden Blitze das fürchterliche Bild erhellen, die gleiche Richtung zu halten, aber er irrt schon in der Finsternis umher und bald erlahmen seine Kräfte; sein Kahn ist ein Spielzeug der unbarmherzigen Wellen, mit rasender Schnelligkeit treibt ihn der Sturm an einen Felsen und im nächsten Augenblicke ist es um ihn geschehen.

In quälender Angst um den einzigen, geliebten Sohn brachten die Eltern eine fürchterliche Nacht zu. Am nächsten Morgen schickten sie Boten nach Kroneck und zu den nächsten Verwandten, aber nirgends war Pongratz gesehen worden. Die Braut weinte bittere Tränen der Reue, da sie auf das Licht nicht geachtet und dadurch den Tod des Geliebten verschuldet hatte. Eben saß die Gräfin weinend am Tische, der Vater blickte tief bekümmert in die Ferne, als ein Hirtenknabe die Nachricht brachte, daß er ein Schifflein entdeckt habe, das hinter Gesträuch verborgen, in den Wellen schaukelte. Es gleiche dem Fahrzeuge, das der junge Graf besessen habe. Alsbald ward ihre schreckliche Ahnung zur Gewißheit, die armen Eltern hatten ihren Sohn verloren. Um den so unverhofft Verlorenen noch einmal zu sehen und seinen Leib in geweihter Erde zu bestatten, ward der ganze See abgesucht. Tage und Wochen vergingen, aber die Leiche konnte keiner von den vielen finden, welche der Graf ausgesandt hatte. Da es kein anderes Mittel mehr zu geben schien, ließ der schmerzgebeugte Vater endlich die Felsen sprengen, welche das Wasser des Sees zurückhielten. Brausend stürzte die ungeheure Wassermenge durch das heutige Liesertal, bis sie wieder ein weites Becken fand, wo sie sich dauernd einbettete. So ist der Millstättersee entstanden.

Als sich das Wasser verlaufen hatte, ging man eifrig daran, den Vermißten zu suchen. Endlich fand man ihn. Ganz mit Schlamm bedeckt und vom Wasser fast unkenntlich gemacht, lag er zwischen zwei mächtigen Steinen. Die Eltern erkannten ihr liebes Kind sogleich, ließen es begraben und über der Stätte ein Kirchlein bauen, das Pongratzenkirchlein, welches jeden Gläubigen an den traurigen Vorfall erinnern sollte. Bald siedelten sich in der Nähe Leute an und machten den Boden urbar. Nach und nach erstand dort ein Dorf, auch ein Spital wurde erbaut und im Laufe der späteren Jahre gedieh der Ort zu dem Umfange, den er jetzt besitzt. So berichtet die Sage von der Entstehung der Stadt Gmünd. Noch heute steht das Pongratzenkirchlein, es dient aber nicht mehr seinem ursprünglichen Zwecke, sondern ist zu einem Pferdestall umgewandelt worden. Das südliche Tor der Stadt, das Pongratzentor, bewahrt gleichfalls die Erinnerung an jene Begebenheit. Auch der Name des Kirchleins Maria im Moos wird aus dem einstigen Dasein des Sees von Gmünd gedeutet.

563. Die Entstehung des Miestales.

Das Tal, welches jetzt die Mies schlängelnd durchfließt, war vor langer Zeit mit einem großen See ausgefüllt, dessen Fluten die Abhänge des Ursulaberges bespülten. An der Stelle, wo der Berg zum Ufer abfiel, stand

eine mächtige Ritterburg, welche ein Graf mit seinen drei Töchtern bewohnte. Der Ritter hing mit zärtlicher Liebe an den holden Mädchen, sie waren die einzige Freude und Hoffnung seines Alters: Maria, Barbara und Rosalia.

Eines Nachmittags, es war gerade Sonntag, unternahmen die drei Ritterfräulein eine Kahnfahrt, ohne daß ihr Vater davon wußte. Er hätte ihnen wohl kaum gestattet, allein sich den Gefahren des Sees auszusetzen. Und wirklich. Sie hatten sich kaum eine Strecke vom Ufer entfernt, da erhob sich unversehens ein heftiger Sturmwind. Doch statt das Boot zu wenden und sich in Sicherheit zu bringen, verloren die Mädchen den Mut, sanken auf die Knie und beteten zu Gott um Rettung aus der Not. Allein es wollte nicht helfen, das preisgegebene Schifflein ward ein Spiel der Wellen, kippte um und bedeckte die unglücklichen Schwestern, die bald hilflos in die Tiefe sanken. Als der Abend herniedersank und seine Töchter nicht erschienen, stieg dem alten Grafen eine furchtbare Ahnung auf, die ihm den Angstschweiß auf die Stirne trieb. Er schickte Dienstleute aus, um sie zu suchen, und wartete mit Bangen auf ihre Wiederkehr. Doch sie kamen unverrichteter Dinge zurück. Da ergab sich der unglückliche Vater in sein Schicksal und machte das Gelübde, daß er dort, wo seine Töchter tot oder lebendig aufgefunden würden, Dankstätten zu Ehren ihrer heiligen Namenspatroninnen erbauen wolle.

Nun geschah es, daß der See unterhalb Gutenstein plötzlich einen Abfluß fand und das Wasser sich zwischen mächtigen Felsen einen Durchgang bohrte. Diese, noch jetzt wie ein ungeheures Tor im Flusse emporragend, so daß die Mies darunter hinwegfließt, werden im Volksmunde der „Lukate Stan“ genannt. Daher soll auch der Name der Ortschaft Gutenstein stammen.

Als der Ritter, nachdem der See abgeflossen war, seine Töchter suchen ging, fand er die Leiche der einen dort, wo heute die Pfarrkirche Maria am See steht; die zweite am Abhange des Berges, auf welchem seine Burg stand; dort ließ er eine Grotte sprengen, die noch bestehende Rosaliengrotte. Die dritte Leiche lag etwas oberhalb der jetzigen Grotte auf der Höhe des Hügels; zu ihrem Andenken ward dort die Barbarakirche erbaut. Daß über dem heutigen Miestale sich einst ein großer See ausbreitete, besagt auch der Ortsname Streiteben bei Gutenstein; er soll nach der Meinung des Volkes soviel bedeuten als „streicht eben“, was von dem einstigen Wasserspiegel gilt.

Allmählich siedelten sich im trockenen Seebecken Leute an und gründeten die Ortschaft Prävali. Noch heute kann man im Gärtchen eines Bauers Überreste des alten Schlosses sehen. Man hat sogar vor einigen Jahren, als die Mies reguliert wurde, eine steinerne Bank und Köpfe von Statuen gefunden, welche wahrscheinlich von ihm herrühren. Sie befinden sich heute bei der Papiermühle in Prävali.

564. Die drei Steine in der Drau.

Ein Bauer in Frojach, einem Dorfe bei Rosegg, bewirtschaftete mit seinen alten Eltern ein schönes Anwesen. Er hatte sich auch in seinen besten Jahren

vor einer Heirat gescheut, da, wie er beobachtete, in manchem Bauernhause Zank und Unfriede zwischen den Eheleuten herrschte, und wollte lieber ungestört allein als unglücklich zu zweien leben. Nach dem Tode seiner Eltern bereute er dennoch, nicht geheiratet zu haben; denn nun stand er allein in der Welt und hatte keine lieben Kinder, die ihm das Alter versüßt und erheitert hätten. Eines Tages kam ein Bettler die Landstraße dahergezogen. Er führte einen frischen Knaben an der Hand und bat den Bauer, der gerade über sein trauriges Los nachdachte, diesen an Sohnes Statt anzunehmen. Das Kind werde bei ihm besser aufgehoben sein als beim gebrechlichen Vater; heute oder morgen werde der Alte sterben und dann sei das hilflose Kind dem Elende preisgegeben. Da der Knabe dem Bauer gefiel, behielt er ihn bei sich. Mit zitternder Stimme gab der Bettler seinem Kinde noch einige gute Lehren, segnete es und zog fürbaß.

Nach einiger Zeit fand man im Dorfe ein kleines Mädchen, das durchziehende Zigeuner zurückgelassen hatten. Gutherzig, wie er war, nahm sich der Bauer auch dieser Waise an und erzog nun beide Kinder. Sie gediehen trefflich unter seiner sorgsamen Pflege, wuchsen heran und waren dem Bauer bald arbeitsame, fleißige Helfer bei der Bewirtschaftung des Hofes, so daß er an ihnen seine helle Freude erlebte. Jahre kamen und vergingen, aus dem Bettlerkinde war ein schöner Bursche, aus dem Waisenmädchen eine schmucke Jungfrau geworden. Allzu gerne hätte es ihr Pflegevater gesehen, daß die beiden als Ehepaar sein Hab und Gut übernommen hätten. Als er sie eines Tages diesen Wunsch merken ließ, waren sie hoch erfreut und gestanden, daß er ihrer eigenen Absicht zuvorgekommen. So wurde denn der Hochzeitstag bestimmt. Den Bräutigam wollte der Bauer selbst als Beistand zum Altare geleiten, während ein Besitzer, der am jenseitigen Ufer der Drau wohnte, dies Geschäft für die Braut übernahm. Die Trauung sollte in Rosegg stattfinden.

Am Abende des Vortages saß der Bauer mit den Brautleuten vor seinem Hause — es stand am linken Drauufer — und hing seltsamen Gedanken nach; die Brautleute freuten sich des unverhofften Glückes und träumten still versonnen von einer schönen Zeit, die morgen anbrechen sollte. Da erblickte die Braut auf den sogenannten drei Steinen in der Drau drei Lichtlein und zeigte sie dem Bräutigam. Dieser deutete sie als schlimmes Vorzeichen und sagte: „Morgen werden drei Menschen bei den Steinen ihren Tod finden." Doch redeten sie weiter nichts und dachten auch nicht lange darüber nach, sondern verfielen bald wieder in ihre früheren Gedanken. Ruhig legten sie sich, als schon die Sternlein schimmerten, zu Bette.

Als sie am nächsten Morgen sich zum Kirchgange anschickten und der Beistand des Bräutigams noch immer nicht zur Stelle war, fuhren die beiden Männer auf einem Kahn hinüber und holten ihn. Kaum aber waren sie auf der Rückfahrt in die Nähe der drei Steine gelangt, erfaßte ein Wirbel das Schifflein und alle drei verschwanden in den reißenden Wellen. Die Braut hatte vom Ufer aus das Unglück mitangesehen und rang verzweifelt die Hände, aber was half es? Als Leichen wurden die Männer weit unten aus der Drau gezogen. Die doppelt Verwaiste führte nun ein einsames Leben als Bäuerin und starb, von keinem Nachkommen betrauert.

565. Der Trompeterhügel bei Ratzenegg.

Auf der Straße von Klagenfurt nach Moosburg sieht man die Ruinen des Schlosses Ratzenegg, östlich davon eine mäßige Anhöhe, die der Trompeterhügel genannt wird. Im Munde des Landvolkes geht folgende Sage darüber:

Eine Herrin von Ratzenegg hatte sich ein so großes Vermögen gesammelt, daß sie einst mit vermöglichen Rittern, welche auf Besuch kamen, eine Wette wagte und gewann; diese bestand darin, daß sie imstande sei, ihren einzigen fünfzehnjährigen Sohn zu Pferde, einer Pyramide gleich, mit harten Talern zu überschütten und zu bedecken, nebstbei noch ihre weiten Felder und Wiesen mit gleicher Münze zu umzäunen.

Die eitle und stolze Frau starb und ihr früher streng und karg gehaltener Sohn wirtschaftete nun dergestalt mit dem ungeheuren Vermögen, daß er nach wenigen Jahren barfuß sein Stammschloß verlassen mußte und eines elenden Todes in Klagenfurt starb.

Der oben genannte Hügel war der Schauplatz seiner Verschwendung; dort wurden nächtliche Feiern gehalten, von dort kündeten Trompetenstöße den Beginn eines neuen Festes, die Ankunft neuer Gäste. Davon erhielt er seinen Namen, den er bis auf den heutigen Tag behielt.

566. Die Sage von Greifenfels.

In der Nähe von Ebental stand das herrliche Schloß Greifenfels, das jetzt verfallen ist. Dort saß vor mehr als 400 Jahren Wilhelm von Neuhaus, ein wilder, jähzorniger Mann. Als sein Söhnchen einst auf des Vaters Fragen beharrlich die Antwort schuldig blieb, geriet er in solchen Zorn, daß er das Kind erfaßte und an die Wand schleuderte. Nach dieser Tat verrauchte der Zorn des Ritters. Angsterfüllt rief er den Knaben beim Namen, doch das tote Kind konnte ihm keine Antwort mehr geben. Erfüllt von Reue und gefoltert von Gewissensbissen stellte sich der Edelmann dem Gericht und bat um eine Strafe. Doch die Richter bestraften den Sohnesmörder nicht, sondern überließen die Bestrafung Gott. Nun floh der Unglückliche in ein Kloster nach Cilli. Daselbst bat er um Aufnahme und um Geißelhiebe. Doch dies alles war ihm eine zu geringe Strafe. Da, als er das Bild des hl. Franziskus betrachtete und um Vergebung bat, fühlte er sich plötzlich wieder beruhigt und er vernahm eine Stimme: „Vater, komm zur Ruh!" Dankerfüllt ließ er sich auf die Knie nieder. Am nächsten Morgen fanden ihn die Mönche tot vor dem Bilde.

567. Hartwig von Kreug.

Was hatte Hartwig für eine wunderschöne Frau, sie war so zart, daß man den Wein, wenn sie trank, durch ihren Schwanenhals hinabfließen sah. Die Ritter liebte sie über alle Maßen und wenn sie jemanden freundlich anblickte, stieg schon die Eifersucht in seiner Seele auf; aber ihr Herz war rein wie der frisch gefallene Schnee, sie lebte nur für Hartwig und wies den schlauen Vogt des Schlosses, der von ihrer Schönheit geblendet, sich ihr zu nähern suchte, mit verächtlicher Miene und ernsten Worten zurück. Dar-

über grollte er ihr im Herzen und schwor für die schnöde Zurückweisung sich an ihr zu rächen. Er wußte sich in's Vertrauen Hartwigs einzuschleichen und wie er festen Boden unter sich spürte, suchte er die tugendsame Frau in den Augen Hartwigs verdächtig zu machen; dieser glaubte der glatten Verleumderzunge und ließ seine Frau, ohne sie weiter anzuhören, in den mit einem Graben umgebenen Burgfried werfen. Der vor Rache glühende Vogt reichte ihr nur Wasser und Brot, — so schmachtete die Arme Tage und Wochen im dunklen Verließe ohne Hoffnung auf Erlösung.

Dem alten treuen Schloßförster, der im Häuschen neben dem Turme wohnte, ging ihr Schicksal derart zu Herzen, daß er den Mut faßte, dem Ritter über seine Grausamkeit und sein Unrecht Vorstellungen zu machen; dieser sah ihn mit zornfunkelnden Augen an und wies ihm die Türe; aber der gute Alte hatte sich's einmal vorgenommen, koste es was es wolle, den Vogt zu entlarven und ließ sich nicht so leicht abweisen; da zog Hartwig sein Schwert und stieß es in blinder Wut dem Förster durch die Brust, daß er röchelnd zu Boden stürzte.

Nach dieser Bluttat konnte es Hartwig im Schlosse nicht länger mehr aushalten — er machte sich auf und schloß sich den Kreuzrittern, die ins heilige Land zogen, an.

Obschon er den Tod suchte und immer im vordersten Treffen stand, blieb er doch unversehrt und kehrte endlich wieder betrübten Sinnes in die Heimat zurück.

Auf dem Heimwege, noch bevor er Kärntens Grenze erreichte, wurde ihm durch einen Traum bedeutet, daß seine Frau unschuldig sei, und er eilen möge, wenn er sie noch am Leben treffen wolle. — Er eilte nun, was er konnte — und wie er nach Kreug auf die Turmwiese kam, da sah er aus dem Burgfried eine weiße Taube auffliegen; ein Zeichen, daß seine Frau schuldlos soeben verschieden sei.

Seines Bleibens war hier nicht länger, nur eine Pflicht hatte er noch zu erfüllen — den Vogt ließ er ergreifen — und nachdem er am Grabe seiner Gattin sich ausgeweint, zog er wieder als Büßer in's heilige Land, aus dem er nicht wiederkehrte.

Der Kopf des guten Alten aber wollte nicht im Grabe bleiben; — so oft man ihn auch eingrub — immer kam er wieder in's Schloßhäuschen, wo er mit seinen hohlen Augen vom Wandschranke herabschaute. Die Leute gewöhnten sich mit der Zeit daran, ließen ihn stehen und wuschen ihn zu heiligen Zeiten mit Weihwasser ab.

568. Die Entstehung der alten Burg zu Gmünd.

In einem Kriege sollen drei Landsknechte unermeßliche Schätze erbeutet haben. Da beschlossen sie um den ganzen Gewinn zu würfeln und gingen sogleich ans Spiel. Zwei von ihnen hatten die Felder und aufgeworfen, der dritte aber erwürfelte sich und und ihm fiel die Beute

zu. Damit kaufte er Land und Leute und erbaute die Burg an dem ehemals hier bestandenen See, verlor aber alles wieder auf dem Wege, wie er es gewonnen. Wirklich zeigen sich in der dem Kalvarienberge zugekehrten Mauer neben dem Haupttore der „alten Burg" sämtliche sechs Würfelfelder mit steinernen Kugeln in der angedeuteten Zeichnung.

569. Das Hirschengstemm.

Im Lungau, nahe der Grenze, welche Salzburg und Kärnten trennt, stand vor vielen Jahren eine Burg. Rüdeger von Moosheim hauste dort mit seinen vier Kindern: Rüdeger, Osmund, Hildegard und Mechthilde. Seine Frau war bald nach der Geburt Mechthildens gestorben. Der Ritter, der mit Leib und Seele Weidmann war, kümmerte sich nicht viel um Haus und Hof und überließ die Aufsicht über die Kinder ganz seinem Gesinde. Wochenlang war er von der Burg abwesend, besonders wenn es galt, Wilderer aufzuspüren und einzufangen. Über diese hielt er furchtbar Gericht. Jedes Jahr mußten ihm seine Knechte junge Hirsche einfangen, die er dann im sorgfältig abgegrenzten Burggraben hegen ließ, bis sie zu großen, wilden Tieren herangewachsen waren; wurde dann ein Wildschütze ertappt und eingebracht, so ließ er den Unglücklichen an einen dieser Hirsche schmieden und zu Tode schleifen.

Ein Altersgenosse und unzertrennlicher Spielkamerad der Kinder war Eberhard, der Sohn des Torwarts. Eines Tages forderte dieser seine Gespielen auf, ihm zu folgen, er werde ihnen etwas sehr Schönes zeigen. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen und rannten hinter ihm her, bis sie zu einer kleinen, von Buschwerk halb versteckten Türe kamen. Es war der Eingang zum Hirschgraben. Vorsichtig steckte Eberhard den Schlüssel, den er aus der Stube seines Vaters geholt hatte, in das Schloß, die Angeln knarrten, die Tür ging auf und die Kinder betraten trotz des Verbotes des Vaters den Graben. Eberhard stieß einen grellen Pfiff aus und nicht lange darauf trat ein prächtiger Hirsch aus dem Dickicht hervor. Mit einer Handvoll Salz lockte ihn der Torwartsohn herbei und streichelte ihm sein Fell. Dann schwang er sich, den Hirsch beim Geweihe fassend, auf dessen Rücken und jagte davon. Bald tauchte er wieder auf und unter dem großen Jubel der Kinder sprang er von seinem wunderbaren Reittier. Da den Kindern das Betreten des Grabens verboten war, erzählten sie niemandem, was sie gesehen hatten.

Die Jahre verflossen, die Knaben waren zu Männern, die Mädchen zu Jungfrauen herangewachsen. In den zwei Brüdern keimte eine unselige Leidenschaft. Beide liebten ihre eigene Schwester Hildegard und jeder sah im andern seinen Nebenbuhler. Ein furchtbarer Haß gegeneinander wuchs in ihnen auf. Es mußte einmal zu einem fürchterlichen Zusammenstoß zwischen beiden kommen. Und nur zu bald sollte dies geschehen. Als die Brüder eines Abends von den Mühen des Tages ausruhten, trat Hildegard mit einer Rose in der Hand zu ihnen. Beide baten um die Blume. Und als das Mädchen sie Rüdeger gab und ihn dabei mit einem langen, glühenden Blick ihrer Augen ansah, da konnte sich Osmund nicht länger bezähmen;

heiser zischte er seinen Bruder an: „Rüdeger, ich hasse dich bis in den Tod," und heimlich schwor er ihm Rache.

Als die beiden Liebenden eines Abends zärtlich umschlungen im Hofe standen, sprang Osmund hinter einer Hecke hervor und stieß seinem Bruder einen Dolch in die Brust. Tödlich getroffen sank Rüdeger zu Boden. Osmund entfloh und Hildegard verfiel in eine schwere Krankheit.

Tagelang irrte der Vater der Kinder im Schlosse umher und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich so wenig um seine Familie gekümmert hatte. Auf einem dieser Gänge sah er, wie Eberhard den Arm um Mechthilde schlang und sie herzhaft küßte. Eine furchtbare Wut ergriff ihn und mit grimmigem Fluche sprang er auf die beiden zu und riß sie auseinander. Eberhard ließ er gefesselt in das Gefängnis werfen, Mechthilde in einem Gemache einsperren. Dann befahl er einigen Jägern, einen wilden Hirsch einzufangen. Alle wußten, was diese Vorbereitungen zu bedeuten hatten, und tiefes Mitleid mit Eberhard, der im Schlosse beliebt war, ergriff sie. Umsonst flehte der Torwart den Ritter um Gnade an. Mit höhnischem Lächeln stieß er den Knienden von sich. Als die Knechte den Hirsch, einem prächtigen Sechzehnender, herbeibrachten, wurde Eberhard aus seinem Gefängnisse geholt. Alle bestiegen ihr Pferd und hinaus ging's in die stille Nacht. Noch einmal wankte der Torwart zum Fenster und dann sank der arme Vater, als er seinen Sohn erblickte, entseelt nieder.

Inzwischen war der Zug an der Schmiede angekommen. Der Meister wurde aus seinem Schlafe aufgerüttelt. Schon an derlei gewohnt, wußte er sofort, um was es sich handle. Mit rohem Lachen machte er sich an die Arbeit. Ein Ring wurde Eberhard um die Mitte gelegt, zusammengeschweißt und durch eine Kette mit dem Hinterlauf des Hirsches verbunden. Als alles fertig war, befahl der Moosheimer, das Tier loszulassen; alle sprangen zur Seite, der Hirsch machte einen Satz und verschwand in die Nacht hinein. Noch einmal sah man ihn, wie er auf einer kleinen Anhöhe im Mondschein dahinschoß und — o Wunder — auf seinem Rücken saß ein Reiter. Aber dennoch mußte Eberhard beim ersten Sprunge des Hirsches verwundet worden sein, denn auf einem der großen Steine waren große Blutflecken zu sehen. Als der Ritter nach Hause zurückkehrte, war das Mädchen verschwunden. Sie war schon eine Stunde vorher aus dem Gefängnis entkommen und hatte sich im nahen Walde versteckt. Als sie vor Kälte zitternd unter einem Baume saß und darüber nachsann, wie sie ihren Geliebten retten könne, hörte sie auf einmal ein Getrappel und gleich darauf sauste ein Hirsch, auf dessen Rücken ein Reiter saß, vorbei. Mechthilde erkannte Eberhard. Schreiend stürzte sie ihm nach und der Hund, den sie mit sich genommen hatte, wies ihr freudig den Weg. Ohne ihre Müdigkeit zu beachten, lief sie, bis sie erschöpft niedersank. Bald aber raffte sie sich wieder auf und rannte weiter. Schon hatte sie die Grenze hinter sich und war im Liesertale angelangt. Da bemerkte sie auf dem steinigen Boden die blutige Spur eines geschleiften Körpers. Der Hund stürzte vorbei, bis er laut aufheulend an einem Baume hielt. Darunter lag, noch durch die Kette verbunden, der regungslose Körper Eberhards neben dem des Hirsches. Aufschluchzend warf sich das Mädchen über den toten Geliebten.

Aus der nahen Mühle trat ein Müllerbursche, es war Osmund. Mechthilde erkannte ihn, rief ihm zu, für die Leiche zu sorgen, und sprang, ehe er es hindern konnte, in den wild brausenden Fluß. Osmund stürzte ihr, ohne sich zu besinnen, nach. Schon glaubte er, sie erfassen zu können, da zog ein Wirbel beide in die Tiefe. Weiter unten wurden die Leichen der unglücklichen Geschwister angeschwemmt.

Im Liesertale, zwischen Gmünd und Eisentratten steht am Wege eine uralte Fichte. Die Rinde hat im Laufe der Jahre ein Hirschgeweih vollkommen überwachsen. Vor fünfzig Jahren, behaupten alte Leute, habe man noch die Enden hervorschauen gesehen. Der Baum heißt das Hirscheng'stemm. Unter ihm hauchte Eberhard an der Seite des Hirsches sein Leben aus.

570. Wie Klagenfurt zu seinem Namen kam.

Klagenfurt soll vor Zeiten Glanfurt, also nach der über die Glan führenden Furt, geheißen haben, bis eine Begebenheit die Bürger bewog, ihren Markt umzutaufen. Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., erzählt von den Klagenfurtern folgende satirische Anekdote. Es sei dort Sitte, bei Rechtsverfahren gegen Diebe, sie ohneweiters, ohne vorhergegangene Beweisführung und Erhebung der Sache, auf bloße Inzicht hin aufzuhängen. Erwahre sich die Anklage, so bleibe der Dieb am Galgen hangen, wo aber nicht, so nehme man ihn vom Hochgerichte, begrabe ihn in dem gewöhnlichen Friedhofe und halte seiner Seele, der Gott gnädig sein wolle, feierliche Exequien.

Vielleicht wollte der gelehrte Verfasser auf die Sage vom Bäckerjungen anspielen, die vormals in Klagenfurt gang und gäbe war. Ein Bäckerjunge, dessen Meister die zum Einkaufe des Getreides bereiteten Geldsäcke auf die Mehltruhe zu legen pflegte, öffnete einst, unbekannt mit der Gewohnheit des Meisters und ohne die Säcke zu beachten, die Kiste. Da die Geldscheine damals klein und von leichtem Gewichte waren und der Meister sie überdies zusammengefaltet hatte, merkte der Junge nicht, daß sie beim Heben des Deckels abglitten und in den Mehlstaub hinter der Truhe fielen. Ohne das verlorene Geld lange zu suchen, bezichtigte der Meister sogleich den armen Knaben des Diebstahls und zeigte ihn beim Richter an, der ihn mit den Gerichtsschöppen anfänglich zur Folter, dann, als der Gequälte ein erzwungenes Geständnis ablegte, zum Galgen verurteilte. Das Urteil ward vollzogen, aber gleich darauf fand man zufällig hinter dem Mehlkasten das verlorene Geld und jetzt erwies es sich klar, welche Bewandtnis es mit dem Diebstahle gehabt hatte. Der Meister geriet in Raserei; doch da ein Toter nicht wieder lebendig gemacht werden konnte, wußte der Richter mit dem Rate den verhängnisvollen Irrtum nicht anders zu sühnen, als daß er durch feierliches Gelöbnis und Opfer gleichsam um Vergebung der Blutschuld beim ewigen Richter einkam. Die ganze Bürgerschaft beschloß einmütig, um nie wieder ihre Hände mit so himmelschreiender Ungerechtigkeit zu beflecken, daß hinfort der Ort Klagenfurt heißen und sich so die Klage über die begangene Tat auf die spätesten Enkel vererben solle.

Noch lange zeigte man den Eingeborenen und Fremden das Bäckerhaus

(dem damaligen Rathause gegenüber), an dessen Ecke ein steinerner Kopf eingemauert war, und einen gleichen im vorhin Schliberschen Gasthofe am Fenstererker im Hofe, als dem damaligen Gerichtshause, welche die Nachkommenschaft wie Warner anreden und das ungerechte Todesurteil sühnen sollten.

571. Von der Gräfin Salamanka.

Wo die grünblaue Lieser, das Gebirge durchbrechend, in das weit geöffnete Tal hinausspringt und durch das Lurnfeld der Drau zueilt, liegt der freundliche Markt Spittal. Weit schweift das Auge talauf und talab, bis es an den schlanken Spitzen der ringsumher liegenden Berge ruhen bleibt. Gegen Nordwesten erhebt sich die mächtige Kreuzeckgruppe, rechts von dieser, in gerader Fortsetzung des Drautales, reicht der Blick ins Mölltal hinein, bis der bewaldete Kegel des Danielsberges die weitere Aussicht verhindert. Von den naheliegenden Bergen ragt besonders das Gmeineck und das Guldeck hervor. Unter dem Guldeck, auf vorspringender Anhöhe, steht die Ruine Ortenburg, einst der Sitz eines mächtigen Geschlechtes. Nach der Zerstörung der Ortenburg auf dem Guldeck baute der damalige Besitzer des Schlosses, Graf Georg, diese schöne Burg. Er war Gatte eines wegen seiner Härte und Bosheit übel berufenen Weibes. Die Geschichte und Sage haben ihren Geschlechtsnamen, um ihn nicht zu brandmarken, nicht bewahrt und nennen sie nur Katharina von Salamanka. — Aus dieser Ehe entsproß Johann, der einzige Sohn und Erbe des ganzen Gutes und der letzte Sprosse seines Geschlechtes. Während der Graf selbst gutmütig und daher beim Volke sehr beliebt war, zogen sich Salamanka und ihr Sohn durch ihr stolzes und herrschsüchtiges Wesen die Ungunst der Bevölkerung zu. Bei einem Feste, das Graf Georg seinen Rittern gab, mißhandelte Salamanka geradezu das Volk, wofür sie auch die entsprechende Strafe erhielt. Die arme Bevölkerung Spittals hatte sich im Burghofe angesammelt und bat die Gräfin, ihr die Abfälle des Gastmahls zu überlassen. Salamanka jedoch befahl den Leuten, den Hof sofort zu verlassen und als diese ihrem Befehl nicht sofort nachkamen, hetzte sie die beiden Doggen ihres Sohnes auf die Leute los. Erschreckt floh alles aus dem unwirtlichen Schlosse. Nur ein Greis, der alte Mesner des Marktes, konnte den andern nicht folgen. Er wurde von den Doggen ergriffen und endete unter ihren Zähnen. Sterbend aber rief er der unmenschlichen Gräfin die Worte zu: „So wie ich jetzt sterbe, wird auch Johann, dein Sohn, einst enden."

Kurze Zeit darauf erscholl die Kunde, daß sich spanische Reiter auf dem Zuge nach Wien in Villach aufhielten. Da das Geschlecht des Grafen aus Spanien stammte, so beschloß Johann, nach Villach zu reiten und die Fremden aufzusuchen. Trotz der Warnung seiner Mutter, die einen unheilkündenden Traum gehabt hatte, ließ Johann seinen Rappen satteln und machte sich in Begleitung seiner Doggen auf den Weg nach Villach. Dort angekommen, wurde Johann auf dem Hauptplatze plötzlich von einem spanischen Ritter angesprochen. Im Laufe der Rede stellte es sich heraus, daß dieser Ritter der Sohn jenes Mesners sei, der durch Johanns Doggen ein so schauer-

liches Ende gefunden hatte. Der Ritter hatte Johann sofort erkannt und da er viele Jahre seine Heimat und seinen Vater nicht gesehen hatte, so brannte er vor Sehnsucht, endlich etwas über sie zu erfahren. Johann verschwieg natürlich die Tatsache und gab dem Ritter eine zufriedenstellende Antwort. Erfreut über diese frohe Botschaft gab der Ritter zwei Hunde aus edler Rasse dem Junker zum Geschenke. Dieser war darüber sehr erfreut, denn die spanischen Hunde übertrafen seine bei weitem an Wert. Zufrieden streichelte er die kostbaren Tiere. Infolgedessen begannen seine Hunde zu knurren und eifersüchtig griffen sie ihre Gegner an. Johann wollte die Hunde mit seiner Peitsche trennen, da stürzten sich alle vier vereint auf ihn und ehe man ihm zu Hilfe kommen konnte, war er eine Leiche.

Graf Georg, an seinen Gliedern von Gichtleiden gefoltert, verdorret im Herzen, da ihm an der wütend herrischen Gattin nun jede erfrischende Lebensfreude fehlte, erlag auf die Nachricht vom Tode seines einzigen Sohnes einem Schlaganfalle.

Salamanka herrschte nun gewaltsüchtiger denn je. Sie entließ die ganze Dienerschaft und von den Menschen längst geflohen, zog sie sich ganz in die Einsamkeit zurück. Ihre versteinerte Brust quälte nur noch der eine Gedanke, ihre Schätze Fremden überlassen zu müssen. Um dem Verrate zu entgehen, tötete sie mit Hilfe ihrer Kammerfrau den Maurer, der sie im tiefen Kellergewölbe verschloß. Aber auch diese Zeugin sollte sterben; sie schlug die Schlummernde mit ihrem gewichtigen Pantoffel an den Kopf und stürzte sie in das geheime Gemach. Salamankas Körper wurde eines Tages tot im Schlosse aufgefunden. Ihr Geist aber wandelt noch heute in den Räumen des Schlosses als Gespenst umher.

Noch vergegenwärtigt ihre Gestalt und ihr einstiges Walten das in einem Gange der Burg vorhandene Gemälde, welches sie in schwarzem Gewande, in einer Hand den Schlüsselbund, in der andern den verhängnisvollen Pantoffel, vorstellt. So soll sie einer der nachherigen Fürsten gesehen haben, denn von jener Zeit an war sie das Schreckbild der Burg und der Umgegend.

Viele Jahre waren seit jenen grausen Ereignissen vergangen. Fröhliche Menschen wohnten in dem alten Schlosse, in dem alles zu einem großen Feste rüstete; sollte doch in Kürze die schöne Tochter des Burgherrn Hochzeit halten. Emsig schufen geschickte Hände am Brautstaat des Fürstenkindes. Da fand sich eines Morgens die ganze Arbeit zerstört; nur zertrennte Lappen lagen in allen Ecken des Saales umher. Was immer der Fürst versuchte, dem allnächtlich wiederkehrenden Spuk zu steuern, es war vergebens. „Die Salamanka, die Salamanka!" flüsterte man leise, und Ahnung kommenden Unheils zog in die Gemüter. Da erschien eines Tages ein schwarzgekleideter Bote in der Burg und brachte die Trauerkunde, daß der Bräutigam der Fürstentochter auf der Reise gestorben sei.

So hat sich Salamanka als Künderin kommenden Unheils gezeigt.

Ein junger Soldat hörte in der Schenke zu Spittal von der Gräfin Salamanka erzählen und erklärte das Gehörte für alberne Erfindung. Er erlangte vom Wirte die Erlaubnis, eine Nacht in der eben unbewohnten Burg

zuzubringen. Beim nächsten Morgengrauen verließ er das Schloß auf kürzestem Wege, ohne von den Erlebnissen der Nacht ein Wort verlauten zu lassen. Der Kastellan aber fand an der Wand des Saales die Spuren kräftiger Säbelhiebe.

Einst war im Schlosse zu Spittal eine zahlreiche Gesellschaft beim festlichen Mahle vereint, als einer der Gäste seine Augen suchend über die Versammelten schweifen ließ. Auf die Frage der Hausfrau, wen er vermisse, erzählte er Folgendes: In der letztverflossenen Nacht sei ihm das Licht erloschen und da er sich erinnerte, daß im Gange ein Lämpchen brenne, sei er hinausgegangen, seine Kerze daran zu entzünden; da kam ihm eine hohe, bleiche Frau mit einer Laterne entgegen. Stumm habe sie ihm bedeutet, seine Kerze an ihrer Lampe zu entzünden, und stumm sei sie hierauf weitergeschritten. Diese Frau, die er für des Hauses Altermutter halte, vermisse er und sie habe sein Auge vorhin gesucht. Die Hausfrau wurde ernst, erhob sich und schritt dem Gaste voran in den Ahnensaal. Bei dem Bilde der Salamanka angekommen rief der Fremde, die sei es, die er nachts wandeln sah.

Mit geheimem Grauen hörten die einen der Festgenossen, mit Spott und Unglauben die anderen die Erzählung von der nächtlichen Begegnung mit der Salamanka. Ein übermütiger Ritter beschloß bei sich, als Dame Salamanka verkleidet, die Feigen zu erschrecken und die Mutigen zu erheitern. In gut gewählter Tracht, ein Laternchen in der Hand, harrte er in einer Nische des Korridors verborgen auf einen einsamen Wanderer. Nicht lange hatte er gewartet, als er nahende Schritte vernahm; er trat vor — und vor ihm stand mit flammendem Blicke Salamanka. Mit kräftiger Hand schleuderte sie den Entsetzten zurück, der regungslos bis zum Morgen liegen blieb. Als man ihn gefunden und wieder zu sich gebracht hatte, vernahm man aus seinem Munde das Erlebnis der Nacht, das allen Frevlern zur Lehre dienen möge.

572. Das Schloß Straßburg.

Straßburg ist ein Städtchen im unteren Gurktale. Im Norden des Ortes erhebt sich der Schloßberg, dessen Krone ein Schloß ziert, welches jedoch schon zum Teile zerfallen ist und mehr einer Ruine gleicht. Diese Burg war früher von Raubrittern bewohnt, welche sehr grausam mit den Bewohnern der Umgebung verfuhren. Wenn ein Mann sich eines Frevels schuldig gemacht hatte, so wurde er in der Burg gerichtet. Die drei Todesstrafen waren: Das Werfen in den Fallturm, das Hängen und das Rädern. Der Fallturm ist ein viereckiger Turm, im Norden an die Burg angebaut. In seinem Innern befanden sich viele Messer, mit der Spitze nach oben gerichtet. Sollte nun der Verurteilte in den Fallturm geworfen werden, so wurde er mit verbundenen Augen und gefesselt zur Tür geführt. Am Boden befand sich ein Brett, welches nur in der Mitte unterstützt war. Auf dieses mußte sich der Verurteilte stellen. Kam er nun über die Mitte des Brettes, so schnellte es über und er fiel in den Fallturm, wo er von den Messern aufgespießt wurde.

Die zweite Todesstrafe war das Hängen. Unter Straßburg erhebt sich ein Berg, der Galgenberg genannt. Dieser stand durch einen unterirdischen Gang mit der Straßburg in Verbindung. Sollte der Verbrecher gehängt werden, so wurde er von den Rittern auf den bezeichneten Berg geführt. Am Ausgange des heimlichen Ganges erhoben sich die Galgenmauern, die noch jetzt zu sehen sind. Auf jedem Mauerpfeiler befand sich eine eiserne Spule, über der ein Strick lag. Damit die Hinrichtung rasch vor sich ging, wurde der Strick dem Verbrecher, oft war es auch ein Unschuldiger, um den Hals gelegt und an beiden Mauerenden angezogen. Die Toten wurden dann zu zehn in Gruben geworfen und verscharrt. Auch die Gruben sind noch heute zu sehen.

Als dritte Strafe galt das Rädern. An der Straße unter Straßburg steht ein Kreuz, das Judenkreuz genannt. Neben dem Kreuze war die Rädertratte. Auch dieses Wiesenland stand durch einen unterirdischen Gang mit der Burg in Verbindung. Die Gänge wurden auch oft von den Verbrechern, wenn es ihnen gelang, zur Flucht benützt. Das Rädern bestand darin, daß man den Verbrecher an eine Säule band und einem getriebenen Rade näherte, welches an seinem Umfange Spitzen besaß. Die Stätte der Hinrichtung ist noch jetzt ein Stück Wiesenland. Das Volk pflügt es nicht um, weil es meint, dadurch die Gebeine der Toten an den Tag zu schaffen.

573. Andere Straßburger Schloßsagen.

Wie noch die Gurker Bischöfe auf der Straßburg ritterlich hausten, hatten sie auch das jus gladii und ihre eigene Gerichtsbarkeit. Da ereignete es sich einmal, daß ein dort in den Verließen Gefangener unschuldig hingerichtet wurde.

Daß an demselben tatsächlich ein Justizmord begangen worden war, bestätigte sich auch; denn als man ihn über die Armensünderstiege zum Schaffott führte, sagte er auf der Stiege zu seinem Henkerknechte: „Wenn ich unschuldig bin, so soll nach der Vollstreckung des Urteils diese Wand rot werden!“ Und richtig, als man nach vollzogener Köpfung wieder über die Stiege ging, war die Wand rot geworden und ist's noch heute.

Den unschuldig Hingerichteten hört man aber noch heutigentags im Schlosse „umgehn“.

An der Außenseite des hohen Reckturmes am Straßburger Schlosse unter dem Fenster des dritten Stockwerkes wird jedermann einen blutigroten Streif bemerken. Von demselben geht folgende Sage:

Vor alten Zeiten war ein Burgkaplan eines großen Verbrechens wegen in diesem Turm eingesperrt. Hartnäckig leugnete er die vollbrachte Tat und als er endlich von den Richtern auf den Eid getrieben wurde, legte er einen falschen Eid ab. Nach der Einvernehmung wurde er wieder in den Kerker geführt.

Am andern Morgen aber, als der Gefangenwärter den armen Sünder wieder den Richtern vorführen wollte, war keine Seele im Kerker zu finden, das Fenster aber war offen, die Fensterstöcke wiesen frisches Blut und über

die Mauer hinab zog sich ein hellroter Blutstreif, der noch heute zu sehen ist. Die Leute aber sagen, daß den Meineidigen der Teufel geholt und lebendig zerrissen habe.

574. König Heinrich III. von Frankreich in St. Veit.

Als im Jahre 1574 König Heinrich III. von Frankreich auf der Heimreise von Polen nach Paris St. Veit berührte, wohnte er auch einer Seelenmesse dortselbst bei. Plötzlich rollte ein Totenschädel dem König zu Füßen; Heinrich erschrak und fiel in Ohnmacht. Nachdem er sich erholt hatte, reiste er gleich nach eingenommenem Mittagessen nach Paris ab; dieses böse Vorzeichen ging in Erfüllung, als Heinrich III. durch den Mordstahl des Fanatikers Clement sein Ende fand.

Von anderer Seite wird die Sage anders erzählt, nämlich so: Ein Totenschädel machte sich vom Kreuze los und stürzte sich auf den König; dieser fiel zu Boden. Heinrich sah darin ein Vorzeichen für sein blutiges Ende durch Mord.

575. Die weiße Rose.

Das Kloster Arnoldstein im Gailtale war früher durch eine besondere Begünstigung des Himmels ausgezeichnet. Wenn die Klosterbrüder morgens zur Kirche gingen, um dort ihre Andacht zu verrichten, so geschah es manchmal, daß einer der Mönche auf seinem Betstuhle eine duftende, weiße Rose fand. Dann küßte er sie in Demut und bereitete sich auf den Tod vor. Denn diese Blume war das Zeichen, welches Gott demjenigen sandte, den er noch an demselben Tage zu sich berufen wollte.

Einst kam eine Bettlerin mit ihrem Kinde, einem Knäblein, vor die Abtei und begehrte Einlaß und ein Nachtlager. Beides wurde ihr gewährt; aber während der Nacht starb die erschöpfte Bettlerin unvermutet und Johannes, ihr Söhnlein, hätte nun allein auf Gottes weiter Erde gestanden, wenn sich nicht der Pförtner seiner angenommen hätte. Das Knäblein wuchs allmählich zum stattlichen Knaben heran. Der Abt ließ ihn wegen seiner guten Begabung in der lateinischen Sprache und in den anderen Gegenständen der Klosterschule unterrichten. Der Jüngling zeigte ein stilles und versöhnliches Wesen und wählte den Priesterstand zu seinem Berufe.

Als er die Primiz las, da strömte wie bei solchen Gelegenheiten immer das Volk von allen Seiten herbei und unter andern auch ein schönes Mädchen, die Tochter des Verwalters der Fuggerschen Güter. Als sie sich beim Segen des Priesters mit dem übrigen Volke vordrängte, da traf sie des schönen Priesters Blick und er fühlte eine tiefe Regung in seiner Brust, und sie sah das Auge des errötenden Priesters wie beschämt sich senken. An diesem Tage war er trotz der Feierlichkeiten niedergeschlagen und sprach nicht viel, denn auch sein Herz war von sehnender Liebe berührt worden und der Gedanke an die Aussichtslosigkeit der plötzlich entflammten Neigung machte seine Seele traurig. Fortwährend schwebte ihm das liebliche Antlitz des Mädchens vor Augen, selbst im Traum verließ es ihn nicht und es be-

gleitete ihn auch, als er selig lächelnd am nächsten Morgen als Erster in die Kirche trat. Er näherte sich seinem Platze. Da leuchtete ihm etwas Weißes entgegen. Zagend trat er näher, es war — die weiße Rose. Halb besinnungslos vor Schrecken legte er die todkündende Blume auf den nächsten Platz, dem blutenden Triebe der Selbsterhaltung folgend, denn das Leben schien so verheißend und beseligend zu locken. Als bald darnach die Brüder zur Morgenandacht kamen, erblickte der greise Pater Vinzenz, der Gott schon lange um Erlösung von dem Erdenleben gebeten, auf seinem Platze die Botin des Todes und freute sich innig, daß ihn Gott nun endlich zu sich berufen wollte. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, so fiel er tot in den Betstuhl nieder.

Noch am selben Tage kam die Pflegerin des Mädchens mit der besorgten Frage, ob man ihre Schutzbefohlene nicht etwa im Kloster gesehen habe. Sie habe sich in den frühesten Morgenstunden fortgeschlichen und sei bisher nicht wieder gefunden worden. Alle Leute machten sich auf die Suche nach dem Mädchen und fanden es endlich am Fuße des Felsens, auf dem das Kloster sich erhebt, mit zerschmettertem Körper liegen. Sie war freiwillig in den Tod gegangen. Gleich darauf stellte es sich aber auch heraus, daß sie es gewesen, die jene Rose in aller Frühe in den Betstuhl des neuen Mönches gelegt hatte, zum Zeichen ihrer unschuldigen Neigung. Doch davon wußte Johannes nichts, er erfuhr es erst viel zu spät. Tief erschüttert über den so plötzlichen Tod der Geliebten und von Gewissensbissen über den vermeintlichen Mord am Mönche gequält, trieb es ihn den ganzen Tag im Kloster umher. Nirgends fand er Rast, nirgends Ruhe. Um sein Vergehen zu sühnen, soll er sein ganzes Leben Werken der Barmherzigkeit geweiht haben.

So verging ein Jahr ums andere. Tag für Tag harrte er jetzt, daß ihm ein gütiges Geschick die weiße Rose auf seinen Platz lege, doch sein Warten blieb lange vergeblich. Eines Tages fand man den Neunzigjährigen sanft entschlummert auf dem Grabe des Paters Vinzenz, mit seiner Rechten die weiße Rose umklammernd.

Seit jenen Tagen aber hat Gott keinen mehr des Rosenwunders gewürdigt.

576. Der Wettlauf in Weitensfeld.

Ungefähr in der Mitte des von der Gurk durchrauschten Tales liegt der Markt Weitensfeld in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit. Am untersten Ende des Marktes erhebt sich ein einfacher, schmuckloser Holzbrunnen. Inmitten des hölzernen Wasserbeckens steht auf einem Pfeiler eine mäßig große Statue; sie stellt eine aus Holz geschnitzte weibliche Figur mit spitzem, breitkrempigem Hute dar, die jedem Ortsfremden auffällt. Sie ist die Trägerin einer Volkssage, an welche sich wieder ein sonderbarer Brauch knüpft.

Als im 15. Jahrhundert in Kärnten die Pest wütete, blieben von all den Bewohnern männlichen und weiblichen Geschlechtes nur mehr drei Bürgersöhne und das Burgfräulein des nahen Schlosses am Leben. Da entspann sich zwischen den drei Jünglingen ein Streit, welcher das Mädchen

zur Gemahlin erhalten solle. Ein Wettlauf sollte entscheiden. Die Jungfrau stellte sich am Brunnen auf, mit den Schlüsseln des Hauses in der Hand, und versprach dem ins Haus folgen zu wollen, der als Erster bei ihr anlangen und sie küssen werde. Dieser Wettlauf wurde veranstaltet und der Sieger führte sie als Braut heim. So ward sie die Stammutter der gegenwärtigen Bevölkerung des Marktes.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit findet nun alljährlich zu Weitensfeld am Pfingstmontag das sogenannte „Kranzelreiten" statt, dem ein Wettlauf vorangeht. Die Statue ist an diesem Tage mit einer weiß-roten Schärpe und einem Kranze geschmückt. Sie bildet das Ziel eines Wettlaufes und Wettrittes, an welchem sich die Burschen des Dorfes beteiligen. Wer als Erster beim Standbilde der Jungfrau anlangt, erhält als Belohnung den Kranz von ihrem Haupte.

Nach einer zweiten Fassung soll jene Jungfrau im Mittelalter, als eine furchtbare Pest im Gurktale wütete, an der Stelle des Marktbrunnens bei lebendigem Leibe begraben worden sein. Die Marktbewohner hielten dies für das beste Mittel, die Seuche zu vertreiben, und hatten damit auch Erfolg. Später aber errichtete man der Jungfrau zum Andenken an ihre Opferliebe auf dem Marktbrunnen ein Denkmal.

577. Die Tauben zu Tiffen.

Auf einer Anhöhe am Rande des Dorfes Tiffen steht ein großes, altertümliches Haus mit weiten Toren und langen Bogengängen. Inschriften über den Toren und an den Wänden erzählen, daß vor Jahrhunderten dieses Haus der Sitz des Landpflegers war. Und wirklich findet man, wenn man den Teil des Hauses gegen den aufsteigenden Wald durchsucht, tiefe, finstere Gewölbe, frühere Kerker, und sogar noch eine Folterkammer. In einem großen Saale des ersten Stockes hängt ein Bild von bedeutender Größe. Es ist mit einem breiten Rahmen umgeben und durch zwei Türflügel zu schließen. An dieses Bild knüpft sich folgende Sage.

Schon vor mehreren hundert Jahren kam in jedem Sommer eine Prozession aus Steiermark, um in dem Kirchlein zu beten und sich Segen zu holen für die Herbsternte. Alle Wallfahrer nächtigten in dem einzigen Gasthofe des Dorfes, beim Rauchenwald, wo auch der Pfleger wohnte, und welcher jetzt noch besteht. Die Tochter des Pflegers faßte eine innige Liebe zu einem schönen Jüngling, der sich unter den Steirern befand, aber er konnte ihre Gefühle nicht teilen, denn sein Herz gehörte schon einer anderen. In seiner Heimat hatte er sein Liebchen und die Treue verband beide recht innig. Die hochmütige und in ihrem Stolze tief beleidigte Pflegerstochter sann nun auf Rache, um Vergeltung zu finden für ihre verschmähte Liebe. Sie stahl den goldenen Becher ihres Vaters und legte ihn heimlich in das Ränzchen des Wanderers, der am nächsten Tage ahnungslos mit den Seinen die Heimreise antrat. Es dauerte nicht lange, so vermißte der Pfleger seinen Becher und fragte seine Tochter, wo er hingekommen sein könnte. Die Rachsüchtige wußte ihren Vater bald zu überzeugen, daß jener Jüngling, den sie jetzt beschrieb, den Becher habe. Schnell mußten mehrere berittene Knechte dem

vermeintlichen Diebe nachjagen, um ihn samt der Beute zurückzubringen. Sie hatten ihn bald eingeholt und übergaben ihn dem Pfleger. Nun half kein Bitten und Flehen, kein Beteuern seiner Unschuld, er wurde verurteilt und von den Henkersknechten zum Galgen hinausgeführt. Bald war das grausame Werk vollführt. Seine letzten Worte waren: „Gott weiß, daß ich unschuldig bin."

Nach drei Tagen kamen die Eltern des unschuldig Verurteilten nach Tiffen, um ihren Liebling wenigstens als Leichnam noch zu sehen. Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie ihren Sohn noch lebend auf der Todesstätte antrafen. Schnell meldeten sie es dem Pfleger. Er saß gerade beim Mittagsmahl und hatte zwei gebratene Tauben vor sich auf dem Tische. Händeringend baten die unglücklichen Eltern, er möge ihnen ihren Sohn überlassen. Unerbittlich antwortete er: „Euer Sohn ist tot und war auch schuldig, so wahr diese Tauben nicht mehr fortfliegen können." Kaum waren diese Worte ausgesprochen, da flogen auch schon beide Tauben durch das offene Fenster ins Freie. Der strenge Richter erkannte die Fügung Gottes und bereute sein voreiliges Handeln. Er gab den noch lebenden Jüngling frei und Eltern und Sohn konnten wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Jenes große Bild stellt eben den Augenblick dar, wie die Tauben sich in die Luft erheben. Alljährlich kommt auch jetzt noch die Prozession aus Steiermark nach Tiffen und bei der Messe der Wallfahrer wird das alte Bild auf den Altar gestellt. Sie lassen nicht ab von diesem hundertjährigen Brauch, denn sie behaupten, es würde sofort eine Mißernte eintreten, würden sie nicht immer in Tiffen bei diesem Bild um Segen bitten.

578. Der Kornett auf Waldenstein.

Vor Zeiten lebte auf Waldenstein im oberen Lavanttal ein trotziger Ritter. Er mag ein finsterer, strenger Mann gewesen sein, da jeder ihm aus dem Wege ging. Nur sein junges blondes Ehgemahl liebte er über alle Maßen, weshalb er jeden ihrer Schritte beobachtete und durch seine Eifersucht ihr Leben vergällte. Nun sollte einmal zur Zeit der herbstlichen Hochjagd der Schloßherrin Vetter zu Besuch kommen, ein Kornett, jung und lebensfroh; mit ihm zog neues Leben in die Burg ein, selbst das verschlossene Wesen des Herrn schien sich der Heiterkeit erschließen zu wollen; er vergaß schon am ersten Abend seine Eifersucht und gab Erlebnisse aus der Jugendzeit zum besten.

Doch diese fröhliche Zeit sollte nicht lange währen. Bald trat seine alte Leidenschaft stärker denn je zutage, da er beobachtet zu haben glaubte, daß die Liebe seines Weibes erkalte und dieses den Vetter in allen Dingen bevorzuge. In blindem Hasse gegen den Eindringling sann er auf Rache und hatte bald einen Plan fertig. Er veranstaltete einen Jagdausflug und lud seinen jungen Anverwandten dazu ein. Als sie nach einigen Tagen mit reicher Beute sich auf den Heimweg begaben, ließ er ihn von einigen Knechten überfallen und ins Burgverlies werfen. Niemand kümmerte sich hier unten um den armen Unschuldigen, während die besorgte Herrin sich die Augen rotweinte um den verschwundenen Vetter.

Nach vielen Jahren, als die beiden schon längst tot waren, führte der Zufall Menschen in jenes Verlies, wo der arme, unschuldige Kornett eines qualvollen Hungertodes gestorben war. Da bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick: An die Wand gelehnt saß ein Gerippe, dem ein Finger fehlte, und auf der Mauer standen mit Blut geschrieben die Worte:

O Richter, richte recht!
Du bist Herr und ich bin Knecht.
Wie du gerichtet mich
Wird Gott einst richten dich.

1669. Peter Eckard v. Peckern, Kornett.

Wer heute nach Waldenstein kommt, sieht in jenem Gemach, der sog. „Kornettenkeuche", noch immer die geheimnisvolle Schrift des Toten und man behauptet, daß keine Farbe oder Tünche sie dämpfen könne.

579. Die Erstürmung des Klosters Millstatt.

Es war in den Dreißigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts, als die Jesuiten des Klosters Millstatt ihre Untertanen schwer bedrückten. Die Bauern mußten Frondienste leisten, die Felder bebauen, auf die Jagd gehen und auch die schweren Arbeiten im Kloster verrichten, waren also hart geplagt, während die Mönche ein herrliches Leben führten. Deshalb murrten sie wider ihre Unterdrücker und sehnten sich alle nach Freiheit. Um der Not abzuhelfen, begab sich eine Abordnung, bestehend aus zwei Bauern, das waren der vulgo Tomas in Dellach und der vulgo Tomas in Obermillstatt, mit einem Bittgesuche zum kaiserlichen Hof nach Wien. Dort angekommen, wanderten die beiden Bittsteller zur Hofburg. Nach längerem Warten im Empfangssaale erschien ein Herr, den sie für den Kaiser hielten. Sie überreichten ihm das Gesuch und baten auch mündlich in bewegten Worten um Abhilfe.

Der vermeintliche Kaiser war der damalige Hofnarr Paul Zopf, ein gewesener Winkeladvokat aus Wien; er nahm das Gesuch entgegen und versicherte den beiden Bauern, daß ihnen geholfen werden solle. Sie waren des zufrieden und kehrten beruhigt nach Hause zurück. Nach einiger Zeit erschien wirklich in Millstatt Paul Zopf selbst. Jetzt wurden geheime Bauernversammlungen abgehalten und über Veranlassung des Zopf beschlossen, das Kloster zu stürmen, die Mönche zu vertreiben und das Klostergebäude in Brand zu stecken. Nicht lange wartete man mit der Ausführung dieses Beschlusses.

Die Bauern rotteten sich zusammen und schritten unter Anführung des Paul Zopf zur Tat. Das Kloster wurde geplündert, die Mönche teils erschlagen, teils gefangen genommen und das ganze Klostergebäude in Brand gesteckt. Einem der Mönche gelang es aber zu entkommen. Dieser eilte nach dem zwei Stunden entfernten Markte Spittal an der Drau und alarmierte die dortige Bürgerschaft. Zu Pferde sprengte man dem mittlerweile abgereisten Anstifter Zopf nach.

Er wollte eben über Kleinkirchheim, wohin er auf einem Schimmel geflüchtet war, nach dem nächsten Orte Zedlitzdorf gelangen, um auch das dor-

tige Kloster mit Hilfe der aufgewiegelten Bauern zu zerstören. Die Verfolger ereilten ihn an der sogenannten Loitratten in Kleinkirchheim, damals eine offene Pferdeweide, umzingelten ihn und nahmen ihn gefangen. Fünf Minuten vorher hatte Zopf beim Trattlerwirt in Unterschern ein Glas Wein getrunken. Diese letzte Begebenheit ist an dem genannten, noch heute bestehenden Gasthause durch ein unscheinbares Gemälde verewigt: Paul Zopf sitzt auf dem Pferde, der Wirt steht neben ihm und reicht ihm ein Glas Wein; die Aufschrift lautet: „Paul Zopf, Hofnarr bei Kaiser Josef I., gewesener Winkeladvokat in Wien, hat hier, als er nach Zeblitzdorf wollte, das Kloster zerstören, Wein getrunken und wurde gleich darauf gefangen am 2. November 1737."

Auch die zwei anderen Bauern ereilte das Schicksal. Sie wurden zum Tode verurteilt und an der Stätte zum sogenannten Zopfenkopf bei Millstatt durch den Strang hingerichtet, Zopf aber enthauptet. Der Kopf des Anstifters wurde in einem Gitterkäfig an einer Felswand neben der Landstraße zur Warnung für die aufrührerischen Bauern ausgestellt. Später wurden die Klostergüter von Kaiser Josef eingezogen und dem Religionsfonde einverleibt.

580. Die Sage vom Singerberg.

Auf einem Felsvorsprunge des Singerberges stand früher ein prächtiges Schloß, welches im Besitze der Grafen von Rosen war. Diese waren wegen ihrer Härte und Strenge beim Volke sehr gefürchtet. Bei einem üppigen und ausschweifenden Gelage, welches der Graf gab, ereignete es sich, daß der Teufel das ganze Schloß über das Tal auf die gegenüberliegende Seite trug, wo es noch heute als Hollenburg steht. Das Rosental hat auch von diesem Grafengeschlechte seinen Namen.

581. Schloß Rosegg.

Das Schloß Rosegg besteht aus dem eigentlichen Schloß, einem mächtigen Bau, an welchen sich zu beiden Seiten die Nebengebäude und Wirtschaftsräume anschließen. Diese drei Teile stehen miteinander ober- und unterirdisch in Verbindung, da sie alle unterkellert sind und man von einem Nebengebäude durch den eigentlichen Schloßteil zum andern gelangen kann. Die Kellerräume dienen zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände und Nahrungsmittel, nur ein Teil, und zwar jener, der unter dem Schloß liegt, wird als Eiskeller benützt. Dieser ist ein rundes, sehr tiefes Loch, einem Burgverließe ähnlich, in welches man nur durch eine kleine Tür vom Gange aus gelangen kann. Neben diesem Eiskeller liegt, ganz im Dunkel versteckt, eine tiefe Nische, von der aus eine winzige, ganz verborgene Stiege in den oberen Teil des Schlosses führt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war ein Graf von Bohr der Besitzer des Schlosses Rosegg. Er war Falschmünzer und stellte in dem finsteren Teil des Kellerganges Geld und Banknoten her. Sehr lange Zeit trieb Graf

Bohr hier dieses schreckliche Handwerk und gelangte dadurch zu großem Reichtum. Doch trachtete er nicht durch Wohltätigkeit Armen gegenüber sein Verbrechen gut zu machen, er war hart und grausam und nur auf sein eigenes Wohl und die Vermehrung seines Vermögens bedacht. Das Schloß vergrößerte und verschönerte er und auch die großen Gärten, Alleen und die Umfriedung des Tiergartens soll er angelegt haben. Endlich beeinträchtigte ihn die Gebrechlichkeit des Alters bei seinem einträglichen Geschäft; die Fälschungen gelangen nicht mehr so gut und nach vielen Jahren wurde sein Schwindel dadurch entdeckt, daß seine Frau in Klagenfurt falsches Geld ausgab, ohne das Treiben ihres Mannes zu kennen. Graf Bohr wurde dem Gerichte überliefert, sein Geld eingezogen und ihm zur Strafe die Stelle eines Direktors des Münzamtes übertragen. In dieser Stellung wurde er durch den immerwährenden Anblick des Geldes von solchen Gewissensbissen gequält, daß er bald starb.

Das Volk aber erzählt, daß dem Grafen nicht alles Geld weggenommen werden konnte, da er schon früher für den Fall, entdeckt zu werden, vorgesorgt und einen großen Teil seiner Schätze vergraben hatte. Jetzt noch liegen diese Schätze dort verborgen, aber niemand wagt es, sie zu heben, da jeder neugierige Sucher durch ein eigentümlich unheimliches Geräusch, das aus der Tiefe des Kellers zu kommen scheint, von Grausen befallen wird und gern die Stelle verläßt. Auch will keiner dem Schatten des Falschmünzers in die Hände geraten, denn der Volksmund erzählt, daß er selbst es sei, der seinen Schatz bewache. Dieses Gerücht hat sich so verbreitet, daß sich in der ganzen Gegend kein Beherzter findet, der nach dem Gelde zu graben wagte, und alles scheu und furchtsam an der dunklen Nische vorbeihuscht.

582. Die St. Veiter Räuber.

Gar oft hört man im Volke die alte Kärntner Hauptstadt St. Veit als „Räuberstadtl" bezeichnen, was wohl nicht allein der Lust an boshaftem Scherz entspringen mag, sondern zum großen Teile auf die alte Überlieferung zurückgeht, die sich an die Umgebung von St. Veit heftet. In den großen Waldungen nahe der Stadt sollen sich in früheren Zeiten allerhand Leute aufgehalten haben, über deren Herkunft und Stand niemand Auskunft geben konnte. Es war zusammengelaufenes Gesindel, das in den zerstreut liegenden Bauerngehöften wegen seiner bei Diebstählen und Raubzügen bewährten Geschicklichkeit und Schlauheit gefürchtet war. Gewöhnlich hielten sich die Räuber im Walde nächst der Stadt auf, weshalb es auch bei Tage gefährlich war, diesen zu durchqueren; denn nicht nur daß die Reisenden meist überfallen und beraubt wurden; manche bekamen auch die Grausamkeit der Buschklepper zu spüren. Mit welcher Keckheit diese zu Werke gingen, beweist folgende Geschichte:

Es war zur Zeit der Christmette; die Leute des Hofes Stickelberger in Dellach waren zur Kirche gegangen und nur eine Magd als Haushüterin zurückgeblieben. Dieser kam es nicht ganz geheuer vor und als sie gar ein verdächtiges Geräusch und einen dumpfen Fall hörte, glaubte sie Gespenster

zu vernehmen, die ihr in der hl. Nacht die Zeit verkürzen helfen wollten. Doch als am nächsten Tage die Bäuerin in die „Kemat'n" (Kammer) ging, um für ihre Leute einen Imbiß zu holen, erlebte sie eine unliebsame Überraschung: von all den guten Sachen, die sie hier aufbewahrt, war nicht der kleinste Rest zu sehen, so sauber hatte die Bande alles ausgeräumt.

Solche Begebenheiten waren damals gar nicht selten und jeder Besitzer hatte Grund, für sein Eigentum zu zittern; und dennoch wagte es niemand, ihnen entgegenzutreten, denn sie verstanden es, die Bewohner durch ihre Verwegenheit einzuschüchtern.

So hatte es der Preilitzwirt, der mit ihnen eine Zeitlang im Einvernehmen stand, gewagt, einige von ihnen zu verraten und mußte dafür den ganzen Zorn der Bande fühlen. Er fiel ihnen in die Hände, wurde an den Füßen auf einen Baum gehängt und unter ihm ein Feuer angezündet, so daß er die schrecklichsten Qualen erdulden mußte, bevor ihn der Tod erlöste.

Als es der Behörde endlich gelang, ihrer Herr zu werden, gewann man erst ein klares Bild ihrer Beziehungen, denn die angesehensten St. Veiter Bürger waren als Hehler in die Sache verstrickt. Daraus mag sich das boshafte Sprichwort erklären, das noch lange in Umlauf war: Wenn die St. Veiter Bürger beim Mittagstische sitzen, mag man ungefährdet durch den Wolfschart-Wald gehen.

Ein Bauer fuhr in später Nacht auf seinem Wagen, der mit eingekauften Waren beladen war, vom Michaelimarkte seiner Besitzung zu. Auf dem Markte hatte er ein Rind gekauft und besaß daher trotz vieler Einkäufe ein erhebliches Sümmchen. Sein Besitz lag oberhalb der Ortschaft Obermühlbach, der Fahrweg führte meist durch dichten Wald und aufwärts. Eine Weile war er schon gefahren, als plötzlich aus dem Walde ein Weib zu seinem Wagen herangelaufen kam, das einen großen Sack auf der Schulter trug. Das Weib, ein Mann in Frauenkleidern, bat den Bauer, den Sack auf den Wagen legen und mitfahren zu dürfen.

Nichts Böses ahnend ließ er es gewähren und fuhr ruhig mit der neuen Last weiter. Das Weib wischte sich die Stirne, rührte sich aber nicht, nur im Sacke erklang ein eigentümliches Geräusch wie von Ketten und Waffen. Da ward dem Bauer unheimlich zu Mute und er wollte ihn wieder abladen, aber auf die Bitte des Weibes ließ er ihn noch eine Weile am Wagen. Bald stieg sein Verdacht, im Walde neben der Straße erklang bald da, bald dort ein Flüsterruf, sein Fahrgast ward ihm mit jedem Augenblicke unerwünschter, sein Wunsch, ihn loszuwerden, immer stärker. Da ihm nichts anderes einfiel, ließ er seine Peitsche zu Boden fallen und beauftragte das Weib, vom Wagen zu steigen und sie wiederzubringen. Während dieses abstieg und die Peitsche holte, trieb der Bauer die Pferde zu raschem Trabe an und enteilte dem verdächtigen Weibe, das hinten zu fluchen begann und die Fäuste ballte. Gleiche Flüche erschollen jetzt aus dem nahen Walde, den er mit großer Schnelle durchfuhr. Er langte wohlbehalten auf seinem Hofe an, versorgte die Pferde und Waren, schloß das Hoftor ab und verbrachte den Rest der Nacht wachend. Grauen flößte ihm der Inhalt des Sackes ein, den er nun durchsuchte; er enthielt Ketten und allerlei Waffen nebst Geschossen.

Am nächsten Morgen war sein erster Weg in die Stadt, um den nächtlichen Vorfall anzuzeigen. Der Magistrat ließ die ganze Gegend abstreifen und die im Walde lagernden Räuber fangen; seitdem herrschte in der Umgebung von St. Veit wieder Ruhe.

583. Krapfenbeck Simmele.

Zur Franzosenzeit lebte in dem Mittelgebirge, welches zwischen dem Glantale und dem Gurktale liegt, ein Bursche, bekannt unter dem Namen der „Krapfenbeck Simmele". Er war von ungeheurer Körperkraft, kühn und entschlossen. Mit mehreren anderen Genossen schädigte er durch heimliche Überfälle die Franzosen, ohne daß diese seiner habhaft werden oder auch nur seinen Namen erfahren konnten. So gelang es ihm auch, mit seinen Genossen eine französische Kriegskasse bei Einöd durch Überfall zu erbeuten. Auch diesmal hätten die Franzosen den Täter nicht ermitteln können, wenn nicht der Krapfenbeck Simmele und seine Genossen aus Übermut mit erbeuteten Generalsmützen am Liemberger Kirchtage erschienen wären. Das wurde den Franzosen hinterbracht und sie „gaben heraus", daß sie den Krapfenbeck Simmele tot oder lebendig haben müßten. Der Krapfenbeck Simmele lachte darob und fühlte sich um so sicherer, als er ein Messer besaß, welches die Eigenschaft hatte, ihm jede drohende Gefahr zu verkünden. Er brauchte es nur geöffnet vor sich auf den Tisch zu legen. Nahte Gefahr, so drehte sich das Messer so, daß die früher abgewendete Spitze sich dem Krapfenbeck Simmele näherte.

Eines Tages war er mit anderen Burschen im Wirtshause auf der Wegscheide und spielte eifrig Karten. Das geöffnete Messer lag vor ihm auf dem Tische. Langsam begann sich das Messer zu drehen und die Spitze näherte sich immer mehr dem Besitzer. Obschon der Krapfenbeck Simmele dies bemerkte, glaubte er dennoch, es sei noch Zeit, das Spiel zu beenden. Schon wies die Spitze des Messers auf ihn; da drangen französische Soldaten ins Wirtshaus ein. Der Krapfenbeck Simmele sprang auf und wollte sich durchschlagen, wurde aber von den Franzosen erschossen.

Einer andern ebenfalls in der Gegend zwischen dem Glan- und Gurktal fortlebenden Tradition zufolge war der Krapfenbeck Simmele eines Krapfenbäckers (Krapfenbeck) Sohn aus Weitensfeld und zur Franzosenzeit ein gefährlicher Räuber im Grenzgebiete zwischen Ober- und Unterkärnten. Er wurde von einer französischen Militärabteilung, welche nach ihm fahndete, im Wirtshause auf der Wegscheide erschossen, wobei die Franzosen allerdings die Grenze des Villacher Kreises überschritten und österreichisches Gebiet betreten hatten. Diese Tradition nennt unter den Genossen des Krapfenbeck Simmele einen anderen verwegenen Burschen, den Felfernig-Hois aus St. Urban ob Glanegg und hat verschiedene kühne Streiche dieses Räubers dem Gedächtnisse überliefert, unter anderen auch den, daß er dem Pfleger von Glanegg hinterbringen ließ, er liege in einem Gehöfte in St. Urban und sodann die Gelegenheit, daß man von Glanegg insgesamt auszog, um ihn zu fangen, benützte, die Steueramtskasse von Glanegg auszurauben.

584. Die Räuber auf der Schaida.

Vor ungefähr hundert Jahren trieben sich auf der Schaida bei Zell drei gefürchtete Räuber umher; der Anführer hieß Poklenščniak, die beiden anderen Podajavniak und Speničniak. Einmal erschlugen sie ein tragendes Weib und hieben dem Kindlein die Hand ab. Vor einem Einbruche hielten sie diese über ein Feuer; brannten alle fünf Finger, so schliefen alle Hausleute und sie brauchten nicht zu fürchten, bei ihrer Arbeit gestört zu werden. Brannte aber ein Finger nicht, so wußten sie, daß ein Mensch noch wachte und unterließen den Einbruch. Einmal saßen sie in einer Hütte beisammen und sprachen von unzüchtigen Dingen. Da erschien unvermutet der Škratl und warf sie über den Haufen, daß sie zu sterben glaubten.

Der alte Groß aus Zell ging einmal über Miel nach Krain, um Viehsalz einzukaufen, das dort viel billiger ist als in Kärnten. Unterwegs begegnete ihm einer der drei Gesellen und redete ihn an: „Du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten.“ „Das tue ich auch nicht,“ erwiderte Groß, „ich habe nicht viel Geld bei mir.“ Nun sagte ihm der Halunke auf Heller und Pfennig genau, wie viel er bei sich trug, und überreichte ihm einen Stecken mit der Weisung, ihn vorzuzeigen, falls er mit des Räubers Genossen zusammentreffen sollte; alsdann werde ihm nichts geschehen. Im Weitergehen zählte Groß sein Geld und richtig, der Räuber hatte sich um keinen Heller geirrt.

Als der dritte in Eisenkappel gefangen saß und gehängt werden sollte, tat er Buße. Jeden Abend, wenn die Glocke den englischen Gruß läutete, kniete er auf einen Holzblock nieder und verharrte so bis zum Morgenläuten. Wenn er aber im Bette schlief, besaß der Teufel noch Gewalt über ihn. Der Büßer bat deshalb einen mitgefangenen Knecht, die rechte Hand über ihn zu strecken; so war die Macht des Bösen gebrochen. Reuig und mit Gott versöhnt schied der Bösewicht aus dem Leben.

585. Eine Raubersg'schicht aus dem Görtschitztale.

Ein alter, reicher Müller besaß drei schöne, gerade heiratsfähige Töchter, die er nur an einen reichen und vornehmen Mann verheiraten wollte. Eines Tages kam nun wirklich ein feiner und schöner Herr und hielt um die Hand der jüngsten Tochter an. Der Müller fragte, warum es gerade die Jüngste sein müsse, worauf der Fremde antwortete: „Sie gefällt mir am besten.“ So billigte der Müller seine Wahl und auch die Tochter gab sich zufrieden, worauf im Dorfe mit großer Pracht Hochzeit gehalten wurde.

Hernach sollte das junge Paar auf das Schloß des Bräutigams ziehen. Sie ritten bei sinkender Sonne von der Mühle fort und kamen bei Morgengrauen im Schlosse an. Der junge Ehemann übergab seiner Frau die Schlüssel und zeigte ihr alle Gemächer bis auf eines. Vor diesem blieb er stehen, gab der jungen Herrin ein schneeweißes Ei und sprach: „Alle Gemächer des Schlosses darfst du betreten, nur diese eine Kammer nicht, denn da ist Unheil und Unglück! Nimm dieses Ei; so weiß und rein wie deine Seele soll es immer bleiben. Tust du etwas Unrechtes, so verliert es seine Reinheit.“ Sie versprach ihm seinen Willen zu erfüllen und die geheimnisvolle Kammer

nie zu betreten. Das Ei aber trug sie immer in der Rocktasche mit sich, damit kein Makel es beflecke.

Eines Tages entfernte sich ihr Gemahl vom Schlosse; die tiefe Einsamkeit weckte ihre Neugierde und wohl ein Dutzenmal ging sie zur Türe der verbotenen Kammer, ohne daß sie den Mut fand einzutreten. Das dreizehntemal aber ging sie doch hinein. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihr dar! Das ganze Zimmer war mit Totenköpfen gefüllt, menschliche Gliedmaßen lagen zerstreut am Boden und Blut floß über die Diele. Im Schrecken griff sie nach dem weißen Ei und da ihre Hand zitterte, ließ sie es fallen. Als sie es bebend aufhob, hatte es einen kreisrunden blutigroten Flecken. Kaum hatte sie sich einigermaßen erholt, sperrte sie die Kammer wieder ab, verließ das Schloß und bemühte sich an der nahen Waldquelle das Ei wieder reinzuwaschen. Aber vergebens.

Nach acht Tagen kehrte ihr Gemahl heim und begehrte das Ei zu sehen. Bebend zog sie es aus der Tasche; er sah das Blut und ehe sie ihren Mund zu einer Entschuldigung öffnen konnte, stieß er ihr einen Dolch in die Brust. Ihr Haupt schlug er ab und hängte es an die Decke der Schreckenskammer.

Nach einem Jahre begab er sich in Verkleidung abermals zu dem reichen Müller, um ihn um die Hand seiner mittleren Tochter zu bitten. Er erhielt sie und mit ihr eine reiche Mitgift. Doch bald, nachdem er sie heimgeführt, erging es ihr ebenso wie ihrer unglücklichen Schwester und auch sie mußte ihre Neugierde mit dem Tode büßen.

Nach zwei Jahren kam der schreckliche Mann in neuer Verkleidung zum dritten Male in des Müllers Haus und nahm die älteste und klügste Tochter zur Frau. Als er sie auf sein Schloß gebracht hatte, warnte er sie in gleicher Weise wie ihre Schwestern vor der Unglückskammer und dem Flecken am schneeigen Ei. Sie legte es in eine Schatulle und widerstand monatelang der Versuchung, das verbotene Gemach zu betreten. Einmal aber blieb ihr Mann über Gebühr lange der Heimat fern und da öffnete auch sie die geheimnisvolle Tür. Wie sie an der Decke die Köpfe ihrer Schwestern hängen sah, befiel sie tödlicher Schrecken; doch bald ermannte sie sich, schlug die Türe zu und floh zur Stunde aus dem Schlosse. Nach unsäglichen Beschwerden kam sie in der heimatlichen Mühle an und erzählte dem Vater die grausige Geschichte, welche die Ursache ihrer Flucht war.

Drei Jahre später kam eines Abends ein fremder Jäger in die Mühle und bat um ein Nachtlager, denn er hatte sich im Walde verirrt und konnte vor Tagesanbruch den Rückweg nicht finden. Die kluge Müllerstochter erkannte in dem Fremdlinge sofort ihren einstigen Gatten, den schrecklichen Räuber, und teilte ihre Entdeckung sofort dem Vater mit, welcher das Haus von starken Burschen umstellen ließ. Während der Räuber gemütlich beim Abendessen saß, stürmten diese herein, fesselten ihn und übergaben ihn dem Gerichte. Wenige Tage später hing er am Galgen.

586. Der zwölfte Mann.

Eine halbe Stunde außerhalb Eberstein stand vor langer Zeit eine Mühle, getrieben vom rauschenden Wasser des Görtschitzbaches. Der Müller

war sehr reich und genoß bei seinen Nachbarn großes Ansehen. Eines Tages blieb der Müller einen ganzen Tag fort, er hatte im Markte wichtige Geschäfte zu erledigen. Sein schönes achtzehnjähriges Töchterlein weilte allein in der einsamen Mühle. Schön Ännchen saß fast den ganzen Tag am Spinnrad und dachte an die schönen Dinge, die ihr der Vater abends mitbringen würde. Der Abend brach an, der Müller aber kam nicht. Schon verglühte das Abendrot — der Müller kehrte noch immer nicht zurück. Schön Ännchen begann sich nun doch zu fürchten und als schon die Sternlein am Himmel standen, wurde es von tödlicher Angst befallen. Sie dachte an das viele Geld, das der Vater im Kasten hatte, und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß durch die offene Kellerluke leicht jemand einsteigen könnte. Da kam ihr plötzlich Mut und Entschlossenheit, sie nahm eine Hacke als Waffe und stieg in den Keller hinab. Da sah sie — o Schrecken — wie eben ein Mann seinen pechschwarzen Kopf durch die Luke steckte. Rasch sprang sie hinzu und hieb ihm den Kopf ab. Aber der war kaum zu Boden gefallen, als schon ein zweiter ebenso schwarzer in der Öffnung erschien. Auch jetzt tat die Hacke ihre Schuldigkeit — aber ein dritter rückte nach. Ihm erging es wie seinen Vorgängern und noch acht weitere Köpfe fielen in den Keller. Ännchens Hand war jetzt schon so ermüdet, daß der Hackenstreich, der den Zwölften traf, nicht mehr tödlich verletzte. Sie aber achtete nicht mehr darauf, sondern lief, so schnell sie konnte, hinauf und fiel ihrem Vater, der eben heimgekehrt war, bewußtlos in die Arme.

Eines Tages nun, es war gerade ein Jahr nach jener schrecklichen Nacht, kam ein feiner Junker, der sich für einen Grafen ausgab, in die Mühle und bat den Müller um die Hand seiner Tochter. Der Müller, der gerne hoch hinaus wollte, zögerte keinen Augenblick mit der Zusage.

Die Hochzeit war vorüber und das junge Paar sollte im heimatlichen Schlosse Einzug halten. Der Graf bat Ännchen, mit ihm über den Berg zu Fuße zu gehen, weil Wagen und Pferde jenseits des Berges auf sie warteten. Also stieg Ännchen mit dem Grafen rüstig bergan. Als sie am Gipfel anlangten, setzte sich der Graf auf einem Baumstumpfe nieder, nahm seinen Hut ab und sagte zu seiner Gemahlin: „Geh', Ännchen, sieh doch nach, was mich am Kopfe so beißt!" Verwundert ob der seltsamen Bitte trat Ännchen näher und sah eine breite, rote Narbe, so lang wie die Schneide einer Hacke. Sie erschrak gewaltig, sagte aber kein Wort. Er sah sie höhnisch lachend an und fragte: „Weißt du noch, wer das getan hat?" Ehe sie aber Zeit zu einer Antwort fand, stürzten drei Männer auf sie, fesselten sie an Händen und Füßen, hoben sie auf ein Pferd und ritten eilig davon. Am Abend kamen sie in einen unheimlichen Wald. Hier hielten die vier, hoben die Gefesselte vom Pferde und banden sie an einen Baum. Hernach ritten sie unter rohem Gelächter von dannen, in der Meinung, sie müsse jetzt Hungers sterben.

Aber einer von den Männern hatte Mitleid mit dem schönen, jungen Mädchen gefühlt und ihr die Hände so gefesselt, daß sie die Bande mit den Zähnen leicht öffnen konnte. Es gelang ihr bald, sich zu befreien und nun trachtete sie möglichst schnell den Weg aus diesem Walde zu finden. Nachdem sie eine halbe Stunde immer geradeaus gelaufen war, kam sie endlich auf eine einsame Landstraße und sah zu ihrer Freude einen Gerber mit

einem Wagen voll gegerbter Häute daherfahren. Sie bat ihn, daß er sie unter seinen Häuten verstecke, und erzählte ihm ihre Geschichte. Der biedere Mann erbarmte sich ihrer und kam ihrer Bitte nach.

Annchen war noch nicht lange unter den Gerberhäuten verborgen gefahren, als die vier Reiter in sausendem Galopp von hinten heransprengten. Sie hielten den Fuhrmann an und verlangten, daß er seine Fracht ablade. Er tat es mit Zittern und Zagen bis auf die letzte Haut. Als er schreckensbleich auch diese vom Wagen heben wollte, sagte der Anführer, der vermeintliche Graf: „Ihr könnt schon wieder aufladen, guter Mann, hier ist sie nicht. Aber jetzt vorwärts, ihr Gesellen!" wandte er sich an diese und ehe sich der Gerber von seinem Schrecken erholt hatte, war der wilde Haufe auf und davon.

Annchen aber kam am nächsten Tage gesund und wohlbehalten in der Mühle an, zur Freude ihres alten Vaters.

Ähnliche Fassungen dieser Sage kommen in der Gegend von Feldkirchen und Völkermarkt vor.

587. Der Galgenbühel bei Greifenburg.

Östlich von Greifenburg an einem Gebirgswege, der sich gegen die zerstreut liegende Ortschaft „Kerschbaum" und die Ruine „Rottenstein" wendet, kommt man nach kurzer Wanderung zu einem von alten Fichten umgebenen freien Platz, den die Leute „Galgenbühel" nennen.

Von der Entstehung des Namens erzählt die Sage, daß vor Jahrhunderten ein Dieb, Mörder und Räuber, ein Auswurf der Menschheit, auf dem genannten Hügel den Galgentod erleiden mußte. Er war armer Leute Kind und da er frühzeitig den Vater durch den Tod verloren, wurde die Mutter, eine arme Witwe, die Erzieherin des Knaben. Sie verstand es aber nicht, ihn gut zu überwachen, und so gewöhnte er sich in seinem unreifen Alter an allerlei Untugenden. Die größte von diesen war der Diebstahl. Er folgte dem Sprichwort, welches sagt: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Die Leidenschaft, zu stehlen, wurde ihm zur Gewohnheit. So wurde aus dem verwahrlosten Knaben ein Dieb, Räuber und Mörder. Er wurde verfolgt, endlich gefangen genommen und auf dem Galgenbühel gehängt. Nach guter mündlicher Überlieferung soll er Pongratz geheißen haben.

588. Der Galgenbühel bei Tiffen.

Im Norden von Tiffen, das früher ein stark befestigter Ort war, erhebt sich der Galgenbühel, wo die zum Tode verurteilten Verbrecher gehängt wurden. Er war mit einer hohen Mauer umgeben, in die ein kleines Kämmerlein eingebaut war, wo die von den Verbrechern geraubten Wertsachen aufbewahrt wurden.

Eines Tages wurde ein berüchtigter Räuber hingerichtet. Als die Gerichtsherren nach Tiffen zurückkamen und im nächsten Gasthause einkehrten, war es bereits finster geworden. Im Gasthause bemerkte der Henker, daß er seine weißen Handschuhe am Galgen vergessen hatte und fragte die

Kellnerin, ob sie für eine bestimmte Geldsumme nicht geneigt wäre, sie zu holen. Diese willigte ein und eilte zum Galgenbühel. Dort angekommen bemerkte sie, daß eben Räuber die vielen Schätze raubten. Sie schlich leise durch das Tor und kam zum Galgen. Ein heller Blitzstrahl zuckte eben über den Himmel und sie erblickte die Handschuhe, stieg eilends die Leiter, welche noch am Galgen lehnte, empor, nahm die Handschuhe an sich und flüchtete aus den Mauern. Vor dem Tore fand sie einen weißen schwerbeladenen Esel. Ohne lange Überlegung bestieg sie das Tier und ritt schnell nach dem Orte zurück.

Im Gasthause angelangt übergab sie dem Henker die Handschuhe und erhielt den Esel samt den Schätzen, welche die Räuber aufgeladen hatten, zum Lohn für ihre kühne Tat. Am Abende des folgenden Tages kam ein stattlich gekleideter Herr mit mehreren kräftigen Burschen in dasselbe Gasthaus. Der Herr verlangte Wein und die Kellnerin stieg mit der Kerze in der Hand in den Keller, um die Flasche zu füllen. Der Fremde schlich ihr nach und schlug hinter sich die Türe so kräftig zu, daß das Schloß einschnappte. In seiner Hand blinkte ein Dolch, mit dem er das Mädchen töten wollte; doch dieses blies schnell die Kerze aus und sprang hinter einen Pfeiler, dann riß es eine Tür, die vom Keller ins Freie führte, auf und entkam so der Gefahr. Kaum war sie draußen, so hörte sie auch schon die anderen Gesellen über die Stiege hinabeilen und sich an der Tür zu schaffen machen. Eilends rannte sie zu den Gerichtsherren und meldete, was vorgefallen. Alsogleich erschienen einige handfeste Männer im Hause, nahmen die Räuber gefangen und brachten sie gefesselt zu Gericht. Nachdem sie noch gestanden, wo sie ihren Raub verborgen hatten, wurden alle auf eine schreckliche Weise hingerichtet.

589. Der Galgenbühel bei Grades.

Südöstlich vom Markte Grades heißt ein Hügel, von welchem man eine schöne Aussicht in das untere Metnitztal genießt, der Galgenbühel. Noch heute zeugen Merkmale von den Greueltaten, welche hier vollbracht wurden. Im Jahre 1835, als in Grades noch die alte Pflegeherrschaft bestand, welche der von Straßburg zugehörte, soll dort die letzte Hinrichtung vorgenommen worden sein. Es wurde die Riedlbäurin aus Klachl (am linken Ufer der Metnitz) hingerichtet, weil sie ihren Gatten vergiftet hatte, um ihren Nachbar Krug, der nicht verheiratet war, ehelichen zu können.

Die dort sichtbaren Steingruppen sollen die Gräber der Hingerichteten bezeichnen.

Zur selben Zeit fand noch am Marktplatze zu Grades nach dem sonntägigen Gottesdienste, nachdem der Marktschreier Verschiedenes ausgerufen hatte, das sogenannte Eseltreiben statt. Männer und Frauen, die durch Ausstreuen falscher Gerüchte Unfrieden stifteten, mußten auf einen Holzbock, der jetzt Eigentum der Schule ist, verkehrt aufsitzen, bekamen eine Tafel auf den Rücken geheftet, auf welcher ihre Schandtaten verzeichnet waren, und mußten sich vom Volke jegliche Verhöhnung und jeglichen Schimpf gefallen lassen.

590. Das Mörderkreuz.

In Unterkärnten, südlich von Bleiburg zwischen den Ortschaften Penk und Loibach, steht nahe am Walde auf einsamem Felde ein Kreuz. Der Vorübergehende kann noch jetzt mit Mühe die verwischten Buchstaben entziffern, die besagen, daß dort vor vielen Jahrzehnten ein Bauernsohn aus Reue wegen eines begangenen Verbrechens sich selbst gerichtet hat.

Ein Bauer hatte außer seinem ehelichen Sohne noch einen Stiefsohn, welchen er infolge seines guten Wesens so liebte wie sein eigenes Kind. Diese väterliche Liebe erregte die Eifersucht des wirklichen Sohnes, der, mit weniger guten Eigenschaften ausgestattet, stets einen geheimen Groll auf seinen Stiefbruder hegte.

Als der Bauer starb, hinterließ er sein Hab und Gut zu gleichen Teilen den beiden Söhnen. Darüber außer sich, beschloß der wirkliche Sohn des Bauers, seinen Stiefbruder zu beseitigen, damit er alleiniger Erbe seines Vaters bleibe. Dieser böse Vorsatz wurde eines Nachts zur fluchwürdigen Tat. Er überfiel den ahnungslos Schlafenden, ermordete ihn und floh mit dem ganzen Gelde aus dem Hause. Sodann trachtete er, es in Sicherheit zu bringen, irrte über die Felder nahe zum Walde, wo ein einzelner Baum stand, und vergrub dort seinen Schatz. Nachher wollte er sich in der Nähe zur Ruhe legen, um bei Tagesanbruch vor der Gerechtigkeit zu fliehen. Vergebens waren seine Bemühungen; das böse Gewissen ließ ihn nicht ruhen, so daß er halbverrückt bis zum Morgengrauen ohne Rast und Ruhe umherlief. Große Reue bemächtigte sich seiner ob der bösen Tat und mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn wieder zum Baume, wo er das Geld ausgrub und angesichts der Leiche des Unschuldigen sich am Baume erhängte.

Am nächsten Tag fand man im Hause das arme Opfer und am Baume auf dem einsamen Felde den Mörder. Die Bauern fällten den Baum und errichteten an dieser Stelle ein Kreuz für den armen Sünder.

Noch heutigen Tages scheut sich jedermann, bei Anbruch der Nacht an jenem Orte vorüberzugehen, denn allgemein wird behauptet, daß noch jetzt der Mörder nach Erlösung schmachte und in Gestalt eines Irrlichtes des Nachts um das Kreuz schwirre.

591. Das „Lichte Kreuz".

Eine halbe Wegstunde von Friesach entfernt, gegen die steirische Grenze zu, liegt ein großer Gutsbesitz und Meierhof mit Branntweinbrennereien, einem reichen alten Stamm gehörig; von Knappitsch ist der Name der Besitzer. Unweit des Gutes, mitten im Felde steht ein altes, schlichtes, schon sehr stark beschädigtes Mauerkreuz. Die Bezeichnung „Kreuz" ist in Kärnten für jede Wegsäule gebräuchlich, sei sie aus Holz oder Stein.

Das erwähnte Kreuz ist im Metnitztal unter dem Namen „Lichtes Kreuz" bekannt, weil man dort in der Nacht schon öfter ein eigentümliches Leuchten sah, ähnlich einem Irrlicht. Einer von den Besitzern des Schlosses, der dies Kreuz errichten ließ, soll darunter auch einen Schatz vergraben haben und

ihn in der Gestalt des Irrlichtes bewachen. Nur einmal im Jahre, und zwar in der Nacht vom Karsamstag zum Ostersonntag verschwindet das Licht und in dieser Zeit kann man den Schatz ungestört ausgraben.

592. Das Jammerkreuz.

Vor vielen Jahren, als der Bannwald bei St. Urban ob Glanegg noch eine mächtige Größe besaß und die Bäume darin so dicht standen, daß selbst zur Mittagszeit der Tag nur Dämmerung auf dem einsamen Waldweg zeichnen konnte, gingen die St. Urbaner ob dieses Dunkels nur scheu durch den Wald. Bei jedem Knacken eines Astes oder Krächzen eines Vogels glaubten sie Gespenster zu hören, die durch Kreuzschlagen vertrieben werden mußten. Nur eine Bauerndirne der Umgebung, die als leichtsinnig und glaubenslos galt, ging ohne Grausen hindurch. In heiliger Fastenzeit, als ihr Dienstgeber mit dem Gesinde zur Andacht in die Kirche ging, fuhr sie mit einem ihr gleichgesinnten Burschen zum Tanz nach dem Marktflecken Feldkirchen. Dort war sie es, die dem Tanz am eifrigsten huldigte und erst um Mitternacht mit ihrem Begleiter die lärmende Gaststube verließ. In rasendem Galopp wollten die beiden den Bannwald durchfahren, wurden aber von heftigem Grauen erfaßt, als ein Windstoß sausend durch die Baumwipfel fuhr. Sie fühlten sich von scharfen Krallen gepackt und wurden aus dem Wagen gerissen. Führerlos kamen die Pferde bei Morgengrauen daheim an. Die Vermißten aber fand man am Tage zerfetzt auf einem Baumwipfel hängen. Seit dieser Zeit klagten ihre Seelen um Mitternacht im Walde und konnten erst zur Ruhe gebracht werden, als die Überlebenden das Kreuz dort errichteten.

593. Der gestohlene Maibaum.

Es war vor vielen Jahren, da wurde in Kötschach auf dem Dorfplatze nach langen Jahren wieder eine „Maje" aufgerichtet. Als die Mauthener davon Kunde erhielten, war es um ihre Ruhe geschehen. Es wurde Rat gehalten, wie die „Maje" ausgehoben werden könnte. Bald fanden sich einige Burschen dazu bereit. Mit Hacken und Sägen bewaffnet machten sie sich in der Nacht vor dem Kreuzfreitag auf den Weg und es gelang ihnen, in einem unbewachten Augenblick den Maibaum auszuheben. Dieser wurde auf einem Wagen, dem ein Esel vorgespannt war, nach Mauthen geführt und dort unter Spottliedern in die nahe beim Ort vorbeifließende Gail geworfen

Man kann sich nun denken, daß die Kötschacher auf Rache sannen, und es bot sich dazu bald eine gewünschte Gelegenheit. Am Kreuzfreitag kommen wie alljährlich viele Prozessionen selbst vom fernen Mölltal und auch von Mauthen nach Kötschach. Alle Prozessionen wurden wie gewöhnlich mit dem feierlichen Geläute aller Glocken empfangen; aber als die Mauthener kamen, verstummten plötzlich die Glocken und die schrillen Töne der „Ratschn" gaben ihnen das Geleite.

594. Der Jungfernsprung bei Tiffen.

Neben der altersgrauen Kirche von Tiffen fällt der Abhang in einer hohen Wand steil gegen den Mühlbach ab. Diese Wand trägt den Namen Jungfernsprung und an sie knüpft sich folgende Geschichte.

Als noch die Herren von Tiffen auf der Burg lebten, wanderte ein armer Weber mit seiner Tochter in das Dorf ein. Das Mägdlein war hübsch und jung und gefiel überall durch Anstand und Sitte. Besonderes Gefallen fand der Schloßjunker an ihr und mit süßen Liebesworten umgirrte er das blonde Mädchen. Doch sie blieb kalt. Eines Tages schritt sie den Hügel zum Kirchlein hinan, betete im alten Gotteshause und trat dann an den Abhang und schaute über die steile Wand hinunter. Plötzlich stand der Junker neben ihr und begann sein Liebeswerben wieder. Gereizt durch ihr kühles Benehmen drängte er sie immer näher an den Abgrund und wollte sie umarmen. Sonst keinen Ausweg erblickend wagte sie mit einem „Hilf Himmel!" den Sprung in die Tiefe. Plötzlich ernüchtert schaute der Junker dem mutigen Mädchen nach und sah, wie es sich unversehrt vom Boden erhob und seines Weges ging. Die Sage schließt mit der Versicherung, daß der Junker sein übermütiges Treiben eingestellt und angesichts des Wunders, das er erlebt, sich gebessert habe.

595. Der Jungfernsprung auf Hoch-Osterwitz.

Der östliche Felsenabsturz des Bergkegels, den die Burg Osterwitz krönt, heißt Jungfernsprung. Die Sage erzählt davon: Eine bildschöne Zofe stürzte sich, den Lüsten des Burgherrn enteilend, in die grause Tiefe hinab, um nicht in seine Arme zu fallen. Wie durch ein Wunder kam sie unbeschädigt zu Boden. Der mit Streu heimfahrende Bühelbauer lud die Ohnmächtige auf seinen Wagen und sie diente ihm fortan als Magd.

Entsetzen trieb den Ritter durch die Wälder und schon meinte er an einer Quelle in tiefer Einsamkeit den letzten Atem auszuhauchen, als plötzlich die Totgeglaubte vor ihm stand, ihm vergab und ihn tröstete. Dann zog er ins heilige Land, um seine Schuld zu sühnen. Dem Bauer, der sich der Jungfrau angenommen, gab er nachmals Brief und Siegel, daß er frei sei von aller Gabe und von jedem Dienste auf der Burg.

Eine ganz ähnliche Sage erzählt man von dem zwischen Dellach und Döbriach befindlichen Absturz der Hochwand zum Millstättersee, nur daß die Verfolgte den Wellen heil entkam, während der Verfolger, ein frevelhafter Priester, sich aus Verzweiflung über den vermeintlichen Mord ihr nachstürzte und spurlos im See verschwand.

596. Die Rosaliengrotte.

Auf dem Rosalienberge, einer Vorlagerung der Karawanken bei Globasnitz, erhebt sich eine Kirche, die der hl. Rosalia geweiht ist und dem Berge seinen Namen gegeben hat. Unweit des Gotteshauses weist der Berg starke Zerklüftungen auf, die sich an einer Stelle zu einer Art Grotte ver-

tiefen, welche jedoch vollständig offen ist. Blickt man vom Grunde der Grotte zur Höhe, so zeigt sich an der Decke eine kreisrunde Öffnung von einem Meter im Durchmesser. Daran knüpft sich folgende Sage: Ein schönes Mädchen aus einer der umliegenden Ortschaften begegnete auf einem nächtlichen Gange einem Burschen, der es schon längere Zeit mit seinen Anträgen verfolgte. Es begann nun, um sich vor seinen Nachstellungen zu sichern, eilends zu laufen und flüchtete in Todesangst auf den nahen Rosalienberg. Aber knapp hinter ihr kam der Bursche nach und konnte sie schon im nächsten Augenblicke einholen. Da gewahrte sie zufällig jene Vertiefung und stürzte sich, um dem Gefürchteten zu entgehen, mit einem frommen Gebete in den Abgrund. Da geschah ein Wunder, das sie vom Tode rettete, indem die heilige Rosalia selbst sie in der Grotte auffing und sachte zu Boden setzte. Dadurch hatte das Mädchen einen solchen Vorsprung vor dem Verfolger gewonnen, daß es unbehelligt nach Hause gelangte. Um diese Begebenheit in der Erinnerung festzuhalten, wurde in der Grotte ein Altar errichtet, auf welchem die Wallfahrer Blumensträuße und frische Kränze zum Opfer bringen. Noch heute sagen die Leute, daß jede wahre Jungfrau, die denselben Sprung wage, von der hl. Rosalia aufgefangen und beschützt werde. Alljährlich pilgern an bestimmten Sonntagen des Jahres viele Gläubige aus der nächsten und weiteren Umgebung zur Grotte, waschen dort ihre kranken Augen mit dem heilenden Wasser, welches unter dem Altar entspringt, und begeben sich hierauf zur Kirche.

597. Die Wolfstratte.

Als im Lavanttale noch die Schlachter (d. h. Leute, die sich mit dem Schlachten von Haustieren beschäftigten) von einem Bauer zum andern zogen, da ereignete sich einst eine sonderbare Geschichte.

In Rasing bei den letzten drei Bauern unter der Koralpe, wo heute noch eine gräfliche Käserei besteht, wurde ein solcher Schlachter bestellt. Derselbe war mit der angewiesenen Arbeit sehr spät fertig geworden und erhielt dann seinen Lohn, der nicht etwa aus Geld, sondern aus Fleisch bestand, denn es war damals so Brauch. Er trat nun rasch den Heimweg an, der ihn zuerst durch einen Wald führte, aus dem er dann auf eine Blöße gelangte, die damals „Zu den vier Toren" genannt wurde; hier kreuzen sich nämlich vier Straßen, wovon jede durch ein Tor abgeschlossen ist, daher der Name. Auf einmal bemerkte er Lichter von der Ferne und vernahm bald darauf ein furchtbares Geheul, woraus er schließen konnte, daß Wölfe sich in seiner Nähe befanden. Diese kamen immer näher und näher, so daß ihm zuletzt nichts anderes mehr übrig blieb, als ihnen einen Teil seines Fleisches entgegenzuwerfen und sich während dieser Zeit, wo sie es verzehrten, auf einen Baum zu flüchten. Er führte diesen Entschluß auch aus und erreichte glücklich einen Baum auf der bereits erwähnten Waldblöße. Er stieg nun rasch auf diesen hinauf, warf zuvor noch den Rest seines Fleisches den Wölfen entgegen und meinte, daß diese seinen Hund, den er immer bei sich hatte, angreifen und wieder fortgehen würden. Jedoch er täuschte sich; denn die Wölfe ließen seinen Hund in vollster Ruhe, fingen dagegen an, den Baum

auszugraben. Als er dies merkte, erbleichte er vor Entsetzen und wußte sich anfangs nicht zu helfen. Da fiel ihm glücklicherweise ein, daß die Wölfe ein mit Blut benetztes Tier angreifen und es fortschleppen, wenn es auch einer aus ihrer Mitte ist; er schnitt sich zu diesem Zwecke in den Finger und wollte das Blut auf eines der Raubtiere träufeln lassen. Jedoch es fiel nicht auf einen Wolf, sondern auf seinen Hund. Als die Wölfe dies merkten, gingen sie auf diesen los und gelangten unter dem fortwährenden Ringen immer mehr abseits von der Stelle. Der Schlachter fühlte sich nun seines Leben. wieder sicher, stieg vom Baume und trat fröhlich den Heimweg an. Der Hund kam erst nach vier Tagen nach Hause. Seit dieser Begebenheit wird die Waldblöße, auf der sich jene Begebenheit abgespielt haben soll, nicht mehr „Zu den vier Toren", sondern „Wolfstratte" genannt.

598. Die Bärengrube.

Im Rosental, unter dem Matzenberge findet man rechts vom Wege, der von der Raut aufwärts führt, eine Grube, „Bärengrube" genannt. Vor vielen Jahren, da noch die Sohlengänger in Kärntens Bergen kein seltenes Wild waren, errichtete man solche Gruben und überdeckte sie mit Tasen (Fichtenästen). Kam dann ein Bär des Weges, so fiel er wohl, angelockt durch den Geruch des Fleisches, das man ihm hingelegt, in die Grube.

Einmal trug ein Weib ihrem Manne, der Holzknecht war, das Essen in den Wald und fiel in eine Grube. Ihr Schrecken war groß, aber er steigerte sich, als sie gewahrte, daß schon ein Bär hier kauerte. Ungehört verhallten ihre Hilferufe und die Nacht brach an. Der Bär hockte in der einen Ecke, das Weib in der andern, jeder beim Anblicke des andern vor Angst gelähmt.

Es ward Tag und Leute durchstreiften den Wald, um das vermißte Weib zu suchen. Endlich gelangten sie zur Grube, aus der schwache Hilferufe ertönten. Sie warfen ein Seil hinab und rieten der Frau, die Oberkleider loszulösen, denn der Bär machte bereits Miene, sich auf seine Beute zu stürzen. Sie befolgte den Rat, die Männer zogen am Seil und der Bär, seiner Beute beraubt, stürzte herzu und zog an den Röcken, welche ihm allein zurückblieben. Die Frau gelangte glücklich nach oben.

599. Adlerhorst.

In den Pettenegganlagen zu Friesach zieht ein Felsen das Augenmerk der Besucher auf sich; er neigt sich ganz über den Gehweg und droht jeden Augenblick herabzustürzen. Wer ihn besteigt, findet oben eine Höhlung, die in früheren Zeiten einem Adler als Aufenthalt diente. Daher bezeichnet der Volksmund den Fels als Adlerhorst.

Es war ein heißer Augusttag, es schien fast, als ob die Sonne ihre ganze Glut auf dieses friedliche Städtchen ausgegossen hätte. Die meisten Bewohner gingen hinaus in den kühlen Wald, um dort einigermaßen vor der drückenden Hitze geschützt zu sein; auf den Wiesen arbeiteten Knechte und Mägde, um das trockene Heu in die Scheunen zu bringen, während einige Kinder sich auf dem weichen Rasen tummelten. Die Sonnenglut wirkte aber so er-

schlaffend auf die Gemüter der Kleinen, daß einige von ihnen sich im Schatten des Waldrandes niederlegten und bald einschlummerten. Einen Knaben traf nun das Mißgeschick, etwas unsanft aus dem Schlafe geweckt zu werden. Ein Adler hatte mit seinen scharfen Spähaugen dem Treiben der Kinder zugesehen, benützte jetzt die Gelegenheit und stürzte sich aus seinem Neste herunter auf den Schlafenden. Unbarmherzig hackte er seine Krallen in den Rücken des Kindes, hob es in die Lüfte und nun ging es dem Neste zu. Vier hungrige Jungen streckten ihre ungewaschenen Schnäbel nach dem Fraße aus. Während der Adler den Knaben in sein Nest fallen ließ, vergaß dieser seines Schmerzes; er war für sein Alter stark und warf die Jungen in den Abgrund. Jetzt saß er allein im Neste, hoch über sich den blauen Himmel, unten die Tiefe, ringsumher schwarze Felsen.

Nach einiger Zeit kam ein großer Adler, den das Geschrei der Jungen herbeigelockt hatte, dem Neste zugeflogen. „Halt," dachte sich der Knabe; „hat dich das Weibchen heraufgetragen, so kann dich das Männchen hinabtragen." Er streckte sich tief im großen Neste hin und als sich der Adler an dessen Rande niederließ, erfaßte er seine Schwingen und hockte sich zwischen diesen und dem Halse auf den Rücken des Raubvogels. Der Adler flog ab, sank aber unter der schweren Last mehr und mehr zu Boden und in wenigen Augenblicken lag der Knabe wieder auf der Wiese, von der ihn das Weibchen entführt hatte.

600. Das Barbarabad bei Friesach.

In Maierhofen hatte sich ein Stier der Kette entledigt und war in wildem Laufe davongestürzt. Auf der rasenden Flucht über Stock und Stein fiel das Tier und brach ein Vorderbein. Die nachgekommenen Knechte fanden es endlich im Walde südlich der Metnitz gegenüber von Maierhofen. Am Bergabhange stand er, die Vorderfüße in einer kleinen Lache badend, in welche sich eine Quelle ergoß. Als man das Tier untersuchte, war sein Bein bereits verheilt. Auf diese Weise ward die Heilkraft jenes Wassers entdeckt und heute erhebt sich dort das Barbarabad.

601. Der Teich in Grades.

Beim Habersack, einem Bauer im Feistritzgraben, wuchs vor vielen Jahren eine Rübe, die einen riesigen Umfang und eine so starke Wurzel besaß, daß niemand imstande war, sie aus dem Boden zu heben. Nachdem man schon alle möglichen Mittel versucht hatte, ohne daß sie sich rührte, kam jemand auf den Einfall, die auf dem Dellacher Kuster stehende uralte Lärche abzubiegen, an ihrem Gipfel ein Seil zu befestigen und die Rübe daranzuknüpfen. Es gelang; allein durch das rasche Emporschnellen des Riesenbaumes ward die Rübe zwar aus dem Erdreiche gehoben, aber das Seil glitt von ihr ab und die ungeheure Frucht fiel zu Boden. Dort schlug sie ein tiefes Loch, das groß genug war für einen Teich. Es ist der Gradeser Teich, wie ihn der Volksmund nennt; in ihm tummeln sich zahlreiche Forellen.

602. Das Totenbrünnlein.

In der Feistritzburg hinter Malta hausten drei Ritter. Die meisten Bauern der Gegend mußten für diese Herren fronen und litten schwer unter ihrer Roheit; manche Faust ballte sich bei der Arbeit, mancher heimliche Fluch entglitt dem Munde der Leibeigenen, aber keiner wagte sich offen aufzulehnen.

Einmal ritten die drei Herren auf stolzen Hengsten hinaus nach Malta. Das gewahrten die Bauern und entwarfen insgeheim Rachepläne. Als jene heimritten, dabei aber nicht mehr ganz nüchtern waren, vertraten ihnen die Bauern den Weg, ihr letztes Stündlein hatte geschlagen. Die Wut gegen die Unterdrücker entbrannte; der nicht vom Pfeil getroffen wurde, sank blutüberströmt unter den Knüppeln der Bauern zu Boden. Damit die Leichen nicht wider sie zeugten, gruben die Mörder ein tiefes Loch und warfen Mann und Roß hinein.

Aber aus der Grube floß Blut in einem hellen Bächlein; später wurde es zu Wasser. Heute noch murmelt an der Stelle jenes Bächlein, das „Totenbrünnlein"; es führt lauwarmes Wasser, dem die Kälte nichts anhaben kann; denn selbst im Winter bleibt der Boden ringsherum schneefrei.

603. Der Tiebelbachsee.

Am Fuße des Präkopberges sprudelt das Wasser auf allen Seiten wie durch ein Sieb aus dem Berge und vereinigt sich zum sogenannten Tiebelbache, der warmes Wasser führt und in der größten Kälte nicht zufriert. Die Sage behauptet, daß der Präkopberg einen See birgt. Wenn in Himmelberg ein Pfleger mit einem bedeutenden Mal im Gesicht und zu gleicher Zeit im Orte Tiebel ein Bauer Besitzer von zwei schwarzen Stieren sein werden, wird die Tiebel ausbrechen und das ganze Kesseltal von Himmelberg unter Wasser setzen.

604. Das Hungerbrünnlein bei St. Veit.

Im Nordosten von St. Veit, etwa 2 km davon entfernt, liegt das, heute dem Maximilian Ritter von Schreiner gehörige landtäfliche Gut „Hunnenbrunn", vor wenigen Jahrzehnten im Volksmunde noch Hungerbrunn genannt. Unterhalb desselben führt die Reichsstraße gegen Friesach. Bevor die kleine Anhöhe unter dem Gute erreicht ist, bemerkt man am niedrigen Rain, der die Reichsstraße auf der rechten Seite begrenzt, eine Quelle, welche nicht immer Wasser gab. Sie unterschied sich von derartigen Quellen dadurch, daß sie selbst nach ausgiebigen Niederschlägen nicht floß, wohl aber nach längerer Trockenheit. Reichlich fließendes Wasser zeigte immer erträgnisreiche Jahre an, während das Versiegen der Quelle auf Mißernte schließen ließ. Aus diesem Grunde kamen nicht nur die Bewohner der Umgebung häufig nachsehen, ob und wie die Quelle fließe, sondern auch solche von weither, um sich darnach richten und mit dem Verkaufe landwirtschaftlicher Erzeugnisse zurückhalten zu können. Ganz besonders gruselig aber war

es für die Jugend und für Hasenfüße, — denn solche gab es damals wegen des herrschenden Aberglaubens genug, zu hören, daß sich an der Quelle zur Geisterstunde, das ist zwischen 12 und 1 Uhr nachts, eine Frauengestalt ohne Kopf zu schaffen machte. Sie war der Schrecken aller Wanderer, die um diese Zeit die Straße entlangziehen mußten. Der Quelle wich jeder in weitem Bogen aus und wagte nicht seitwärts zu blicken. Darum wußte auch niemand recht Bescheid über die gespensterhafte Erscheinung. Heute hört man hiervon nichts mehr und der Name des Gutes ist schon allgemein Hunnenbrunn und nicht mehr Hungerbrunn, wie er seinerzeit nach dem Hungerbrünnl gelautet hat.

605. Kaltstube.

Eine Gebirgsgegend zwischen Kamp und Theißenegg im Lavanttale heißt Kaltstube. Wie die Gegend zu diesem Namen kam, erzählt eine alte Sage.

Die Senner hatten mit ihren Herden die üppigen Weiden verlassen und waren jubelnd zu Tal gezogen. Nur die schöne Lisi stand mit ihrem Kinde noch an einer kleinen Almhütte und lauschte wehmütig dem verklingenden Scheidegruß der Herdenglocken. Zum zweiten Male schon mußte sie die Herden ziehen lassen und wegbleiben vom Elternhause, denn sie hatte keine Heimat mehr, ihr öffneten sich nicht die traulichen Stuben, verschlossen war ihr der Kreis der Gespielinnen, die mit Scherz und heiteren Liedern sich die langen Winterabende kürzten; sie und ihr Kind, der Zeuge ihrer Schuld, mußten zurückbleiben auf der Alpe. Und wie es bei Bauersleuten noch der Fall ist, daß sie die Wirkung ihres Fehltrittes für die Ursache ihrer Leiden halten, so hielt es auch Lisi und hegte einen ungerechten Haß gegen das unschuldige Wesen.

Tage und Wochen gingen der Einsamen vorüber, die wehmütig in das Tal hinabsah. Wohl wartete sie des Geliebten, der ihr Trost bringen sollte; doch er kam nicht, da der Weg zur Alpe fast mannshoch mit Schnee bedeckt war. Der schneidende Nord stürmte und mit unheimlichem Seufzen durchdrang er das lose gefügte Gebälke der ärmlichen Hütte. Ihre Vorräte waren schon fast aufgezehrt und das letzte Holz brannte am niederen Herde. In zweifacher Gestalt stand der Tod vor ihr. Sie zitterte für ihr Leben und des Kindes Jammern, das an der letzten Krume Brot nagte, warf einen Strahl von Mutterliebe in ihr Herz, doch rasch wandte sie sich wieder mit Unwillen von dem Kleinen ab. Als sie nun einsah, daß nur eine rasche Tat sie dem Verderben entreißen konnte, erwachte sie aus dem dumpfen Hinbrüten und rüstete sich zu einem kühnen Wagestücke. Zu ihrem Geliebten mußte sie eilen, von ihm Rettung holen für sich und das Kind. In wenigen Stunden konnte sie ja zurück sein. „Mutter, wohin willst du?" jammerte das Kind; „mir ist so kalt," winselte es zitternd und umklammerte die Füße der Herzlosen. „Laß mich los," schalt die Mutter, stieß es zornig von sich und eilte, fest in ein schützendes Tuch gehüllt, zur Türe hinaus.

Nur zu bald verschwand die eben noch scheinende Sonne in den Wolken, der Wind wirbelte den Schnee hoch in die Luft; aber Lisis Liebe zum Leben stählte ihre Kraft. „Mein Gott, ich erliege," seufzte die Arme, als Schnee

und Eis unerbittlich auf sie einstürmten. Sie sank erschöpft zu Boden, aber der fürchterliche Gedanke, daß jeder Augenblick Ruhe ein Schritt näher zum Tode sei, belebte sie und sie eilte weiter. Endlich erblickte sie die Wohnung des Geliebten; noch galt es freilich, einen tosenden Waldbach zu übersetzen, über den ein schlüpfriger Baumstamm als Brücke gelegt war. Ein Fehltritt und Lisi sank in das eiskalte Wasser; aber geistesgegenwärtig griff sie nach dem Baumstamm, umklammerte ihn fest und erreichte fortkriechend das ersehnte Ufer. Frostbebend und zu Tode erschöpft gelangte sie in des Geliebten Haus, und mit den Worten „ich sterbe" sank sie zu seinen Füßen. Wie aber lebte sie auf, als ihr der Geliebte versicherte, ihrer Verehelichung stehe kein Hindernis im Wege, sie möchte mit dem Kinde zu ihm kommen.

Neu gestärkt trat sie den beschwerlichen Rückweg an und in wenigen Stunden stand sie vor ihrer Hütte. „Mutter, wie ist die Stube so kalt," winselte das Kind der Kommenden entgegen und sein Lebenslicht erlosch. Jetzt erst erwachte in Lisi mit doppelter Gewalt die Mutterliebe. Keine Träne drang aus ihrem Auge, kein Laut kam über ihre blassen Lippen; schmerzüberwältigt warf sie sich über die kleine Leiche und blickte wild in die halbgeschlossenen Augen, als wollte sie ihnen fluchen, daß sie sich so früh geschlossen. Lange lag sie stumm auf der Erde, das kalte Kind in den Armen. Dann riß sie es plötzlich an die Brust, schlug eine gellende Lache auf und schrie, es herzend und kosend: „Wie ist die Stube so kalt!" Der Geliebte war ihr nachgeeilt, um sie zu beschützen und sicher in die neue Heimat zu geleiten, doch als er in die Hütte trat, hielt sie ihm das tote Kind entgegen und mit den Worten: „Mutter, wie ist die Stube so kalt!" stürzte sie entseelt zu Boden.

606. Die Schintemuntalpe.

Eine Alpe auf der Plöcken, die durch ihren Graswuchs und die schönen Weiden bekannt ist und im Hintergrunde des Angerbachgrabens liegt, führt den Namen Schintemunt oder Tschintemuntalpe. Die Sage erzählt von ihr:

Zwei Hirten in der Plöcken führten ein gar übermütiges Leben. Sie machten nämlich aus Reisig und Stroh ein Männlein und nannten es Hansel. Dem gaben sie von allem, was sie aßen und tranken und hielten es gut trotz einem Menschen, so daß viel edle Gottesgabe verwüstet ward. Eines Abends, da sie schon mit dem Hilfsbuben zu Bette lagen, fiel es ihnen bei, daß der Hansel noch kein Abendessen bekommen, worauf sie hinausgingen und dem Strohmännlein eine volle Schüssel vorsetzten. Aber zu ihrem Schrecken hub das Männlein wirklich zu essen an, regte und bewegte sich. Sie flohen hurtig in die Kammer und schoben den schuldlosen Hilfsbuben im Bette der Türe zunächst. Jetzt polterte das Strohmännlein zur Türe herein, griff über das Bett und schrie:

Den ersten find i,
Den zweiten schind i,
Den dritten wirf i
Über die Hütten abaus.

Und so geschah es. Seitdem heißt der Ort „Schintemuntalpe."

607. Die Entstehung von Schwarzenbach.

An jener Stelle, wo sich heute Schwarzenbach ausbreitet, war vor vielen Jahren ein großer, dichter Wald. In diesem verirrte sich einst ein Hirte mit seinen Schafen. Die Sonne war schon lange hinter die Berge gesunken und es fing an zu dämmern. Der arme Hirte wußte sich nicht mehr zu helfen und zündete ein Feuer an. Auf einmal fing der Wald Feuer und alles wurde ein Raub der Flammen. Nichts blieb verschont. Nur der Hirte konnte sich retten. Er erbaute später eine Hütte und es siedelten sich allmählich Leute in der Nähe an. Der Bach, der durch das Tal floß, trat aus seinem Bette und riß die verbrannten Baumstämme mit sich fort. Von der Asche und den Kohlen war das Wasser schwarz gefärbt und deshalb wurde auch das Dorf, das nach und nach aus der Ansiedelung des Hirten entstand, Schwarzenbach genannt.

608. Wie der Schreibname Anderwald entstand.

Der Schreibname Anderwald ist im Kanaltal stark verbreitet. Über die Entstehung des Namens berichtet eine Geschichte:

In Lußnitz hausten vor mehreren Jahrhunderten gefürchtete Räuber. Da kam einmal ein Räuber, der auf Kundschaft war, zur Bande zurück und erkundigte sich nach dem Hauptmanne. Er erhielt die Auskunft, daß er sich auf der andern Seite des Waldes bei der Haupttruppe befinde. Aus den Worten: „Auf der andern Seite des Waldes" soll der Name Anderwald entstanden sein.

609. Die Lügenmär vom Gullihofe.

Von der zum Gullihofe im oberen Metnitztal gehörigen Alpenwirtschaft wurde die Milch in Röhren zum Hofe herabgeleitet und dort in einem Teiche gesammelt, auf welchem ein Arbeiter in einem Kahne herumfuhr und den Rahm abschöpfte. Die Butter wurde zum Gullihof auf Holzriesen herabbefördert. In einer großen Schüssel mit Mus ging der Knecht herum und trat mit den Füßen Tümpfe, in welche sodann Schmalz geleitet wurde.

Einst fiel beim Butterauslassen ein Knecht hinein und konnte nicht mehr aufgefunden werden; erst über Jahr und Tag kam er im Schmalz als „Grammel" zum Vorschein.

Da sich fast bei jeder Bauernwirtschaft ein Knecht findet, der mit der Kost unzufrieden ist, so wurde als solcher „Kostprotzer" im Gullihofe ein eigener Knecht angestellt, welcher nichts anderes zu tun hatte als auf der Ofenbank zu liegen und über die Kost zu schimpfen.

In der Nähe der Besitzung stand eine Fichte, unter welcher 24 Männer ihre Sensen dengeln konnten, ohne daß einer den andern zu sehen vermochte, so dick war der Stamm. Die Höhe dieses Baumes war geradezu unbeschreiblich, so daß ein Eichhörnchen, wenn auch vom Schusse ins Herz getroffen, erst am andern Tage zu Boden fiel.

Ferner befand sich beim Gullihofe ein Blashorn, welches, wenn gebraucht, so heftige Schallwellen erzeugte, daß sich das ganze Gesinde, um nicht niedergeworfen zu werden, in die inneren Räume zurückziehen mußte.

610. Der ewige Jude.

Der ewige Jude, oder, wie er im Mölltale auch heißt, „der ewige Schuster“ muß es bitter büßen, daß er einstens Christum den Herrn fortwies, als dieser auf seinem Leidensgange das Kreuz an die Wand seines Hauses lehnen wollte. Zur Strafe dafür ist er verurteilt, beständig auf der Erde herumzuwandern.

Auf seinen Weltfahrten ist der ewige Jude mehrmals nach Kärnten gekommen und hat sich da an verschiedenen Orten sehen lassen.

Als er vor vielen Jahren zu Flattach im Mölltale erschien, nahm er bei einem dortigen Bauer Herberge. Des Abends, nachdem die Leute bereits schlafen gegangen waren, rückte er den Tisch in die Mitte der Stube und umwandelte ihn die ganze Nacht. Bei seinem Weggange sagte er zum Bauer, zweimal sei er jetzt schon dagewesen, wenn er zum dritten Male wiederkomme, werde das Dorf verschwunden sein. Wenn die zwei Moserhäuser am Flattachberge dreimal abgebrannt sein werden, wird der See, welcher oberhalb des Dorfes im Berge sich befindet, ausbrechen und Dorf und Bewohner vernichten. Es wird gerade eine Hochzeit sein und alle Leute werden sich in der Kirche versammelt haben.

Man glaubt allgemein, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, in der sich die Weissagung erfüllen werde. Schon sind mehrere Ereignisse eingetreten, welche der ewige Jude als Vorzeichen des kommenden Endes bezeichnet hat. Die Moserhäuser sind bereits zweimal vom Feuer heimgesucht worden; am Fuße des Berges, dessen Inneres den verhängnisvollen See bergen soll, ist eine Quelle zutage getreten und der Boden oberhalb der genannten Gebäude verwandelt sich mehr und mehr in ein „Moos.“

Ein andermal ist der „ewige Schuster“ nach Dellach im Mölltale gekommen. Die Leute kannten ihn nicht gleich, als er im dortigen Wirtshause „zugekehrt“ war. Er hatte ein gar seltsames Wesen. Als wenn er Quecksilber im Leibe hätte, ging er in der Stube ohne zu sprechen auf und nieder und nahm auch da nicht einmal Platz, als ihm die Wirtin sein Essen auf den Tisch gestellt hatte. Seine Rechnung bezahlte er mit sieben nagelneuen Münzen, die niemand kannte.

Während er in der Stube weilte, waren die Hennen und der Hahn hereingekommen und hatten ein lautes Gegacker erhoben. „Wißt ihr wohl“, fragte der Alte, „was der Hahn mit den Hennen gesprochen hat?“ — „Jetzt gehen wir hinunter“, sagte er, „zur Waitzenharfe, fressen uns dort an und dann legen wir uns schlafen.“ Die Leute sperrten den Mund auf, als sie dies hörten, und eilten sofort den Hennen nach, welche inzwischen die Stube wieder verlassen hatten. Sie fanden es wirklich so, wie der Fremde gesagt. „Das ist der ewige Schuster,“ hieß es jetzt, „der versteht die Sprache der Vögel, gehen wir wieder zurück, vielleicht erfahren wir noch mehr von ihm.“ Wie

sie aber wieder in die Stube traten, fanden sie keine Spur vom Alten mehr, und niemand wußte anzugeben, wie und wohin er verschwunden.

Von Vellach weg war er damals nach Heiligenblut gewandert. Es war das zweitemal, daß er diesen Ort besuchte. Als er zuerst dort gewesen, war die ganze Gegend nichts als eine „Kitzeralm". Damals aber hatten sich schon Ansiedlungen erhoben und Heiligenblut selbst war ein beträchtliches Dorf. Wenn er zum dritten Male wiederkomme, soll er zu den Leuten gesagt haben, werde Heiligenblut nichts als ein „Sandbüchel" sein. —

Wie die Leute neugierig um ihn standen, sah er eine Maus am Boden laufen. „Diese hat ihr Loch am Grabe einer Kindbetterin", sagte der Alte. Alle eilten der Maus nach, um zu schauen, wohin sie schliefe. Sie verkroch sich richtig am Friedhofe im Grabe einer Person, welche während des Kindbettes gestorben, der „ewige Schuster" aber war inzwischen unvermerkt verschwunden.

Steinfeld im oberen Drautale war nicht immer so klein als es heute ist. Von der Stelle, wo das jetzige Dorf steht, bis hinunter ins Tal, wo die Wasser der Drau fließen, hatte sich ehedem eine mächtige Stadt ausgedehnt. Es ist schon lange her und die Menschen sind damals noch Heiden gewesen. Aber wer ein Sonntagskind ist, der kann wohl manchmal noch etwas von ihr finden oder die Glocken der verschwundenen Stadt hören.

Der „ewige Jude" aber hat sie noch gesehen, wie er das erstemal durch das Drautal kam. „In hundert Jahren Wiese und Wasser," soll er damals gesagt haben. Und so ist es auch gekommen. Die Stadt verschwand, es blieb von ihr nur das Dorf Steinfeld übrig. Unten im Tale aber ist alles Wiese und Wasser.

Villach ist zwar eine alte Stadt im Lande. Der ewige Jude aber war in jener Gegend, wo jetzt die Stadt liegt, schon zu einer Zeit, als noch keines Menschen Fuß sie betrat. Wie er das zweitemal wiederkam, fand er eine Stadt, und erscheint er zum dritten Male, werden Stadt und Menschen verschwunden sein.

Alte Leute im Lavanttale erzählen gerne von ihm. An verschiedenen Orten soll er sich dort gezeigt haben. Er kehrte nirgends ein, sondern wanderte in einem fort bei Tag und Nacht herum. In St. Andrä hat der fürstbischöfliche Tafeldecker mit ihm gesprochen, als er einmal durch diesen Ort wanderte.

611. Die Bibel von Kaning.

In Kaning, einem kleinen Gebirgsdörflein bei Radenthein, besaß ein Bauer vor einigen hundert Jahren eine alte Bibel. Als Anfang enthielt sie allerlei Weissagungen über Radenthein und seine Umgebung. So hieß es, daß die Kirche zu Radenthein, deren Altar anstatt im Osten im Westen liegt, einmal den Türken als Pferdestall dienen werde. Ferner war der dreimalige Einsturz des Felder Kirchturmes vorhergesagt. Tatsächlich wurde dieser Turm schon das drittemal aufgebaut. Als die Pater des Millstätter Klosters von dieser Bibel, die auch von der Auflassung des Klosters sprach,

erfuhren, wurde sie dem Bauer gewaltsam entwendet und mußte wegen ihrer Größe mit einem Paar Ochsen nach Millstatt geführt werden, wo sie im Klosterhof verbrannt wurde.

612. Vom einstigen Untergange Wolfsbergs.

Hoch droben auf einem Berge steht ein Kirchlein im Lavanttal, von dem sich der Volksmund folgende Begebenheit erzählt:

Ein armer, alter Mann ging durch hohes Tannicht seiner Behausung zu. Trotz aller Eile wußte er doch, daß er nicht mehr vor dem Sturme das schützende Dach seines Heimes erreichen werde. Gott schickte ihm Hilfe in dieser Not. Sein eigenes Haus, das man zu seiner Ehre erbaut hatte, bot dem Alten während des Sturmes Zuflucht. Andächtig erwies er seinem Herrn die gebührende Ehrfurcht. Da horch auf einmal, welch seltsames Flüstern, welches Stimmengewirr, welch unheimliches Grollen aus dumpfen Kehlen. Schauer durchrieselte den Alten. Draußen krachte und tobte es, der Wind beugte die Bäume, daß sie ächzten, und schwere Regengüsse spielten dazu die Weisen, wobei ihnen die trüben Kirchenfenster als Instrument dienen mußten. Fast seiner Sinne nicht mehr mächtig, war der Greis auf den Betschemel gesunken. Seltsame Gestalten huschten um ihn her. Unmöglich war es ihm, aus ihrem Flüstern etwas zu verstehen. Mit vereinten Kräften hoben sie den Grundstein der Kirche und nun senkten sich die Köpfe und der größte von ihnen nahm Stift und Kreide und zeichnete einen Plan, den der Alte im Finstern nicht erkennen konnte. Still und dumpf war es in der Kirche. Schwer ertönten die Glockenschläge. Es schlug 1 Uhr. Die furchtbaren Erscheinungen, die dem Alten fast den Atem raubten, waren verschwunden. Draußen hatte sich der Sturm gelegt. Der Alte schritt nun heimwärts.

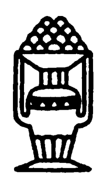
Auf die Erzählung des Alten horchte jedermann mit spöttischem Lächeln. Doch als man am nächsten Tage den Grundstein der Kirche hob, da fand man einen Plan der Stadt Wolfsberg, worin auch ihr Untergang vorausgesagt war. Die obere Stadt sollte den Satzungen jenes Planes gemäß durch Feuer, die untere durch die Lavant und andere unheilvolle Wasser zugrunde gehen. Möge jedoch dieser schönen Stadt das Unheil stets ferne bleiben und jene Prophezeiung niemals in Erfüllung gehen.

613. Ende der Zeiten.

Wenn das Ende der Zeiten naht, wird es viele Nationen und Völker geben; die Religionen werden derart verworren sein, daß die Geistlichen auf die Berge gehen und die Hirten fragen werden, welches der rechte Glaube sei. Zwist und Kampf entstehen, schlimme Krankheiten brechen aus und großes Elend kommt über das Volk. Keiner will mehr das Feld bebauen, das Unglück mehrt sich von Tag zu Tage, die Städte stürzen ein und die Dörfer gehen zugrunde. Wenn sich das alles zeigt, geht es schon dem Ende der Welt zu. Wir selbst können dies erleben, vielleicht sogar noch unsere Mütter; wenn nicht wir, so gewiß unsere Kinder. Als Vorzeichen des künftigen Gerichtes wird am Himmel eine rote Rute erscheinen, welche bedeutet, daß der Krieg im ganzen Lande ausgebrochen ist.

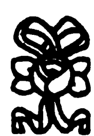
In früheren Zeiten machten die Holzknechte auf die Strünke der gefällten Bäume mit der Hacke ein Kreuz. Wer jetzt in der Gnade Gottes sein und sich auf ein solches Kreuz setzen wird, soll von einer Wolke verhüllt werden, so daß ihm nichts geschehen kann. Der Krieg wird nur solange dauern, als man braucht, um drei Laib Brot in den unterirdischen Räumen, wohin sich die Leute aus Angst vor dem Kommenden zurückgezogen, zu verzehren. Ist die letzte Krume aufgezehrt, so endet das Toben des Krieges. Die dem Tode entgangenen Menschen werden ein großes Feuer anzünden und allen Überlebenden damit ein Zeichen geben, worauf die Leute aus ihren Verstecken hervorkommen und dem Feuer zueilen werden. Hierauf sollen noch einige gute Jahre eintreten, denen der Weltuntergang folgen wird. (Loibltal, Prävali.)

Vor alten Zeiten lebte eine Mutter, die hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Und die Kinder mußten das Vieh hüten; zu Mittag, nachdem sie ihren kärglichen Imbiß eingenommen, schliefen sie ein. Derweilen war das Vieh verschwunden; als sie erwachten und ihr Vieh nimmer sahen, eilten sie, es zu suchen. Der Knabe gewahrte bald eine Kuh. „Siehst du," sprach er zur Schwester, „siehst du dort die ‚Hehle' (Name der Kuh)?" Und richtig, sie fanden ihr Vieh. Da kamen sie zu einem Brunnen, neben welchem ein großer Stein lag. Auf diesem saß die Muttergottes und sprach jetzt zu den Kindern: „Bleibet immer schön brav; die Weintrauben müssen verfaulen, die Erdäpfel müssen verfaulen, die Leute haben keinen Glauben mehr." Und die Kinder befolgten den Rat und wurden brave und fromme Menschen. (Maltatal.)



Ortsverzeichnis.

Die Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Sagen.



Quellenverzeichnis.

4. R. Waizer, Carinthia 1870, S. 14.
9. V. Pogatschnigg, Car. 1860, S. 171.
14. R. Waizer, Car. 1872, S. 95.
29. N. Car. 1890, S. 62.
54,9. R. Waizer, Car. 1875, S. 284.
57.–59. V. Pogatschnigg, Car. 1898, S. 6f.
60. R. Waizer, Kultur- und Lebensbilder aus Kärnten, S. 113.
73. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 33.
75. Teilweise nach R. Waizer, Car. 1878, S. 213.
88. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 182.
89. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 183.
91. P. Kohlmayr, Car. 1866, 31 und Lexer, Kärnt. Wörterb. S. 231.
92. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 36.
95. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 285.
96. 1. V. Pogatschnigg, Car. 1860, S. 53.
96. 3. F. Franzisz i, Car. 1868, S. 338.
96. 4. Th. Vernaleken, Alpensagen, Nr. 70.
97. 2. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 182.
107. R. Dürnwirth, Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig 1891, S. 206.
108. R. Dürnwirth, Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig 1891, S. 204.
110. R. Waizer, Car. 1875, S. 283.
111. Mit Benutzung von Lexer, Kärnt. Wörterbuch, S. 21. R. Waizer, Kultur- und Lebensbilder aus Kärnten, S. 81 ff.
116. R. Dürnwirth, Zeitschrift für Volkskunde 1891, S. 202.
117. R. Waizer, Kultur- und Lebensbilder, S. 84.
119. Vgl. Car. I, 1892, S. 116f.
122. R. Waizer, Car. I, 1897, S. 150.
123. F. Jvanetič, Car. 1877, S. 261.
125. Einiges aus H. Hermann, Handbuch der Geschichte des Herzogtums Kärnten I, S. 277.
126. 1. R. Waizer, Car. 1870, S. 143.
131. H. Hauser, Illustrierter Führer durch die Stadt Friesach 1905, S. 50.
133. 2. R. Waizer, Car. 1873, S. 349.
147. Schluß nach H. Hermann, Text zu Josef Wagners Ansichten aus Kärnten, S. 287.
148. 2. Car. 1870, S. 15.
150. F. Jvanetič, Car. 1877, S. 261.
151. 2. J. Rainer, Car. 1886, S. 284.
152.–153. F. Franziszi, Car. 1868, S. 48.
166. Car. 1860, S. 181.
169. 2. F. Franziszi, Car. 1880, S. 142.
173. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 65.
175. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 66.
181. R. Waizer, Car. 1880, S. 23. F. Jvanetič, Car. 1878, S. 285.
182. R. Waizer, Car. 1872, S. 28.
183.–184. M. Drumel, N. Car. 1890, S. 194.
187. E. Aelschker, Am Wörthersee, Klagenfurt 1891, S. 52.
188. Ebenda, S. 65.
194. R. Waizer, Car. I, 1897, S. 150.
199. J. Rainer, Car. 1868, S. 285.
202. Die Volkssage kennt die Etymologie des Wortes Friedlach (urk. Vrideloisaich) nicht.
204. Die Einleitung mit Benützung von Car. I, 1892, S. 119. Lexer, Kärnt. Wörterbuch, S. 173. Car. 1875, S. 284.
227. Teilweise benützt F. Franziszi, Car. 1892, S. 90.
234. R. Waizer, Car. I, 1891, S. 55.
235. Joh v. Viktring, Buch gew. Gesch. II, 8. Noreja, herausgeg. von S. M. Mayer, Klagenfurt 1837, S. 292.
237. V. Pogatschnigg, Car. 1873, S. 24.
239. Car. 1813, Nr. 33.
244. P. Koschier, Car. I, 1912, S. 144.
261. R. Dürnwirth, Zeitschrift für Volkskunde 1891, S. 203.
270. Teilweise nach Lexer, Kärnt. Wörterbuch, S. 112.
272. Rappold, Sagen aus Kärnten, Nr. 18.
274. J. Wagner, Album für Kärnten, Klagenfurt 1845, S. 136.
278. M. Drumel, N. Car. 1890, S. 195.
296. F. Kordon, Car. I, 1905, S. 20.
304. H. Hermann, Car. 1856. S. 46. Vgl. dazu die Etymologie des Ortsnamens Viktring, das von slavisch vetrino „Wetter" hergeleitet wird. Car. I, 1896, S. 51.
306. M. Morer, Car. I, 1899, S. 154.
328. Teilweise nach F. Kordon, Car. I, 1905, S. 21 und F. Franziszi, Car. 1867, S. 486.
350. Car. 1877, S. 156.
352. Schluß nach H. Hermann, Text zu Wagner, S. 188f.
362. E. Aelschker, Am Wörthersee, Klagenfurt 1891, S. 38f.
366. R Waizer, Car. 1862, S. 130.
368. F. Franziszi, Car. I, 1899, S. 40.
369. Nach M. Morer, Car. I, 1899, S. 153 und H. Hermann, Text zu Wagner, S. 285.
381. Th. Vernaleken, Alpensagen, Nr. 204.
435. Lexer, Kärnt. Wörterbuch, S. 47.

436. Ebenda, S. 121.
438. J. Wagner, Album für Kärnten, S. 191.
461. J. Wagner, Album für Kärnten, S. 118.
462. Teilweise nach Hermann, Text zu Wagners Ansichten, S. 265.
466. Die Variante aus Th. Vernaleken, Alpensagen, Nr. 219.
467. Teilweise benützt A. v. Jaksch, Car. I, 1898, S. 138 und Hermann, Text zu Wagner, S. 226.
470. E. Aelschker, Gesch. Kärntens I, S. 329.
471. Mit Benutzung von Car. 1813, Nr. 41 und 42. Vgl. Aelschker, Gesch. Kärntens I, S. 235.
472. 1. } E. Aelschker, ebenda, S. 237 ff.
     2. } Dieser folgt Megiser, S. 737.
     3. Nach Hermann, Text zu Wagner, S. 21.
     5. Nach Hermann, Text zu Wagner, S. 136.
     6. Anfang nach Car. 1819, Nr. 31.
     7. Car. 1821, S. 9.
     8. R. Waizer, Car. 1869, S. 138.
     9. Hermann, Text zu Wagner, S. 134.
474. F. Kordon, Car. I. 1905, S. 19.
475. M. Morer, Car. I. 1905, S. 26.
477. 1—2. Von R. Waizer, Kulturbilder, N. F., S. 43.
483., 484., 492., 493. } V. Pogatschnigg, Car. 1867, S. 311.
494. R. Waizer, Car. 1878, S. 214; 1880, S. 23.
499., 501., 503., 505., 509., 511. } V. Pogatschnigg, Car. 1867, S. 311 ff.
526. Conversio Bagoariorum et Carantanorum, cap. 7 (Pertz, Mon. Germ. Script. T. XI, p. 9).
527. J. Wagner, Album, S. 111, Lexer, Kärnt. Wörterbuch, S. 193.
528. F. Franzisci, Car. 1868, S. 318.
530. H. Hermann, Klagenfurt, wie es war und ist, S. 10.
532. H. Hermann, historisch-topographische Darstellung der alten Hauptstadt Kärntens. Klagenfurt 1826, S. 56.
534. H. Weininger, Car. 1871, S. 76.
537. V. Pogatschnigg, Car. 1867, S. 129. Vgl. damit die Wappensagen der Herren von Spauer in Tirol und der salzburgischen Thannhauser.
541. J. Rainer, Car. 1868, S. 283.
543. J. Wagner, Album, S. 167.
544. Ebenda, S. 167.
545. Car. 1863, S. 78.
546. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 29.
547. J. Wagner, Album, S. 103.
548. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 508.
549. Ebenda, Nr. 509.
550. Ebenda, Nr. 510.
551. J. Rainer, Car. 1868, S. 283.
552. Teilweise nach Car. 1869, S. 137 und 1862, S. 74.
553. R. Waizer, Car. I, 1891, S. 55.
555. J. Wagner, Album, S. 145.
556. Ebenda, S. 24.
559. F. G. Hann, Car. I, 1898, S. 10.
565. Rappold, Nr. 51.
567. F. Franzisci, Car. 1868, S. 46.
570. H. Hermann, Klagenfurt, wie es war und ist, S. 10.
571. Bei A. v. Tschabuschnigg, Kärntnerische Zeitschrift, Nr. 136, romanhaft ausgeweitet, dagegen nach der Volksüberlieferung bei J. Wagner, Album, S. 113.
573. R. Waizer, Car. 1873, S. 27.
583. J. v. Ehrfeld, Car. I, 1899, S. 90.
595. J. Wagner, Album, S. 160.
603. H. Hermann, Text zu Wagners Ansichten, S. 234.
605. Nach Car. 1842, S. 169.
606. Th. Vernaleken, Alpensagen, Nr. 148.
610. V. Pogatschnigg, Car. 1872, S. 54.



